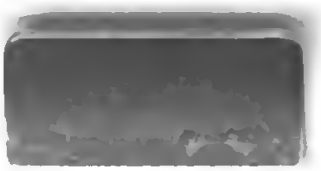
4° Art.
2274



Digitized by Google

<36632936530014

<36632936530014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der Kunstverein.

Neue Serie:

Stahlstich-Sammlung

der vorzüglichsten Gemälde

der

Dresdener Gallerie.

Nebst Text

von

Adolph Görling.

Leipzig und Dresden.
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Batoni, G. P., Magdalena	294
Bega, C., Die Dorfſchenke	36
Berghem, N., Die Fähre	190
" Landſchaft	233
" Der Fiſchfang	303
" Felſenlandſchaft	351
Bol, F., David und Uria	302
" Die Ruhe auf der Flucht	305
" Jakobs Traum	304
" Jakob und Joſeph vor Pharao	316
Both, J. und A., Der Abend	154
Canale, A., (Tonino) Venedig	318
Canaletto, P., (Belloti) Verona	343
Caravaggio, M. A. da, Die Spieler	33
" Römiſche Soldaten	317
Carracci, A., Madonna	275
Cignani, C., Potiphar's Weib	105
Correggio, A. da, (Allegri) Magdalena	73
" Die heilige Nacht	324
" Sanct Sebaſtian	332
Dietrich, C. W. E., Maria mit dem Jeſuskinde	308
" Nymphen	320
Dolci, Carlo, Die Tochter der Herodias	298
" Jeſus	192
" Die heilige Cäcilia	221
Dow, G., Der Schreibmeiſter	65
" Der Zahnarzt	301
" Eigenbildniß	16
" Der Eremit	338
" Eigenbildniß (ſchreibend)	191
Dyck, A. van, Die Kinder Karl I. von England	102

Digitized by Google

Seite

Dyck, A. van, Bildniß eines Unbekannten 232
" Karl I. von England 300
" Danaë 159
" Martin Engelbrecht 326
Eckhout, G. van der, Simeon im Tempel 330
Fasolo, G. Maria von Medicis 288
Franceschini, M. A., Magdalena 184
Gessi, F., Magdalena 109
Giorgione, da Castelfranco, (Barbarelli) Jakob und Rahel 327
Guercino, da Cento, G. F., (Barbieri) Loth und seine Töchter 153
Helst, B. van der, Mutter und Kind 238
Holbein, H., Madonna 337
Hondekoeter, M., Hühner und Habicht 86
Honthorst, G., Der Zahnbrecher 179
Hooghe, P. de, Ein lesendes Mädchen 135
Jacobszen, Wildschweinhetze 328
Liotard, J. E., Das Chocoladenmädchen 328
Lorrain, C., Die Flucht nach Aegypten 107
Mengs, A. R., Amor 295
Metsu, G., Eigenbildniß des Malers mit seiner Frau 68
" Die Ordonnanz 142
" Der Wildprethändler 167
" Die Wildprethändlerin 190
" Der Geflügelhändler 352
Mieris, F. van, Die Wahrsagerin 41
" Eigenbildniß des Malers (in seinem Atelier) 24
" Der Trompeter 75
" Die Lautenspielerin 89
" Der Gelehrte 307
" Der Kesselflicker 319
Murillo, B. E., Madonna 48
Neer, E. van der, Die Lautenschlägerin 22
Netscher, C., Die Clavierspielerin 113
" Die Sängerin 1
" Die Nähterin 29
" Die kranke Frau 298
" Die Spinnerin 307
" Die Toilette 82
Nogari, G., Die Marktfrau 352
Ostade, A. van, Holländische Wirthshausscene 148
" Dorfschenke 69
" Eigenbildniß des Malers (in seinem Atelier) 51
Ostade, J. van, Winterlandschaft 81
Paudiß, C., Rechtsverhandlung 12
Payne, A. B., Dresden 353
Penni, G., (il Fattore) St. Georg und der Drache 325
Pordenone, G. A. da, (Licinio) Christus und Matthäus 117
Raphael, da Urbino, (Santi) Die Madonna des heiligen Sixtus 333

Digitized by Google

	Seite
Rembrandt, P., (van Rhyn) Eigenbildniß des Künſtlers mit ſeiner Frau	214
" Das Feſt des Ahasverus	173
" Rembrandt's Tochter mit der Nelke	148
" Rembrandt's Tochter mit dem Hut	240
Reni, Guido, Chriſtus mit Dornen gekrönt	176
Romano, G., Heilige Familie	331
Roos, J., H., Ruhende Heerde	134
" Viehſtück	320
Rosa, Salvator, Eigenbildniß	317
Rubens, P. P., Satyre und Nymphen	108
" Die Löwenjagd	126
" Die Söhne des Malers	316
" Wildſchweinjagd	222
Rubens' Schule, Madonna	329
Ruisdael, J., Das Kloſter	113
" Die Jagd	351
Ruthardt, C., Wild und Wald	309
" Hirſchjagd	315
Salvati, G., (Porta) Begräbniß Chriſti	289
Saſſoferrato, Madonna	327
Schalken, G., Die Eierprobe	71
Slingeland, P. van, Die Spitzenklöpplerin	74
" Die Muſikprobe	310
Snyders, F., Die Bärenhatz	36
Sorgh, H. M., Der Fiſchhändler	332
Strozzi, B., Eſther vor Ahasverus	80
Terburg, G., Der Trompeter	280
" Dame im Atlaskleid	234
Teniers, D., Der Chemiker	4
" Bauernhochzeit	111
" Die Dorfſchenke	99
" Ländliches Feſt	321
" Die Rauchgeſellſchaft	319
Tizian, (Vecelli) Der Zinsgroſchen	117
" Maria mit dem Chriſtuskinde	147
Tuchi, A., David mit dem Haupt des Goliath	63
Vecellio, F., Chriſtus und Pilatus	326
Velde, A. van der, Holländiſche Winterlandſchaft	22
" Viehſtück	178
Verkolje, N., Der zurückgewieſene Antrag (Herold's Rath)	231
Veroneſe, P., (Cagliari) Chriſtus auf dem Wege nach Golgatha	106
" Die Hochzeit zu Cana	99
" Suſanna im Bade	303
Vinci, Leonardo da, Herzog Sforza von Mailand	291
Vogel, C. E., Die Brüder	164
Watteau, A., Ländliches Feſt	202
" Die Teeraſſe	241
Werff, A. van der, Abraham und Hagar	236

Digitized by Google

		Seite
Wouverman, P.,	Aufbruch zur Jagd	52
"	Rückkehr von der Jagd	52
"	Reitergefecht	8
"	Die Schmiede	314
"	Das Lager	189
"	Jagdscene	193
"	Der Pferdestall	299
"	Der Ausfall	260
"	Das Kloster	344

Digitized by Google

Der Kunstverein.

Neue Serie:

Die vorzüglichsten Gemälde

der

Dresdener Gallerie.

Text von Adolph Görling.

Digitized by Google

Die Sängerin.

Von Kaspar Ritscher.

In dem Gebäude, welches die Generalstaaten im Haag dem päbstlichen Legaten, Cardinal Cesare Detti Barberini zur Verfügung gestellt hatten, ging im Frühjahre 1655 ein glänzendes Fest zu Ende.

Die weiten Säle waren voll von schönen Männern und Frauen aus Niederlands vornehmsten Geschlechtern. Die Blüthe der Jugend wogte nach italienischen Tanzmelodien über den spiegelglatten Boden dahin, indeß der Prinz von Oranien, umgeben von seinen ernsten Holländern, von schmeichelnden Franzosen und schlaublickenden Italienern, sämmtlich Männern in vorgerückten Jahren, in den Nebenzimmern wichtigere Gespräche führte, als sie über die Lippen der sorglosen, nur dem Vergnügen und der Liebe hingegebenen Jugend im Tanzsaal strömten.

Neben dem Großpensionair J. de Wit zeigte sich die imponirende Gestalt Barberini's. Der Cardinal war noch im kräftigen Mannesalter, in der bekannten „kleinen Toilette". Obgleich seine Mission, für die Katholiken erweiterte Rechte im eigentlichen Holland zu erhalten, gescheitert war, sah man auf seinem milden, aber auch schlangenklugen Gesichte dennoch keinen Hauch von Mißstimmung, die er in so großem Maße im Herzen trug. Der Prälat erschien hier nur noch als vornehmer Römer, als feiner Weltmann.

Giacoma del Monte, sein Vetter dagegen, ein hagerer, brauner Mann in der Obersten-Uniform der päbstlichen Leibwache, äußerte seinen Unmuth durch seine finstre Miene desto unverhüllter.

Aber gleich als hätte die Liebenswürdigkeit des poesiereichen Italiens demungeachtet einen glänzenden Sieg behaupten sollen, so zeigte sich neben dem Obersten dessen Tochter, Viola del Monte.

Ein reicher Blumenflor der schönen Töchter Niederlands war hier heute zu bewundern; keine derselben aber hätte es vermocht, dieser Italienerin den Preis der Schönsten streitig zu machen; Viola war blond; ihr Haar zeigte in den herabwallenden Locken eine unvergleichlich wirkende Mischung von Natur und Kunst. Orientalische Perlen durchschlangen dasselbe und vom Scheitel schwankten silberfarbene Reigerbüsche. Nichts Zarteres gab's je als Viola's Gesichtsfarbe, und die Formen ihres Gesichts und ihres nur nachlässig verhüllten Busens wären ein tadelloses Vorbild für die Schöpfungen der Künstler gewesen. Ihre Unterarme waren entblößt und erschienen, wie die Hände, unnachahmlich schön.

Viola, die alle Männerherzen Bezaubernde, war die Königin des Festes. Nur wenige Glückliche aber genossen die Gunst, die Römerin zum Tanz zu führen. Sie zog sich bald von der rauschenden Lust zurück, um mit ebenso vieler Würde als Grazie in den Gesellschaftszimmern die Pflichten der Dame vom Hause zu übernehmen.

Nicht wenige der niederländischen und fremden Cavaliere wurden dadurch bewogen, ebenfalls den Tanz aufzugeben und sich in die Spielzimmer zu begeben, um den Anblick dieser Schwester der Huldgöttin länger zu genießen.

Digitized by Google

Sie rangirten ſich um die Tiſche und begannen ihre Unterhaltung. Unter ihnen zeichneten ſich, was die Schönheit ihrer Erſcheinung, und — die Glut der Blicke betraf, die ſich auf Signora Viola warfen, beſonders zwei aus.

Der erſte war der Edeljunker Geraart van Sluits, ein Niederländer, Lieutenant von der Marine. Der andere, Quentin de Chavigny, ein Franzoſe, Lieutenant von den Mousquetaires ſeines Königs.

Geraart van Sluits war zwei und zwanzig Jahre alt und etwa acht Jahre jünger als der Chevalier de Chavigny. Er war hoch gewachſen, hatte kaum eine ſchwache Schattirung auf der Oberlippe, und trug die herrlichſten hellbräunlichen Locken, die man ſich einbilden kann. Sein Geſicht zeigte etwas Schwärmeriſches, was den Ausdruck deſſelben höchſt intereſſant machte.

Der Franzoſe dagegen war unterſetzt, breitſchultrig, ſchwarzbärtig, mit kurzgeſchornem Haar, braunem Geſicht und mit kühnblitzenden Nachtaugen. Er war übrigens zierlich gewachſen; der beſte Tänzer, aber auch einer der gewandteſten, unerſchrockenſten Fechter, die es geben konnte.

Jeder dieſer Männer war in ſeiner Art vollendet. Es kam auf das Gemüth und den Geſchmack des Beurtheilers an, welchen man vorziehen wollte; indeß dies aber geſchah, konnte man dennoch nicht umhin, den andern ausgezeichnet zu finden.

Dieſe beiden Menſchen waren, obgleich ſie ſich nie beleidigten, ſeit ſie Viola del Monte geſehen hatten, Todfeinde. Jeder ſah die Leidenſchaft des andern und es ſtellte ſich bald als gewiß heraus, daß die Italienerin, falls ihr Herz gerührt werden könne, nur unter ihnen wählen würde. Die Waage ſchwankte; endlich aber neigte ſie ſich zu Gunſten des weichen und doch heldenmüthigen Niederländers . . . ihm war von der herrlichen Fremden ein Lächeln jener Art geworden, das man „Lächeln des Herzens“ nennt. Chavigny wüthete. Aber noch glaubte er nichts ſicher entſchieden. Alles ſollte heute Abend beendigt werden. Geraart Sluits und Quintin Chavigny, beide durch denſelben Wunſch beſeelt, dem Gegenſtande ihrer Anbetung ſo nahe als möglich zu ſein, hatten ſich an den Tiſch geſetzt, welcher dem geöffneten Zimmer, wo ſich die ältern Notabilitäten befanden, am nächſten war. Einige andere Herren nahmen ebenfalls Platz, legten Karten auf und das Spiel begann. Es war das alte Landsknechts-Spiel. Der Zufall wollte, daß van Sluits die Bank erhielt. Chavigny ſchien ſelbſt hier ſeinem bittern Groll gegen ſeinen Nebenbuhler Luft machen zu wollen; denn er machte ſo große Sätze, daß ſich mehre Zuſchauer neugierig um den Tiſch verſammelten.

Aber der Chevalier war auch hier unglücklich. Geraart zog ſeine Goldhaufen ein, bis der Mousquetaire erklärte: er beſitze hier keine baare Münze, und verlange aufs Wort zu ſpielen. Geraart geſtand dies zu, und der Franzoſe verlor abermals mehre Tauſende von Gülden.

Chavigny erhob ſich. — In dieſem Augenblicke machte man drüben im Saale mit Tanzen eine Pauſe; die glänzende Verſammlung ſtrömte in die Nebenzimmer, und begann nach einiger Erholung die damals ſo beliebten Geſellſchaftsſpiele, welche in immer neuem Wechſel in Paris bei Hofe erfunden wurden, und von dort aus den Weg durch die ganze Adels- und vornehme Welt Europas machten.

Hier glänzte Chavigny unbeſtritten als König. Er verſuchte es beim „Colin Maillard

Digitized by Google

Digitized by Google

affis" ſich gewandt der Hand Viola's zu bemächtigen; ſie wurde ihm heftig entzogen und ſofort machte die Italienerin dieſen Bravourſtücken des Franzoſen durch die Erklärung ein Ende: daß die Geſellſchaft ſich durch Muſik und Geſang unterhalten werde.

Mehre Schönen ſangen zu dem Clavicimbale wie liebende Nachtigallen, und ernteten reichen Beifall. — Alles aber verſtummte, als Barberini ſelbſt mit cavaliermäßiger Grazie Viola an die Hand nahm, und ihr ein Notenbuch und eine herrliche, neapolitaniſche Laute präſentirte.

Viola ſah im Kreiſe umher. Ihr Auge ſuchte Geraart, der ſich weit zurückgezogen hatte. Sie nahm das Inſtrument, das in den Niederlanden ſelten fertig geſpielt wurde, und fragte, wohl wiſſend, daß Geraart van Sluits daſſelbe meiſterhaft zu behandeln verſtand:

— Würde Jemand die Mühe übernehmen, mich auf der Laute zu begleiten?

Tief gebückt trat Geraart van Sluits heran und nahm die Laute, und nun begann ein Conzert, welches, die ganze Gluth und Innigkeit der beiden liebenden Herzen athmend, die Zuhörer hinriß und bezauberte. Welches Metall, welcher Schmelz dieſer Stimmen, deren Töne ſich in den reinen, herrlichen Melodien Baltazarini's wiegten! Geraarts Augen blitzten denjenigen Viola's entgegen, ſie ſprachen das Geſtändniß ſeiner Liebe ... Und Viola, die Augenſterne feſt auf ihr Notenbuch heftend, fühlte, wie an dem leiſen Vibriren ihrer Züge zu ſehen war, die magiſche Gewalt dieſer Blicke, obwohl ſie dieſelben nicht ſah.

Die Piece war beendigt. Chavigny trat herzu und machte der Signora del Monte ſeine Verbeugung. Er war Meiſter auf der Viola di Gamba, wie die Italienerin in dem Spiele des Claviers.

Der Chevalier fragte, indem er auf die Inſtrumente zeigte:

— Darf ich ebenfalls mir die Ehre erbitten, daß Sie, Mademoiſelle, mit mir ſpielen?

Viola ward aus ihrem Himmel geriſſen. Sie erwiderte halblaut, aber nicht ohne Schärfe:

— Nicht mit mir! Ich bin erſchöpft! Aber da iſt der Edeljunker van Sluits; er wird mit Ihnen aufs Wort ſpielen!

Der Mousquetaire ſchien bei dem Doppelſinne dieſer Erwiderung wie vom Blitze getroffen, faßte ſich aber mit pariſiſcher Schnelligkeit.

— Ich werde allerdings, ſagte er höflich; aber Sie erlauben, nur auf Klingen!

Chavigny verließ auf der Stelle den Saal, von dem Marquis von Crouſtillac und Dernonville geleitet.

Geraart hatte ſeinen Blick wohl verſtanden und beurlaubte ſich bei Viola, die jetzt erſt begriff, was ſie durch ihre Antwort angerichtet habe.

Geraart nahm ſeinen Vertrauten, einem Capitain Bloom mit ſich. Sie holten die drei Franzoſen bald ein, und wurden von dem raufluſtigen Crouſtillac nur durch eine Handbewegung eingeladen, ihnen zu folgen.

Chavigny und ſeine Begleiter gingen voran zu dem „Boſch van Haag", einem herrlichen Gehölz in der Nähe der Stadt, die damals noch immer „ein Dorf" genannt wurde.

Unter einigen alten Linden machten die Franzoſen Halt.

— Par Dieu! Chevaliers, rief der Herr von Dernonville, nach dem hell und klar

am Himmel hängenden Vollmonde hinaufblickend; ein vortrefflicher Ort, um ſich die Kehlen abzuſchneiden!

Die Niederländer ſchwiegen. Bloom zog den Degen und beſtimmte die Menſur. Die Kämpfer warfen ihre Mäntel ab, zogen und begrüßten ſich durch Senken der mattfunkelnden Degenſpitzen.

— Mein Herr van Sluits, ſagte Croustillac, wie auf dem Parket ſeine Verbeugung machend, ich habe die Ehre, Ihnen hier den beſten Schüler des unſterblichen Marmet's, des beſten Fechtmeiſters in Paris, vor die Klinge zu liefern. Sie werden, Monſieur, einen Stiefel finden, der für Ihren Fuß paßt!

Geraart verbeugte ſich. Einen Augenblick ſpäter ſprühten die Funken von den gekreuzten Klingen. Trotz ſeines ſtählernen Handgelenkes und ſeiner ausgezeichneten Kunſt ward Chavigny von dem Niederländer durch einen Stoß durch die Bruſt zu Boden geſtreckt.

Bloom trat gleichmüthig vor.

— Dieſer Stoß, meine Herren aus Paris, ſagte er, war zwar nicht vom Marmet, aber Sie werden allerſeits geſtehen, daß er *gut* iſt! —

Chavigny ſtarb noch in derſelben Nacht und Geraart mußte aus dem Haag fliehen. Er nahm Abſchied von Viola del Monte; er hegte noch Hoffnung ... ſie aber wußte, daß dies ein ewiges Lebewohl ſei. Der Cardinal-Legat gab ihm eine Empfehlung an den Großmeiſter der Johanniter, Sebaſtian de Valency, und Geraart reiſte nach Malta ab.

Er trat hier in den Orden ein, durch ſeine Umgebung beſtimmt, nachdem er gehört, daß Viola del Monte Barberini dem Grame um die Trennung von ihm erlegen war und die Erde verlaſſen hatte. —

Der Chemiker.

Von David Teniers.

Auf der „Warmoen Straat", alte Seite zu Amſterdam, ſtand eine eigenthümliche Wohnung. Sie wich etwas von der breiten Straße zurück; der Raum, der dadurch in der Reihe der barock gebauten Paläſte reicher Kaufleute entſtand, war mit Linden bepflanzt, welche durch Geländerwerk und durch eine kunſtreiche Scheere oben zu eigenthümlichen, geometriſchen Figuren gezogen waren. — Das Haus ſelbſt war niedrig, aber prächtig und mit Marmor verziert; jedes Fenſter zeigte einen Spitzbogen mit Genienköpfen, an den Seiten waren Niſchen mit Miniaturſtatuen von damals ausgezeichneter Arbeit, und in den Fenſtern unter den Fenſterböſchungen ſah man Haut-Reliefs aus der bibliſchen Geſchichte von anderen ſeltſamen Sculpturen eingeſchloſſen. Die letzteren Bildnetwerke waren indo-perſiſche, oder antik-ägyptiſche; ſie ſtellten das Leben Zoroaſters und des noch urälteren perſiſchen Mythras, des ſchaffenden Mittelgottes, den Sonnendienſt und die myſtiſchen Lehren der Magier dar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dies Haus hieß „die Wohnung des Weisen“ bei dem Volke. Die Gebildeten nannten daſſelbe mit einem damals ebenfalls noch von geheimnißvollen Vorſtellungen begleiteten Namen: „Apotheke“.

Hier wohnte einer der berühmteſten Chemiker Amſterdams. Er hieß Erasmus de Pottere oder Erasmus Potterus. Er verſchmähte es, damals an den Hof des Burgunders, oder nach Spanien als Arzt, das heißt, als ein im Beſitze wunderbarer Künſte befindlicher Arzt, zu gehen, und ſich für myſtiſche Täuſchungen, wie er ſie leicht hätte ermöglichen können, Rang, Geld und Berühmtheit zu erringen. Potterus war wirklich ein Gelehrter, und aus ſeinem geräuſchloſen Wirken, aus dem ſtillen Arbeiten ſeiner einſamen Nächte erwuchs der Wiſſenſchaft manche wichtige Entdeckung. Niemand war der Myſtik, welche ſich in jenen Zeiten der Arznei- und Apothekerkunſt bemächtigt hatte und die bis in die trübſten Regionen der Alchymie ſich verlor, fremder als eben Potterus.

Und dennoch war Erasmus Potterus wirklich und wahr im Beſitze von Arcanen und von Künſten, welche diejenigen, die die Hof-Aſtrologen und Alchymiſten lügenhaft von ſich rühmten, weit überſtiegen.

Daß Potterus Gold machen könne, ſtand in Amſterdam ſo feſt, daß, als die Girobank in Amſterdam wegen bedeutender Kriegsvorſchüſſe an die Generalſtaaten in augenblicklicher Verlegenheit war, eine Deputation insgeheim an den Chemiker geſandt wurde, um ihn zu bewegen, eine Anzahl von Goldbarren aus Eiſen oder Kupfer herzuſtellen. Potterus wies ſie lächelnd von ſich, aber der Glaube an ſeine Kunſt ward dadurch noch mehr befeſtigt. Jedermann kannte die einfache, faſt aſcetiſche Lebensweiſe des Chemikers; er mußte nothwendig arm oder geizig ſein, um ſich ſo conſequent jedes weltliche Vergnügen, jeden Genuß zu verſagen. Hiermit ſtimmte aber durchaus nicht zuſammen, daß Erasmus Potterus, als die ſchöne Kalver-Straat und die Keyzers-Gracht erweitert und neu aufgeführt werden ſollten, bei dem Magiſtrat zu dieſem Zwecke eine Summe von fünfzigtauſend Goldgülden zum Geſchenk niederlegte. —

Soviel war indeß, aller halbwahren oder märchenhaften Gerüchte ungeachtet, ſicher: daß dieſer Wundermann die Sanftmuth und das menſchliche Mitleiden ſelbſt war. Er gab reiche Almoſen, und reichte jedem der Kranken, die aus der Hauptſtadt und aus der Umgegend kamen, zuvorkommend gute Arznei und zwar unabänderlich umſonſt.

Potterus war übrigens unverheirathet, hatte keine Anverwandte, und bewohnte ſein Haus allein. Einige Knechte, welche ihm die Balgebälge ſeiner Oefen zogen, oder an dem Mörſer arbeiteten u. ſ. w. kamen nur Morgens und gingen Abends wieder nach Hauſe. —

So lebte Potterus, da kam zu Amſterdam ein venetianiſches Schiff an, mit levantiniſchen Erzeugniſſen beladen. Mit dieſem Schiffe traf ein Arzt ein, welcher Gaetano Trombona hieß. Dieſer Italiener quartierte ſich in einem Gaſthofe ein, welcher der Wohnung des Erasmus Potterus ſchräg gegenüber lag. Große Anzeigen ſeiner wunderbaren Kenntniſſe und Kuren bedeckten die Wände des Gaſthauſes, und ein unerhörter Andrang fand zu dem Fremden ſtatt, welcher die Geheimniſſe des Orients zu beſitzen vorgab. Bald aber kam das Gerücht, dieſer Italiener aus Parma ſei ein Wallone, kein Arzt, ſondern ein vormaliger Reiter vom Condottieri Spinola, ein Abenteurer, welcher nichts verſtehe, als Leichtgläubige auszuplündern. Trombona vernahm dieſe Gerüchte, und er eilte, ſein geſunkenes Anſehn dadurch wieder zu befeſtigen, daß

Digitized by Google

er mit dem als wahrhaften Gelehrten bekannten und hochgeachteten Erasmus Potterus Bekanntschaft anknüpfte.

Trombona trat also bei dem Chemiker ein, welcher ihn in seinem Laboratorio mit gewohnter Zuvorkommenheit empfing. Potterus war etwa sechsundvierzig Jahre alt, mehr hager als stark; er trug einen langen Bart, ein Doctorbaret mit Pelz, eine Art Kaftan mit Marderfellen besetzt und Pantoffeln mit Goldbrocat eingefaßt. Das Laboratorium sah fremdartig genug aus, und der Chemiker bemerkte zu seiner großen Zufriedenheit und mit dem sanftmüthigsten Lächeln von der Welt, daß Gaetano vom Anblicke desselben einigermaßen überrascht war. Die Essen dampften und sprühten Funken; vor der einen arbeitete der Meister in seinem großen Lehnstuhle, neben sich einen Handblasebalg, kleine Schmelztigel, Retorten und chemische Apparate; hinter sich einen reich gedeckten, mit den verschiedensten Instrumenten, Büchern und Fläschchen versehenen Tisch. An der Außenseite der Haupteſſe waren Schädel und Knochenreste von Thieren, ein riesiger Destillirapparat ꝛc. angebracht; unten lag ein Buch — es waren die Geheimnisse des zweiten oder irdischen Hermes, des Trismegistus, mit allem tief- oder wahnsinnigen Wuste einer sich in labyrinthischen Irrgängen verlierenden Kabbala.

Gaetano Trombona, ein untersetzter Mann von imponirendem Aeußern in der Doctor-Tracht von Bologna, wußte den Potterus sehr bald für sich einzunehmen, und als er zwei seiner corsikanischen braunen Diener in das Laboratorium brachte, welche einen großen, eigenthümlich geformten, schön ausgestopften Fisch trugen und ihn dem Erasmus als Geschenk anboten, da kannte die Freude des Niederländers keine Grenzen. Dieser Fisch war ein durchaus unbekannter; er war nicht etwa wie die höchst seltsame und berühmte, lange für echt gehaltene Antwerpener Seeschlange mit Flügeln, künstlich, sondern ein natürlicher Rest von einem Seethiere, das Gaetano für einen Crocodil-Haifisch erklärte, und von welchem er behauptete, daß diese Gattung auf dem Lande gehen könne, obgleich sie keine Füße habe. Das Thier ward feierlich oben an die Zimmerdecke gehängt.

Von diesem Tage an war Erasmus der Freund des Italieners, welcher von nun an bei ihm ein täglicher Gast war. Beide reichten sich bei mehren Geschäften die Hand; Trombona setzte sich in das Laboratorium des Niederländers und fertigte die kommenden Kranken ab, Potterus bereitete nach seiner Angabe Elixire für dieselben u. s. w. Diese Verbindung ward immer genauer, denn schwerlich war ein gewandterer Mann als Gaetona zu finden. Potterus hatte sehr bald entdeckt, der Italiener sei kein großer Gelehrter in Hinsicht auf Arzneikunst; aber der Abenteurer, welcher den Orient, Arabien, Persien und Aegypten durchstrichen hatte, verstand die morgenländischen Sprachen der kabbalistischen Bücher so vollständig, daß dem wißbegierigen Holländer der neue Freund bald unentbehrlich wurde.

Potterus fing bald an, den Italiener in seine Geheimnisse einzuweihen. Nur stufenweise entdeckte der brave Chemiker seine Kunst, so sehr Gaetona ihn auch weiter drängte. Es war, als wenn eine Ahnung dem Chemiker zugerufen hätte: verräthst Du die „geheime Kraft der Wissenschaft", so kostet es Dein Leben!

Fast zitternd gestand Potterus dem Freunde, daß er seit Jahren ein Geheimniß besitze, das er länger allein zu tragen und stumm in seine Brust zu verschließen nicht die Kraft besitze. Er führte Gaetano nach einer wohlverschlossenen Kammer, und zeigte ihm hier Gold in gewaltigen Haufen aufgeschichtet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sieh, mein Freund, sprach der Chemiker, dies alles habe ich durch die Kunst, welche ich entdeckte, gewonnen. — Gaetano horchte athemlos. — Aber glaubst Du, daß der Anblick dieses Goldes mich dafür entschädigt, daß ich meine Entdeckung bisher noch in keine menschliche Seele habe niederlegen können? — Du wirst hören, Du wirst sehen und wirst begreifen, daß alle Macht der Welt in meinen Händen liegt! Habe ich Dich später erprobt, habe ich Dich so treu und würdig wie bisher erfunden, so wirst Du Theilnehmer meiner Erfindung, damit ich den Weg in den kalten Regionen der Wissenschaft nicht mehr allein, wie ein vom Leben Abgeschiedener, zu wandeln nöthig habe.

Einige Zeit verstrich, und noch immer hatte Potterus sich nicht erklärt. Trombona ward fast unsinnig vor Neugierde und einer Leidenschaft, die sich später ausschließlich seiner bemächtigte. Der Holländer zeigte ihm eines Abends tief im untersten Gewölbe seines Kellers einen weiten, klaren Teich, in welchem einige Schichten Muschein über einander lagen. Gaetano begriff erst dann, als Potterus sich bückte, eine Muschel und dann noch eine herausnahm und mit einem Instrumente aus den Schalen blitzende, runde Körper hervorlangte, die der Staunende als die unschätzbarsten, ächten Perlen erkannte. —

— Perlen! rief der Holländer. Einige einzige dieser Muscheln liefert mir für Tausende von Gülden dieser Kleinode jährlich, und meine Kunst ist es, meine stummen Arbeiter zu veranlassen, mir nach meinem Willen ihre herrliche Waare zu schaffen!

Tief erschüttert ging Trombona nach seiner Wohnung. Es litt ihn nicht mehr im Laboratorio des Holländers, nur unten im Gewölbe ward er ruhig. Stundenlang saß er und visitirte und untersuchte die Muscheln und forschte und grübelte; er sah das Wunder vor sich, aber je mehr er dasselbe zu begreifen strebte, desto verwirrter wurde er. Potterus aber ward ziemlich besorgt für seinen Freund.

Es sind Lügen! Erasmus! rief Trombona eines Tages wild. Du täuschest mich. Diese mit Perlen prangenden Muscheln haben die Taucher aus der Tiefe des Meeres geholt; sie besaßen bereits die Perlen ... und doch ... ich sehe, die Lücke für die Perlen hast Du gebohrt ... Erasmus, sage mir die volle Wahrheit, oder ich werde irrsinnig ... Hast Du Lüge oder Wahrheit? —

— Wahrheit! rief Erasmus; dort in meinem Eisenkasten liegen die Recepte für das Teichwasser, für die Behandlung der Thiere, für mein ganzes Verfahren, dessen Resultat Du kennst! Aber, setzte er zögernd hinzu, noch bist Du nicht besonnen, nicht kaltblütig genug, als daß ich Dir das Geheimniß enthüllen könnte! —

Trombona schwieg düster und ging sehr bald fort. An diesem Abende war's ein furchtbares Regenwetter. Trombona wußte, daß der Chemiker versprochen hatte, eine arme Kranke, über den alten Deich hinaus wohnend, zu besuchen; er hielt stets ein solches Wort. Gaetano besann sich, dann ließ er seinen Corsikaner zu sich kommen.

— Bastelika! kennst Du den Potterus?

Der Corsikaner sah erstaunt auf.

— Nimm diesen guten Dolch, und triffst Du ihn auf dem Wege von der Warmoen-Straat bis zum alten Deich, so stoß' ihn nieder. Hier sind 100 Gülden!

Bastelika schüttelte zwar den Kopf, aber er nahm Waffe und Geld und ging in das Wetter

hinaus. Trombona öffnete die Fenster sammt der Hausthür und horchte. Eine halbe Stunde verging in ängstlicher Weise. Da kam eine in einen Mantel gehüllte, triefende, schwankende Gestalt daher, die eine Hand weit vorgestreckt, als sähe sie nicht mehr, und stürzte in des Italieners Gemach. Es war Erasmus, der zu Füßen seines verrätherischen Freundes niedersank, noch einen Blick auf ihn richtete und, indeß er vergebens zu sprechen versuchte, starb. —

Trombona nahm die Schlüssel, welche der Chemiker unter seinem Marderpelze verbarg, und eilte nach dessen Wohnung. Er rührte das Gold nicht an; nur das Geheimniß — das Geheimniß wollte er finden. Er sah ein Papierpaket, mit der Aufschrift: „Perlen"!

O Schrecken! Es war in Chiffern geschrieben, die der Mörder nicht kannte, nicht zu lösen vermochte, deren Schlüssel im Haupte des Meisters begraben lag!

Gaetano ging, den Tod im Herzen, nach seiner eigenen Wohnung zurück, brachte die Leiche des Chemikers nach seinem Hause, rührte kein Goldstück, keine Perle an, und verschwand mit seinen Corsikanern noch in derselben Nacht.

Von Smyrna aus kam sein Brief an den Magistrat von Amsterdam, welcher diese eben so eigenthümliche als düstere Geschichte enthüllte.

Reitergefecht.

Von **Wouwermann.**

Majestätisch und furchtbar breitete sich das Lager der Spanier im Jahre 1604 vor dem alten Ostende aus. Ein Tod und Verderben schleudernder Gürtel zogen sich die Schanzen und Laufgräben um die Stadt, und hohe Bewunderung mußte selbst das Herz des Feindes erfüllen, wenn er bedachte, daß die geängstigte Stadt dieser ununterbrochenen Reihe von Kanonen- und Karthaunenmündungen schon drei volle Jahre und drei Monate unerschütterlich getrotzt hatte.

Ostende war ein Steinhaufen, aber die Besatzung sammt der Bürgerschaft schien fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern zu begraben, als den Spaniern, von denen bereits hunderttausend Mann vor den Wällen dieser Seestadt gefallen waren, die Thore zu öffnen.

Ganz Europa hielt auf die Belagerung und auf den genialen Feldherrn der Spanier, den genuesischen Condotterie, Marquis Ambrosio Spinola, unverwandt das Auge gerichtet. Spinola, der sich vom Führer einer Zahl von 9000 Wallonen, die Jedem diente, welcher sie bezahlte, rasch zum Feldherrn Philipps III. aufgeschwungen hatte, fühlte zu klar, daß sein ganzer zukünftiger Feldherrn-Ruhm von der Einnahme Ostende's abhängen werde, und er setzte daher den Niederländern eine Eisenfestigkeit entgegen, die mindestens der ihrigen nicht nachstand. Zugleich wandte er seine ausgezeichnete Verschlagenheit unermüdlich an, um das durch eine Ueberrumpelung, durch List und Verrätherei zu erreichen, was er bisher mit der blanken Waffe nicht hatte ins Werk richten können. Aber kein Verräther wollte erscheinen; der National- und Glaubenshaß der Niederländer gegen ihre spanischen Tyrannen und Henker war so heftig und unbestechlich, daß die holländischen Kriegsleute, welche in die Hände der Spanier fielen, lieber

Digitized by Google

ſtarben, als nur ein Wort ſagten, das geeignet geweſen wäre, die Pläne der Spanier nur um einen Schritt weiter zu fördern.

Faſt verzweifelnd ritt Ambroſio Spinola, vielleicht zum zweitauſendſten Mal, eines Abends durch die Trancheen, um eine Recognoſcirung zu unternehmen, von welcher er ſich heimlich ſeufzend geſtand, daß ſie eben ſo wenig wie alle anderen Erfolg haben werde. Als er mit etwa 20 Mann ſeiner walloniſchen Garde, die, gut verpflegt und richtig bezahlt, Muſter des Gehorſams war, die vorgeſchobenen Zeltreihen und dann die Batterien paſſirte, hörte er von den caſtiliſchen, gelb und ſchwarz gekleideten, Reiterregimentern und von den wilden Maſſen der navarreſiſchen Fußknechte Aeußerungen, die mehr als Murren waren. Sie fluchten auf den vorbeireitenden Feldherrn, ſie verlangten, mit drohenden Bewegungen ihrer langen Musketen und Hellebarden, nach Spanien zurückgeführt zu werden und zwar auf der Stelle.

— Dort winkt reiche Belohnung, Kinder; ſagte der Feldherr, ſehr gütig lächelnd, als einer der Musketiere, die Waffe zum Anſchlage bereit, auf ihn zutrat; Oſtende birgt noch Schätze genug, um Euch reich für alles ausgeſtandene Ungemach zu belohnen!

— Wir werden ſehen! ſagten die Navarreſen, einigermaßen beſchwichtigt. Als Spinola aber fort ritt, da legten ſie wie zur Probe ihre Musketen an, und murmelten grimmig ihr: — Carajo! Italieniſcher Hund! —

Nur mit noch ſchwerer gewordenem Herzen entfernte ſich der Feldherr; denn er wußte nur zu wohl, daß von Madrid aus Alles, aber nur das nicht zu erlangen war, was allein dieſe kampfgewohnte, wilde Soldateska gefügig und zahm machen konnte: — Geld!

Und drüben über den breiten, ſchier mit Waſſer angefüllten, Gräben ſtarrten Oſtende's Wälle noch ebenſo unerſchütterlich und verderbenſprühend, wie am Tage der Eröffnung dieſer furchtbaren Belagerung. Um die Situation Spinola's noch kritiſcher zu machen, waren einige holländiſche Schiffe unter Heemskerk durch die ſpaniſche Blokadeflotte geſchlüpft und in den Hafen gekommen, und der unermüdliche, liſtige Moritz von Oranien führte ein auserleſenes Corps herbei, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Oraniens Vortrab hatte ſich in der Flanke Spinola's bereits vor zwei Tagen gezeigt, und derſelbe war nur Schritt vor Schritt, tapfer kämpfend, gewichen.

Spinola kam auf den Kampfplatz. Er war unfern einer Windmühle, die an einem Küſtenflüßchen gelegen, auf einem Felſen ſtand, und wegen der eignen Bedürfniſſe des ſpaniſchen Heeres bisher geſchont war. Hier hielt er ſein Roß an, und näherte ſich einem Vorpoſten von baskiſchen Musketieren und Lanzenknechten, welcher nahe der Brücke ſich aufgeſtellt hatte, die zugleich über den ſeichten Bach und zu dem Felſen führte, auf welchem die Mühle lag. Während die Bedeckung von den Wallonen ihre Roſſe in den Bach ritt, um dieſelben zu tränken, muſterte Spinola mit Adlerblicken die äußerſten Vorwerke Oſtende's.

Von dieſer Seite her war die Stadt nur immer eingeſchloſſen, noch nie berannt und beſchoſſen. Ein gewaltiges, kanalartiges Gewäſſer dehnte ſich hier in ſolcher Breite, daß die Anlage der Breſchbatterien zwecklos erſchien, ſelbſt wenn der Graben nicht ſo tief geweſen wäre. Spinola faßte dennoch dieſen Punkt feſt ins Auge. Eben war er im Begriff, abzuſteigen und ſich auf die Windmühle zu begeben, als er oben auf der Gallerie derſelben eine junge, höchſt reizende niederländiſche Bäuerin ſah, die auf ihn und ſeine kriegeriſch glänzenden Begleiter nur

Digitized by Google

einen ſehr gleichgiltigen Blick warf, dann aber, die Augen mit der Hand gegen den ſcheidenden, blendenden Strahl der ſinkenden Sonne deckend, unverwandt nach Oſtende hinüber ſpähte.

— Was ſchauſt Du da? rief Spinola verwundert, und ſofort kletterte einer der Basken den Felſenhügel hinan, ergriff die Befragte und zog ſie, ungeachtet ihres Sträubens, raſch vor den Feldherrn.

Die Niederländerin verſuchte friſch und keck zu antworten; aber der geübte Menſchenkenner ſah ſehr bald, daß das Mädchen viel ängſtlicher war, als ſich aus ihrer Furcht vor den Kriegsleuten rechtfertigen ließ. Er ſtellte ſeine Fragen genauer, und das Mädchen, verwirrt ſtammelnd, verſuchte ihr Heil in der Flucht.

Sie ward ſofort wieder eingeholt.

— Jetzt aber, Cariſſima, reden wir ernſtlich; ſprach Spinola mit ſeinem finſterſten Geſichte, indeß er die bebende Hand der Niederländerin ergriff und ihr drohend in das liebliche Geſicht blickte, welches Schnee ſtatt der Roſenfarbe zeigte.

— Antworte auf der Stelle und ſprich die Wahrheit. Was haben Deine Augen drüben auf Oſtende's Wällen zu ſuchen? Steht Ihr Verräther, deren Haus und Mühle ich ſchonte, die Ihr durch meine Soldaten Nahrung und Geld bisher erwerben durftet, mit dieſen ketzeriſchen Banden drüben in Verbindung? Corpo di Bacco! Madre di Dios! Ich glaube, Ihr gebt drüben Signale, ſobald Ihr ſehet, daß meine Spanier die Trommeln umſtürzen und zu ſpielen beginnen! Aber geſteh', Mädchen, und Du ſollſt gut bezahlt werden ... wo nicht, ſo ſollſt Du ſterben, ungeachtet Deiner Jugend und Schönheit!

Die Niederländerin ſank in heftigſter Bewegung vor Spinola nieder, und drückte die Hände auf den Buſen, als wolle ſie verhindern, daß er zerſpringe. Die Spanier näherten ſich und betrachteten die ſchöne Ketzerin mitleidig, wagten aber dem Feldherrn gegenüber keine Bitte für ſie einzulegen.

— Muß ich denn ſterben, ſagte ſie, kaum noch ihrer Sinne mächtig, ſo mag's um das arme Müllermädchen geſchehen ſein — ich ſterbe für *ihn*; aber *er* wenigſtens iſt gerettet!

— Was murmelte das Mädchen jetzt? fragte Spinola, indeß er ſich aus ſeiner vorgebeugten Stellung aufrichtete, und ſeine Umgebung anſah.

Ein Wallone überſetzte die Antwort. — Er iſt gerettet? wiederholte Spinola ſinnend. Alſo täuſchte ich mich dennoch nicht! Bewacht dies Mädchen, Navarreſen; dies ſcheint eine Begebenheit von der Art zu ſein, an welche ſich wichtige Folgen knüpfen. Zwei Mann verfügen ſich auf die Mühle, entfernen jede menſchliche Seele, die ſich darin befindet, und halten genau jenen Punkt, — merkt Euch — jenen Punkt drüben im Auge.

Kaum hatten die Schützen ihren Standpunkt eingenommen, da ſchrie der eine ſchon:

— Capitano! Ich ſehe Etwas im Kanale ſich bewegen; ich kann nicht unterſcheiden, ob's ein Boot iſt, oder ein großer Seehund, der den Kopf aus dem Waſſer ſteckt!

Allgemeines Gelächter folgte. Dann ertönte Spinola's Commando; die Reiter ſprengten vor, an der Brücke fort, kamen an den Kanal und bemächtigten ſich eines jungen ſchlanken Burſchen, eben als derſelbe, triefend von dem Schlammwaſſer, ans Land ſtieg.

Spinola vergaß ſeine ganze angelernte Grandezza; er war in dieſem Augenblicke ganz

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Italiener: er jauchzte laut auf, und rief in seiner Muttersprache, als der Niederländer mit dem Schwert an der Seite vor ihm stand:

— Zu Fuß, mein Bursche? Du marschirst geradeswegs von Ostende durch den Kanal? Durch den Kanal, den ich zwanzigmal messen ließ, um zu erfahren, daß er sechzehn Fuß tief ist? Ich würde Dich umarmen, wärst Du weniger triefend ... Spanier, ich sag's Euch, Ostende ist morgen in dieser meiner Hand!

Und stolz streckte er die mit dem prachtvollen Stulphandschuhe von Toledo bekleidete Rechte empor.

Der Jüngling, der Geliebte der Müllerin, welche halbohnmächtig dieser Scene zuschaute, war nicht so schwierig wie diese. Er bedung sich Sicherheit für sich und seine Geliebte aus, und gestand, daß eben an dem Platze, welchen er überschritten habe, sich ein schmaler Damm befinde, welcher den Kanal durchschneide, daß durch die Ueberschwemmung jedoch derselbe unter Wasser gekommen sei ...

Spinola bestieg hierauf sein Roß, um sofort seine Dispositionen zum Angriff auf Ostende zu machen.

Indeß dieß neben der Brücke verhandelt wurde, erscholl plötzlich donnernder Hufschlag, und von der Seite her kamen niederländische Reiter; sie sprengten unter dem weitgewölbten Brückenbogen hervor und machten mit Schwert und Faustrohr und Muskete einen wüthenden Angriff auf Spinola und seine Wallonen und Navarresen. In einem Augenblicke wälzten sich zwei Spanier getroffen am Boden; und immer nach rückten unter dem Geschrei: Oranien boven! neue Gesichter, durch den Pulverdampf sichtbar, auf schnaubenden Rossen vorwärts und hieben die Wallonen nieder.

— Rettet den Feldherrn! schrien die Wallonen und sprengten vor, um Spinola mit ihren Klingen und Körpern zu schützen.

— Wo ist dieser spanische Mörder? rief eine prächtige, vibrirende Stimme durch den Tumult. Und auf einem wunderschönen Schimmel sprengte ein Reiter auf Spinola zu und feuerte sein Pistol ab. Spinola ließ geschickt sein Pferd sich bäumen; in die Brust getroffen sank der schwarze, andalusische Hengst zusammen. Zugleich zückte der Niederländer in mächtigem Hiebe sein Schwert. Aber der spanische Feldherr, gewandt wie vielleicht keiner seiner Reiter, zog den Fuß aus dem Bügel, ergriff das Pistol und schlug an.

— Moritz Oranien ists selbst! schrien die Navarresen, indeß sie mit den Piken auf den Schimmelreiter eindrangen. Heute kein Quartier! — Macht ihn nieder, Cameraden!

Oranien! — Das Wort traf den großen spanischen Capitano blitzähnlich. Das war fein nicht minder großer Gegner — zwei der ersten Feldherren ihres Jahrhunderts standen sich persönlich fechtend gegenüber. Der Schuß, welchen Spinola à bout portant auf den Prinzen abfeuerte, ging fehl ... Oranien war durch Nennung seines Namens gerettet und Spinola sprang vorwärts, ergriff ein reiterloses Pferd und dachte an den Rückzug aus diesem mörderischen Engagement.

Inzwischen waren die niederländischen Fußgänger herangekommen und nahmen den Kampf mit den Navarresen auf. Die Spanier flohen auf die Mühle, und keine zehn Minuten, so war

Digitized by Google

das Gebäude von den Schüssen in Flammen. Man schlug sich jetzt allenthalben, unter der Brücke, neben beiden Seiten und oben auf der brennenden Mühle, im Bache, jenseits desselben.

Sogar der Niederländer, dessen Geliebte schon Anfangs die Flucht genommen hatte, focht um seine Freiheit mit dem Navarresen, der ihn festzuhalten Befehl empfangen hatte. Obgleich waffenlos, überwältigte er denselben, bemächtigte sich seiner guten Klinge wieder im seichten Gewässer des Bachs, und hieb ihn zusammen, dann floh er ebenfalls.

Heranrückende spanische Regimenter machten dem Gefechte ein Ende. Oranien verließ mit seinen Reitern, die jeder hinter sich einen Fußgänger mit aufs Pferd nahmen, den Kampfplatz im Galopp. Er hatte einen jener kühnen Handstreiche ausgeführt, die ihn dem Feinde so furchtbar machten; er hatte recognoscirt und geschlagen, und fast hätte er seine Absicht erreicht und Ambrosio Spinola gefangen genommen.

Der Schrecken der Spanier über diese Kühnheit wich bald der hellen Begeisterung, als die Nachricht von der Furt durch die breiten Graben sich verbreitete. Mit wahrem Feuereifer warf die Infanterie Schanzen im Rücken des Lagers auf, um sich gegen eine abermalige Ueberraschung durch Moritz zu sichern. Als er in der folgenden Nacht einen geordneten Angriff wagte, ward er mit Verlust zurückgetrieben.

Spinola aber ließ seine entschlossensten Regimenter auf dem mit Wasser bedeckten Damm vorrücken — die erstarrten Ostender sahen sich von dieser Seite der Stadt verloren und — die Stadt war in Spinola's Gewalt.

Sein Ruhm schallte durch ganz Europa, als die Kunde sich verbreitete, Spaniens Flagge wehe über Ostende's Steinhaufen.

Die Rechtsverhandlung.

Von Christoph Vaudit.

Es war im Sommer 1648 noch in den frühen Morgenstunden, da tönte schon die silberne Schelle des hochwürdigsten Herrn und Gebieters durch den prächtigen bischöflichen Palast zu Freising. Dies war das Zeichen, daß der Bischof seinen schönsten Pagen, Stellio Vieeanelli, einen armen lombardischen Edelknaben, erwartete, welcher ihm vorlesen und seine Befehle an die übrige Dienerschaft abgeben mußte.

Stellio, im braunen Sammtwamms mit weißen Seidenpuffen, den zierlich gefalteten flandrischen Spitzenkragen um den blüthenweißen Hals, flog durch die langen, getäfelten Gänge in das Zimmer, welches die Zelle des Bischofs hieß. Dies war jedenfalls ein sehr bescheidener Name. Das Cabinet des Hochwürdigsten war wahrhaft prächtig. Die Wände wurden von Meisterwerken der Malerei decorirt; ausländische Pflanzen strömten ihren Duft aus und zwischen den Blättern und Blüthen standen auf vergoldeten Sockeln von schwarzem Marmor Büsten und Miniaturstatuen berühmter Männer oder Copien von werthvollen antiken Sculpturen. Das Einzige, was auf die geistliche Würde des Gebieters hindeutete, war ein Bild, welches den Heiland zeigte, wie er die Wechsler und Krämer aus dem Tempel trieb. Dies Gemälde, gegenwärtig

Digitized by Google

Digitized by Google

die Zierde des Altars im Freisinger Dome, war von dem kunstreichen Pinsel Christoph Paudiß's, des Hofmalers des Bischofs. Vor diesem Bilde brannten zwei kurze, aber armdicke Kerzen und zwischen beiden stand ein sehr kleines, massivgoldenes Crucifix von spanischer Arbeit.

Clamor Chrysostomus Bernwardus, der Gebieter selbst, saß in einem großen, schwerverzierten Lehnstuhle, an dessen hoher Lehne oben über dem Haupte des Würdenträgers das bischöfliche Wappen, farbig gestickt, prangte.

Der Bischof war eine imponirende Gestalt; er mochte sechs und vierzig Jahre alt sein, war breitschultrig, wohlgebaut und hatte selbst jetzt im Sitzen eine ritterliche Haltung. Seine Hände waren vorzüglich schön und mit Ringen von St. Peter geschmückt. Der Ausdruck seines Gesichts von feiner, weißer Farbe war vornehm, fast stolz; jetzt, da er sein Käpplein tief in die Stirn geschoben, die dunkeln Brauen gerunzelt und den Blick fest auf den Boden gerichtet hatte, finster und unzugänglich. Die Miene, womit er von Zeit zu Zeit seine delicate Hand auf sein seidenes Ordenskleid und gerade dahin legte, wo unter dem weißen Kreuze sein Herz schlug, bezeugte, ein inneres Weh habe sich seiner bemächtigt.

Stellio trat mit einer tiefen Verbeugung ein.

— Mein Sohn, sagte der Bischof, dem Kinde das glänzendschwarze Haar streichelnd, welches schon nach Klosterart verschnitten war, ich habe eine schlimme Nacht gehabt; ich fühle mich ermattet und elend ...

— Ich werde den Doctor Reinhardus rufen! erwiderte Stellio mit leuchtenden Augen, indeß er den Befehl zu errathen glaubte, noch ehe er von dem Herrn ausgesprochen war.

Der Bischof schüttelte den Kopf.

— Meinen Maler, den Meister Christoffler Paudiß, will ich sehen! bemerkte Bernwardus.

Der Page verschwand.

Nach wenigen Minuten erschien der Künstler vor seinem Herrn und Freunde. Christoph Paudiß, oder wie er sich auch zuweilen nannte, Paudiß, ein Niedersachse von Geburt, war genau wie die alten Künstler Deutschlands in unseren Vorstellungen leben: eine schlanke, fast hagere Gestalt im schönen Mannesalter, mit hellbraunem Haar und blondröthlichem Bart; in dunkler, talarartiger Kleidung mit Pelz verbrämt; mit schöner, ernster gedankenreicher Miene, die aber ein nicht geringes Selbstbewußtsein, einen lebendigen Künstlerstolz ausdrückte. Sein erster Blick fiel auf sein Gemälde und seine Augen erheiterten sich sichtlich. Christoph Paudiß grüßte den Bischof mit ehrerbietiger Vertraulichkeit.

Bernwardus lud ihn ein, sich zu setzen, und fing nach einer Pause sehr niedergeschlagen an:

— Meister, oft schon hat mich Deine Kunst ergötzt und mir meine schönen Stunden noch mehr verherrlicht. Jetzt bitte ich Dich selbst, mir eine der bittersten Stunden meines Lebens ertragen zu helfen.

Der Bischof sah bei diesen Worten so bekümmert aus, daß der Maler voll Unruhe aufstand und sich ihm näherte, indeß er seine Bereitwilligkeit aussprach, dem geliebten Herrn mit allen seinen Kräften zu dienen.

— Höre mich an, sagte der geistliche Würdenträger, aber bewahre mein Geheimniß bis zum Tode. Ich bin von dunkler Herkunft; als ein Findelkind wurde ich im Hause des Freiherrn von Spiegelberg erzogen. Nicht für die Kutte, welche mich heute umschließt, war ich be-

Digitized by Google

ſtimmt. Ritterliche, adlige Uebungen füllten meine Jugendzeit aus. Aber als mein Körper Feſtigkeit und Ausbildung erlangt hatte, als ich in meinem Aeußern die unverkennbaren Merkmale der Erziehung eines Mannes von Stande zeigte, da überwies mir mein edler Pflegevater und Freund die weltlichen Wiſſenſchaften als meinen künftigen Beruf, indeß er mich auf meine Talente und auf die Erfolge hinwies, die ich auf dieſer Bahn zu erringen im Stande ſei. Ich gehorchte mit Beſchämung, denn ich ſah nur zu wohl, daß der Freiherr mir nur deßhalb dieſe Bahn vorzeichnete, weil eben meine unbekannte Herkunft ihm nicht erlaubte, mir eine meiner Erziehung gemäße Laufbahn in der Armee oder an einem der katholiſchen Höfe von Deutſchland zu eröffnen. Ich ward, während die deutſche Jugend ſammt Dänen, Schweden und Franzoſen auf faſt jedem Flecke des vaterländiſchen Bodens kämpfte und ſich Lorbeern erwarb, verurtheilt, in Prag, Bologna und Paris Juriſterei zu ſtudiren. Mein Fleiß hatte glänzenden Erfolg. Ich kam nach München und meine Kenntniſſe eröffneten mir, was die Geburt mir verſagt hatte: den Verkehr mit Fürſten und Großen; ich übernahm für den Kurfürſten in München diplomatiſche Unterhandlungen und bald meinte ich mich auf dem geradeſten Wege zu finden, der endlich meinen Namen denjenigen der berühmten Staatsmänner anreihen ſollte. Bald meinte ich hoch genug mich emporgeſchwungen zu haben, um die Hand nach einem Kleinode auszuſtrecken, deſſen Erlangung mir das höchſte Ziel meines Lebens war, dem alles Andere nur als Mittel diente. —

Der Biſchof erhob ſich in tiefer Bewegung, zog raſch und mit dem Anſtande eines Kaiſers ſeine Robe feſter um die Taille und fuhr erſt nach längerem Schweigen fort, während Pauditz in großer Aufregung der weiteren Eröffnung harrte.

— Der Freiherr beſaß eine einzige Tochter, zugleich, weil die meiſten ſeiner Beſitzungen Weiberlehen waren, die Erbin ſeiner Güter, ſeines Ranges und Titels. Sie hieß Valentine. Mit ihr durchwandelte ich das Zauberland der Kindheit; ſie war meine Liebe, ſo lange ich denken kann; ſie flößte mir zu der Zeit, wenn die Geſchlechter ſich ſcheiden, nachdem ſie ſich erkannt haben, eine Leidenſchaft ein, die nur der ihrigen für mich gleich kam. Dies unglückliche Verhältniß ward von uns, ſobald wir uns unſerer Liebe bewußt wurden, mit einem die Reize deſſelben erhöhenden, undurchdringlichen Schleier umgeben, ſo daß ſelbſt der Freiherr nicht ahnte, wie hoch ſein armer Schützling die Augen zu erheben gewagt. Nur dann erſt wollte ich hervortreten, wenn ich, Rang und Ehre auf mein Haupt gehäuft, als vollgiltiger Mann vor den Freiherrn hintreten konnte. — Eben in dieſer Zeit ſollte Valentine an den bairiſchen Kammerherrn von Dettenbach vermählt werden. Dieſer Umſtand entriß mir, dem Freiherrn gegenüber, das Geſtändniß meiner Liebe. Er verließ mich ſprachlos, tief erſchüttert. Zehn Minuten ſpäter gaben mir zwei Zeilen von ihm die Nachricht: daß ich der illegitime Sohn des Freiherrn, kein Fremder, ſondern Valentinen durch die Bande des Bluts verbunden war. Er fügte hinzu, dies möge ſeiner Tochter, um die Ruhe ihrer Seele nicht auf ewig grauſam zu zerſtören, für immer ein Geheimniß bleiben. Ich ward krank, irrſinnig. Als ich erwachte, ſchützte ich Valentinen gegenüber ein in meiner Krankheit gegebenes Gelübde vor und ging in's Kloſter. Die Geliebte ward endlich durch die Bitten ihres ſterbenden Vaters vermocht, ſich mit von Dettenbach zu vermählen. — Ihr Herz aber gehörte mir an, ſonſt, jetzt und immerdar. Dettenbach fiel in Böhmen für den Kaiſer. Kaum war Valentine frei, als ſie, obwohl zum gereiften Weibe ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

The Boar Hunt *Le Sanglier*

Digitized by Google

worden, mit jugendlicher Leidenschaft Alles aufbot, um mich meinen Banden ebenfalls zu entreißen. Ich hatte rasch meinen Weg gemacht; ich stehe nahe am Fuße vor Sanct Peters Sitz; dennoch bin ich schwach genug gewesen, Alles, Alles zu vergessen und ihren Bitten, gleich als wäre ich wieder irrsinnig, Gehör zu geben. — Valentine ist hier in Freising. Ich habe ihr zugesagt, in die Welt zurückzukehren, die Mitra fortzuschleudern und sollte ich drüber Protestant werden müssen. — Ich habe das unselige Geheimniß ihr nicht zu entdecken vermocht, noch mehr, ich habe gelobt, sie zu heirathen — und heute, heute noch sollte dies Verbrechen vollzogen werden. — Ich habe gekämpft, gebetet; jetzt aber bin ich wieder, obgleich im Herzen todt, ein Mann, ein Priester, ein Bischof geworden; aber dennoch bin ich zu schwach, Valentinen ins Auge zu sehen und selbst ihr den Todesstoß zu versetzen. — Meister Christoph, Dir habe ich diese traurige Pflicht auferlegt. Geh zu dem großen Gasthofe, nimm diesen Ring zur Beglaubigung und sage ihr, was Du hörtest und was Du siehst, daß ich wahnsinnig, gemordet sei ... Alles was Du willst; aber daß ich kein Verbrecher, sondern Bischof zu Freising sein werde!

Der geistliche Fürst zog, leichenblaß geworden, seinen Ring ab, gab ihn dem Maler, versuchte es vergebens, bei seinen letzten Worten sich eine entschlossene Haltung zu geben, ging aber dann, wankenden Trittes, rasch aus dem Cabinet.

Der ehrliche Maler setzte sich nach langem Sinnen zögernd in Bewegung, überdachte mit schwerem Herzen seine Botschaft und ging dann nach dem „großen Adler". Die Diener wollten ihn, versichernd, daß die Herrin höchst wichtig beschäftigt sei, abweisen. Er sagte aber: Ich komme von dem hochwürdigsten Bischofe! und die Flügelthüren wurden sofort geöffnet.

Der Saal war leer. Langsam nur ging er zu einem Cabinet, von wo ihm die Stimme einer Dame erklang. Die Thüre war halb geöffnet.

Er sah die edle Frau, im prächtigsten Costüme, mit Haube und Schleier angethan, das schöne blonde Haar reich mit Perlenschnuren und Diamanten geschmückt, an einem Tisch vor seinem Freunde Justus Cecerus, dem juristischen Rathe des Bischofs, sitzen, welcher, das Schreibzeug vor sich, die Feder in der Hand, mit staunender, gespanntester Aufmerksamkeit ihre Eröffnung anhörte.

— Schreibt, Meister Cecerus, sagte Valentine, indeß ihr Blick schwärmerischer, das feine Colorit ihrer Wangen lebhafter wurde, Alles, was ich besitze, soll Eigenthum des Mannes sein, welchen ich heute heirathen werde ...

— Aber wer? gnädige Frau ... dies ist nothwendig ...

— Ihr werdet's schon erfahren, Doctor! Meldet ferner dem Herrn Kurfürsten und der Majestät meines gnädigsten Kaisers, daß ich, eine reichsunmittelbare Freifrau, falls man Genehmigung meiner Heirath nicht verwillige, mich protestantisch machen und als Protestantin mich unter sächsische Oberhoheit stellen und auf dem Friedenscongreß in Münster und Osnabrück meine Rechte mir sichern werde.

— Dies erschreckt mich mehr, als ich sagen kann! murmelte Cecerus. Gnädige Frau, Sie bedürfen dergleichen Schritte nicht, wenn Sie nicht etwa einem Landesverräther und Geächteten sich vermählen wollen ...

— Höret, Doctor Justus ... stockte Valentine ... Es ist Niemand anders, als Bernward, Bischof von Freising ... Begreift Ihr jetzt? —

Digitized by Google

Christoph Paudiz wollte das Wort durch sein rasches Eintreten abschneiden; es war schon ausgesprochen. Ecerus stand bestürzt und gänzlich außer Fassung auf, ließ seine Papiere zurück, schlug die Hände in einander und entfernte sich schleunigst, um zu solchem Beginnen wenigstens nicht behülflich gewesen zu sein.

Der Maler trat Valentinen näher. Er blieb volle zwei Stunden in ihrem Cabinet. Als er sie verließ, war sie ohnmächtig.

Valentine reisete noch an demselben Tage ab, vermachte ihr Vermögen der Kirche, gab ihre Lehen ihren Anverwandten und dem Kaiser zurück und trat in ein Kloster der Ursulinerinnen in Innerösterreich.

Bernwardus blieb lange für Jeden, außer für seine nächste Umgebung, unsichtbar. Dann ließ er Paudiz rufen.

— Du hast sie gesehen? fragte er düster.

— Ja, hochwürdigster Herr.

— Male mir ihr Bild, damit ich noch einen Trost besitze.

Paudiz malte die letzte Scene des Glückes der Welt, welche Valentinen beschieden war, diejenige, von welcher er Zeuge gewesen. Es zeigt eine edle Auffassung, ein Helldunkel, welches an den Lehrer Paudizens, an Rembrandt erinnert, und eine Wahrheit der Darstellung, welche täuschend, aber darum doch nicht ängstlich gehalten ist. —

Dieser deutsche Künstler hat höchst geschätzte Werke in den ansehnlichsten Gallerien. Er starb 1666, aus gekränktem Künstler-Ehrgeiz. Er malte mit Franz Rosenhof, auch Roster genannt, ein Bild um die Wette, wie der Wolf ein Lamm zerreißt, was den Fuchs lockt, zur Mahlzeit heranzuschleichen, und ward von seinem Gegner überwunden. Christoph Paudiz war übrigens ein guter Thiermaler.

Gerard Dow.

Von ihm selbst.

Das Menuet.

Wir treten in das Atelier des Meisters Gerard Dow zu Leyden. Dasselbe bietet einen bewunderungswürdigen Anblick dar. Im Gegensatze zu den Werkstätten eines Rembrandt und Teniers, wo die verschiedenen Gegenstände und Geräthschaften in großer, fast zu genialer Unordnung umher lagen und standen, herrschte hier eine Ordnung und eine Sauberkeit, die sich vom Großen bis auf das Geringste herab erstreckte. Die Meubles, die Staffeleien waren malerisch gruppirt; mit ausgezeichnetster Sorgfalt war jedem Geräthe der entsprechendste Platz angewiesen. Die sinnreichsten Vorkehrungen waren getroffen, um von den kleinen, auf den Staffeleien befindlichen Gemälden, diesen fast immer vollendet reinen Perlen, den Staub abzuhalten, welcher die zierlichsten Arbeiten vor allen andern Feinden leicht hätte verderben können. Höchst symmetrisch und ihren Lichteffecten durchaus angemessen waren die Gemälde an den tapetenbekleideten

Digitized by Google

Mauern angebracht. Den Faltenwurf der künſtlich gewirkten Fenſtervorhänge hatte eine höchſt kundige Hand ſo vorzüglich geordnet, daß an demſelben Studien über den Fall der Gewänder hätten angeſtellt werden können.

Der Meiſter ſelbſt war nicht anweſend. Seine Staffelei von Mahagoniholz, mit Elfenbein reich verziert, war mit einem Teppich zur Hälfte verhangen. An der Wand aber hing ſein prächtiger Sammethut, ſein Staatsdegen mit einer in Gold und Silber geſtickten Kuppel, und neben dieſem eine Geige mit dem Bogen, die ſich durch ihre höchſt gefällige Form, durch den goldartigen Glanz, durch die eigenthümlich geſchnittenen Eff-Löcher als eines jener berühmten Inſtrumente auswies, die aus der Werkſtatt der Italiener Amati zu Cremona hervorgegangen waren. Gerard Dow, einer der vorzüglichſten Maler, war nämlich ein Meiſter in der Kunſt, Geige zu ſpielen, welches Inſtrument, ſeiner ſchwierigen Behandlung wegen, damals die Viola di Gamba und das ernſte Theorbium noch nicht völlig durch ſeine himmliſchen Töne hatte verdrängen können.

Außer der Staffelei des Meiſters befanden ſich noch zwei andere in dem Atelier. Vor jeder derſelben ſaß ein junger Mann und malte. Dieſe beiden Jünglinge waren die talentreichen Schüler Dows: Franz van Mieris und Gabriel Metzu.

Gabriel Metzu war eine zierliche, ſchöne Geſtalt mit einem ziemlich langen, äußerſt gemüthlichen Antlitze, das von prächtigen langen Locken umgeben war. Er hatte ſeine geſpanteſte Aufmerkſamkeit der Arbeit zugewandt und ſchien die Abſicht zu haben, ſein faſt fertiges Gemälde vor dem herannahenden Einbruche der Abenddämmerung zu vollenden. Metzu wahr ſehr ſauber gekleidet; er hatte auf ſeine Toilette dieſelbe Aufmerſamkeit verwandt, welche er, nach dem Beiſpiele des Meiſters, ſeinen Gemälden widmete.

Franz van Mieris dagegen ſah ziemlich unordentlich aus. Von der gehaltenen Ruhe in Gabriel Metzu's Zügen war bei ihm keine Spur zu finden. Sein ſchönes Auge blickte unſtät und leidenſchaftlich; er wühlte, gleich als quäle ihn im Innern Etwas, in ſeinem buſchigten Haar; er malte nur einige Minuten, dann brach er ab, lehnte ſich unthätig zurück und ſeufzte und murmelte unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen. Endlich ſprang er auf, warf Pinſel und Palette zur Seite und durchmaß das Atelier mit großen Schritten.

— Aber was haſt du denn nur eigentlich? fragte Metzu, ſich umwendend. Kannſt Du keinen Augenblick ruhig ſein? Iſt's nicht, als ob Dich ein böſer Zauber bei der Arbeit quäle und Dich nach den Schenken triebe, wo Deine andern, leichtſinnigen Freunde Dich erwarten?

— Gabriel; erwiderte Mieris, welcher ſchon damals ſein ungeregeltes, ausſchweifendes Leben zu führen begonnen hatte, wodurch er ſich frühzeitig den Tod gab; Gabriel, ja mich quält's im Herzen; aber Du irrſt Dich ſehr, wenn Du meinſt, daß ich mich nach Karten und gefüllten Weingläſern ſehne. O, wäre es nur das! Aber ich ſage Dir, mein Leiden wird mich noch tödten, wie es mich faſt meines Verſtandes beraubt.

Bei dieſen Worten richtete er einen unbeſchreiblichen Blick auf ein an der Wand hängendes Gemälde. Daſſelbe ſtellte ein von Dows Meiſterhand gemaltes Frauenbild in allem Reize der Jugend dar, eine blondlockige, roſenwangige Niederländerin ... es war Brigitta, die jugendliche Gattin des Malers, welche an Schönheit mit der aufblühenden Tochter deſſelben aus ſeiner erſten Ehe wetteiferte. Mieris ſchien ſein Auge von dieſem Bilde nicht wieder abwenden zu

Digitized by Google

können. Metzu folgte der Richtung seines Blickes mit den Augen; erzuckte, traurig werdend, die Achseln und versank in Nachdenken.

Da ließ sich draußen eine frisch klingende Frauenstimme hören. Mieris fuhr auf, griff eiligst nach seinem Hute, nahm seinen Mantel und eilte hinaus auf den halbdunklen Corridor. Die Frau seines Lehrers stand vor ihm.

Erschrocken wollte Brigitta vor dem Jünglinge zurücktreten; er aber ergriff kühn ihre Hand und zog sie an sein Herz. Brigitta, eine schlanke und dennoch üppige Gestalt, schöner noch als ihr Bildniß es hatte ahnen lassen, wehrte ihn zuerst ab, indeß ihre Züge ängstlich wurden; dann aber lächelte sie auf unbeschreiblich reizende, aber traurige Weise.

— Geht, van Mieris; flüsterte sie. Nur heute bleibt mir fern. Ich fühle heute mehr als je, was ich meinem Herrn, dem Meister Gerard, schuldig, und wie sehr ich strafbar bin, daß ich meine Blicke von ihm abwenden und nur eine Minute lang an Euch denken konnte. Heute ist der Jahrestag meiner Vermählung; um diese Stunde begaben wir, der Meister und ich, uns zur Kirche, um uns auf ewig verbinden zu lassen ... Fort von mir, Mieris! Ich liebe Euch, ich gestehe es frei; aber noch ist meine innige Zuneigung zu meinem Gemahle nicht erloschen; sie ist lebendiger geworden, als je. Von heute an verfolgt mich nicht mehr mit Euren Blicken und meidet mich. Holland hat der Frauen und Mädchen genug, um Euch eine Liebe zu geben die Ihr von mir nicht zu erwarten habt.

Van Mieris fiel vor der Schönen nieder.

— O, belügt und täuscht Euch doch nicht selbst! flüsterte er höchst aufgeregt. Macht Euch und mich nicht elend. Heute, ja heute oder nie ist der Tag, an welchem sich unser Geschick entscheidet. Heute ist das Band geknüpft, welches Euch von mir trennt, heute auch muß es aufgelöst werden, oder ich werde mir zu Euren Füßen den Tod geben!

— Was wollt Ihr sagen, Franz?! fragte Frau Brigitta stammelnd und an allen Gliedern zitternd.

— Ich will sagen, daß Du meine Hand ergreifst und mit mir diesem Hause, dieser Stadt, diesem Lande entfliehst, um unter Italiens lachendem Himmel die Meinige zu werden! erwiderte Mieris, von seiner Verblendung völlig hingerissen. Nach zwei Stunden scheide ich, dann ist Alles zur Flucht bereit; dann werde ich erscheinen, um Dir ewig anzugehören, um Dein Loos, o Geliebte, auf immer an das meinige zu fesseln ...

Während Frau Brigitta erstarrt kein Wort finden konnte, öffnete sich fern die Thür des Hauses. Brigitta entfloh und Mieris sprang empor.

Gabriel Metzu aber schloß leise die Thür des Ateliers und flüsterte, als er Gerard Dow selbst ins Haus hatte kommen gesehen:

— Armer, sanftmüthiger, liebevoller Meister! Wie kann ich Dein Verderben abwenden? Ich werde Dir entdecken, was man an Dir zu verschulden beabsichtigt ...

Da trat Dow in das Atelier. Er war ein Fünfziger, mit einem heitern, von kurzem Barte gezierten Künstlergesichte. Nur leicht hatten die Jahre das Braun seiner langen Locken gebleicht. Dow, mit der zwanglosesten, edelsten Haltung von der Welt, war noch immer ein schöner Mann; sein Gesicht namentlich hatte einen unbeschreiblich fesselnden Ausdruck. Dow

Digitized by Google

Digitized by Google

beſichtigte mit Zufriedenheit die Arbeiten ſeiner beiden Schüler, dann erhob er ſich und klopfte Metzu freundlich auf die Schulter.

Gabriel ſuchte eben nach einem Eingange, um die inhaltsſchwere Kunde dem Meiſter anzubringen; da trat Mieris wieder ins Gemach, und ſchnitt durch ſein Erſcheinen jede Erklärung ab.

— Geht, Kinder, ſagte Dow ſanft lächelnd, und nehmt dieſe fünf Goldſtücke, um Euch im Kreiſe Eurer jungen Freunde einen fröhlichen Abend zu machen. Heute Abend will ich mit meiner Hausfrau allein ſein, um mich an die vergangene Zeit zu erinnern. Ihr aber trinkt auf unſere Geſundheit, laßt die Kunſt hoch leben; aber Du, Franz, ſorge, daß Du nicht, wie gewöhnlich, des Guten zu viel thuſt!

Mieris blickte faſt finſter vor ſich hin. Metzu aber ſchien etwas erleichtert. Frau Brigitta ward von ihrem Gatten heute Abend bewacht und er gab ſich das Verſprechen, Franz van Mieris auf keine Secunde zu verlaſſen und ſeine ganze Beredtſamkeit aufzuwenden, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen und ihm andere Gedanken einzuflößen.

Die Schüler ſchüttelten Dows Hand, verſchlangen ihre Arme und gingen aus dem Atelier und zum Hauſe hinaus auf die Straße. Als ſie draußen waren, blickte Mieris zum erſten Stockwerk hinauf. Brigittens ſchöner Kopf ward ſichtbar. Mieris legte mit einem ſprechenden Blicke die Hand auf's Herz und dann an ſeinen Degen und flüſterte:

— Dieſes Schwert findet den Weg durch meine Bruſt, wenn Du grauſam gegen mich ſein wirſt!

Brigitta ſchien die Bewegung vollkommen verſtanden zu haben; denn ſie erhob beide Hände und eilte vom Fenſter fort.

Jetzt nahm ſich Metzu ein Herz und begann dem Freunde Vorſtellungen zu machen. Aber Mieris im erſten Augenblicke ſehr betroffen, war viel zu gewandt, als daß er den grundehrlichen, gutmüthigen Gabriel nicht überliſtet hätte.

— Du haſt gelauſcht; ſagte er, mit ſeinem gewöhnlichen leichtſinnigen, faſt leichtfertigen Tone. Was willſt Du? Biſt Du einfältig, Gabriel? Kennſt Du Franz van Mieris nicht, der mit dem Teufel Komödie ſpielen würde, wenn er Langeweile empfindet? Ich verſichere Dich, dieſe Komödie mit Frau Brigitta iſt eine koſtbare Erfindung von mir; ich wäre ſonſt in dem Kloſter des Meiſter Dow, in dieſen geleckten, geſchniegelten Räumen ſchon lange vor Ueberdruß geſtorben . . .

— Du fühlteſt alſo nicht, wie Du ſpracheſt? fragte Metzu, der nicht zu wiſſen ſchien, was er denken ſollte.

— Gott behüte mich! Außerdem weißt Du ja, Gabriel, habe ich bereits in der ſchwarzäugigen Barbara eine Geliebte, die mein ganzes Herz erfüllt.

— Aber Frau Brigitta? Franz, es iſt ſehr unverantwortlich, die Ruhe dieſer edlen Dame zu ſtören.

Mieris lachte hell auf.

— Ei, ſie meint's ſo wenig ernſtlich, als ich! rief er. Aber auch ſie, die, während wir Beiden und der Meiſter pinſeln, mutterſeelenallein in ihrem Stübchen ſitzen und mit ihrem Papagei ſpielen muß, bedarf irgend einer Zerſtreuung. Du wirſt geſtehen, heute Abend wäre unſre Unterhaltung faſt pikant geworden.

Digitized by Google

Metzu zuckte die Achseln. Er war richtig irre geworden.

— Du denkst also nicht daran, mit Frau Brigitta nach Italien zu entfliehen? fragte er, um sich vollständig zu überzeugen.

— Warum nicht gar! antwortete Mieris. Wir werden heute Abend zechen, spielen und singen. Gottlob, daß wir den Hafen unseres Gasthauses „zur bunten Palette" erreicht haben. Jetzt fühle ich mich wieder in meinem Elemente.

Wirklich machte Mieris keine Anstalt, sich aus dem Kreise der lebenslustigen Freunde, welcher die beiden Maler aufnahm, zu entfernen. Metzu ward sicher, die Becher kreiseten und bald hatte Freund Gabriel, vom Weine befangen, Alles außer der Lust des Augenblickes vergessen. Er bemerkte es kaum, das Mieris schon seit einiger Zeit verschwunden war.

Franz eilte geradeswegs nach Dows Wohnung. Er näherte sich dem parkähnlichen Garten, an welchen sich das Haus anschloß, und schlich durch die dunkeln Gebüsche unter das hell erleuchtete Fenster in Brigittens Wohnung. Hier klatschte er zweimal heftig in die Hände.

Das Fenster oben öffnete sich und Dow sah spähend in die Nacht hinaus, zog aber, da er Niemand bemerkte, das Fenster ruhig wieder zu und nahm an Brigittens Seite Platz.

Die schöne Frau aber, bleich, fassungslos, schien im Herzen bittere Qualen zu empfinden. Sie liebte den jungen Maler. Düstre Bilder, die ihr den Jüngling blutend zeigten, sterbend, stiegen vor ihr auf . . . Sie hörte das Klatschen und war fest überzeugt, daß dasselbe von van Mieris ausging, welcher ihrer harrte. Sie bezwang ihre Angst nur mit Mühe. Sie kämpfte einige Minuten mit sich; dann aber wars entschieden: sie mußte ihn beruhigen, ihn beschwören, seine finstern Vorsätze aufzugeben; sie mußte sich versichern, daß er, von seiner Leidenschaft hingerissen, nicht eine That beging, die er in seinem heftigen Temperamente nur zu leicht beschließen und ausführen konnte.

Brigitta nahm einen Vorwand und verließ den arglosen Meister, um mit der Schnelligkeit des gejagten Rehes hinunter in den Garten zu eilen.

Franz van Mieris empfing die Geängstigte und schloß sie, alle Schüchternheit bei Seite setzend, inbrünstig in seine Arme, von denen sich Brigitta vergebens loszumachen strebte. Mieris bat, er flehte, er beschwor sie so hinreißend, daß Brigitta, statt ihm ernst entgegen zu treten und ihn mit Würde zu ermahnen, seinen Bitten nur Thränen entgegen stellen konnte. Eine Frau aber, die weint, ist im Begriff, allen Widerstand aufzugeben. So war's auch hier.

Brigitta's Besonnenheit umnebelte sich. Sie schauderte schon nicht mehr zurück, als sie an der benachbarten Straßenecke das Stampfen der Rosse vor der Kutsche hörte, welche bestimmt war, sie sammt dem Jünglinge von dannen zu führen. Sie erlag den verführerischen, berauschenden Liebkosungen des Ungestümen und — jetzt machte sie, zwar bebend wie eine Espe im Abendwinde, aber dennoch entschlossen, an der Hand von Franz van Mieris die ersten Schritte, um sich aus dem Garten zu entfernen . . . Die Flucht des verrätherischen Paares hatte begonnen.

An der Gartenpforte blieb Brigitta nur mit Mühe athmend, stehen und warf einen verlornen Blick auf das Haus ihres Gatten . . . Plötzlich zuckte sie, wie tief im Herzen von einer gewaltigen Macht berührt, zusammen.

Der glückliche Gerard Dow hatte seine getreue Amati-Geige geholt, hatte das Fenster

Digitized by Google

[illegible] Landschaft

Hollandsk Vinter Veen

Digitized by Google

geöffnet, um die laue, köſtliche Nachtluft ins Zimmer ſtrömen zu laſſen; er trat jetzt an die Oeffnung und legte mit zierlicher Hand zart den Bogen auf die Saiten. Ein melancholiſches Präludium von Paleſtrina ertönte; immer inniger, poetiſcher zitterten die ſilberklaren Töne durch die Luft; die Cremoneſer-Geige ſing, wie eine herrliche Frauenſtimme, wie die Stimme der Liebe, an zu ſingen; ſie zwitſcherte, ſie ſeufzte und klagte in ihren Trillern, in ihren langgehaltenen, ſonoren Klängen, indeß der Meiſter, in Begeiſterung lächelnd, das ſtrahlende Auge in die Nacht hinaus richtete.

Brigitta war faſt leblos. Sie hörte die Stimme des Jünglings nicht mehr; ihre ganze Seele lauſchte dieſen Tönen, die ſie mit Zaubermacht faßten. Sie riß ſich von Mieris' Armen los, der, ſelbſt gerührt, unſchlüſſig daſtand . . .

Jetzt machte der Künſtler einen melodiereichen Uebergang, und einfach und groß, und dennoch die heitere, gemeſſene Freude auf liebliche Art ausdrückend, erklang einer der Tänze des Niederländers Roland Laſſo, eines würdigen Nebenbuhlers der italieniſchen Tonkünſtler Nanini und Zarlino, eine jener reinen Melodien, welche damals alle Welt bezauberten.

Es war ein Menuet . . . es war daſſelbe, welches Dow mit Brigitta am Tage ſeiner Vermählung getanzt hatte . . .

Brigitta war gerettet . . . Ihr Traum verſchwand vor dieſer ebenſo zauberiſchen als heiligen Errinnerung. Sie dachte nicht mehr an Franz van Mieris . . . Die Treue und nicht die ſtrafbare Leidenſchaft feierte einen ihrer ſchönſten Triumphe. Brigitta deutete unfähig, ſich zuſammenhängend auszudrücken, nach dem Fenſter, wo Dow ſich zeigte, und ſtammelte:

— Mein Hochzeits-Menuet . . .

Dann eilte ſie mit aller Geſchwindigkeit, deren ſie fähig war, dem Hauſe zu, lief in ihr Zimmer und ſchloß, erſchüttert wie nie, den geliebten Meiſter in ihre Arme.

Franz van Mieris ſtand da wie eine Bildſäule und erwachte erſt dann aus ſeiner Betäubung, als Gabriel Metzu heran kam und ihn umarmte.

— Es iſt Alles verloren! murmelte Mieris düſter, indeß er jetzt offen dem Freunde beichtete.

— Nein, Alles gewonnen! jubelte Gabriel, den Freund liebkoſend. Einen glücklicheren Tag als den heutigen ſah ich noch nie. Brigitta iſt ihrem Herrn, unſerm braven Meiſter erhalten, und Du, ein braver Junge ungeachtet Deines Leichtſinns, wirſt Deine Empfindungen zu beſiegen wiſſen; gieb mir die Hand darauf, Freund!

— Hier! ſagte Mieris, indeß er ſich wieder ermannte. Und zum Zeichen, daß auch ich über mein Herz, das unbändige Ding, Herr bin, wenn ich es ſein will, komm; wir wollen unſerm Meiſter dieſe Nacht verherrlichen . . .

Beide gingen zur „bunten Palette", holten die Freunde, beriefen ein Dutzend Muſiker und zogen vereint mit dieſen, große Fackeln und Laternen in den Händen, in Gerard Dows Garten.

Und nun begann ein Muſiciren, ein Jubeln unter den Fenſtern des gerührten Malers, daß die ganze Nachbarſchaft lebendig wurde, auf die Straßen kam und in die allgemeine Freude einſtimmte.

Brigitta aber beichtete getreulich ihrem Gatten. Seit dieſer Zeit gewann die bisher

Digitized by Google

ſchon ſo theure Amati-Geige in ſeinen Augen einen unſchätzbaren Werth und nur mit Rührung ergriff er ſie, um ihr die ſüßen Töne zu entlocken, welche ſie in ſich verbarg, und als er bald darauf ſein eignes Bildniß malte, ſtellte er ſich mit ſeiner geliebten Geige in dem Augenblicke dar, in welchem er durch ihre Macht ſeinen höchſten Schatz wieder eroberte.

Holländiſche Winter-Landſchaft.

Von van der Velde.

Wer blickte nicht mit lebhafteſtem Wohlgefallen auf dieſe mit gewandteſter Wahrheit gemalte Scene aus dem Tagesleben der Niederländer? Das ganze Bild des Meiſters iſt von einer ausgezeichneten Gefälligkeit; das Volksleben iſt von einer echt künſtleriſchen Seite aufgefaßt — einer der Vorzüge van der Velde's. Wir werden bald Gelegenheit haben, dieſen Maler und ſeine Kunſt näher zu charakteriſiren, weshalb hier dieſe Notiz genügen möge.

Die Lautenſpielerin.

Von van der Meer.

In das Haus des ehrenwerthen Rathsherrn Aart van Jongh an der alten Weſtewaagen-Straat zu Rotterdam kamen an einem ſchönen, heitern Abende des Spätherbſtes des Jahres 1769 viele der angeſehenſten Perſonen der Stadt. Die mit breiten goldgepreßten Ledertapeten verzierten Zimmer füllten ſich allmählig mit geputzten Herren und Damen, und unter den letzteren glänzte vorzugsweiſe eine Brabanterin, Helene Du Chatel, eine entfernte Verwandte des reichen Gaſtgebers.

Helene war eine Dame von etwa fünfundzwanzig Jahren, von ausgezeichnetſter Tournüre, eine ſelbſtbewußte, ſtolze Schönheit, die gleich der berühmten Holländerin Maria van Schurmann als Schriftſtellerin in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache excellirte, eine faſt unübertroffene Meiſterin im Clavier- und Lautenſpiel war und in der Miniatur-Malerei mit einem Mieris und Dow wetteiferte. Sie war blond; gelocktes Haar ringelte ſich um Stirn und Nacken; man vergaß die auf deſſen Anordnung verwendete Kunſt, ſo vollendet erſchien dieſelbe in ihrer Nachläſſigkeit. Prachtvoller venetianiſcher Sammet mit Hermelin beſetzt umſchloß Helenens Formen und die Schürze von Neſſeltuch und Brabanter Spitzen über dem Unterkleide war wahrhaft köſtlich.

Dieſe Brabanterin übernahm mit einer Leichtigkeit und einer Anmuth, als ſei ſie die geborne Fürſtin dieſer Verſammlung, die Führung der Unterhaltung, während der alte Senator ihr die ankommenden Gäſte vorſtellte.

Unter dieſen befand ſich Adrian Güldenſteen, ein ſchöner, junger leydener Doctor, und

Digitized by Google

Digitized by Google

Eglon van der Neer, einer der ausgezeichnetſten holländiſchen Maler, der Sohn des berühmten Artus van der Neer, des Landſchaftsmalers, und ein Schüler J. Vanloo's.

Adrian Güldenſteen, der Adonis der Rotterdamer Damenwelt, hatte, ſobald er Helene Du Chatel geſehen, der Schönen ſeine zarteſte Huldigung zu Füßen gelegt. Güldenſteen, ganz das Muſter eines damaligen Lion, trug mehr Kanten und Spitzen und ausgeſuchtere Gold- und Silber-Brocad-Arbeit als der General-Statthalter ſelbſt. Er duftete wie ein Blumenbeet von Harlem und ſein Haar und ſeiner Spitzbart war mit einem Aufwand unendlicher Geſchicklichkeit dreſſirt. Adrian, ein grundgelehrter Arzt, welchem ſelten noch im gelehrten Zweikampfe Jemand Stand gehalten hatte, den er nicht ganz oder wenigſtens zur Hälfte niederdisputirte, war zugleich vollendeter Muſiker. Er ſpielte die Viola di Gamba und ſchlug die Laute, gleichviel ob's eine ſpaniſche oder italieniſche war, mit großer Virtuoſität.

War es unter dieſen Umſtänden zu verwundern, daß er es war, welcher vorzugsweiſe die glänzenden Augen der Helene Du Chatel auf ſich zog? Die Schöne, auf der Höhe ihrer Kunſt ziemlich einſam ſtehend, mit gewiſſem, leicht erklärlichem Bangen dem ſechſten Luſtrum entgegengehend, fühlte mehr als je, daß ihr ein liebendes Herz mangele, welches neben einer Leidenſchaft, wie ſie ſie erheiſchte, zugleich den vollen Werth der Geliebten zu würdigen verſtand. Dies Herz wähnte ſie in demjenigen Adrians Güldenſteen gefunden.

Auch an dieſem Abende zeichnete ſie ihren Günſtling ſichtlich aus. Sie bemerkte neben ihm kaum die derbe Geſtalt Eglons van der Neer, des Malers, und doch war Neer ein ſchönerer Mann als Güldenſteen.

Freilich war ſeine Erſcheinung einfach, faſt zu einfach. Er trug kaum irgend ein Schmuckſtück, womit der duftende Doctor prangte; ausgezeichnet war aber dennoch ſeine beſcheidene Tracht dadurch, daß ſie durchaus ſchwarz war. Neer trauerte um ſeine, vor einem halben Jahre geſtorbene Gattin, und der ſchwermüthige Zug, welchen ſein blaſſes Geſicht als Mahnung an den erlittenen Verluſt trug, machte daſſelbe nur noch edler, intereſſanter.

Erſt als Jongh den blondgelockten, etwa ſechsunddreißigjährigen Neer an die Hand nahm und ihr eindringlich den Namen deſſelben ſagte, ward Helene Du Chatel aufmerkſam. Sie verflocht ihn in ein Geſpräch über ſeine Kunſt, die auch ſie übte, und ſuchte von ihm das Geheimniß der unendlich blühenden, zarten Färbung, wodurch ſich Neer's Gemälde auszeichneten, wie die Kunſt zu ergründen mit ſeiner vollendeten Meiſterſchaft Stoffe, wie Atlas, Sammet u. ſ. w. darzuſtellen. Neer konnte ſich Glück wünſchen, denn die Brabanterin hatte augenſcheinlich an ſeinem wahrhaft gediegenen Geſpräche Gefallen gefunden.

Jetzt kamen die muſikaliſchen Unterhaltungen an die Reihe. Mit einer Art von Feierlichkeit kündigte Adrian Güldenſteen der Geſellſchaft an, daß Helena in Verbindung mit ihm eine damals neue und varürte Compoſition des berühmten Liedes:

„Wilhelmus van Nassauen"

vortragen werde.

Die Dame nahm ihren Platz an einem mit einem Teppich, mit Noten und Guitarre belegten Tiſche, in der Nähe eines Portieus von doriſch-ioniſcher Ordnung, welcher den Eingang zu

dem großen Speisesaale abgab, nahm die italienische Mandoline aufs Knie und begann, mit einem siegenden Blicke, welcher die Gewißheit ihres nahen Triumphs verkündete, das vorzügliche Instrument zu stimmen.

Adrian ergriff, während die Anwesenden lautlos sich verhielten, die Guitarre und auf Helenens graziöses Kopfnicken begannen die Stimmen und die Instrumente ein herrliches Duett.

Der böse Genius dieses Abends näherte sich indeß sehr rasch. Helene hatte eine Partie, wo zu Ende der ersten Strophe eine Cadenz mit einem herrlichen Triller folgen mußte. Adrian mußte natürlich pausiren. Er thats, während die Stimme der Sängerin in langem Aushauche dahinschwebte . . . Jetzt kam der Glanzpunkt der Piece . . . siegend, strahlend mußte sich der Triller dieser Silberstimme erheben . . . Da schlug Adrian einen Tact zu früh an; nieder, verloren war Helenens herrliche Tonfigur, der Triller war abgeschnitten — und glühend, beschämt, wie eine Bildsäule, saß der duftende Doctor da, stumm und still.

Dann sprang er auf, als sich Helene höchst erzürnt ihm näherte, und eilig verließ er das Zimmer. Ein heimliches Gelächter durchlief den eleganten Kreis.

Da trat Neer vor und nahm die Guitarre, und seiner Beredtsamkeit gelang es, die Schöne zu bewegen, mit ihm einen abermaligen Versuch zu machen. Er fiel über Erwartung glänzend aus.

Dies war der erste Schritt, welcher den Maler der Brabanterin näher führte, die von diesem Abende an gegen Güldensteen eine heftige Abneigung empfand. Helene liebte den Maler im Stillen; Niemand hatte eine Ahnung davon, bis sie mit ihrem Geheimnisse offen hervortreten und sich als die Braut van der Neers ankündigen konnte.

Jetzt erst erfuhr Helene Du Chatel, daß Neer von seiner ersten Frau nicht weniger als sechzehn lebendige Kinder besaß. Sie trat demungeachtet nicht zurück, sondern reichte dem Geliebten die Hand am Altare; in der Folge schenkte sie ihm zu jenen 16 noch neun fernere Sprößlinge. Helene blieb schön bis an ihren früh erfolgten Tod; ihre Gemälde, womit sie die einigermaßen gedrückte Lage des Meisters wesentlich verbesserte, hatten damals Ruf, sind aber, indeß die Werke Eglons van der Neer noch immer Zierden der ersten Gemäldesammlungen sind, gegenwärtig verloren und vergessen!

Der Meister selbst starb, nachdem er sich zum dritten Male, mit einer Malerin Brekvelt in Düsseldorf, vermählt hatte, in letzterem Orte im Jahre 1703 im 60. Jahre seines Alters. Er war spanischer Hofmaler und lebte in Düsseldorf am pfälzischen Hofe in hohen Ehren.

Franz van Mieris.

Von ihm selbst.

An einem Februarabende des Jahres 1659 kehrten die Andächtigen der guten alten Stadt Leyden aus der in der prächtigen Peterskirche gehaltenen Fastenpredigt nach ihren Wohnungen zurück. Die breite Straße Leidens, eine Straße, wie sie die Metropolen Europas nicht schöner

Digitized by Google

und großartiger aufzuweisen haben, war von dem bunten Gefühle der Heimwandelnden erfüllt. Die meisten der mit silber- und goldverzierten Andachtsbüchern versehenen Männer, Frauen und Mädchen gingen, die Worte des Priesters noch im Gedächtnisse habend, still und nachdenklich und unterhielten sich nur mit halblauter Stimme. Aber bald kam mehr Bewegung in diese scheinbar unempfindlichen, phlegmatischen Massen.

Gruppen von lebensfrohen Studenten mischten sich heiter lachend unter die Bürger mit ihren Familien: von anderer Seite kamen die treuen Genossen der Studenten bei jeder öffentlichen Lustbarkeit, die Malerschüler, sammt den jungen, zu Lust und Scherz noch aufgelegten Meistern — und es begannen harmlose Neckereien: die Jünglinge redeten die ernsten Alten an, erboten sich, die ehrsamen, dicken Bürgerfrauen zu geleiten, oder suchten sich zu Paladinen der jungen, sittsam dahin wandelnden Mädchen aufzuwerfen.

In diesem Menschengewirre wanderte auch ein etwa sechsundzwanzigjähriger Mann, dessen sorgloser Blick sich beobachtend nach allen Richtungen wandte. Er war eben so schlank als zierlich gewachsen und sein Anzug war, wie man in dem Lichte der allenthalben strahlenden, großen Staatslaternen und Wachsfackeln sehen konnte, geschmackvoll und reich zu gleicher Zeit. Sein schwarzsammtnes, mit Silberschnuren geziertes Barett ließ ihn als einen Maler erkennen. Seine reichen, stark gelockten Haare umgaben ein etwas blasses, aber feines, geistreiches Gesicht. Den kurzen Mantel hatte der Maler von beiden Armen zurückgeworfen und die an den Gelenken mit reichen Manschetten gezierten Hände nachlässig in die Taschen der weiten Pluderhosen gesteckt.

Die alten Männer und Frauen schüttelten die Köpfe, als dieser junge Mann stolz durch die Menge dahinschritt. Die schönen Mädchen aber stießen sich verstohlen an und flüsterten, nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf denselben zu werfen:

— Das ist der leichtsinnige Maler; das ist Franz van Mieris!

Franz van Mieris, sicherlich einer der ausgezeichnetsten Künstler der niederländischen Schule, der sich mit seinen Werken dreist neben seinen Meister Gerard Dow und neben Terbourg stellen konnte, war's wirklich. Der Künstler, seiner ungebundenen, genialen Laune folgend, war auf der Jagd, um irgend ein pikantes Abenteuer zu suchen.

Zwei junge Männer seines Alters erreichten ihn und hielten ihn an.

— Wohin, Franz? rief der eine, eine derbe, kräftige Gestalt, der Busenfreund Franz van Mieris', der Maler Johann Veen.

— Geh mit uns zum italienischen Kaffeehause! sprach der andre, Gottfried Schalken von Dortrecht, welcher unter Dow mit Mieris seine Studien gemacht hatte, ein bärtiger, schöner junger Mann, dessen Mienen ebenso düster waren, wie seine herrlichen nächtlichen Bilder mit der unvergleichlichen Beleuchtung.

— Ich danke für Eure Einladung! erwiderte Mieris ziemlich zerstreut; ich habe heute Abend etwas Interessanteres, als den Kaffee und den Rothwein Signor Bertini's zu suchen. Bleibt nicht stehen; nehmt Abschied für heute, oder geht mit mir ...

— Sicherlich wieder eine Deiner Liebesgeschichten; murmelte Johann Veen, sehr mißmuthig bei dem Gedanken, daß der heitere Kumpan in der fröhlichen Zechgesellschaft an diesem Abende fehlen sollte. Ich frage Dich, Mieris, wozu dieses ewige Umherrennen? Bedarf man etwa mehr als ausgezeichneten Wein, um sich wirklich wie ein Heiliger in der Verklärung zu befinden? — In

Digitized by Google

Bacchi aedem, feramus pedem ... Komm, Mieris! überlaß es heute Deiner Geliebten, den Weg nach Hauſe allein zu finden.

— Ihr irrt, ſagte Mieris; es iſt nicht daran zu denken, daß Diejenige, welche ich ſuche, meine Geliebte iſt ...

— Gut, ſie ſoll's alſo werden! bemerkte Schalken.

— Wie man's nimmt! Kennt ihr den reichen Mynheer van der Werff? Er hat ſeine Fabriken am alten Rhein. Wohlan, dieſer ehrliche Burſch beſitzt nicht allein eine der ſchönſten Kunſtſammlungen, ſondern auch in ſeiner Tochter Julia eines der ſchönſten Mädchen der ſiebzehn Provinzen. Das würde mich an ſich wenig intereſſiren, aber dieſe Julie, dies achtzehnjährige, reizende, lebenswarme Geſchöpf, welchem, jung, ſchön und reich, wie ſie iſt, der ganze Himmel der Erde zu Gebote ſteht, hat den Einfall, eine Heilige werden zu wollen, und wirklich wird ſie in den nächſten vierzehn Tagen ſchon Profeß thun und ſich in einem Kloſter in Brüſſel lebendig begraben laſſen. Iſt das nicht originell genug, nicht zu herausfordernd, um zu verſuchen, dieſer Kleinen einen Begriff vom Leben beizubringen und ihr zu dem Zwecke die Empfindungen der Liebe einzuflößen, um ſie aus den Klauen der Kloſterfrauen und der Pater zu erretten?

— Nein, flüſterte Veen, der, ungeachtet er den ungebundenſten Lebenswandel führte, dennoch nicht wenig bigott war, nein, Franz, ich glaube: das iſt Sünde.

Schalken lächelte ironiſch; Franz van Mieris lachte hell auf.

— Nie noch hatte ich bei meinen Abenteuern eine moraliſchere Abſicht! ſprach Mieris. Iſt's denn eine Kleinigkeit, wenn ein ſolches Menſchenleben buchſtäblich verloren geht? Ich habe ſo viele Schulden, daß ich mein Atelier, um nur einige Stunden ungeſtört arbeiten zu können, wie eine Feſtung verrammeln muß; ich muß mich in meinen Mauern eben ſo tapfer halten, wie die Bewohner dieſes alten Lugdunum gegen die Spanier, ſeligen Andenkens, ohne Hoffnung zu haben, daß mir ein neuer Wilhelm von Oranien einen Entſatz in der Geſtalt geſpickter Geldſäcke zuführt. Dennoch lebe das Leben! Ich werde Julia van der Werff retten und zum Danke hoffe ich ihre ſchöne Hand mit einigen zwanzigtauſend Goldgülden zu erhalten. Ein Dienſt iſt des andern werth ... Platz, Schalken; tritt zur Seite, Veen; da kommt Mynheer mit der zukünftigen Nonne ... Mein Abenteuer hat begonnen ...

Die beiden Freunde gingen ziemlich unzufrieden fort, indeß Mieris ſchnell einer Gruppe von drei Perſonen folgte.

Dieſe waren Mynheer Cornelius van der Werff, ein reicher Kaufherr, welcher im Beſitz der ausgezeichnetſten Tuchfabriken Leydens war. Van der Werff ſtammte aus einem alten, edlen Geſchlechte, und jener Bürgermeiſter Werff, welcher 1576 Leyden ſo heldenmüthig vertheidigte und den Bürgern, die ihn, wüthend vor Hunger und Entbehrung, um Lebensmittel beſtürmten, zurief: Hier bin ich, theilt meinen Leichnam unter Euch, aber ſprecht nicht von Uebergabe an die Spanier! dieſer Held war ein Vorfahr des würdigen Mynheer Cornelius. Er beſaß, wie Mieris andeutete, wirklich koſtbare Gemäldeſammlungen, Münzen, Medaillen und Sculpturwerke, war ein guter Kunſtkenner und hatte ſich längere Zeit in Italien aufgehalten, um die Werke der Kunſt zu ſtudiren. Von dieſer Zeit ſchrieb ſich auch ſein ſehr eifriger Katholicismus her, der in noch höherem Grade auf ſeine Tochter Julia übergegangen war. Uebrigens war Cor-

Digitized by Google

Digitized by Google

nelius van der Werff ein höchst biederer, obwohl etwas eigenthümlicher und melancholischer Mann.

An der linken Seite des stattlichen Mannes ging dessen Schwester, welche ihm, dem Wittwer, die Hausführung besorgte: eine alte hagere Jungfer, die in jeder Bewegung wie in jeder Falte ihres Gesichts eine große Frömmigkeit zur Schau trug.

An der andern Seite befand sich Julia. Sie war eine hohe, stolze, ernste Erscheinung und so untadelhaft gebaut, daß Franz van Mieris, welcher sie fest ins Auge faßte, unwillkürlich einen leisen Ausruf der Bewunderung ausstieß und, wie von innerer Gewalt getrieben, eilte, um ihr näher zu kommen. Julia's Gang war fest und würdig, ihr schönes, etwas blasses Antlitz war von mildem Ausdruck, zeigte aber eine unbeugsame Entschlossenheit. Es mußte nicht so leicht sein, als der schöne Maler glaubte, dies Mädchen in ihren Vorsätzen wankend zu machen.

Vergebens versuchte Mieris, als er ihr sich genähert hatte, unter den gewöhnlichen, galanten Anreden mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Er hatte ein ausgezeichnetes Bouquet künstlicher Blumen und einen seiner parfümirten Handschuhe, die so klein waren, daß sich ihrer die schönste Dame nicht zu schämen gehabt hätte, zur Hand genommen und bot ihr jetzt beides mit der ernstesten, unbefangensten Miene von der Welt an, als ob sie solches verloren habe.

— Ich danke Euch, Myuheer, war Julia's einfache, offene Antwort; ich trage weder Schmuck, noch Blumen, noch Handschuhe; ich habe dies nicht verloren.

Franz van Mieris verbeugte sich schweigend und trat zurück. Aber tief war er im Herzen getroffen. Dieser Ton der Stimme, dieser Blick hatte ihn elektrisirt und sein Gemüth in die gründlichste Aufregung gebracht. Wie schön war sie! Und der Ton, mit welchem sie sprach, war ein halb trauriger, als sie ihr schönes Auge nachdenklich auf ihm ruhen ließ. Welche Fluth romantischer Gedanken sprang in seinem Innern mit einem Schlage hervor! Er sah Julia als eine Dulderin, als ein Opfer der finstern Religiosität des alten Cornelius van der Werff und seiner hagern Schwester, und war's vorhin nur ein genialer Einfall von ihm gewesen, einer künftigen Novize Liebe einzuflößen: so hatte er jetzt den ritterlichsten Vorsatz von der Welt, das schöne Mädchen ihren Peinigern zu entreißen.

Franz wollte mit Julia reden, und o, er fühlte dies bereits, mit welcher Beredtsamkeit, mit welcher hinreißenden Gluth würden seine Worte strömen. Sie konnte ihm nicht widerstehen — noch war er gegen Mädchen immer Sieger geblieben — sie mußte ihn hören und erhören.

Berauscht, fast bezaubert von dieser Gedankenreihe, gewann der Leichtsinnige seine ganze Verwegenheit. Er überlegte seinen Plan einige Augenblicke, dann entschied er sich für den kürzesten als den besten Weg. Er folgte der Familie van der Werffs bis an das prächtige Wohnhaus des Kaufmannes; statt aber hier wieder umzukehren, schlüpfte er, als die Menschen das Gebäude betraten, ebenfalls hinein. Franz hatte nichts Geringeres im Sinne, als ohne Weiteres Julia van der Werff persönlich zu bestürmen, um ihren Entschluß wankend, sich selbst die Schöne aber geneigt zu machen.

Das Haus wurde geschlossen und der Abenteurer befand sich mit einer Art ängstlichen Gefühls auf den langen Corridors in vollkommener Finsterniß allein. Einige Dienerinnen gingen hin und wieder; der Maler ward genöthigt, da die Mägde Licht trugen, sich zu verstecken. Dennoch

Digitized by Google

ward seine erwachte Leidenschaft durch diesen etwas verdächtigen Anfang nicht erschüttert oder abgekühlt, sie steigerte sich gegentheils noch mehr.

Endlich ward's still im Hause. Er hörte es von den Thürmen die eilfte Stunde schlagen ... Mieris fing jetzt an, Recognoscirungen zu machen, um die Gemächer Julia's aufzufinden.

Plötzlich stand er aufhorchend still. Die melodiösen, sanften Töne eines Clavecins erklangen von dem einen Flügel des Hauses her in ernsten, religiösen Weisen. Das mußte Julia van der Werff sein, welche klagend ihre Empfindungen ausströmen ließ. Franz van Mieris lauschte vor der Thür — dann griff er entschlossen an das Thürschloß, öffnete und trat ziemlich großartig in das Gemach.

Er prallte zurück: der alte Cornelius selbst spielte eigenhändig, phlegmatisch zurück gelehnt. Die Augen ließ er sehr ruhig in dem weiten Gemache hin und her gleiten, in welchem seine Gemälde und Kunstschätze aufgestellt waren. Mit großem Erstaunen sah van der Werff den verblüfften Maler an der Thür stehen und erhob sich, um ziemlich verwirrt den unerwarteten Gast zu empfangen.

Mieris faßte sich. Er sagte dem Alten, daß er, von einer plötzlichen Idee ergriffen, die Statue eines Gladiators mit dem Diskus, von dem Italiener Lorenzo Ghisberto gegossen, zu copiren beabsichtige, und wußte geschickt den Grund anzugeben, warum er nicht früher sich gemeldet, sondern im Hause umhergetappt habe.

Cornelius van der Werff war, da er an seiner schwachen Seite gefaßt war, sogleich besänftigt und wurde freundlicher. Ungeachtet der späten Stunde entwickelte sich ein Gespräch über Kunst, das sich bedeutend in die Länge zog und damit endigte, daß der reiche van der Werff dem jungen Maler mehre Aufträge zu Gemälden gab.

Mieris erklärte sich zu Allem bereit. Das Bild aber, welches Werff begehrte, sollte das Thor des alten Leydener Rathhauses darstellen, wie der alte Bürgermeister van der Werff sich erschöpft niederwirft, seinen einen entblößten Fuß zeigt und spricht: — Von meinem Stiefel habe ich heute Mittag Suppe gekocht; jetzt habe ich nichts mehr als meinen Leichnam; schlachtet und verzehrt mich; aber nur laßt mir keinen Spanier in das ehrwürdige Leyden!

Van der Werff war so gütig, Franz van Mieris die Broncestatue des Gladiators auf der Stelle mitzugeben.

Hiermit entfernte sich der Maler, durchaus nicht erbaut von seinem Abenteuer. Johann Veen, der ihn, von dem Weinhause kommend, aufgriff, lachte unmäßig, indeß Mieris sich nach seinem Atelier begab.

Bald ward Mieris im Hause van der Werffs ein täglicher Gast. Er kam mit Julia zusammen, überzeugte sich aber bald, daß auch er, gleich dem ehrwürdigen Handelsherrn, nicht im Stande war, die Richtung dieses ascetischen, ernsten Gemüthes zu verändern. Franz van Mieris gab seufzend seinen Traum von Liebe auf, schloß sich aber dafür innig an den höchst gebildeten Alten, welcher ihm väterlich zugethan ward.

Van der Werff empfing das bestellte Gemälde mit Entzücken. An dem Morgen, als van der Werff das fertige Bild im Atelier des Malers sah, schenkte er demselben außer der Bezahlung die Gladiator-Statue. In eben dem Augenblicke, als van der Werff in dem gewölbten Zimmer Mieris' war, bestürmten diesen zwei seiner erbittertsten Gläubiger.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Schert Euch fort! rief der Holländer erbittert. Ich werde Euch bezahlen. Mieris, Ihr malt mir noch ein Bild ...

— Aber welches? Was verlangt Ihr, edler Herr? fragte Franz gerührt.

— Malt uns Beide und dies Euer Atelier mit Allem, was darin ist, und selbst mit diesem Bilde auf der Staffelei. Ich gebe Euch vergängliches Metall, werde aber in Eurem Gemälde einen Schatz erhalten, den man so lange bewundern wird, als der Name Franz Mieris in der Kunstwelt nicht vergessen ist. Und das wird nimmer geschehen!

Sechs Wochen darauf war das vorliegende ausgezeichnete Bild des Malers und Cornelius' van der Werff vollendet.

Die Nähterin.

Von Netscher.

Kaspar Netscher, einer der ausgezeichnetsten Maler des 17. Jahrhunderts, 1639 zu Heidelberg geboren und 1684 im Haag gestorben, gehört, da er in Holland unter Terbourg und Dow seine Ausbildung vollendete, der niederländischen Schule an. Er lieferte Gesellschafts- und kleinere historische Stücke und sehr viele Portraits. Netschers Gemälde stehen den Arbeiten Terbourgs, was die Zeichnung betrifft, wenigstens gleich. Hinsichtlich der Ausführung aber übertreffen sie dieselben. Seine täuschende Nachahmung der Stoffe, des Atlasses, des Sammets ist einzig, der Faltenwurf seiner Gewandung ebenso naturgetreu als gefällig. Seine anmuthigen Figuren, sein verschmolzenes, kräftiges Colorit, wenn auch eben nicht seine meist einfache Erfindung, trägt das Gepräge der Vollendung. Er benutzte gewöhnlich edlere Situationen und Scenen, als viele der damaligen niederländischen Maler zu seinen Darstellungen.

Netscher hatte, obwohl er ein bedeutendes Vermögen hinterließ, in seiner Jugend mit bitterer Armuth zu kämpfen. Sein Vater, ein Bildhauer, starb früh und der Knabe ward von einem Arzte in Arnheim, Tullekens, an Kindesstatt angenommen, welcher ihn zum Chirurg machen wollte. Seine Neigung aber zur Malerei drang durch und er ward bei einem Glasmaler in die Lehre gegeben, dem de Koster, ein Vogel- und Stillleben-Maler, als Meister des Jünglings folgte. Dann begab er sich nach dem Haag.

In seinem deutschen Gemüthe ungeachtet der Meisterstücke der dortigen Maler immer noch ein Höheres als die Richtung der niederländischen Malerschulen ahnend und empfindend, beschloß Netscher, sich nach Italien zu begeben, um sich die idealere, das Innere des Menschen darstellende, Kunst vertraut zu machen.

Obgleich sehr arm, trat er, ungeachtet seine Freunde versuchten, ihm sein Vorhaben auszureden, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, voll großer Hoffnungen und mit Begeisterung seine Reise an. Sie nahm jedoch ein sehr kurzes und eigenthümliches Ende, und zwar ein solches, welches geeignet war, bei den kalten, besonnenen Holländern ein Lächeln zu erregen. Netscher kam nur bis Bordeaux und kehrte hier glücklich um. Als er wieder im Haag erschien, gab Gerard Dow gutmüthig

Digitized by Google

ein Witzwort zum Besten, welches Kaspar Netscher bis an seinen Tod als die schrecklichste Beleidigung ansah, während seine schöne Frau jedesmal selig lächelte, so oft auf dies Thema hingedeutet wurde.

Das Schlagwort hieß aber: Kaspar ist in Italien gewesen! Und was mehr sagen will, er hat sein ganzes Italien nach Holland mitgebracht.

Wir theilen hier die Geschichte mit, welcher dieses Wort seine Entstehung verdankte. Sie steht zugleich in nächster Beziehung zu Netschers Bilde, die Nähterin, ein Gemälde, von welchem sich Netscher lange Zeit nicht trennen mochte und welches heute der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden angehört.

Etwa fünfundzwanzig Jahre alt, kam Kaspar Netscher an einem sehr kühlen Herbstabende durch das Seethor des alten Bordeaux und durchschnitt, durchaus rathlos, die gewundenen finstern Straßen. Mancher der Franzmänner, manches der schönen Mädchen blickte den fremdgekleideten jungen Mann mit nicht geringem Interesse an, denn der Maler war hoch und stolz gewachsen, hatte ein sanftes, echtes Künstlergesicht, langes, prachtvolles, blondes Haar und einen weichen, krausen, spanischen Bart. Ein mächtiger mit Federn geschmückter Krämpenhut bedeckte seinen Kopf; ein niederländisches Wamms mit rothen, seidnen Puffen und weiten Plunderhosen hoben noch die Stattlichkeit seines Wuchses. Uebrigens waren diese Kleider, wie man selbst in der Dämmerung des Abends sah, sehr abgetragen und der Aufzug des jungen Mannes ließ vermuthen, daß er in dem Ranzen, welchen er auf dem Rücken trug, seine ganze fahrende Habe barg. Dennoch wäre es nach dem trotzigen Blicke des Wanderers nicht gerathen gewesen, ihn mit einem Lächeln zu betrachten; und was diesem herausfordernden Blicke einen besondern Nachdruck gab, das war ein quer über das Ränzchen geschnallter Raufdegen zu Hieb und Stich mit schön verzierter Lederscheide und mit einem kunstvoll gearbeiteten, vergoldeten Handkorbe.

Kaspar Netscher kam aus den Niederlanden, um sich nach Rom zu begeben. Aber seine bei seinem Ausmarsche vom Haag nur leichtbeschwerte Geldbörse war schon drei Tagemärsche vor Bordeaux bis auf den letzten Sol geleert. Ermüdet, hungrig, einsam wie ein Schiffbrüchiger auf dem Meere, ohne Hoffnung ein bekanntes Menschengesicht zu erblicken, welchem er seine Noth hätte klagen können, marschirte der arme Maler durch die Straßen, um eine Herberge aufzufinden. Schon an verschiedenen Thüren hatte er angepocht, den Wirth herausgerufen und ihn gefragt:

— Beherbergt Ihr hier einen fahrenden Künstler, wenn er Euch oder einen von Euren Angehörigen nach der Kunst abconterfeit?

— Dieu m'en préserve! war die Antwort gewesen.

Netscher verließ, das Haupt immer tiefer und betrübter senkend, die breiten Hauptstraßen, um ärmere und barmherzigere Schenkwirthe aufzusuchen. In einem dieser Gäßchen waren die Thüren eines Gasthauses weit geöffnet. Es war helles Licht in den Zimmern, heitere, lärmende Gesellschaften von Seeleuten trieben da ihr Wesen und einladend stand ein dicker Mann mit weißer Schürze, sehr selbstgefällig lächelnd, in der Thür unter der großen Laterne und rief, wenn etwa ein Zug taumelnder Matrosen die Straße passirte, mit der einschmeichelndsten Stimme von der Welt die Leute an, um an den Freuden seines Paradieses Theil zu nehmen.

— Wir haben kein Geld mehr! erwiderten drei Seemänner, welche dicht vor Kaspar Netscher gingen, den Anruf des Gastgebers. Wir sind rein ausgepocht, haben auch keinen Durst mehr, und da sind wir, Sang de Dieu! heute Abend für Dich wettermäßig überflüssige Maate.

Digitized by Google

— Schämt Euch! rief der Wirth, mit beiden Händen winkend. Seit wann ist Papa Bonnet dafür bekannt, daß er einem ehrlichen Seehunde keinen Korb Rothwein mehr creditirt, wenn er sein letztes Pulver verschossen hat? Immer herein! Trinkt, Burschen, trinkt — das Uebrige wird sich dann auch wohl finden!

Die Matrosen legten um und segelten glücklich in den Hafen zur weißen Taube ein. Netscher aber glaubte in der quäkenden Stimme des Wirthes mindestens diejenige eines Engels zu hören. Rasch trat er an den Dicken heran und wiederholte seine Frage. Der Wirth war durchaus nicht gefügig, eben wie die Andern; er sagte aber auch nicht: Nein!

Papa Bonnet musterte den Maler von oben bis unten und nahm hiernach eine sehr zufriedene Miene an.

— Schade, daß Ihr kein Kriegsmann seid! murmelte er, und mit dem Degen da zu spielen wißt, den Ihr ohne Zweifel zum Staat traget. Ich behielte Euch doppelt so gern ... Doch mag's drum sein! Mögt ihr mich nun malen oder nicht, so werde ich Euren Durst in meinem Keller nicht eben zu sehr spüren. Tretet näher, Herr Maler, und erquickt Euch und laßt's Euch wohl sein aus Herzensgrund.

Netscher drückte dem Braven die Hand, ging in die Gaststube und warf Ranzen und Hut neben sich. Bonnet ließ auftischen, Weinflaschen paradirten neben seinem Abendessen, und bald saß Bonnet neben ihm und hatte den aus den Niederlanden Kommenden in ein angelegentliches Gespräch verflochten, an welchem bald ein ganzer Kreis von Seeleuten Theil nahm. Netscher mußte Neuigkeiten aus Holland erzählen. Hierbei bildete sich eine kleine Spielgesellschaft, die sich gegen Mitternacht allmälig in eine Zechgenossenschaft bester Qualität verwandelte.

Kaspar wachte am andern Tage mit einer sehr unangenehmen Empfindung auf. Erst jetzt kam ihm die Idee, daß ihm die Erinnerung an das Ende jenes Gelages fehlte; er versuchte, sich zu orientiren, wo er sich befinde, und seine höchst unbequeme Lage zu verbessern. Vergebens! Er war mit beiden Händen dicht an die Mauer gebunden und lag auf Steinen, die dürftig mit Stroh bedeckt waren. Sein Gemach war stockfinster. Hoch oben war eine kleine Luftklappe, durch deren Risse sich schmale, blendendhelle Sonnenstrahlen drängten. Bald merkte der Maler, daß er sich nicht allein befinde. Als sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, unterschied er mehre elend aussehende Gestalten, von denen er bald einen erschreckenden Aufschluß über sein Schicksal empfing. Er war in die Hände eines Seelenverkäufers gerathen, eben eines solchen Unholdes, deren Treiben in Rotterdam und Amsterdam er am vorigen Abende der Gesellschaft so getreulich beschrieben hatte.

Von jetzt an begannen acht lange Leidenstage für den Deutschen, den der Wirth und ein königlich französischer Seeoffizier mit Gewalt dazu zwingen wollten, eine Bescheinigung zu unterzeichnen, welche ihn, Netscher, zum Militairdienste in den Colonien verpflichtete. Der Maler widerstand lange; am Ende thaten Hunger und körperliche Züchtigungen das Ihrige: Netscher, müde bis in den Tod, willigte in Alles und unterschrieb. Jetzt ward er besser gehalten und man kündigte ihm an, daß er in den nächsten Tagen zur See gehen werde. Die Verzweiflung des Künstlers ist nicht zu beschreiben. Es war, als werde er zum Richtplatze geführt, als man ihn gegen Abend seiner Fesseln vollständig entledigte, um ihn aus dem Hause hinaus und zur See

Digitized by Google

zu bringen. Sein Muth ward plötzlich wieder lebendig, als er draußen vor der Thür ein Commando Soldaten erblickte, welche ihn escortiren sollten. Er riß sich los, lief durch den Gasthof in die Binnenhöfe und rannte aufs Geradewohl eine Treppe hinan, bis er vor einen verschlossenen Boden kam, so daß ihm, da er seine Verfolger hörte, keine Wahl blieb, als aus einem Fenster hinaus auf das Dach zu klettern. Hier hoch in Gottes freier Luft, zwischen Schornsteinen aller Art, sprang und voltigirte der unglückliche Künstler gleich einem Gaukler oder einer Gemse von einem Dache auf das andere, so daß er, als er endlich sich umzusehen und Athem zu schöpfen wagte, das Dach des Wirthshauses zur weißen Taube mit der ungeheuren Wetterfahne drauf nicht mehr aufzufinden vermochte. Aber hier wie eine Katze konnte er doch nicht auf den Dächern die Nacht zubringen.

Er erblickte fern ein helles Fensterchen, und eine weibliche Gestalt in dem Stübchen und beschloß, das Mitleid derselben anzuflehen. Als Netscher vor das Fenster kam, blieb er, ungeachtet seiner schrecklichen Lage, gefesselt und entzückt unbeweglich sitzen.

Sein Künstlerauge ward durch den Anblick einer Nähterin zauberisch berührt. Sie war ein junges Mädchen in vollster Blüthe der Schönheit und Gesundheit, mit einem Engelsgesichte, welche, ganz allein sitzend, ihre Feuer-Kieke vor sich, den größten Nähkorb mit der Scheere drauf neben sich, ämsig nähte. Das Mädchen war einfach, aber geschmackvoll gekleidet und hielt ein schönes Atlas-Nähkissen auf den Knien, von welchem sich ihre halb entblößten Arme schön abhoben.

Netscher zauderte nicht länger und pochte ans Fenster. Die Schöne, obwohl erschrocken, war muthiger als er glaubte; sie kam und öffnete. Jetzt brachte der Maler seine Bitte um Schutz an. Fanchonette sagte ihm denselben mit Thränen zu und half ihm beim Einsteigen in ihr jungfräuliches Gemach. Hier wurde der Maler gewahr, daß die ganzen Häuser an den Straßen in der Nachbarschaft des Wirthshauses nach einem Deserteur, einem Soldaten des Königs, durchsucht waren. Dennoch beharrte Fanchonette bei ihrem Entschlusse, den schönen, jungen Mann seiner Kunst und einem glücklichen Leben zu retten.

Das schöne Mädchen, jeden Augenblick mehr von dem Flüchtlinge angezogen, gestand, daß sie, eine Dienerin eines der ersten Edelleute von Bordeaux, eines Hauptmanns von den Musketenschützen, gar keinen Ausweg wisse, ihn zu verbergen, als dadurch, daß sie ihn auf ihrem Zimmer behalte. Dies geschah wirklich. Der Maler, um sich den Blicken der jede Minute bei Fanchonetten kommenden und gehenden Mägde und sonstigen Dienerinnen zu verbergen, mußte sich bequemen, drei Tage lang unter dem Bette der Französin zuzubringen, von welcher schrecklichen Lage er nur erst spät Abends befreit werden konnte.

Inzwischen war Fanchonette zu dem Consul, dem Handelsbevollmächtigten Hollands, gelaufen. Die Behörden nahmen sich des Malers an und riethen, die Niederländer nicht durch einen Gewaltstreich gegen einen ihrer nicht unbedeutenden Landsleute zu erbittern, und endlich gelang's: der Gouverneur von Bordeaux erklärte den Maler für frei und ledig, erlaubte ihm sogar, sich, so lange er wolle, in dieser Stadt zu verweilen und jederzeit seines Schutzes gewärtig zu sein.

Drei Wochen später verheirathete sich Kaspar Netscher zu Bordeaux mit seiner Retterin.

Digitized by Google

Jetzt mußte er auf ſeinen und ſeiner Gattin Unterhalt denken und eine Reiſe nach Italien war vorläufig unmöglich. Retſcher kam nie dorthin.

Wie ſchon geſagt, kehrte er bald mit ſeiner Frau nach dem Haag zurück, wo er ſeine eigentliche Wirkſamkeit erſt eröffnete. Von jetzt an hieß es: Kaspar Retſcher iſt in Italien geweſen!

Die Spieler.

Von Caravaggio

Wo die Italiener aus ihrer durchſchnittlich idealen Richtung in der Malerei heraustreten und ſich als Naturaliſten und Individualiſtiker zeigen, da ſind ſie dennoch in der Wahl ihrer Stoffe, Form und Ausdrücke weit von der Naturaliſtik der Niederländer entfernt. Beide ſchreiben das Leben aufs Genaueſte ab. Der Niederländer aber ſchildert, ſelbſt ſtets unerſchütterlich ruhig, vorzugsweiſe die äußerliche Erſcheinung; der Italiener, ſeine ſüdliche Natur keinen Augenblick verleugnend, kehrt die innerliche, pſychologiſche Seite heraus. —

Als einen dieſer italieniſchen Maler, und zwar als einen ſolchen, welcher der ergreifendſten Wahrheit, eines faſt tragiſchen Pathos mächtig iſt, nennen wir Michel Angelo Amerighi, oder Merighi, genannt Michel Angelo da Caravaggio. Er war zu Caravaggio im Mailändiſchen 1569 geboren und war anfangs Maurergeſelle. Als er es erlangt hatte, ſeiner Neigung für die Malerei zu folgen, bildete er ſich nach den großen Venetianern und trat in Rom mit ſeinen naturwahren Schöpfungen der kraftloſen, gehaltenbehrenden, idealen Richtung in der Malerei energiſch entgegen. Seine Darſtellung erfaßte die leidenſchaftlichen, düſtern Erregungen der Menſchenbruſt in meiſt ſchroffer, ungemilderter Form. Um ſie ſo gewaltſam und ergreifend als möglich zu ſchildern, wie es ſeinem eigenen ungeſtümen Innern angemeſſen war, bediente er ſich nur der niedern, rohen Natur. Wo die Sujets mit ſeiner eigenthümlichen Darſtellungsweiſe zuſammentreffen, da liefert Caravaggio das ausgezeichnet Vollendete. Sein Colorit, ſeine Beleuchtung ſind mächtig, ſchlagend. Erhabene Compoſitionen zieht er ins Niedrige, zeigt aber auch hier immer ſeine Vorzüge.

Caravaggio's Leben ſteht in genauem Zuſammenhange mit ſeinen Bildern, es iſt wie dieſe leidenſchaftlich düſter, verworren. Der Maler war ein Raufbold, ein Spieler, der ſeines Ungeſtümes wegen nirgend lange geduldet wurde. In Malta ſchlug ihn der Großmeiſter der Johanniter zum Ritter. Aber auch dort, für dieſes kriegeriſche Leben war Caravaggio zu wild. Auf ſeiner Rückreiſe nach Rom ward er, aus Anlaß früherer Abenteuer, überfallen und tödtlich verwundet. Er ſtarb 1609.

Das vorliegende Bild „Die Spieler" ſchließt ſich genau an das Leben des Meiſters an. Es iſt düſter und ergreifend, wie dasjenige, was den Caravaggio flüchtig aus Rom trieb. — Dies war ein in einem verdächtigen Hauſe nach einer bachantiſchen Nacht und einer unglücklichen Spielpartie verübter Mord.

Digitized by Google

Der Inhalt dieſes Stücks kann unmöglich vollſtändiger getroffen und bezeichnet werden, als eben durch dieſe Skizze aus dem Leben des Malers.

Caravaggio war noch jung, als er, von Mailand und Venedig kommend, in Rom eintraf. Hier herrſchte damals ſchon in der Malerwelt Giuſeppe Ceſari, genannt Joſepin il Cavaliere d'Arpino, ein Römer von Geburt; die bedeutendſte Erſcheinung unter den ſogenannten Manieriſten. Sein blühendes Colorit, ſeine ungewöhnliche Handfertigkeit machten ihn zum erſten damaligen Maler der römiſchen Schule, zum Lieblinge des Papſtes Clemens VIII. und des Cardinals Biſchof Ottoboni von Paleſtrina. Caravaggio ſuchte die Bekanntſchaft des Meiſters, und ungeachtet ihrer geradewegs ſich entgegenlaufenden Richtungen entſtand zwiſchen Beiden ein Freundſchaftsverhältniß. Dies wurde noch enger geſchürzt, als der heißblütige Caravaggio für die einzige ſchöne Schweſter Ceſari's, Tereſina, eine der Heftigkeit ſeines Charakters entſprechende Neigung faßte. — Aber der launiſche, Ungeſtüme zerriß die Bande der Liebe ſehr bald, noch raſcher, als er ſie angeknüpft hatte. Er verließ Tereſina, und ſchloß ſich einer Geſellſchaft lebensluſtiger Künſtler und Cavaliere an, und es währte nicht lange, da war Caravaggio das Muſterbild der Wüſtlinge Roms. — Aber eben aus dieſen Zweikämpfen, dieſen Zechgelagen und Verführungsgeſchichten junger Mädchen und Männer, aus dieſem ganzen bacchantiſchen Treiben, in welchem jeder Andere zu Grunde gegangen wäre, nahm unſer Künſtler ſeine beſte Kraft und die Stoffe zu ſeinen, durch ihr Pathos unwiderſtehlich ergreifenden Kunſtſchöpfungen.

Es waren die erſten Schritte, die der junge Mann, nachdem er die Schule hinter ſich hatte, auf ſeiner eigenen Bahn machte, und dieſer Anfang war für ſeine folgende Wirkſamkeit entſcheidend.

Seine die gluthherzigen Italiener mit voller Macht packenden Gemälde, die charakteriſtiſch zur Erſcheinung brachten, was in jener Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege in allen Gemüthern gährte, ließen die oberflächlichen Arbeiten des idealiſirenden Giuſeppi Ceſari und ſeines Anhanges zu bleichen Schatten und Nebelbildern herabſinken. In dieſen, getreue Naturwahrheit und mächtiges Gefühl athmenden, pſychologiſchen Nachtſtücken war von Caravaggio dem früheren Freunde und ſeiner Schule ein Kampf auf Leben und Tod angekündigt. Und Caravaggio kämpfte als ein Mann. —

In eben der Zeit ward dem einzelnſtehenden Michel Angelo eine mächtige Hülfe. Von der, von Ludovico Caracci zu Bologna geſtifteten Accademia degli incamminati (aus incamminare, in den Gang bringen), von dieſer Malerſchule, welche eine vollſtändige Reform italieniſcher Kunſt anſtrebte, kamen Agoſtino und Annibale Caracci nach Rom, um die Arbeiten an der farneſiſchen Gallerie zu übernehmen. Agoſtino Caracci, der Meiſter der verführeriſchen in Kupfer geſtochenen Compoſitionen, nicht weniger ausſchweifend als Caravaggio, ward augenblicklich der genaueſte Freund deſſelben, und alle drei Künſtler mit ihrem Anhange warfen ſich jetzt auf Ceſari's Schule, um ſie zu vernichten.

Es iſt unmöglich, den Todeshaß zu beſchreiben, den Giuſeppe Ceſari von dieſer Zeit an auf Caravaggio warf. Noch immer hatte er den Gedanken feſtgehalten, Michel Angelo werde bald von ſeinem liederlichen Leben zurückkehren, er werde bald ausgetobt haben, und von den Raufbolden und Spielern zu ihm, dem Ceſari, von den feilen Dirnen aber zur trauernden Tereſina reuig zurückkehren.

Digitized by Google

Und war dies geſchehen, dann konnte er leicht zu der Einſicht gebracht werden, die Ueberkraft in ſeinen Gemälden müſſe gemäßigt, und zu dem Niveau der Manieriſten herabgedrückt werden.

Jetzt aber in den Händen der Caracci's, der rigoroſen Reformatoren, war Caravaggio für Ceſari wie für Teresina verloren.

Die Rache erwachte in dem Herzen des Meiſters. Giuſeppe beſaß einen Bruder, Balſamo d'Arpino, welcher Capitano in der päpſtlichen Leibwache war. Er übernahm es, den treuloſen, undankbaren Caravaggio zu beſtrafen. Aber der feige Römer getraute ſich's nicht, dem Gladiator Aug' in Aug' gegenüberzutreten. Er wandte ſich an einen Officier der Sbirren, Hans Haßli, einen Schweizer von Geburt, von dem es bekannt war, daß er das eiſernſte Handgelenk in ganz Rom beſaß. Haßli, gut bezahlt, verſprach den Maler noch an demſelben Tage zu einem Duell zu veranlaſſen, und ihn mit einem Degenſtoße für immer ſtumm zu machen. Die Ceſari's bezeichneten dem Schweizer den Ort, wo Caravaggio mit ſeinen Genoſſen die Nächte zu durchſchwärmen pflegte, und Haßli ging, am Arme eines ſeiner Soldaten, gemüthlich nach dem bezeichneten Häuschen.

Hier war's noch leer: aber Caravaggio, der getreueſte Gaſt der dicken ſicilianiſchen Wirthin, war ſchon hier. Einige vollbuſige, nachtäugige Mädchen ſtanden neben ihm, während der Maler in heiterſter Laune ſeine Taſchen umkehrte und einige Hundert — ſoeben für ein Gemälde empfangene — Goldſtücke auf den Tiſch warf.

Beim Anblicke dieſes Goldes blieb Haßli, welcher eben im Begriff war, ohne weitere Umſtände die Feindſeligkeiten dadurch zu eröffnen, daß er dem Maler eine Ohrfeige applicirte, nachdenklich ſtehen, und ſchob ſein Federbaret auf ein Ohr. Er konnte Caravaggio niederſtrecken, aber damit erbte er dies Geld nicht. Der Künſtler mußte gerupft, und dann erſt erſtochen werden.

Haßli knüpfte mit Caravaggio ein Geſpräch an und nach einer Minute ſaßen ſie Beide an einem Tiſchchen, die Karten in der Hand, Jeder einen Goldhaufen vor ſich, ſich gegenüber, indeß der in ſeinen Mantel gehüllte Sbirre gleichmüthig das Spiel betrachtete.

Die beiden Spieler waren Spieler, aber Haßli, welcher mit dem Golde ſpielte, wofür er den Maler ermorden ſollte, war außerdem ein Schurke. So kam's, daß der Schweizer mit Hülfe ſeiner Kartenkünſte ein Zehend der Zechinen nach dem andern gewann und ſeinen ſtarken Arm drüber legte.

Dem jungen Maler ſtand der Verſtand ſtill; aber wiederum begann er eine neue Taille, obgleich er nicht mehr recht deutlich wußte, was mit ihm geſchah. — Seine Goldſtücke waren bis auf ein Dutzend zuſammengeſchmolzen; da warf Caravaggio wild die Karte auf den Tiſch.

Jetzt erſt ſah er den Sbirren hinter ſich, an welchen er gar nicht mehr gedacht, und entdeckte, daß dieſer dem Schweizer durch Zeichen mit den Fingern von ſeinen Hauptkarten Zeichen gab. Im Nu hatte Caravaggio den Degen gezogen und Hans Haßli lag die Secunde drauf todt am Boden. — Caravaggio floh und entkam glücklich. Giuſeppe Ceſari aber erlag, ſeiner Anſtrengung ungeachtet, ſeinen Feinden. Während Caravaggio's gute Stücke ewig neu bleiben, hatte Ceſari ſich in ſeinen beſten Gemälden ſchon lange vor ſeinem Tode überlebt. Wahrſcheinlich war er's, welcher den Caravaggio überfallen ließ, um ſeine ein Mal vereitelte Rache dennoch endlich zu befriedigen.

Digitized by Google

Die Dorfschenke.

Von Cornelius Bega.

Cornelius Bega wurde 1620 in Haarlem geboren und starb daselbst an der Pest im Jahre 1664. Sein Vater war Bildhauer und nannte sich Peter Begyr. Von ihm empfing Bega vermuthlich den ersten Unterricht in der Kunst, bis er später ein Schüler von Adrian Ostade und zwar einer seiner besten wurde. Seine Stoffe sind ländliche Festlichkeiten, Wirthshausscenen, Laboratorien von Adepten und Alchymisten u. s. w. Seine Kupferstiche sind sehr geschätzt und seine Werke, jetzt meist in festen Händen, wurden sonst sehr gesucht und mit gewaltigen Summen bezahlt.

Das unstäte und unordentliche Leben dieses Künstlers muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß er sehr früh aus dem Vaterhause weichen mußte. Daher rührt wohl auch der Name Bega, unter welchem allein er später gekannt wurde.

Das vorliegende Werk zeigt das Charakteristische des Malers in ausgezeichneter Weise. Während wir die meisterhafte Technik und Naturwahrheit bewundern, können wir nicht umhin, die niedrigen rohen Stoffe, welche er darstellte, unschön und abstoßend zu finden.

Bärenjagd.

Von Franz Snyders.

Im Herbste des Jahres 1606 sah derjenige Theil des castilischen Scheidegebirges, welcher, nördlich von Madrid gelegen, den Namen Sierra de Guadarama führt, ein Schauspiel, welches ebenso eigenthümlich als glänzend auf diesen wilden Plateaus, in diesen düstern Schluchten wohl nimmer wieder gesehen ward.

Etwa in einer Höhe von fünftausend Fuß über dem Meere hatte König Philipp der Dritte von Spanien sein prächtiges Hoflager aufgeschlagen. Der Hof-Marschall Don Jose de Ximanez hatte einen rings von Abgründen und von Wasserstürzen romantisch umgebenen, von Pinien, Cypressen und mächtigen Korkeichen umkränzten, weiten, ebenen Platz für das Lager ausgewählt. Hier erhob sich das von Goldstickereien prangende Zelt des Königs, von Alt-Castiliens schwerem Seidenbanner überweht, und an diese herrliche, luftige Wohnung schlossen sich in langen, schnurgeraden Reihen die grün und weißgestreiften Zelte des allmächtigen Günstlings und Ministers, Grafen Lerma, sammt denen der Grandezza und der Caballeros del Rey. Ferner hin waren die leichten Wohnungen der Königin und ihres von Schönheit strahlenden Gefolges. Diese Zelte waren in der ebenso reichen als bizarren maurischen Form ausgeführt, und ungeachtet Alt-Castilien sammt dem ganzen christlichen Spanien den unglücklichen Moriscos Verderben und Tod geschworen hatte, sah man doch hier den Halbmond über den Standarten blitzen, welche

die Embleme der Omajaden und Abaſſiden, der Abencerragen und der Zegris zeigten. Faſt am Rande einer tiefen Schlucht waren Baracken für die Diener und für die niedere Ritterſchaft, ſo wie für die Jäger errichtet, neben welchen die feurigen Hengſte Andaluſiens und die ſichern Saumthiere von Aragon an eiſernen Pfählen feſtgebunden waren. Ungeduldig und feurig, nach dem Blute der wilden Bewohner des rauhen Gebirgs dürſtend, erblickte man in einiger Entfernung vom Lager den Platz, wo Hunderte von Wolfs- und Bären-Hunden grimmig ſich zeigten, die kaum durch die ſchweren Peitſchen der Jagdknechte in Ruhe gehalten werden konnten.

Das rührigſte Leben herrſchte in dieſer extemporirten Stadt. Stattliche Herren, geſchmückt wie in Aranjuez, durchſchritten die Zeltgaſſen; Gruppen der edelſten Damen Spaniens, reich mit Peru's Edelſteinen geſchmückt, zeigten ſich zwiſchen den wallenden Federbüſchen der Caballeros; ſie konnten hier ſcherzen, ſie konnten lachen, und ein natürliches Wort ſprechen, das ſonſt nur ihre Liebhaber in verſchwiegener Nacht hörten; — denn die mörderiſch-ſteife Etiquette des ſpaniſchen Königshofes war auf den ausdrücklichen Befehl Philipps III. diesmal im Schloſſe zu Madrid und in Aranjuez zurückgeblieben.

Ueberhaupt hatte Philipp, der ſonſt gar nicht mehr befehlen konnte, ſondern ſich gehorſam unter den Willen des Grafen Lerma ſchmiegte, der, anſtatt König zu ſein, zu einer kraftloſen bedauernswerthen Puppe herabgeſunken war, ſeit einiger Zeit ein beſonderes Leben entfaltet. Dies Leben, dieſe Wirkſamkeit richteten ſich, wie zu erwarten, jedoch durchaus nicht auf den beklagenswerthen Zuſtand des ſchon durch Philipp II. tief entwürdigten und dazu ausgeſogenen Spaniens, ſondern lediglich auf die Art ſeiner Unterhaltung. Dies war von Philipp ſchon ſehr viel; denn bisher hatte er auch gar nichts wollen können.

Es war ein eigenthümlicher Umſtand nöthig geweſen, um den Herrſcher zweier Welten aus ſeiner unwürdigen Lethargie in etwas zu erwecken. Philipp III., wie mehre beſſere Regenten Spaniens vor ihm und nach ihm, war ein beſonderer Freund der Künſte. Eigenthümlicherweiſe aber beſaß dieſer Monarch gegen die Schöpfungen der Spanier eine große Abneigung, obgleich damals ſchon, namentlich zu Sevilla unter Juan de Caſtillo, dem Lehrer des großen Murillos, ſich ein Sproſſen ſpaniſcher Kunſt entfaltete, das ſpäterhin zur ſchönſten Blüthe gedieh. Philipp II. war der finſtere, kalt-grauſame Feind ſeiner braven Niederländer; unter ihm fanden nur wenige Werke niederländiſcher Maler den Weg nach Spanien. Der dritte Philipp aber ſchätzte Niederland und ſeine Künſtler um ſo mehr, als ſich die Bande löſeten, welche dieſe Nation an das damalige Mutterland knüpften; ſie ſchien erſt Werth für ihn zu erhalten, ſeit er jeden Augenblick befürchtete, ſie vollends zu verlieren.

In jener Zeit eben eröffnete eine Reihe ausgezeichneter Maler die glänzendſte Epoche niederländiſcher Kunſt.

Schwach und üppig aber, wie der König von Spanien war, gingen die Schöpfungen des Rubens, der Teniers, des Kaspar de Crayer, des Peter Neefs und Jodocus Momper, ohne Eindruck zu machen, an ihm vorüber. Sein Liebling, ſein erklärtes Genie im Malerfache war dagegen Franz Snyders. Die Thierſtücke dieſes jungen Meiſters athmeten die ganze Wildheit, den ganzen entfeſſelten Naturalismus, deſſen der König bedurfte, um ſich aufzuregen. Dieſe blutigen, wilden Thierkämpfe Snyders, wo die Thiere, in ihrer lebendigſten Eigenthümlichkeit aufgefaßt, alle Zuſtände der thieriſchen Seele, Muth, Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn,

Digitized by Google

Liſt und Grauſamkeit in den in der höchſten Mannigfaltigkeit glänzenden Gemälden darlegen, feſſelten den König ſo ſehr, daß er den Meiſter von Antwerpen nach Madrid berief.

Franz Snyders war kurz vor der Zeit, die wir vorhin ſchilderten, in Aranjuez angekommen und von dem Könige mit großer Freude empfangen. Von dieſem Augenblicke an phantaſirte der König, um Situationen zu Wolfs- und Keiler-Kämpfen zu erfinden; Snyders mußte demgemäß arbeiten. Alles dies genügte jedoch dem Herrſcher nicht: „Ein Wolf iſt kein edles Thier, der Eber ebenſo wenig; Bären, die Könige der Wälder, muß ich auf Snyders Gemälden ſehen!“

Graf Lerma widerſprach nicht, als Philipp III. erklärte, in der Sierra Guadarama Bärenjagden anſtellen zu wollen, um dem Maler aus den Niederlanden Gelegenheit zu geben, das gefürchtete Raubthier in wildem Zuſtande, in der unbeſchränkteſten Darlegung ſeines Naturells zu beobachten. Lerma hatte das Stillſchweigen und die Unthätigkeit des Königs auf anderen Gebieten zu nothwendig, als daß er demſelben ſeinen Einfall auszureden verſucht hätte. Demgemäß erfolgte die Reiſe des Hofes in die Sierra Guadarama.

Der Meiſter ſelbſt, eigentlich die Hauptperſon bei dem Unternehmen, nahm ſich gegen ſeine glänzende Umgebung fremdartig genug aus. Snyders war ein mittelgroßer, ſtarkgebauter junger Mann, ernſten, faſt ſchwermüthigen Anſehens, mit untadelhaftem, weißem Teint und hellen Locken. Seine Kleidung war reich, aber dunkelfarbig, wie diejenige ſeiner Landsleute. Er ſah zwiſchen den grellfarbig geputzten, gelben Spaniern etwa wie Prinz Hamlet neben ſeiner Umgebung aus.

Eben ſein ſchwermüthiges, poetiſches Weſen aber wandte dem Niederländer die Gunſt der ſpaniſchen Damen zu. Wie manches blitzende ſchöne Auge ruhte auf Snyders Geſtalt mit ſüßem Wohlgefallen, und ſuchte dem Schüchternen durch zarte Lockungen zu einer Liebeswerbung Muth einzuflößen. Aber der Meiſter wandte ſich von dieſen mutherweckenden, herausfordernden, liebebegehrenden Blicken ab ... Sein Herz war bereits von dem Strahle eines Auges berührt und tief im Innern getroffen, das, beſcheidener und züchtiger als ſelbſt das ſeinige, dennoch an Schönheit und jungfräulicher Blüthenfriſche jedes andere der Damen des Königshofes übertraf. Dies war das Auge von Donna Mencia d'Albucalde. Sie war ein Mädchen von höchſtens neunzehn Jahren, ſchlank, zierlich, faſt zu zart gebaut, aber von einer Anmuth, von einem ſo feſſelnden Weſen, daß neben der Jungfrau die gefeiertſten Schönheiten des ſpaniſchen Hofes, Donna Iſabella Valdellos, Donna Bianca de Spinola, eine Verwandte des berühmten Feldherrn Spinola, der in dieſer Zeit eben mit Erfolg gegen Moritz von Oranien in den Niederlanden kämpfte, in Nichts verſchwanden.

Faſt alle Damen des Königshofes waren von ächt ſpaniſchem Adel, das heißt, ſie hatten gothiſches Blut in ihren Adern. Donna Mencia d'Albucalde, aus Cordova gebürtig, gehörte jedoch von mütterlicher Seite den unglücklichen Moriscos an, deren letzte Reſte Philipp III. und Comte de Lerma mit ſchonungsloſer Gewalt von Spaniens Boden zu vertreiben ſtrebten. Donna Mencia beſaß die biegſame Taille, das geheimnißvolle glühende Auge der Mauren, und barg in ihrem Buſen die volle Gluth des Orientes. Sie war Diejenige, welche der Maler Franz Snyders in verſchwiegener Leidenſchaft anbetete. Wohl aber hatte Donna Mencia den geheimen Sinn der Blicke des ſchönen Niederländers zu deuten gewußt. Durch einen unwiderſtehlichen Zug des Herzens zu ihm hingezogen, hatte ſie auf eben ſo zarte als innige Weiſe

Digitized by Google

eine Annäherung bewirkt, und zwei Tage vor der Abreiſe des Hofes zum Gebirge hatte Snyders ihr ſeine Liebe — der Glückliche der Glücklichen — geſtehen können.

Zugleich aber erfuhr er, welche Hinderniſſe ſich entgegen ſtellten, wenn er es verſuchen würde, Donna Mencia's Beſitz zu erringen. Niemand anders als Graf Lerma war ihr Vormund; dieſer hatte bisher das der Donna Mencia gebührende Vermögen ſammt den reichen Lehen der Albucalde's verwaltet, und unermeßlich habſüchtig und geizig, wie der allmächtige Miniſter es war, hatte er bereits verſucht, die Hand darnach auszuſtrecken, und Donna Mencia zu bewegen, den Schleier zu nehmen.

Mencia d'Albucalde ſah in dem geliebten Maler, dem Günſtlinge des Königs, ein Werkzeug des Himmels, um ſich, abgeſehen von ihrer Heerzensneigung, gegen die Ungerechtigkeit Lerma's zu ſchützen. Snyders hatte nicht ſobald dieſe Verhältniſſe erkundet, als er offen von Mencia's Knechtung durch Lerma bei dem Könige redete. Philipp verſprach Abſtellung aller Beſchwerden der ſchönen Dame; eine Viertelſtunde ſpäter aber erzählte er dem Grafen Lerma buchſtäblich was zwiſchen ihm und Franzesko Snyders abgeredet war. Der Graf war wüthend; dennoch traute er ſeinem wankelmüthigen, nicht ſelten lügneriſchen Gebieter nicht, ſondern beſchloß, vorerſt den Maler auszuforſchen.

Die Reiſe nach Guadarama bot dazu die beſte Gelegenheit. Lerma ſchloß ſich an Snyders an, und zog ihn über Oſtende's weltberühmte Belagerung durch Spinola, über Moritz von Oranien, wie über die niederländiſchen Angelegenheiten in ein Geſpräch, wobei er zugleich den Maler in Bezug auf ſeine Neigung zu Donna Mencia ausholen wollte. Aber der vorhin Argloſe war, nachdem ihn die Geliebte angſtvoll gewarnt, klug genug ihm auszuweichen, und verſtand es zugleich, ſeine unbeſonnene Unterredung mit Philipp III. von einer ziemlich unverdächtigen Seite darzuſtellen.

Graf Lerma wußte nicht, was er denken ſollte. Soviel war ihm indeß als ausgemacht, daß Donna Mencia nicht von ſeiner Gewalt frei werden und nicht zum Beſitz ihrer Güter gelangen ſollte, in welchen ſie bei ihrer Verheirathung eintreten mußte. Der Spanier beſchloß zu beobachten, um Donna Mencia's Neigung zu ergründen, und dann erſt zu handeln.

Die Liebe des ſchönen Mädchens ſollte ihm bald enthüllt werden. Am zweiten Morgen, nachdem das Lager im Gebirge aufgeſchlagen war, machte ſich der Gallego, ein ſcharfer Nordwind, auf und ſtrich mit ungewohnter, faſt winterlicher Kälte über die Felſen des Gebirges. Die Jäger bezeichneten dieſen Tag als einen ſolchen, an welchem der Bär, der die Wärme ſcheut, das Lager am liebſten verläßt, um auf Streifereien auszugehen. Demgemäß ward die Meute in Bereitſchaft geſetzt, die Roſſe wurden geſattelt, die ganze hohe Geſellſchaft, den König, den Grafen Lerma und den Maler Franz Snyders an der Spitze, ſchwang ſich auf die Thiere und drang, von den Jägern geführt, muthig und gut mit langen Bärenſpießen bewaffnet, durch Schluchten und escarpirte Wege aufwärts in die Sierra vor. Die Damen beſchloſſen den Zug und unter ihnen ſtrahlte, wie der Mond unter den Sternen, Donna Mencia, welche, die Augen unverwandt auf den Niederländer gerichtet, heute wie von einer trüben Ahnung befangen ſchien.

Die Jagdgeſellſchaft war auf einem von Bäumen entblößten Plateau in der Nähe eines Wäldchens angekommen, in welchem ein gewaltiges Bärenpaar nach den Ausſagen der Jäger ſein Lager hatte. Die Ritter und Jäger ſchloſſen einen Halbkreis, hinter welchem ſich die Da-

Digitized by Google

men aufſtellten, und die Jäger voran, rückte die Truppe nicht ohne ängſtliche Spannung vor, um das Gehölz abzutreiben und die Ungethüme aufzujagen. Die Meute war etwa 50 Schritt hinter dem Halbkreiſe aufgeſtellt, um ſofort hervorzubrechen, wenn ſich der Bär zeigen würde.

Unter dem Schmettern der großen Hifthörner wollte die Geſellſchaft eben in den Wald dringen, da erhob hinter ihrem Rücken die Rüdenſchaar ein furchtbares, wildes Geheul. Betroffen wandten ſich Aller Blicke rückwärts – da ſahen ſie, wie ein furchtbar großer Bär, der, vermuthlich von dem Lärm eingeſchüchtert, ſich ſo lange verkrochen gehalten hatte, aus einer bisher unbeachteten Felſenſchlucht hervorſtürzte, und die blitzenden Augen um ſich werfend, die Stelle ſuchte, wo er ſich retten konnte.

Philipp ſprengte vor und gab Befehl; da wurden die Hunde losgekoppelt und etwa ſechs der ſtärkſten und grimmigſten packten in der nächſten Secunde den zottigen Pelz des Bären. Er erhob ſich wild auf die Hinterfüße, und ſtreckte mit jedem Schlage ſeiner mächtigen Tatzen einen der blutlechzenden Feinde nieder. Dann machte er ſich durch eine Gewaltanſtrengung los und rannte blind vor Zorn und ängſtlicher Wuth geradewegs auf die Jagdgeſellſchaft an. Da die Damen ſich jetzt in der Vorderreihe befanden, ſo waren ſie ſeinem Anlaufe zuerſt ausgeſetzt; ſie ſuchten die von dem wilden Schauſpiele ſcheu gewordenen Roſſe zu wenden, indeß die Herren vorzudringen ſtrebten; die Folge war eine allgemeine Verwirrung, noch durch das Angſtgeſchrei der Damen vergrößert.

Jetzt kam der Bär heran; vier Hunde, die ſich in ſeinem Nacken und ſeinen Flanken feſtgebiſſen hatten, mit ſich ſchleppend. Er ſtürzte mitten unter die Pferde. Indeß die Roſſe entſetzt auseinanderſtoben, ſcheute ſich Donna Mencia's feuriger andaluſiſcher Zelter, bäumte ſich und ſchlug über. Die Dame ſelbſt befand ſich keine fünf Schritte von dem Bären. Sie hob die Hände empor und gab ſich verloren.

Als ſie jedoch die Augen wieder öffnete, ſtand Franz Snyders zwiſchen ihr und dem Ungethüm.

Das gezückte Schwert in der Rechten, ſprang er, ein wahrer Matador, vorwärts und bohrte die zweiſchneidige flamändiſche Klinge dem Raubthier durch das Genick. Sterbend brach daſſelbe zuſammen. Dies war ſo ſchnell geſchehen, daß ſich die Herren mit ihren Speeren kaum noch von der Ueberraſchung erholt hatten, worein ſie das plötzliche Vordringen des Thieres verſetzte.

Während jetzt ein lautes Halali erſcholl, von dem Schmettern der Jagdhörner übertönt, beugte ſich Snyders, von dem Augenblicke hingeriſſen und in ſeiner Aufregung Alles außer ſeiner Liebe vergeſſend, nieder, hob Donna Mencia zu ſich empor und ſchloß die Gerettete, die ſich leidenſchaftlich an ihn anſchmiegte, inbrünſtig in ſeine Arme.

Philipp III. ſtieg vom Pferde und begrüßte den tapfern Niederländer mit lebhafteſter Freude. Auch der finſterblickende Graf Lerma trat herzu und gab ihm ſeinen Glückwunſch. Im Triumphe, reich mit Baumzweigen bedeckt, ward das edle Wild nach dem Lager getragen; ein Feſt ward hier veranſtaltet, auf welchem Snyders bereits die Skizze des Thierkampfes dem entzückten Könige vorlegen konnte. — Als Jeder den Entwurf bewunderte, ſagte Lerma mit Betonung:

„Schade, Sennor Snyders, daß Ihr nicht auch das Talent beſitzt, Figuren auf Eure Ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

mälde zu bringen, welche der Vortrefflichkeit Eurer Thierzeichnungen gleichkommen. Ihr hättet ſonſt in der Scene von geſtern mit der Donna Mencia einen unübertrefflich ſchönen Stoff, der Euch um ſo mehr begeiſtern müßte, als Euer Herz dabei ins Spiel gekommen iſt.

Snyders erröthete tief: das Geheimniß ſeiner Liebe war verrathen, und mehr bedurfte es bei dem mächtigen, finſtern Grafen Lerma nicht, um die kaum geknüpften Bande zweier liebenden Herzen mit unerbittlicher Fauſt zu zerreißen...

Gleich nach der Rückkehr des Hofes nach Aranjuez ſetzte er es bei dem ſchwachen Philipp durch, daß Donna Mencia d'Albucalde in das Kloſter zum Herzen Unſrer lieben Frau der Rettung in Sevilla geführt wurde, wobei der Habſüchtige ſich zugleich des größten Theils der Beſitzungen ſeiner unglücklichen Mündel bemächtigte.

Franz Snyders malte außer dem Bärenkampfe nur noch einige Stücke für Philipp III. Dann kehrte er traurig in die Heimath zurück. Es litt ihn, ſeit Donna Mencia ihm verloren ging, nicht mehr in Spanien.

Die Wahrſagerin.

Gemälde von Franz van Mieris.

Im Jahre 1667 war „Whitehall", London, glänzender, als vielleicht jemals ſpäter.

König Carl II., oder richtiger ſeine Freundin, die ſchöne Herzogin von Portsmouth, berüchtigten Andenkens, hielt in Whitehall Hof und hier war's, wo die ungeheuren Summen verſchwelgt wurden, die Carl dem Parliamente abpreßte.

England war in Gefahr, aber in Whitehall lachte man darüber. Frankreichs Flotte unter D'Etrées, Hollands ſtolze Segler unter de Ruyter und Cornelius de Witt herrſchten auf den Meeren. Der britiſche Stolz empörte ſich gegen die Demüthigungen, welche England, nicht etwa durch ſeine Schwäche, ſondern durch das Verſchulden ſeines Monarchen erlitt.

Carl II. dagegen ließ ſich darüber durch die frivolen Witze ſeiner ausſchweifenden Geſellſchafter ſo gut als möglich tröſten. Dennoch war er nicht ganz und gar ſo unverſchämt, um nicht immer noch etwas thun zu wollen. Er verlangte, als die Friedensunterhandlungen zu Breda zwiſchen England und den Niederlanden einen zweifelhaften Erfolg in Ausſicht ſtellten, vom Parliamente außerordentliche Credite, um die faſt bedeutungslos gewordene engliſche Flotte gegen die Generalſtaaten in wehrhaften Stand zu ſetzen. Das Parliament, ſchon hundert Mal durch Carl's Vorgeben getäuſcht, bewilligte abermals die Summe, welche der König verlangte, obgleich voraus zu ſehen war, daß dieſe Gelder der Flotte nicht zugewandt, ſondern in größter Geſchwindigkeit verſchwendet werden würden. Dieſer letzte Umſtand ließ wirklich nicht lange auf ſich warten.

Ein prächtiges Feſt der Herzogin von Portsmouth war zu Ende. Die Geladenen entfernten ſich; denn es war fünf Uhr Morgens. Die Königin dieſer Nacht verſchwand. Man

Digitized by Google

ſah in den Sälen nur noch Carl II. mit ſeinen vornehmſten Günſtlingen wie Leute auf- und abwandeln, die durchaus nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen.

Der König, ſchwarz gekleidet — eine elegante Figur mit einem unſchönen, von Leidenſchaften durchfurchten, blaſſen Geſichte — hatte den ſchwarzſeidenen Hut mit der ſchneeweißen Feder tief ins Geſicht gezogen. Er ſagte kein Wort und ſah, ungeachtet der frivolen Witze des Cavaliers, welchem er ſeinen Arm gegeben, ſehr ſchwermüthig aus.

Dieſer Mann war John Wilmot, der durch ſeine Satyren, ſeinen Atheismus, ſein ausſchweifendes Leben, durch ſeine Verführungskünſte, Frauenzimmern gegenüber, und vielleicht auch durch ſeine Bekehrung berühmt und berüchtigt gewordene Graf von Rocheſter. Rocheſter war noch jung und beſaß ein einnehmendes Geſicht, das durch den gänzlichen Mangel an Bart etwas Weibiſches erhielt. Er war ganz in weiße, ſchwer mit Gold geſtickte Seide gekleidet und augenſcheinlich etwas berauſcht.

Neben John Wilmot ging Blood, „dieſer vollkommene Böſewicht in Prieſterkleidung", wie ihn Rocheſter in ſeiner großen Satyre nennt, ſalbungsvoll blickend und zweideutige Witze mit großer Fertigkeit reißend. Blood hatte Antony Aſhley Cooper, Grafen von Shaftesbury, dieſer den Herzog von Buckingham am Arm. Letzterer war ein vollendeter Hofcavalier, der würdige Freund Lord Rocheſters.

Nie waren dieſe Herren ernſt, als wenn die Guineen anfingen zur Neige zu gehen. Da ſie jetzt ungeheuer ernſt waren, ſo mußte in ihren Börſen oder vielmehr in der Börſe des Königs totale Geldebbe eingetreten ſein.

— Alles iſt zu Ende! ſagte Carl II. zu John Wilmot, welchen ſtets das Geſchäft traf, den weiten Schlund von Zeit zu Zeit zu füllen, welcher die Chatouille des Königs hieß. Wir haben nichts, als Unſern Beillantring hier am Finger, und doch müſſen Wir Geld haben ...

— Die goldene, mit Diamanten verzierte Kapſel, in welcher das Bürgerdiplom von London für Eure Majeſtät eingeſchloſſen war, hilft über einige Schwierigkeiten hinweg, ſagte Rocheſter.

— Ach, dieſe phantaſtiſche Idee des Lordmayours war zu komiſch, flüſterte der König. Wir haben die Kapſel daher ihr gegeben ...

— Der Herzogin von Portsmouth? rief John.

Carl nickte und Rocheſter ſummte das Lied: „Go away my Wealth and fortune etc."

— Wißt Ihr verwünſchten Vampyre, fragte Carl jetzt ſehr finſter, wieviel Ihr mir binnen acht Tagen verſchlungen habt?

— König Carl, ſagte der Biſchof Blood, welcher ihn am unverſchämteſten beſtahl, ich habe ſeit vier Wochen gefaſtet.

— Dafür haſt Du geſtern auch eine Mahlzeit von ſechstauſend Pfunden gethan! erwiderte Carl ... Deine Schulden, Mylord John, habe ich bezahlt und, Chriſti Blut! welche Schulden! ... Shaftesbury, Gott wolle Dir gedenken, was Du mir für Deine vier römiſchen Feſte in Aſhley-Houſe abgepreßt haſt. Ich glaube, Cooper, Du biſt der ſchändlichſte, leichtfertigſte Patron in Unſerm Königreiche.

— Mit Eurer Majeſtät Erlaubniß, antwortete der witzige Shaftesbury, wenn Sie von

Digitized by Google

Ihren Unterthanen reden, glaube ich ſelbſt, daß ich es bin, ohne jedoch Lord John damit zu nahe zu treten.

— Und du, Buckingham, fuhr Carl fort, Du haſt mir Geld geliehen, aber Du haſt mich im Spiel betrogen, haſt, als ich Dir meine Karte übergab, auf dieſelbe, auf meine Rechnung, fünfzehnhundert Guineen an Blood verſpielt, um nachher die Beute mit ihm zu theilen ... Was kann ein König, von ſolchen Haifiſchen umlagert, thun? Verdient Ihr nicht, daß ich Euch in den Tower ſperren, oder beſſer, auf offenem Markte henken laſſe? Schafft mir jetzt mein Geld wieder: ich rathe es Euch! Alles, was das Parliament zur Ausrüſtung meiner Flotte bezahlte, habt Ihr verſchlungen ...

— Der keuſche, fromme, kluge Carl iſt zu beſcheiden! erwiderte Rocheſter hämiſch*).

— England iſt wehrlos ... Wenn van Gent, Ruyter und de Witt mit ihren ſiebzig Kriegsſchiffen kommen: ſoll ich Euch Schurken hinſtellen, um dieſe Niederländer von der Themſe zurückzutreiben? Schafft mir Geld, oder die Holländer vom Halſe, ſonſt geht's Euch übel!

Blood und Shaftesbury hatten ſich ſtill fortgeſchlichen.

— Wir werden Geld haben, Sire, und dieſe Holländer werden nicht kommen! ſagte John Rocheſter endlich. Gieb mir Vollmacht, König Carl, und unſere Engländer ſollen keine holländiſche Flagge, wohl aber gute holländiſche Dukaten ſehen.

— Willſt Du nach Breda, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen? fragte Carl.

— Segne mich Gott, daß ich mich nicht in dieſe ehrwürdige Geſellſchaft miſche! rief John. Ich gehe in vertraulicher Sendung zum Rathspenſionair Cornelius de Witt zum Haag, verſpreche ihm, was Du willſt, und borge von ihm ſo viel Geld, als Du bedarfſt. Es kommt England ja, beim Kreuz! auf einige ſchlechte Inſeln und ſo weiter nicht an!

Carl ſchämte ſich anfangs, willigte aber dennoch, leichtfertig wie er war, in Rocheſters abenteuerlichen Plan ein. Lord John, dem das Extravagante deſſelben im Herzen kitzelte, erklärte, keine Minute ſäumen zu wollen, ſondern ſich, und wenn es in dem ſeidenen Ballkleide ſei, ſofort zu dem holländiſchen Rathspenſionair zu begeben. Carl gab ihm ein Handbillet und carte blanche, und John bog das Knie, um ſich feierlich zu beurlauben.

Bereits aber hatte Rocheſters Ernſt dem bleichen Könige zu lange gedauert. Er ward unruhig, dann ſagte er in ſeinem leichtfertigen Tone: Aber Du wirſt doch, biſt Du in Holland, an Unſere petits plaisirs denken, John?

— Ohne Zweifel, Majeſtät! Ich werde nämlich nicht zurückkehren, ohne Euch die ſchönſte Dame Hollands vorzuſtellen.

— Du biſt bekanntlich mein Fanfaron! rief Carl aufgeweckt. Aber hältſt Du Wort, ſo wollen Wir Dich königlich belohnen. Machſt Du den Frieden und bringſt Du Uns Geld und führſt Du die Schönſte Hollands nach Whitehall: ſo ſollſt Du zum erſten Herzoge Englands nach dem Kronprinzen ernannt ſein.

— Die Sache intereſſirt mich! bemerkte Buckingham. John iſt der Mann, ſie anzugreifen; aber ich wette tauſend, nein, zweitauſend Pfund Sterling, daß er nichts, gar nichts ausrichtet, ſondern gegentheils Alles verdirbt, was zu verderben iſt ...

*) Worte der berüchtigten Satyre Wilmots: „Die Geſchichte der Albernen".

— Well! rief Rocheſter im Abgehen. Wir werden ja ſehen! Dieu et mon bonheur, pas mon droit! Buckingham, auf die Verſprechung des geizigen Königs Carl rechne ich nicht; aber Deine zweitauſend Pfund, Bothwell, ſind, wie die Seele eines Juden, verloren! Fare well!

Einige Tage ſpäter landete John Wilmot im Haag und begab ſich ſofort zum Palaſte des Rathspenſionairs.

Cornelius de Witt, ein hagerer, eiskalter Holländer, wußte zuerſt nicht recht, was er aus dem beweglichen, zierlichen John Wilmot machen ſollte. Er ſchien nicht zu begreifen, daß man einem ſolchen Hafenfuße eine höchſt wichtige, vertrauliche Miſſion hatte übertragen können, die dem Unterhändler durchaus freie Hand ließ. Rocheſter indeß wußte den Seemann dennoch mit bekannter Kunſt einzunehmen, und obwohl de Witt vorſichtig nur einen Schritt nach dem andern in der Unterhandlung weiter ging, ſo geſtand ſich John Rocheſter dennoch entzückt, daß dieſe Viertelſtunde mehr Reſultate als die dreimonatlichen Berathungen der zu Breda ſtreitenden Diplomatie aufzuweiſen habe. Rocheſter, der feilſte Höfling, war dennoch, dem geſunden Kern ſeines Weſens nach, ein durchaus republikaniſcher Geiſt, wie die meiſten ſeiner Gedichte bezeugen. Wie hätte de Witt dem intereſſanten, geiſtreichen Taugenichts*) widerſtehen können, als derſelbe declamirte: „So lebe denn wohl, geheiligte Majeſtät! Alle Tyrannen werden in den Staub zu Füßen des Thrones geſtürzt werden! Wo Menſchen frei geboren ſind und noch frei leben, da iſt jedes Haupt ein gekröntes!**)“

— König Carl will Geld! war der Refrain des Lords.

— Holland will Land und Leute in Bengalen, Bahar und Crira, ſammt Aufhebung der Monopole, und dann fordere König Carl II. was er will; wir bezahlen! erwiderte de Witt. Wir ſind alſo der Hauptſache nach einig.

Einige Minuten ſpäter waren die beiden Männer jedoch aufs Heftigſte entzweit. Rocheſter nämlich konnte ſich immer nur eine Zeit lang vernünftig benehmen, dann brach ſein Leichtſinn, ſeine Leidenſchaftlichkeit, ſein liederliches Weſen nur deſto ſtärker hervor. Lord John war nur allzulange vernünftig geweſen; der Vulkan bedurfte einer Eruption. Es fehlte blos noch eine Gelegenheit, damit die verderbliche Seite des Lords ſich in ihrer vollen Ausdehnung geltend machte. Unglücklich genug zeigte ſich dieſe, als John Wilmot die Gemächer des Rathspenſionairs verließ, eben in dem Augenblicke, als der Cavalier ſich mit großer Selbſtzufriedenheit, mit wahrem Vergnügen geſtand, daß er gegen den ehrwürdigen Holländer ſich excellent und als ein ganzer Mann benommen habe.

Rocheſter ging die mit prächtigen Gemälden gezierte Gallerie hinab, da öffnete ſich eine Thür zu ſeiner Seite; ſchwere Seide rauſchte, und die Secunde darauf ſtand unmittelbar vor dem Engländer eine Dame von ſolcher bezaubernden Schönheit, daß Rocheſter, unfähig, einen Schritt vorwärts zu machen, wie eine Bildſäule ſtehen blieb. Hoch und ſchlank von Wuchs war dieſe Niederländerin ein vollendetes Weib von etwa zweiundzwanzig Jahren, mit ſtrahlenden, ſehnſuchtsvollen, blauen Augen, mit dem reizendſten, zum Herzen ſprechendſten, von prächtigem, krauſem Blondhaar umgebenen Antlitze von der Welt. Sie betrachtete den ſchönen Engländer

*) Rocheſter hatte wirklich den corrumpirt-italieniſchen Spitznamen: Tunnicotto! Thunichtgut!

**) Schlußſtrophe der Satyre: „Die Wiedereinſetzung.“

David

einen Augenblick, wie es ſchien, nicht ohne Wohlgefallen, dann grüßte ſie ihn mit offenem Lächeln. Dieſes Lächeln hatte aber noch gefehlt, um Lord John um den Verſtand zu bringen. Der Eindruck, welchen die Dame auf den leidenſchaftlichen, wüſten Hofmann machte, ward ſo ſtark, daß ſich Rocheſters Geſichtsfarbe veränderte; ſie ward bleich, während ſeine braunen Augen zu blitzen begannen. Er trat raſch auf die junge Dame zu, ergriff ihre ſchöne Hand, ſtammelte einige Worte und preßte einen langen Kuß auf ihre Finger. Rocheſter bemerkte gar nicht, welche Anſtrengungen die Schöne machte, um ſich ihm zu entziehen; er beſann ſich erſt, als die Beſtürzte mit lauter Stimme nach ihren Dienern rief, um ſich von dem Ungeſtümen zu befreien. — In der Minute darauf ſtand Cornelius de Witt vor dem Engländer, welcher inzwiſchen auf die Kniee niedergeſunken war, der Rathspenſionair ergriff die Dame am Arme, befreite ſie von dem Lord und ſtand, heftigen Zorn in jeder Miene zeigend, dem Unbeſonnenen gegenüber.

— Ihr ſeid kein Cavalier! rief de Witt außer ſich. Ihr ſeid ein Elender! Entfernt Euch auf der Stelle und verlaßt das Land, dem Burſchen Eures Gelichters nur Schande und Schmach bringen können! Verweilt Ihr, der Ihr Euch Graf Rocheſter nennt, auf holländiſchem Gebiete noch vierundzwanzig Stunden, ſo laſſe ich Euch aufknüpfen!

John hatte inzwiſchen ſeine Faſſung wiedergewonnen. Er warf noch einen Blick auf die eben am Ende der Gallerie verſchwindende Dame, ſandte ihr Kußfinger hinüber, hing ſein Schwert nachläſſig zurecht und verbeugte ſich vor dem Niederländer mit höhniſchem Lächeln.

— Ich bitte um Verzeihung, guter Freund, ſagte er abgehend; ich hatte vergeſſen, daß ich mich im Lande der Wallroſſe und Seehunde befinde, die natürlich noch keine Galanterie ſtudirten. Uebrigens verſichere ich Euch, mein ehrenwerther Mynheer, daß mich weder Eure Stricke noch Eure Schwerter abhalten ſollen, mich hier ſo gut als möglich zu unterhalten ...

John reiſete nicht ab, indeß hielt er es für gut, ſich zu verbergen. Er war feſt entſchloſſen, nicht von dannen zu gehen, ohne ſich der königlichen, ſchönen Dame im Palaſte de Witts bemächtigt zu haben. Er unterhielt ſich mit ſeiner dicken Wirthin und erfuhr, daß dieſe keine andere, als Minna de Witt, die Tochter des alten Helden ſelbſt geweſen ſei. Wie aber ſich ihr nähern? Rocheſter, der Vielgewandte, brachte durch ſeine Fragen heraus, daß ſich in dem Fiſcherdörfchen am Strande, jetzt das reizende Scheveningen, eine Frau befinde, welche die ausgezeichnetſte Geſchicklichkeit beſitze, heimliche Liebſchaften und Rendezvous zu vermitteln. An demſelben Abende ſtand Rocheſter vor der niedrigen Hütte des Weibes und trat bei ihr ein. Er fand eine alte, ungewöhnlich ſchlau blickende Sibille, Mara mit Namen, eine Jüdin, die außer ſonſtigen myſtiſchen Künſten ſich vortrefflich auf das Kartenſchlagen und auf das Wahrſagen aus der Hand verſtand.

— Wen willſt Du ſehen und ſprechen? fragte die alte Hexe.

— Minna de Witt!

Mara ſchlug die Hände über die Bruſt und ſchwieg unverbrüchlich. Rocheſter hielt es für nothwendig, ihr durch eine Banknote die Sprache wiederzugeben.

— Gut, ſagte ſie. Du biſt ein Edelmann und zwar ein engliſcher; nimmer noch habe ich ſo viel Geld auf einmal in der Hand gehabt, als heute Abend. Zur Gehenna denn mit dem armen Capitain Brakel, der mir kaum noch für ein Glas Taſia bezahlt hat.

Digitized by Google

Jetzt folgte ein Geständniß der Jüdin.

Minna de Witt unterhielt schon seit längerer Zeit ein zartes Verhältniß mit dem Seecapitain Brakel, einem tapfern, kenntnißreichen Offizier, dem aber der alte Cornelius de Witt, eben seiner niedern Herkunft und seiner Armuth wegen, von ganzem Herzen abgeneigt war. Diese Abneigung hatte sich in tödtlichen Haß verwandelt, seit der Seemann seine Augen auf die Tochter des Rathspensionairs zu werfen gewagt hatte. Mara war die Zwischenträgerin, der Postillon d'amour gewesen; hier in dieser Hütte sah die liebliche Niederländerin oft den Geliebten, ebenso oft schlich sich die Jüdin nach dem Palaste, um der schönen Minna de Witt Nachrichten zu bringen, oder um ihr die Karte zu schlagen, wo sich der von den Wogen geschaukelte Freund ihres Herzens befinde und wann endlich das Glück die Thränen dieser Liebe verwischen werde.

John Wilmot konnte sich bei dieser Nachricht kaum enthalten, die Alte zu umarmen. Sie mußte sich neben ihn setzen und Beide fingen einen Plan zu besprechen an, welcher darauf hinaus lief, daß Rochester Minna de Witt noch in dieser Nacht entführen, auf sein Rennschiff bringen und mit ihr nach England unter Segel gehen wollte. Der Don Juan schrieb, als ihm Mara die Handschrift Brakels zeigte, einen Brief an die Schöne, in welcher er möglichst genau des Holländers Schriftzüge nachbildete, und worin er dieselbe um eine Zusammenkunft beschwor.

Mit diesem Briefe machte sich die Jüdin, einen weiten schwarzen Ueberwurf umschlagend und ihren Krückenstock in die Hand nehmend, auf den Weg nach de Witts Palaste.

Rochester, seinen Mantel hoch hinaufschlagend, folgte ihr und blieb an den Blumengärten vor einer Seitenpforte, harrend des Ausganges, stehen. Die Jüdin schlüpfte mit großer Gewandtheit an der Mauer fort und kam in den weiten Corridor, auf welchen Minna's Zimmer mündeten. Lautenklänge tönten aus der geöffneten Thür; hinter einem aufgeschürzten Vorhange, mit dem Rücken nach dem prächtigen Kamine gewandt, an welchem eine liebeathmende Devise des alten Horaz sich zeigte, saß Minna, halb über einen Tisch gelehnt, und sang eines der sanften Liebeslieder Italiens. Minna war reizender als je. Das Haar war mit Perlen durchflochten, eine Robe von weißem Atlas und ein kurzes Oberkleid, welches oben nachlässig verschoben war und den schwanengleichen Busen zeigte, ließen ihre Schönheit, den reinen Glanz ihres Nackens und ihrer halbnackten Arme strahlender als je erscheinen.

Als Mara erschien, legte sie rasch das Notenbuch und die Laute auf den Tisch und streckte nach dem Brief beide Hände aus. Sie zitterte, sie legte die Hand auf die Augen; sie war so bewegt, daß die Alte heimlich über ihre Besorgniß lächelte: Minna möge entdecken, daß Niemand weniger als Capitain Brakel der Schreiber dieser Zeilen sei.

— Ich soll ihn also sehen! flüsterte Minna, die Hand auf das pochende Herz legend. Und dennoch, warum bin ich heute Abend so beklommen, so unruhig? Welches Unheil droht mir oder dem Geliebten? Meine Zukunft ist finster; ich lebe wie in einem Gefängnisse, und bange vor der nächsten Stunde.

— Zeige mir doch Deine Hand, schönes, stolzes und doch so furchtsames Mädchen! bat Mara schmeichelnd, indeß sie sich der Linken Minna's bemächtigte.

Nachdem sie dieselbe aufmerksam geprüft, sagte sie, einen Schritt zurück und hinter den Tisch tretend, indeß Minna, den Kopf mit der Hand stützend, sie träumerisch anblickte:

Digitized by Google

Digitized by Google

— Merk' Dir's, Schönste, Dein Zagen und Zaudern muß aufhören. Bist Du nicht des kühnen Cornelius de Witt Tochter? Und Du wolltest keinen, der Kühnheit Deines Vaters würdigen Entschluß fassen können? Hier in Deiner Hand steht klar geschrieben: Du wirst nimmer glücklich, bevor Du nicht entführt wirst. Laß Dich entführen, Minna, heute Nacht noch, und Deine Sehnsucht nach Liebe und Heirath ist erfüllt! Folge mir; der Capitain erwartet Dich!

— O, nie werde ich dies eingehen! flüsterte Minna. Aber obgleich sie zauderte, so schlug sie doch den Mantel um und ging, zwar bebend aber doch entschlossen, der verschmitzten Wahrsagerin nach. Vor der Pforte empfing sie Rochester.

— Ruhig! murmelte dieser, vor innerer Erregung noch heftiger als Minna zitternd. Capitain Brakel und ich sind Kameraden. Nur muthig voran!

Minna preßte den Brief in ihrer Hand; sie bekam dadurch wieder Muth: — Er erwartet mich! sagte sie leise.

Am Strande von Scheveningen aber erwartete sie nicht der Geliebte, sondern acht kräftige Matrosen von London, deren Boot auf den kurzen Wellen am Gestade tanzte. Auf Johns Befehl ergriffen diese die junge Dame und trugen sie in das Boot, während Rochester die alte, ziemlich erstarrte Mara mit einem Faustschlage betäubt zu Boden streckte, damit sie nicht etwa zu frühzeitig Lärm mache. Dann lief John bis an den Gürtel ins Wasser, stieg ins Boot, befahl zwei straffen Burschen, die schöne Beute rücksichtslos festzuhalten, und nahm das Steuer. Einige Minuten später lag das Boot neben dem schlanken Yachtschiffe König Carls II.; die Mannschaft brachte die Niederländerin an Bord und führte sie unter Rochesters Beistande in die Cajüte. Dann ward der Anker gelichtet und der Abenteurer stach, außer sich vor Entzücken, in See. Noch aber war der Morgen nicht angebrochen, da segelte eine niederländische Fregatte heran und sandte über die Mastspitze des englischen Schiffes eine Kanonenkugel. John Wilmot befahl dem Capitain beizulegen. Die Holländer kamen heran; auf dem Verdecke der Fregatte zeigte sich ein stolzer, bärtiger Seemann, welcher die Engländer zu examiniren begann. Minna war bis jetzt in die Ruhe der Verzweiflung versunken gewesen. Sie hatte sich eines Hirschfängers bemächtigt und dem Grafen geschworen, sich damit zu durchbohren, wenn er wagen würde, sich ihr zu nähern. Jetzt aber, bei der Stimme des holländischen Capitains gerieth sie außer sich. Sie schleuderte Rochestern, der ihr den Weg versperrte, zur Seite, blickte aus der Stückpfortenluke und rief:

— Moritz! Moritz! Rette mich; ich sterbe!

Der Capitain schien sie zu erkennen; er rief; er drohte; er befahl den Engländern beizulegen; aber das Examen war beendigt, das Rennschiff war wieder unter Segel und Rochester lief zu Deck, damit alles Leinen ausgespannt werde, um der Fregatte zu entkommen. Die Yacht erhielt einige von den vielen auf sie abgefeuerten Kanonenschüssen, gewann aber bei Wind und Wasser Raum und ließ die Fregatte hinter sich. Capitain Brakel signalisirte zur Rhede hin und setzte seine Lantsche aus, um van Gent Rapport zu geben, dann machte er Jagd auf den Engländer.

Cornelius de Witt aber ging bei der furchtbaren Nachricht vom Verschwinden seiner Tochter sofort unter Segel, zog Ruyter an sich und erschien dicht hinter dem Capitain Brakel, welcher Rochestern vergeblich verfolgt hatte, vor Koningsdier, dann in der Mündung der Themse

Digitized by Google

und zwar mit ſechs Kriegsſchiffen. Brakel erreichte Rocheſters Yacht vor Sheerneß; der Graf kam ſchwimmend ans Land, während der Holländer das Schiff und ſeine ſtolze, kühne Geliebte nahm. An ihrem Arme betrat Moritz Brakel das Verdeck des Cornelius de Witt, welcher dem Braven um den Hals fiel und in der Freude ſeines Herzens rief:

— Du haſt ſie zu guter Priſe gemacht, Du haſt ſie den Händen dieſes Böſewichts entriſſen: Minna de Witt ſei die Deine ...

König Carl und Buckingham und Shafteſbury waren zu Sheerneß, als der Graf Rocheſter, triefend wie eine Meerkatze, aufs Schloß kam. Das Bombardement begann ſoeben und Carl II., kein Freund von dergleichen Spielen, war im Begriff, ſich mit ſeinen Begleitern und Dienern in die bereitſtehenden Kutſchen zu werfen.

John erſchien.

— Wo iſt der Friede? rief ihm Carl wüthend entgegen, auf eine über den Schloßhof in weitem Bogen hinſauſende Bombe zeigend.

— Ah, Devil! rief Rocheſter.

— Wo haſt Du die Dukaten der Holländer, Baſazzo?

— König Carl, höre mich doch! rief Rocheſter, während Buckingham unmäßig lachte.

— Wo iſt die Schönſte der Schönen Niederlands? rief Carl abermals.

— Das war's eben! erwiderte Rocheſter. Und hätte ich nur geſiegt in dem einen Punkte, ſo wollte ich ruhig ſterben ...

— Fahr zu, Kutſcher! rief der König, und die Wagen rollten fort, indeß der triefende Rocheſter allein ſtehen blieb.

Hierauf machte John die furchtbare Satyre: „Die Wiedereinſetzung, oder die Geſchichte der Albernen" gegen König Carl, weshalb er auch lange Zeit in Ungnade fiel.

Die Holländer aber kamen bekanntlich bis Upnore hinauf. Brakel war derjenige, welcher über die bei Medway über den Fluß geſpannte Kette ſegelte und eine Fregatte eroberte.

Nach der Heimkehr der Flotte in den Texel verheirathete ſich der Capitain mit der Geliebten. Minna de Witt aber ließ ſich zum Andenken an den von der Wahrſagerin herbeigeführten Umſchwung ihres Lebens ſammt der Jüdin, die dennoch richtig prophezeihte, in eben der Situation malen, welche dem Augenblicke ihres Scheidens aus dem väterlichen Palaſte vorherging.

Die Madonna mit dem Kinde.

Von Murillos.

Die an Poeſie und Romantik reiche iberiſche Halbinſel nimmt in dem glänzenden Reigen der Malerei eine nicht unwichtige Stellung ein.

Der hellleuchtendſte Stern unter den Heroen der ſpaniſchen Malerſchule iſt zweifelsohne derjenige des Bartolomeo Eſteban Murillos. Dieſer Fürſt der ſpaniſchen Maler ward

Digitized by Google

im Jahre 1618 zu Sevilla geboren. Er erhielt die erste Anweisung zum Zeichnen von einem Verwandten, Juan del Castillo, und suchte sich, nur unvollkommen vorbereitet, selbst weiter auszubilden. Schon hierdurch legte er, obgleich er im Style der Florentiner, welcher damals in Spanien herrschte, arbeitete, den Grund zu der naturwahren Originalität, die uns vor seinen Werken fesselt. Murillos beabsichtigte, hingerissen von der Kunst Anton van Dyk's, welcher damals in London wirkte, eine Reise nach England, um sich unter der Aegide dieses Meisters in Zeichnung und Colorit auszubilden; es traf jedoch die Nachricht von dem frühzeitigen Tode des großen Niederländers ein und Murillos begab sich nun im Jahre 1643 nach Madrid, um hier die Werke Van Dyk's und diejenigen des Rubens, Tizian's und Anderer zu studiren. Er copirte unter der Leitung seines berühmten Landsmannes und Freundes Velasquez viele Gemälde derselben, schloß sich aber in seinem Wirken an die breite, große Manier des Velasquez und des Ribera an. Aus dieser Periode stammen viele seiner Heiligenbilder, wodurch er sich bei seinen Studien Unterhalt verschaffte. Viele dieser Stücke gingen nach Amerika und auch sie verrathen schon die große Meisterschaft des Malers. Nach zwei Jahren kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er nach vielen Anstrengungen 1660 eine Maler-Akademie gründete, welche sich sehr bald in Spanien und auch im Auslande Achtung verschaffte und von dem bedeutendsten Einflusse für den Aufschwung der spanischen Kunst wurde.

Von 1670—80 malte Murillos die acht großen Bilder der Werke der Barmherzigkeit. Sie waren für die Kirche des Hospitals San Jorge de la Caridad bestimmt. Die Aufträge des Klosters der Capuziner und der Kirche de los Venerables begeisterten Murillos zu ferneren großartigen Schöpfungen. Es sind diejenigen Gemälde, welche er in dieser Zeit schuf, seine ausgezeichnetsten: fast alle sechsundvierzig Bilder, welche die königliche Gallerie in Madrid von Murillos besitzt, entstanden während dieser Glanzperiode des Meisters.

Ebenfalls wurde damals das wunderbar schöne Gemälde welches eine der Hauptzierden der königlichen Gallerie zu Dresden ist, eine Madonna mit dem Kinde, von Murillos vollendet.

In dieser Madonna zeigt sich der Charakter des Genies des Murillos in seinem edelsten, reinsten Glanze. Zwar ist Murillos in seinen dem vollen, ächt nationellen Leben angehörenden Genrebildern, wie in dem berühmten Gemälde der beiden Betteljungen in der Münchner Pinakothek, von eigenthümlicher Poesie und er erreicht dadurch eine Wirkung, die, den Italienern unerreichbar, über das Genre eigentlich weit hinausgeht. Dennoch ist der durchweg edle Naturalismus Murillos' selbst in Gemälden, wie das genannte, noch nicht auf die höchste Stufe gestellt, welche der Maler erreichen konnte. Diese Stufe ist in seiner Madonna wirklich erstiegen: es ist diejenige, wo der Naturalismus, die Charakteristik, zur Schönheit im wahren Sinne durchgedrungen ist. Bewirkt Murillos durch die edelste Klarheit seiner Formen das reinste Wohlgefallen, so fesselt er dagegen unwiderstehlich durch sein Colorit, durch die Harmonie seiner Tinten in welcher Kunst er die meisten Meister der italienischen Schule hinter sich zurückläßt. Durch diese Technik, welche, stets originell, den Beschauer fesselt, schleudert er in die Seele desselben dieselbe romantische Glut, die seine Werke fast ohne Ausnahme athmen. Diese Empfindung ergreift das Gemüth im hohen Grade vor seiner Madonna mit dem Jesuskinde ... Sie ist irdisch wahr! aber dies irdische, der festen, lebenglühenden Erde angehörende Gefühl ist so edel menschlich, es entzückt uns so sehr, daß Menschen von vollendeter Bildung, fofern sie die heiße, ergreifende

Digitized by Google

Romantik nicht kalt verneinen, ſicherlich in Zweifel ſein werden, ob ſie der poeſiereichen Madonna Murillos', dieſer göttlichen Tochter der Erde, oder den klar-idealiſtiſchen Himmelskönigin nen des Rafael den Preis zuerkennen ſollen.

Es iſt bekannt, daß die Hauptſtadt Aragons, das berühmte Zaragoza, in der Kirche der „Nuestra Semora del Pilar" (Unſer lieben Frau zum Pfeiler) ein wunderthätiges Marienbild beſaß, das auf einer Säule von feinem Jaspis ſtand. Der unſterbliche Verfaſſer des Don Quirote, Cervantes, ſoll hier ſeine ſo ausgezeichnete Hymne auf die heilige Madonna componirt haben. Aus dieſer Hymne, welche ein herrliches Zeugniß für den gläubigen Sinn und die begeiſterte Andacht des Dichters ſowohl, als des ganzen ſpaniſchen Volkes ablegt, waren drei Strophen unter dem Bilde unſerer Madonna mit dem Kinde angebracht, ſo lange daſſelbe im Beſitze Ludovico Haro de Guzman's, Grafen von Olivarez, Neffen des großen Miniſters, war.

Dieſe drei Strophen, in der Urſprache von wundervoller Schönheit, theilen wir hier mit; denn ſie bilden eine herrliche dichteriſche Folie zu dem Gemälde Murillos' und ſind zu gleicher Zeit ein getreuer Spiegel der Ideen, welche das „allerchriſtliche" Spanien bewegten.

„Gerechtigkeit und Gnade ſind verbündet
In dir, o reinſte Jungfrau, und ſie haben
Durch ihren ſüßen Friedenskuß verkündet
Den nahen Herbſt, das Füllhorn aller Gaben.
Des Aufgangs, der die heil'ge Sonn' entzündet,
Aurora, kommſt Du, jeden Blick zu laben:
Des Frommen Jubel und des Sünders Hoffen,
Zeigſt Du nach Sturm und Nacht den Himmel offen.

„Du biſt die Taube, droben hergeſendet
Vom Anbeginn, biſt die als Braut geſchmückte,
Die reines Fleiſch dem ew'gen Wort geſpendet,
Die uns mit Heil und Segen ſtets beglückte.
Du biſt der Arm des Herrn, der abgewendet
Das ſtrenge Meſſer, welches Abram zückte,
Und uns zu des wahrhaften Opfers Flamme
Begabet haſt mit dem unſchuld'gen Lamme.

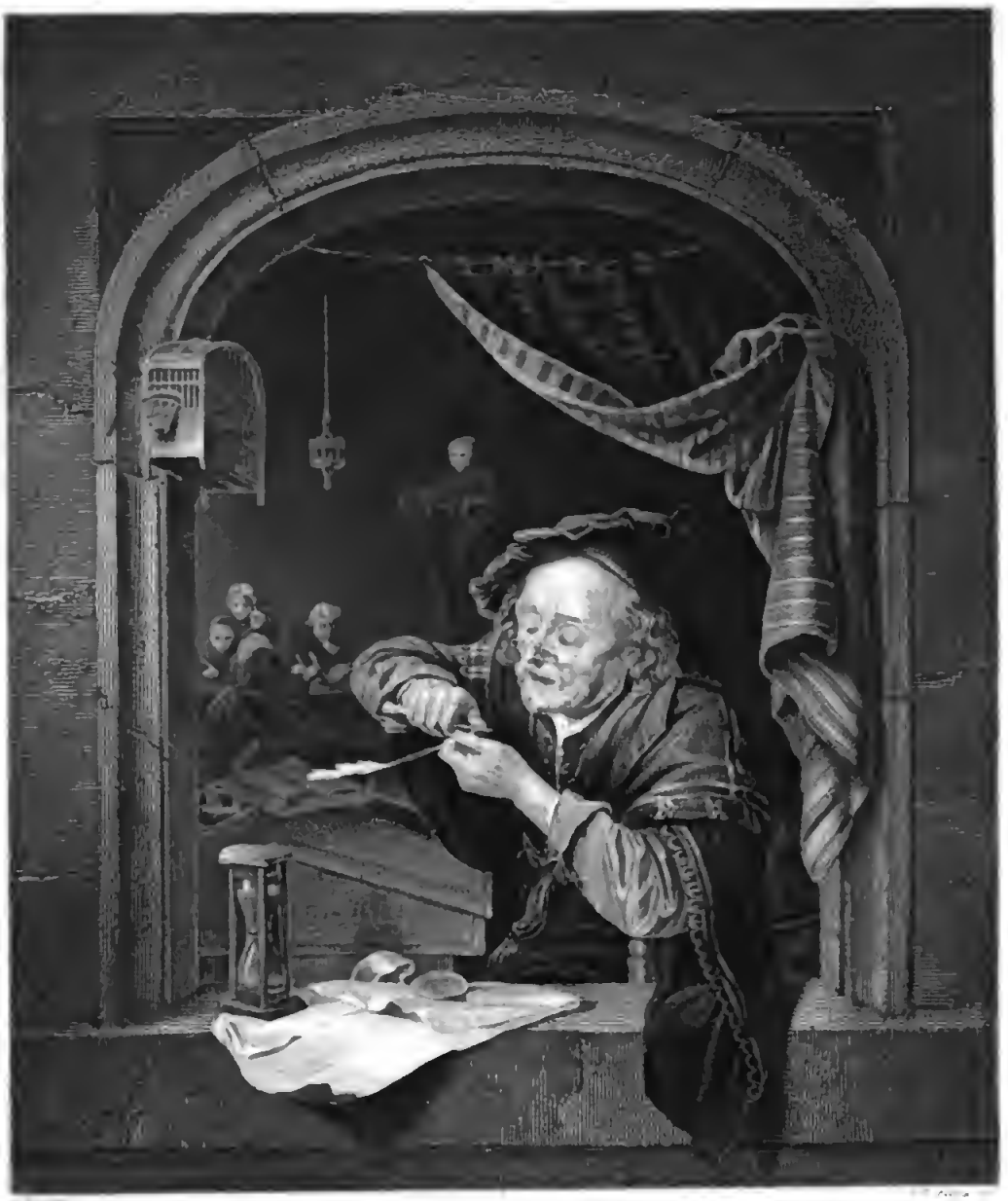
„Gedeih und bringe zeitig, ſchöne Pflanze,
Die Frucht, die das Gemüth mit Hoffnung weidet,
Zu tauſchen jene Trau'r mit Feierglanze,
Die ſeit dem großen Fall es gleich umkleidet.
Der unermeßliche Tribut für's Ganze,
Der, deſſen Löſung einzig ächt, entſcheidet,
Wird ausgeprägt in dir; ja, göttlich Weſen,
Du biſt zur Weltherſtellerin erleſen!"

Dieſe Madonna iſt keine Moreske-Schönheit. Alt-Spanien, das edle, chriſtliche, mit dem kaſtanienbraunen Haar und den gothiſchen Blauaugen, iſt hier individualiſirt.

Geſeſſen ſoll dem Künſtler zu dieſem Bilde Donna Maria Legañez, eine Verwandtin des Conquiſtadors von Tarragona, haben, und daß dieſer, Graf Vasco Nunnez de Legañez, das unvermiſchteſte germaniſche blaue Blut von ganz Caſtilien in den Adern trug, iſt bekannt genug.

Digitized by Google

Digitized by Google



Behandlung und Colorit ſind durchaus an dieſer Madonna ſüdlicher, feuriger Natur. Mit einem Worte, dies Gemälde Murillos' iſt eine von jenen Schöpfungen des Genies, welche, nimmer erklärbar, oder jeder Kritik ein neues, großes Feld der Betrachtung und der Phantaſie eine unerſchöpfliche Fundgrube darbietend, ewig neu bleiben und durch den Zauber ihres Schönheitsadels wie ein lichter Stern verklärend in das Leben mit ſeinen vielfältigen, nicht ſelten dunkeln und trüben Geſtaltungen blicken.

Um die Skizze über den ſpaniſchen Meiſter zu vollenden, bemerken wir, daß außer der königlichen Gallerie zu Madrid auch die Vaterſtadt Murillos' viele ausgezeichnete Werke von ihm beſitzt, ſo den heiligen Antonius von Padua in der herrlichen Kathedrale; daß ferner Marſchall Soult in Paris von ſeinen Feldzügen in Spanien her manches koſtbare Bild heimbrachte, wie auch das Louvre gegen 40 Werke von ſeiner Hand beſitzt. In England trifft man ebenfalls eine nicht geringe Anzahl Murillos'ſcher Stücke, ſie ſind aber verſtreut. Fürſt Eſterhazy bewahrt eben ſo wie die Gemäldeſammlung in Wien einige Gemälde, meiſt aus des Meiſters früheren Perioden.

Murillos ſtarb zu Sevilla im Jahre 1682. Es geht in Sevilla eine Sage, der Maler ſei im Hospital daſelbſt ſterbenskrank in den dürftigſten Umſtänden angekommen und habe einige Tage Pflege genoſſen, ohne ſeinen Namen zu offenbaren.

In der Beichte, kurz vor ſeinem Tode, habe er ſich jedoch genannt.

— Ich bin Murillos! hatte er dem Pater nnd den Aerzten zugerufen.

Als man daran gezweifelt, ſoll Murillos eine Kohle von dem Rauchfaſſe des katholiſchen Miniſtranten genommen und mit feſter Hand die Umriſſe eines ſterbenden Chriſtus-Kopfes an die Mauer gezeichnet haben. Hiernach ſei der Maler geſtorben.

Soviel iſt indeß gewiß, dieſer Chriſtuskopf, mag er gezeichnet ſein von wem er will, war ſo vorzüglich, daß man über denſelben einen Glasſchrank machte und ihn lange als eine ſeltene Reliquie zeigte.

Adrian von Oſtade in ſeiner Werkſtatt.

Gemalt von ihm ſelbſt.

Wie durch einen freundlichen Zauberſchlag ſind wir durch das Anſchauen dieſes Bildes um lange Jahre zurück verſetzt und die alte Zeit der Blüthe niederländiſcher Malerei weht uns wie mit dem Athem des Lebens ſeltſam ergreifend entgegen.

Mit einer ähnlichen Empfindung, wie dieſes Gemälde hervorruft, vermochte uns noch keines der zahlreichen Stücke, auf denen die Maler ſich ſelbſt darſtellten, zu erfüllen. Der alte Rembrandt, welcher etwa fünfundzwanzig Mal ſeinen charakteriſtiſchen Kopf malte, kann uns namentlich durch das Bild, auf welchem er, ſeine Frau umſchlingend, das blitzende Weinglas emporhebt, hinreißen. Metzu läßt ſich in ſeinem Eigenbilde mit wahrer Gemüthlichkeit beſchauen, und Mieris in ſeinem Atelier rückt uns die Außenſeite deſſen, woraus die ſtrahlenden Blüthen der Kunſt emporſchoſſen, ſchon ziemlich nahe. Dennoch bleiben uns dieſe und viele

Digitized by Google

anderer Maler noch fern; es liegt noch etwas Fremdes zwiſchen ihnen und uns; das bedeutungsvolle: Actum est! ſteigt bei uns aus dem Hintergrunde auf, und die Empfindung, welche wir erproben, hat einen größeren oder geringeren Beiſatz von hiſtoriſchem Intereſſe.

Nichts von dem Allen vor Oſtade's Bilde. Dies iſt Leben, volles, ganzes, und wir ſtehen durch das Gemälde mitten drin, und glauben den Pulsſchlag deſſelben zu fühlen. Wir ſind dem ſchaffenden Künſtler ſo nahe gerückt, als möglich. Mit bewundernswertheſter Meiſterſchaft hat ſich Oſtade ſo dargeſtellt, daß wir dicht an ihn hintreten können, um ihn aufs Vollkommenſte zu belauſchen. Unſere geſchäftige Phantaſie läßt eins der berühmten Bilder des Meiſters nach dem andern unter dem Pinſel hervorſchlüpfen; wir ſehen uns um, gehen hinter dem Schemel des Künſtlers hin, treten zu dem Fenſter, wenden uns dann und muſtern Alles; denn hier, in der Nähe eines Unſterblichen, iſt Alles bedeutend. Faſt vergißt man, daß man ein Bild ſieht, ſo feſſelnd wirkt das an die Heimath des Malers erinnernde deutſch Seelenvolle, in Verbindung mit der vollendeten Kunſt des Meiſters in der Ausführung. Bei aller Genauigkeit zeigt Oſtade auch hier eine freie, kräftige Pinſelführung, eine Perſpective, welche nicht wahrer ſein kann, vorzüglich aber eine höchſt glückliche Beleuchtung. Was hier durch das herrliche Fenſter fällt, iſt wirklich Licht, und kaum mag man ſich wegwenden und aufhören, die Partie vom Fenſter bis zum rechten Fuße der Staffelei zu bewundern.

Aufbruch zur Jagd und Rückkehr von der Jagd.

Von Philipp Wouwermann.

Eben hatte es vier Uhr geſchlagen. Die herbſtliche Sonne zögerte, ſich zu zeigen. Chateau La Tour mit ſeinen ſtolzen Gebäuden, ſeinem paradieſiſchen Boscage und ſeiner ganzen reizenden Umgebung lag wie eine Perle im Grunde des Thales, von wallenden Nebelſchleiern umſchlungen. Ueber dem weitern Thale des provençaliſchen Adour lag in der Tiefe noch blaugraue Dämmerung; dicht über den Gruppen der Gehölze hin aber zogen ſchon flüchtig wie ein Gedanke ſchmale Streifen von matter Silberfärbung. Der Fuß des Gebirgszuges im Hintergrunde war von Nebelwolken verborgen; höher hinauf färbten ſich die Berge mit ſanfter, kirſchrother Farbe, und oben um die reizenden Curven hüpfte und huſchte ſchon ein morgenröthliches Flimmern, — der Vorbote des jungen Tages.

Die tiefe Stille, welche über der Landſchaft lagerte, ward plötzlich unterbrochen. Hoch oben von der Gallerie von Chateau La Tour, wo das Banner Heinrichs von Navarra, ſchwer vom Morgenthau, ſich hob und kräuſelte, ſchmetterten laute und krauſe Töne des Hifthornes über das Thal und den Strom und die Fluren.

— Réveillez-vous, preux Chevaliers!
Réveillez-vous, Demoiselles!

So tönte der Ruf des „Trompette" in der Melodie der alten Fabliaux der Provence.

Digitized by Google

Ihm gehorchend ward's auf La Tour lebendig. Zuerſt ſtürzten die Garçons, die Pagen ſchlaftrunken hervor, liefen über den weiten Schloßplatz an der Parkmauer hin und eilten in die Pferdeſtälle oder in die eleganten Häuschen, wo die jetzt ſchon aus Leibeskräften kläffende Meute logirte. Die Thüren wurden aufgeſtoßen und die Rüden kamen, bösartig gähnend, zum Vorſchein und fingen an langſam hin und her zu traben.

Jetzt wurden die Roſſe herausgeführt. Sie ſchüttelten ſich heftig und wieherten hell auf, während ſie zum Striegeln und Putzen angebunden wurden.

Eines dieſer Thiere war ein andaluſiſches; ſchöner war ſelbſt der Lieblings-Schimmel des Béarners nicht. Es wollte ſich von dem einen der Stalljungen durchaus nicht führen laſſen.

Ein ſchlanker, entſchloſſen ausſehender Mann von etwa 30 Jahren, der Stallmeiſter, trat raſch herbei.

— Was ſoll das Pferd hier? fragte er ſehr übellaunig.

— Putzen will ich's, Maître Le Clou! ſagte der Burſche.

— Das hieß Dir Niemand, Coquin! Will dieſer Sang de dieu, dieſer ſpaniſche chien, ſein Pferd blank haben, ſo putz' er's ſelbſt! Weg damit!

— Tant mieux! Meine Arme machen Euch ihr ergebenſtes Compliment, Monſieur Le Clou! erwiderte der Reitknecht.

— Daß Dir meine geballten Hände nicht ein fühlbares Gegencompliment machen! war die Antwort.

Die Stallknechte ſahen ſich bedeutend an: der Stallmeiſter war heute höchſt „quer" aufgeſtanden. Er ging mit einiger Heftigkeit, immer noch für ſich brummend, über den grünen Platz und ſtieg die breite, rings mit Epheu umhangene Treppe hinan, die von hier aus in's Innere des Schloſſes führte.

Auf der Mitte der Treppe blieb er plötzlich ſtehen. Die Kräfte ſchienen ihm zu mangeln, — Ein reizendes Mädchen, augenſcheinlich eine Zofe, kam ihm entgegen. Sie drückte ſich halb ängſtlich, halb widerwillig an das ſteinerne Treppengeländer, um vor dem Manne vorbeizukommen. Dieſer aber erhob ſeine Hand und legte ſie ihr auf den Arm. Das Mädchen ſtand ſehr befangen ſtill. Dann aber ſchien ſie unwillig zu werden.

— Le Clou, Ihr werdet mir doch den Weg nicht verſperren?

Le Clou ſah ziemlich feierlich aus.

— Mademoiſelle Jeanneton! ſagte er, tief aufſeufzend.

— Eh bien!

— Ah! vous, si vous m'aimas un pau...

— Plaignis m'un pau, preccaire . . . murmelte Le Clou.

Jeanneton ſchien gerührt zu werden.

— Was habt Ihr an dieſem Spanier, Mädchen? fragte Le Clou aufgebracht. Er liebt Dich nicht, wird Dich nicht lieben; denn dieſes finſtere Gemüth kann nur haſſen. Warum findet die Stimme meines Herzens in dem Deinigen kein Echo mehr? Warum, Leichtſinnige, Verblendete, biſt Du mir, Deinem aufrichtigſten Freunde, fremd geworden?

— Ah! Monſieur Le Clou, Ihr ſeid ſehr gebieteriſcher Laune! Indeß gehöre ich, Gottlob! nicht zu den Leuten, denen Ihr etwas zu befehlen hättet. Adieu!

Digitized by Google

Le Clou kämpfte einen Augenblick mit ſich. Er ſchien geneigt zu ſein, die ſchlanke Taille der braunäugigen Zofe zu umfaſſen und mit ihren friſchen Lippen in intereſſante Beziehung zu treten. Dann aber ſchob er den Hut aus den Augen und ſah ſehr impertinent, ja drohend aus.

— Demoiſelle! ſagte er ſehr maliziös. Hütet Euch; ich ſage es. Ihr habt Eure Neigung einem erzkatholiſchen, perfiden Schufte zugewandt, der nur anfangen darf, durch die That ſeinen Herzensgedanken Luft zu machen, um ſofort das Viertheilen ehrlich verdient zu haben. Verſteht Ihr mich? Ich warne Euch! Laßt Euch zu keinem Werkzeuge der Italiener und der Guiſen gebrauchen, mordious! Ihr wäret einfältig genug, um auf Anſtiften Eures ſpaniſchen Schurken, oder — ich kümmere mich nichts um das Wort — auf Anſtiften Seiner Hochwürdigkeit, des edlen Herrn Erzbiſchofs von Luçon — Sang de dieu! — den König ſammt der gnädigen Frau wie Ratten zu vergiften.

Jeannette ſchlug die Hände zuſammen und ward vor Beſtürzung ſchneebleich.

— Ah! Le Clou, Ihr ſprecht mit einer Hugenottin ... konnte ſie blos ſtammeln.

— Einer Hugenottin mit einem katholiſchen Liebhaber, das heißt, mit einem katholiſchen Herzen . . .

— Das iſt keine Sünde; auch der König iſt katholiſch geworden . . .

— Aber er hat la belle France dafür erhalten, armes Mädchen . . .

— Und wenn ich nun ein Herz erhielte, welches für mich denſelben Werth hätte? fragte Jeanneton, an ihrer Schürze zupfend.

— Ah bah! macht Le Clou und geht brusque an dem Mädchen vorüber.

Sie wartet einen Augenblick; ſie will augenſcheinlich den ſchönen Picardier zurückrufen; dann aber erwacht ihr Stolz. Sie wirft das Trotzköpfchen ſtolz zurück; ihre Oberlippe kräuſelt ſich und ſie geht feſten Schrittes die Treppen hinunter, indeß der Stallmeiſter wie der Blitz nach oben eilt.

Oben auf der erſten Gallerie oder beſſer Terraſſe, denn ſie lehnt ſich an den Wall und iſt ſehr breit, kommt dem Stallmeiſter ein dicker Prieſter entgegen. Er trägt die Kleidung eines Erzbiſchofs. Um ſich zwiſchen den vielen Ketzern möglichſt wichtig zu machen, hat er ſich bereits in Ornat geworfen; es fehlen dieſem, mit dem weißen Meßrock Prangenden, nur noch einige Stücke, und die „grande Tenue“ iſt complet.

— Pax vobiscum! näſelt der Prieſter.

— Geh zum Diantre! murmelte Le Clou.

Aber heute hat ſich gegen ihn Alles verſchworen. Einige Schritte weiter kommt ſein eigentlicher Buſenfreund, Don Diego Laseara, der Spanier. Er iſt ſchlank, klein; muß aber dennoch ein gefährlicher Nebenbuhler genannt werden; denn ſein gelbbräunliches Geſicht iſt regelmäßig und ſchön geformt; ſeine Augen, tief, düſter, blitzen wie Fackeln in der Nacht; ſein ſchmerzlich gezogener Mund iſt geradezu zum Lächeln und Küſſen eingerichtet. Le Clou wartet nur auf einen Gruß, um dem Spanier eine Grobheit durch „den Magen zu bohren“, wie die cavaliere Phraſe damals lautete; aber Laseara ſieht ſeinem Freund ſtarr an, als wäre er ein Sandſteinpfeiler, und geht weiter. Indeß Le Clou zum Könige läuft, erreicht Lascara den Biſchof.

Digitized by Google

Digitized by Google

— So früh ſchon, mein Sohn? fragt der Prieſter mit einem eigenthümlich lauernden Blicke. Ich dachte, nur wir mieden ſchlaflos und zeitig das weiche Lager.

— Por la Santa Madonna! Willſt Du ſpotten? fragte Lascara mit zornigem Blicke. Freuſt Du Dich über das Ding, was Du aus mir gemacht haſt? Keine Ruhe, weder Tag noch Nacht; die Hölle . . . Weißt Du, Prieſter, daß Eure berühmte Hölle Marionettenſpiel gegen das iſt was ich empfinde . . .

— O, der Brauſekopf! ſagte der Erzbiſchof, ſeine fatale Miene zu einem Lächeln verwandelnd. Aber ſo, . . . ja, aber ſo iſt die Jugend . . .

— Was hat das mit mir zu thun? So bin ich, Don Joſe Diego de Lascara; aber ſicherlich werde ich keinen Tag länger ſo ſein. Hört Ihr, würdigſter Herr Erzbiſchof? Menſchenkräfte ſind gemeſſen! Die meinigen gehen ſchon bei dieſer ewigen Spannung zu Ende. Es ſind jetzt 11 Tage, und immer hieß es: Morgen! Morgen! Ich ſage Euch, meine Kraft reicht vollkommen für meinen Zweck und Euern Wunſch und Plan; das iſt's aber all. Dieſe Kraft brauche ich ſämmtlich; ich habe nicht etwa hundert Mal mehr aufzuwenden, als nöthig . . .

— Aber was heißt das? fragte der Prälat.

— Vamos! Sennor! Das wißt Ihr ſehr wohl. Klar aber: was geſchehen ſoll, geſchieht heute, oder durch meine Hand nimmer! Sehr einfach deshalb: weil ich morgen, da ich durch die zehnmalige Vollbringung der That in der Einbildung auf's Aeußerſte abgeſpannt bin, weder Muth, Sicherheit noch Willen mehr haben werde.

Der Biſchof ward ſehr unruhig. Dann zog er den Spanier dicht zu ſich und flüſterte mit ihm.

— Du gehſt alſo, Vater? fragte der junge Mann.

Der Biſchof nickte.

— Und bringſt mir Deinen Befehl und Segen?

— Quien sabe? murmelte Luçon achſelzuckend und ging.

Dicht neben den beiden Menſchen hatte Jeanneton unter dem Epheu gekauert. Ihr Herz hatte ſie getrieben, dem alten Geliebten nachzueilen, um ihm ein Wort des Troſtes zu ſagen. Noch wußte ſie nicht, ob Le Clou oder Lascara der Gebieter ihres Herzens werden würde, aber ſo viel wußte ſie, daß es ihr unerträglich war, Le Clou zu verlieren.

Als der Spanier jetzt die Treppe hinabgegangen und der Biſchof in's Innere des an die Terraſſe ſtoßenden Schloßflügels getreten war, erhob ſie ſich bleich und zitternd und flog dann dem Stallmeiſter nach. Sie erreichte ihn dicht vor den Zimmern des Königs.

— Jacques! flüſterte ſie, ohne Umſtände ſeinen Arm und zwar ſehr entſchieden ergreifend.

Le Clou ſah ſie ſehr überraſcht an.

— Ich habe Lascara geſehen . . .

— Und? fragte der Stallmeiſter ſehr finſter.

— Den Biſchof auch . . . Wie ſage ich's . . . Ach, ich hörte nichts und wollte ſchwören, ich hätte Alles gehört . . . Jacques, wißt Ihr? Erinnert Euch, ich habe nichts gehört, aber ich ſage Dir, mein Freund, reitet der König heute zur Jagd, ſo iſt er verloren . . .

Le Clou ſchien bei der Beſtätigung ſeiner eignen frühern Worte ſehr außer Faſſung zu kommen.

Digitized by Google

— Was denn war's?

— Nichts und doch Alles! Ihre Augen redeten eine zu deutliche Sprache: Mord hieß sie! Tod dem Béarner!

— Sehr gut! Sehr gut! murmelte Le Clou. Ich würde Dich für Deine Nachricht umarmen, hätteſt Du mir nicht Feindſchaft geſchworen . . .

— Ach, Jacques, das würde ich nie über mich vermögen . . .

— Nun denn . . . Ici le don d'amoureux merci . . .

Jeanneton eilte fort, indeß ſie die ſchneeweiße Schürze an die Lippen hielt, welche von dem Kuſſe des Picarden noch viel röther geworden waren, als vorhin.

Le Clou aber trat zu dem Könige ein. Heinrich, noch in ſeiner ſchönſten Blüthe, lief im Negligé auf und ab. Er war heute Morgen ausgezeichnet gelaunt. Als der Stallmeiſter klirrend eintrat, ſah er eben noch den rechten Arm und das fliegende weiße Kleid der gnädigen Frau. Gabriele d'Etrées oder d'Eſtrées flüchtete vor dem Würdenträger.

— Eh bien! rief Heinrich von Navarra. Neuigkeiten ſeh' ich Dir im Aug'! Iſt mein „Omar" krank?

— Der edle Schimmel iſt federkräftiger als je ... Er iſt für heute gewartet und Eure Majeſtät dürfen heute jede Anforderung machen — ſeine Schenkel werden ſie löſen ...

— Aber, Le Clou! rief Heinrich ſehr aufgeräumt, was iſt's mit Euch? Ventre-saint-gris! Ihr habt ja förmlich Styl in Eurer Rede, und eine Feierlichkeit in Euren Déhors, die zu liebenswürdig iſt.

Der Stallmeiſter beſann ſich einige Augenblicke. Dann ſagte er:

— Gnädiger Herr, ich melde, daß Alles fertig und bereit iſt zur Jagd. Auf mich falle es, wenn Ihr irgend etwas vermißt.

— Gut, Le Clou! Nun noch die Pointe.

— Wie?

— Die Hauptſache, das Aber, was Dir im Halſe ſteckt . . . rief Heinrich ziemlich ungeduldig.

— Das iſt ja gerade die Schwierigkeit, dieſe Teufelsgeſchichte vorzubringen.

Und nun fing er, da er es nicht wagte, weder Lascara noch den Biſchof geradezu anzuklagen, an zu winden und zu drehen, bis daß er glücklich mit ſeinem Verdachte und mit der unfehlbaren Meinung und Ahnung der Demoiſelle Jeanneton herausgekommen war.

Heinrich hatte, die Hände auf den Rücken gelegt und das ſchöne Haupt vorgebogen, zuerſt ſehr aufmerkſam zugehört. Jetzt aber wandte er ſich mit ſeinem Ventre-saint-gris auf dem rothen, hohen Abſatze ſeiner Pantoffeln und ſagte ziemlich gelangweilt:

— Du meinſt alſo?

— Ja, Eure Majeſtät ...

— Und Lascara, ſagſt Du?

— Ja, Eure Majeſtät; wiederholte Le Clou, der ungeachtet der frühen Stunde ſchon bedeutend ſchwitzte.

— Im Ernſt, und auf dieſen Grund hin ſoll ich zu Hauſe bleiben?

Der König fragte ſehr ehrlich und ſanftmüthig, und dennoch war in ſeinem Tone

Digitized by Google

eine ſo reizende, faſt komiſche Ironie. Le Clou ärgerte ſich; er meinte jetzt ſelbſt, vor einigen Minuten durch ungeheure Vergrößerungsgläſer geſehen zu haben. Er ward ziemlich ernüchtert, und der Hauptgrund ſeines Verdachtes ſchien ihm jetzt ſelbſt in ſeiner Leidenſchaft, in ſeiner Eiferſucht gegen Laëcara zu liegen. Le Clou ſchwieg alſo, indeß er ſich das Anſehen eines Piquirten gab, um wenigſtens einigermaßen ſeine Würde zu behaupten.

— Geh, geh, mein Kind! ſagte der Béarner höchſt gutmüthig; und ſei ſicher, daß ich Dir ſelbſt Deine übertriebene Beſorgniß um mich als Liebe und Ergebenheit anrechne.

Der Stallmeiſter ging an ſeine Geſchäfte. Der König ließ ſich ankleiden. Gleich darauf ward der Erzbiſchof angemeldet.

Heinrich IV. empfing den Ehrwürdigſten nicht gar zu verbindlich.

— Aber, mein theuerſter Luçon, rief er ihm entgegen, ſollte ich mich geirrt haben?

— Wie befiehlt der König? ſagte der dicke Prieſter, ſich verbeugend.

— Ich meinte, Chateau la Tour wäre unſer Jagdſchloß pour nos menus plaisirs und da iſt mir das Ding wahrlich zum Staats- und Rathsſaale geworden. Ventre-saint-gris, und wie ſeht Ihr aus? Glaubt Ihr, wir vergäßen, das es eine Meſſe giebt? Thut mir den Gefallen, ich leide an den Augen ... Grün, verſteht Ihr ... Sehr heilſam ... Grün des Waldes und der ſchönen Wieſen ... Schön, wißt Ihr, ſehr ſchön! Grün unſere Hoffnung und grün unſere Kleider, das heißt, alle die, welche ich ſehen will ...

Der Erzbiſchof ließ ſich durch dieſen unheiligen, ketzeriſchen Ausfall gegen ſeinen Ornat durchaus nicht aus der Faſſung bringen.

— Eure Majeſtät — ſagte er ſehr langſam — iſt dieſes geiſtlichen Kleides noch nicht zu ſehr gewohnt ...

Heinrich biß in die Lippe. Der Hieb traf Helm und Kragen; denn der König war erſt vor 14 Tagen katholiſch geworden.

— Möchtet Ihr Euch ganz mit dieſem Rocke verſöhnen. Ich kann nicht anders, ſondern muß meine Bitte nochmals anbringen. Gebt den Ketzern ganz Frankreich, aber ſäubert Paris von ihnen.

— Das heißt, nehmt den Hugenotten Paris und ſie werden keine Handbreit Land außerhalb deſſelben behaupten ...

— Das haben Eure Majeſtät durch die That wiederlegt ...

Die Schmeichelei war fein, aber die Wahrheit ging noch darüber. Heinrich ſagte ſie in einigen Worten.

— Das war auch der Béarner, mein Pater!

— Das katholiſche Frankreich erwartet einen Beweis, wobei ſich Eurer Majeſtät Rechtgläubigkeit durch die That manifeſtirt.

— Nicht nöthig, Herr de Luçon. Mir würde doch Niemand glauben. Frankreich weiß ſo gut als ich, daß ich in dieſem Leben nicht katholiſch werde ... Ventre-saint-gris, da iſt die Sonne und ich ſtehe hier und unterhalte mich mit Eurer geiſtlichen Hochwürdigkeit, während ich arbeiten ſollte.

— Mein König, bat jetzt der Erzbiſchof mit dringendem, faſt flehendem Tone; Ihr habt's bisher nicht hören wollen; aber ich ſage Euch hier iſt eine Bittſchrift, von dritthalbhun-

dert der beſten Edelleute Frankreichs unterzeichnet, durch welche Ihr gebeten werdet, zur Beruhigung der Gemüther gegen die Proteſtanten einige immerhin unweſentliche Beſchränkungen eintreten zu laſſen. Aber nothwendig ſind dieſe Beſchränkungen. Es ſind 15 Millionen Franzoſen, welche ſie fordern. An ihre Spitze dieſe Namen ...

Der Biſchof ſchlug einige große Bogen Pergament auseinander.

— Keinen Laut! ſagte Heinrich, gebieteriſch die Hand ausſtreckend, als der Prälat Anſtalt machte, die Unterſchriften abzuleſen. Ich will die Namen meiner Feinde nicht wiſſen, Meſſire; denn das ſind dieſe Herren; Ventre-saint-gris, und geſchworne dazu. Ihr ſeid entlaſſen!

Der Erzbiſchof von Luçon nahm eine eiskalte, unzugängliche Miene an und ging raſch ab. Er ſuchte draußen den Spanier auf und nahm ihn mit auf ſein Zimmer, in welchem nur eine Art von kleinem Altar darauf hindeutete, daß ſein Bewohner ein Mann der Kirche ſei.

— Heute, Laseara! ſagte Luçon mit blitzenden Augen.

— Ich wollte, Ihr hättet das geſtern geſagt! murmelte der junge Mann, indeß er ſich auf die Kniee ließ, worauf der Biſchof ſegnend ſeine Hand nach ihm ausſtreckte.

— Und warum?

— Ich mag heute nicht mehr ſterben; ich liebe, mein Vater. Geſtern Morgen noch hätte ich Heinrich inmitten ſeines ganzen Hofſtaates niederſtechen können; aber ſeit dieſer Zeit hat ein einziger weicher Händedruck mir gezeigt, daß mein Leben einen Preis beſitzt, den ich nicht mehr in die Schanze ſchlagen will. Jetzt iſt meine Sicherheit, die Möglichkeit meiner Flucht allererſte Bedingung der Ausführung meines Werkes geworden, ſtatt daß ich ſie vielleicht geſtern noch, ſicher aber vorgeſtern, ſtolz verſchmäht haben würde.

Der Biſchof rieb ſich rathlos die Hände.

— Aber welche unerhörte Phantaſterei! murmelte er. Wo ſind Deine feierlichen Entſchlüſſe, Deine Selbſtverleugnung gleich derjenigen eines heiligen Märtyrers? Wo Deine erhabene Begeiſterung, der Held der niedergetretenen Kirche zu werden? Alles verweht und verſtoben vor ... ich mag das Wort nicht wiederholen!

— Ihr habt mich zum Phantaſten gemacht; erwiederte Laseara. Was wollt ihr? Warum ſcheltet Ihr den Nachtwandler, welcher ſeinen eignen Weg geht? Noch heute, ja, fühle ich Haß in meiner Bruſt ...

— Dieu merci! flüſterte Luçon.

— Haß gegen dieſen doppelzüngigen, verrätheriſchen Béarner, dieſes zerbrochene Rohr Aegyptens, das Jedem, der ſich darauf lehnet, durch die Hand fährt. Ich gab mein Wort und, por la Madonna! ich werd's löſen, das heißt, wenn ich Hoffnung habe mich zu retten.

Der Biſchof zuckte die Achſeln. Er gab ſeinen Mann faſt auf. Wild und wüthend blickte der Geiſtliche auf die beiden ſchmalen, und obgleich gelben, dennoch ſehr ſchönen Hände des Pfaffenzöglings, welche durch eine Bewegung das Schickſal eines der mächtigſten Reiche der Erde umgeſtalten konnten. Er verſuchte nochmals ſein Letztes; er ſtellte ihm die Würden der Erde und des Himmels vor, die er zu erwerben vermöge; er malte ihm die Schlöſſer und Villas in Italiens bezaubernſter Gegend, die ihm zur Belohnung der finſtern That übergeben werden ſollten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lascara schwieg und bat nur um Absolution und den Segen. Dann erhob er sich und ging auf die Terasse, um sich auf den Schloßplatz zu begeben.

Jeanneton und eine ihrer Freundinnen lehnten über die Mauer. Die reizende Angebetete des Spaniers bog sich weit hinab, um einem armen Gebrechlichen eine Gabe in den dargereichten Hut zu werfen. Lascara wollte seinen Entschluß nicht durch ein Gespräch mit dem Mädchen erschüttern und eilte die Stiegen hinab. Aber Zeugniß von der blitzschnell in ihm erwachten Leidenschaft gab der Blick, womit er aufwärts zur Seite blickte.

Sein Freund Le Clou saß schon, die lange Flinte über den Arm gelegt, zu Roß. Lascara's Andalusier war ebenfalls fertig; einer der Jägerburschen, welcher mehrere Pferde hielt, machte sich ein Vergnügen daraus, das edle Thier mit einem Rohre zu reizen und in die Nasenlöcher zu stoßen.

Heinrich stand vor seinem Schimmel im Mittelpunkte der Gruppe und scherzte mit einem seiner ältesten Diener, welcher das Pferd hielt. Dennoch sah man ihm an, daß er in Folge seiner Unterredung mit dem Bischof ernst geworden war. Er warf einen, von dem Spanier aber dennoch bemerkten, rapiden Seitenblick auf den Verdächtigen und in diesem einen Blick malte sich die unergründliche Schlauheit, die instinktmäßige Verschlagenheit des großen Gascogners.

— Couchez! sagte er zu einem herrlichen gefleckten Spaniel, welcher ihn umsprang, indeß die vierbeinigen Cameraden zusammengekoppelt wurden, oder sich wedelnd niederlegten, oder am Rande des Springbrunnens sich mit den Vorderbeinen festhielten, um einige Tropfen des silberhellen Wassers zu lecken.

— Couchez!

Der alte David, der Lehrmeister der zierlichen Diana, schaute schmunzelnd, wie das Thier gleich einem vorzuglich geschulten Mousquetaire gehorchte. Diana hatte die Vorderfüße ausgestreckt, die feine Schnauze dazwischen gelegt; die Hinterfüße angezogen. Sein Blick zeigte die unbeschreibliche Liebe zu seinem Gebieter, die er, da er jetzt wichtigen Dienst hatte, kaum durch ein leises Wedeln mit dem Schwanze näher zu bezeugen wagte.

— Das ist ein wahres Herz von einem Hunde! sagte der alte Gascogner vom Pic du Midi.

— Oh, David, Du kennst noch lange nicht seine ganze Vortrefflichkeit; sagte Heinrich so laut, das Lascara, welcher an dem Gurte seines Pferdes schnallte, unwillkührlich aufschaute. Er besitzt eine Eigenschaft, die ihn für jeden meiner Herren Vettern, z. B. für den König von England, auch für Seine katholische Majestät in Madrid höchst unschätzbar machen würde.

— Das wäre?

— Der Hund bellt Niemand an, als einen Meuchelmörder! sagte Heinrich langsamer sprechend.

Dann drehte sich der König auf dem Absatze, gab der Diana ein Zeichen und ließ ihn nachspringen.

— Caballero! rief der König mit frischem Ausdrucke. Ich sehe, Ihr begleitet uns.

— Ich glaubte, da ich vorgestern ein schmeichelhaftes Lob von Eurer Majestät erhielt ...

— Verdient! Dieser Schuß auf den Keiler war in Wahrheit meisterhaft.

Digitized by Google

— Und die königliche Erlaubniß bei jeder folgenden Jagd mich dem Gefolge anſchließen zu dürfen ... daß ich ...

— Point de façons, Chevalier Lascara ... Ihr ſeid von der Partei — car tel est Notre plaisir! Aber führt Ihr keine Schußwaffe? Wir werden mit flüchtigen Damen heute Bekanntſchaft machen, Ventre-saint-gris!

— Erlaubt der König, ſo jage ich nach heimathlicher Weiſe; erwiderte der Spanier.

— Hindinnen? fragte Heinrich ſcharf.

— Ihr ſagt's mein König.

— Und dieſe manière singulière ... Darf man neugierig ſein oder ſoll man ſich überraſchen laſſen?

— Es wird den König mehr intereſſiren, wenn die Jagd vor ſeinen Augen ausgeführt wird, ohne daß derſelbe vorher inſtruirt wurde.

Heinrich machte eine ſprechende Bewegung und ſah ungeduldig aus.

— Ich verſtehe, Majeſtät! ſagte der gewandte Lascara, welcher eben zwei von ſeinem Pagen herbeigebrachte lange, mit Bärenfell verkoppelte Halfter vorn an den Sattelknopf geſchnallt hatte. In den Biscaiſchen Gebirgen jagt man das Thier par force; man reitet dicht an dasſelbe hinan und ſchießt's nieder.

— Womit?

Hier! ſagte der Spanier und ſchlug die obere Klappe der Halftern zurück, worauf die blitzenden Kolben von zwei herrlichen Fauſtröhren ſichtbar wurden.

Dieſe Bewegung des ſpaniſchen Edelmanns war ſo raſch geweſen, daß Diana, welche neben dem Könige ſtand, erſchreckt zurückſprang und jetzt laut zu bellen anfing.

— Tranquille! Diesmal fällſt Du aus der Rolle, ſagte der König; bedenke, das Du einen der braveſten Ritter des ganzen, ſtolzen Spaniens vor Dir haſt.

Lascara zog ſeinen Hut und verneigte ſich tief. Dann machte er ſich an dem Sattelgeſchirr zu ſchaffen und ſaß auf, um ſeine ungeheure Verwirrung zu verbergen.

Von David als Stallmeiſter bedient — es war ein Ehrenamt deſſelben, den Steigbügel zu halten, und wir glauben, er hätte ſich zu Tode gegrämt, wenn ihm dies entzogen worden wäre — ſtieg der König mit leichter, unnachahmlicher Grazie in den Sattel. Jetzt erſt war er ein vollkommener Mann; ſchöner war der Béarner nie, als zu Pferde. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, voran die Piqueurs mit der koſtbaren Meute, hinter dem Könige einige ſeiner Lieblinge, unter dieſen Lascara, und dann folgten die Saumthiere und Mauleſel; die erſteren mit Waſſer und Proviant bepackt, die letzteren mit ihren Blenden an den Augen und den ſchön verzierten Packſätteln auf den Rücken, um die zu erwartende reiche Beute aufzunehmen und zum Schloſſe zu ſchaffen.

Am Fluſſe, an denſelben paradieſiſchen Ufern, die ſo viel tauſend Mal von den Troubadours beſungen wurden, ging der Zug fort, bis ein herrlicher Kaſtanienwald erreicht war, in welchem ſich der hier mit Schnellſprüngen weiter ſchießende Adour verlor.

Hier ging ſehr bald die Jagd auf. Der König fehlte im Schuß einen herrlichen Rehbock, ward, ſeiner Gewohnheit nach, hitzig, warf die Waffe fort, ergriff die Peitſche und dahin flog

Digitized by Google

der prachtvolle Schimmel, um ſeinen Herrn zu einer wahren Jagd, en Chevalier, zum Parforceritte zu tragen.

Le Clou, welcher mit argusähnlicher Aufmerkſamkeit heute Alles, namentlich den König und ſeinen Freund Laseara beobachtete, hatte ſein Roß augenblicklich in Galopp geſetzt, um dem Könige zu folgen; bald aber zeigte ſich, daß der königliche Schimmel Schenkel von Damascenerſtahl und ſtatt des Blutes etwa Queckſilber in den Adern haben müſſe. Le Clou ritt ſein Pferd in Zeit von zehn Minuten faſt in Grund und mußte es aufgeben, den Herrn einzuholen.

Es war übrigens noch ein Thier im Jagdzuge, welches den „Omar" nicht nur nichts nachgab, ſondern ihn ungeachtet ſeines zarten Baues noch übertraf. Das war der Andaluſier des Spaniers. Laseara ſah dieſes Durchgehen des Bearners für eine Art Fingerzeig an, daß die Stunde für ſein Werk, das hieß die letzte des Königs, geſchlagen habe. Seitab ſtahl er ſich, dann aber ließ er ſeinen Renner ſtreichen. Er verleugnete nicht das edle, von den Roſſen des Propheten und der Khaliſen von Bagdad herſtammende Blut. Nach einem Ritte von fünfundzwanzig Minuten ſah er das milchweiße Roß Heinrichs wie einen Pfeil durch die Baumreihen ſchießen.

Laseara horchte. Fern ab zog ſich die Jagd hin; die Hifthörner klangen gedämpft und verhallend; hier war er dem Hugenotten Mann gegen Mann gegenüber. Ein nochmaliger Entſchluß, ein Stoßgebet zum Herzen der „Virgen santissima" und zu allen Nothhelfern — dann brach Laseara aus der Dickung hervor, die ihn bis jetzt dem König verbarg.

Heinrich befand ſich auf einer Waldlichtung, einem weiten grünen Plane, vor ihm lag das Thier, von der Rüdenſchaar umgeben; er ſelbſt richtete ſich, hochaufathmend und nach dem Hifthorne greifend, in den Bügeln auf, um zu erſpähen, welchen Weg die übrige Jagd genommen habe.

Laseara kannte jetzt keine Scheu, keine Scham, kein Zaudern mehr. Er trieb ſeinen Renner vorwärts und ſprengte in gerader Richtung auf Heinrich zu, indeß er die Bedeckung von ſeinen Piſtolen zurückſchlug.

Ein Blick aber dieſes Adlerauges des Navarreſen, welches ſo viele Schlachten regirte, und ſeine Handlung, die beſtmögliche in der entſcheidenden Secunde, erfolgte mit dieſem Blicke. Im Galopp, die Peitſche, wie in heller Luſt, hochgeſchwungen, ſprengte der König dem Spanier entgegen und umritt ihn mit Blitzesſchnelle.

— Mordiour! rief er in ſeinem gaſcogniſchen Dialecte und knallte mit der Peitſche, daß das flüchtige Thier Laseara's heftig aufprallte und ſich hintenaufſetzte. Welch ein Roß, Chevalier! Ihr habt mir folgen können? Das Thier glänzt kaum, während meines vom Schweiß trieft. Herab, Chevalier, und iſt's nur Paſſade und Traverſe, ſo muß ich — Ventre-saint-gris — auf der Stelle dieſen Andaluſier in der Schule bewundern.

Im Augenblick war Heinrich auf der Erde und ſtand neben dem Meuchler. Laseara war jetzt in ſeiner Gewalt, denn Heinrich hielt das Roß deſſelben am Zügel und hatte freundſchaftlichſt ſeine Hand auf die weiten Stieſeletten des Ritters gelegt. Laseara, durch dieſen in fünf Secunden ſich machenden Vorgang außer Faſſung gebracht, betäubt, ſtieg ab. Heinrich nahm ſeinen Sitz ein, ließ das Pferd einigemal courbettiren, dann parirte er's dicht vor dem Ritter.

Digitized by Google

Er zog jetzt das eine Piſtol und feuerte es in die Luft; das zweite ebenfalls. Dann ſtieg er mit majeſtätiſcher, aber keinen Hauch von Zorn zeigender Miene ab und präſentirte Lascara das Pferd.

— Sitzen Sie auf! Und Gott ſegne und ſtärke die Schnelligkeit Ihres Thieres; Sie dürften dieſelbe nothwendig haben. Sagen Sie aber Ihren Freunden, daß ſie bei Chriſti Kreuz den Béarner Bären finden ſollen, wenn ſie noch einmal eine ähnliche Jagd auf Hindinnen anſtellen laſſen!

Lascara ſagte kein Wort. Er ſetzte ſich auf, gab ſeinem Roſſe einen wüthenden Spornhieb und verſchwand diesmal und für immer.

Bald kam Le Clou. Er nahm das Piſtol auf und beſah es mit ängſtlicher Miene.

— Die Jagd iſt aus. Wir werden ins nächſte Dorf reiten und eine Meſſe oder etwas dergleichen hören ... Wie viel Thiere ſind gefallen?

— Mit dieſem hier drei!

— Genug für unſere ſchönen Damen, und, denk' ich, für die Saumthiere ebenfalls. Allons Messires! rangirt Euch, wenn's beliebt.

Statt der Meſſe wurde jedoch in dem nahen provençaliſchen Dorfe ein Bankett aufgeführt, welches erſt ſpät unterbrochen wurde, als von Gabrielen d'Eſtrées der Lieblingspage ankam, und ſtaubbedeckt und ſchweißtriefend, in nicht geringer Bewegung dem Könige zu Füßen fiel.

— Ihr lebt, mein Herr und König! ... rief der Knabe.

— Ja doch ...

Es zeigte ſich, daß Jeanneton in der Abweſenheit der Herren, von Seelenangſt gefoltert, der Herrin gebeichtet hatte, was ſie von dem Anſchlage des Biſchofs und ſeines ſpaniſchen Freundes wußte, daß das ganze Chateau La Tour in Aufregung und Allarm geſetzt und Lucon zu Fuße durch den Park entflohen ſei.

Einer der Piquers ging ſofort als Eſtafette ab, um die Damen zu beruhigen.

Dann folgte der Jagdzug langſam nach. Heinrich konnte jetzt ſchon über dieſe „Brigands" herzhaft ſcherzen, während ſeine Begleiter wüthend knirſchten. In heiterſter Laune erreichte er das Schloß und ritt auf dem von dem mittelſten Schloßhofe linksab gelegenen Eingange ein; denn hier war der Flügel, wo Gabriele wohnte.

Sie erſchien, ſobald Heinrich den Fuß zur Erde geſetzt hatte. Er ſtand neben ſeinem müden Schimmel; die Pagen der Herrin fielen über ihn her, ſchnallten ihm das Seitengewehr ab und knöpften ihm die Stiefeletten und Stiefelmanſchetten los.

— Unſere Dame hat uns Unſerer Dame heute erhalten! rief er heiter, indeß er der ſchönen unter dem Portale herannahenden Geliebten einen unausſprechlichen Blick zuwarf, dann aber ſich in ihre Arme ſtürzte.

Maitre Le Clou aber auf ſeinem Rappen ritt dicht vor die gewaltigen Sandſteinpfeiler, denn hinter der Herrin zeigte ſich Jeanneton, ihm liebend entgegenblickend. Le Clou zog ehrerbietig den Hut.

— Gnädige Frau, ſagte er zu Gabrielen, wollt Ihr, da wir des ſpaniſchen Schurken

Digitized by Google

ledig ſind, bei dieſer Flatterhaften ein Wort für mich einlegen ... Oder, ſo gewiß ich lebe, ich werde verſchwinden wie mein Nebenbuhler ...

— Frag' doch nicht, Jacques ... flüſterte die Zofe.

Die Maulthiere kamen heran; die Beute zeigte ſich; die Rüden kamen auf den Platz.

— Es wird ein Mahl für die Armen, Heinrich! flüſterte Gabriele, in den Armen des Königs lehnend.

— Du biſt ein Engel!

Und ſofort ward, ohne Rückſicht auf den delicaten Raſen, von der Dienerſchaft ein großes Feuer angefacht, die Thiere waidgerecht zerlegt; Bratenſpieße fingen an ſich zu drehen und eine Art von Hochzeit des Camacho begann. Rings umher kamen die Leute aus den Dörfern auf das bekannte Signal des Thürmers herbeigeeilt — und fanden ein Paradies vollkommen fertig.

Die Sonne war lange untergegangen, als das fröhliche Feſt, von Liedern und Romanzen verſchönert, noch immer fortdauerte.

Heinrich und Gabriele blickten von der Terraſſe in das eben ſo heitere als maleriſche Gewühl hinab.

Zu eben dieſer Zeit warf der dicke Prieſter, glücklich durch Beihülfe eines guten katholiſchen Fährmannes über den Strom gekommen, und nun auf einem ſtöckiſchen Maulthiere mit Mühe ſich vorwärts arbeitend, auf Chateau La Tour einen letzten Blick. Er glaubte das Schmettern der Hifthörner des Jagdperſonals noch hier zu hören und ſtarrte gedankenſchwer auf den irrlichtartigen Glanz, welcher aus der Gegend des Schloſſes durch die Nacht leuchtete.

— Es iſt alles mißlungen! murmelte er. Dieſer Schwachkopf! Aber, Béarner, hier ſchwöre ich Dir, Namens der ewigen Mutterkirche, daß ſie Dich, als ein unnützes Glied, dennoch abhaut und in's Feuer wirft!

Die Welt weiß, wie mit Ravaillac dieſer Schwur eines Prieſters ſich erfüllte.

David mit dem Haupte Goliath's.

Gemalt von L'Orbetto (genannt Turchi).

Das Buch der Bücher, die Bibel, war von jeher eine Fundgrube von Stoffen für die Künſtler aller chriſtlichen Völker. Man kann ſie als eine unerſchöpfliche bezeichnen. Während einer langen Periode entlehnte die im hehren Dienſte des chriſtlichen Cultus befindliche Kunſt, namentlich die Malerei, aus dem heiligen Texte ihre erhabenſten Gedanken. Die Vorlagen, welche die Bibel gab, durchdrang ſpäter der freie Gedanke poetiſcher Auffaſſung und Schönheit, durch das Studium der Antike geläutert. Es wurden Gemälde bibliſchen Stoffes, ſowohl alten als neuen Teſtaments, geſchaffen, es wurden die Perſonen, welche uns in der Schrift vorgeführt werden, durch die Kunſt auf eine ſolche Weiſe dargeſtellt, daß man in unſerer Zeit oft zu dem

Digitized by Google

Urtheile gekommen ist: die Bibel sei so ziemlich ausgebeutet; man könne nur noch Wiederholungen und zwar ungenügende liefern, zumal da die religiöse Bedeutung der Kunst vor der Bildung der modernen Gegenwart, ungeachtet der einseitigen Richtung einzelner bedeutender Künstler, verloren und der reine Glaube verschwunden sei, der zur Schöpfung eines biblischen Gemäldes reinsten und höchsten Styles als unerläßlich bezeichnet wird.

So viel steht fest, was ein Rafael, ein da Vinci, ein Michel Angelo, Tizian u. s. w. an biblischen Stoffen unter den Pinsel genommen und in unerreichbarer Weise auf die Leinwand oder die Fresco-Mauer fesselte, das ist gemalt.

Aber die Bibel besitzt einen unsäglichen Reichthum, wie bemerkt. Das alte Testament rollt in seiner erhabenen, monumentalen Sprache Hunderte und aber Hunderte von Jahren der Geschichte eines Volkes auf, um welche der ganze Glanz, die ganze Glut des fernen Orientes weht. Diese Zeilen sind eine wahre Kabbala, nur dem Dichter lösbar und verständlich, möge die Form des Ausdruckes seines Innern das Wort oder die in Lebensfrische und Farbe vor uns tretende Zeichnung sein.

Bendemann hat es neuerlich bewiesen, daß es nur der genialen Auffassung bedarf, um aus einer Zeile des heiligen Textes das längst erloschene damalige Leben in seiner ganzen inhaltreichen Breite uns vor Augen zu stellen. „An den Gewässern zu Babylon saßen wir und weinten; Unsere Harfen hingen wir auf an den Weiden" u. s. w. Das klingt fast gewöhnlich. Aber die Geschichte, die furchtbaren Leiden eines als Sklaven gefesselten, stolzen, gotterwählten Volkes, aus grauestem mythenhaften Alterthume seinen Ursprung herleitend, diese Geschichte erscheint ernst und geheimnißvoll und hebt auf ihren Riesenschultern die einfachen Worte zu einer Höhe der Bedeutung, daß uns, während wir sie sprechen, ein heiliger Schauer durchläuft. So las sie Bendemann und seine „trauernden Juden von Babylon" wurden geschaffen. Sein „Jeremias" ist von noch intensiverer Wirkung; in dem Prophetenantlitze mußte man individuell verkörpert die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses ganzen Volkes erblicken und lesen. Das geöffnete, sehende Auge des Künstlers schlage die Seiten des ehrwürdigen Buches auf, und schwerlich wird er lange blättern, und eine inhaltreiche Composition wird vor ihm aufgehen.

Ein Lieblingsstoff für Bildhauer und Künstler war von je die Geschichte Davids, des Königs der Juden. Voller, lebendiger ist wohl selten, außer im Homer, ein Unsterblicher der ältesten Vorzeit geschildert worden, als dies in der Bibel beim David geschieht. Alle Fälle wechselnder Romantik im Leben eines an den Anfängen der Cultur stehenden, orientalischen Volkes ist glänzend auf seinem Haupte concentrirt. David ist nicht nur der wiedererstandene jüdische Herkules, der Samson mit seiner rohen Kraft; er ist zugleich Träger der Intelligenz einer zu staatlichem und Cultur-Leben erwachenden Nation. Dieser „Knabe", dieser „Jüngling, bräunlich und schön", läßt an unwiderstehlichem Reize, an wahrhafter Löwenkraft, an Ritterlichkeit, Tapferkeit und unergründlicher List, an Größe des Genies, als Dichter und Feldherr sich nur mit sich selbst vergleichen. Die Poesie, welche den späteren Psalmisten, den Meister auf der Harfe, durch alle Höhen des Himmels trug, zeigt sich, naturwüchsig und romantisch, mit kühnsten Zügen gezeichnet, in dem Jugendleben des siebenten Sohnes vom Isai. Ist es hiernach zu verwundern, daß das Mittelalter bis in's achtzehnte Jahrhundert herab in Gemälden, in zahllosen steinernen Basreliefs und anderen Sculpturen, wie sie heute noch die aus jener Zeit stammenden

Digitized by Google

Gebäude zieren, die Thaten Davids und seine Geschichte darstellte, daß namentlich der Kampf dieses Lieblings der Künstler mit dem Coloß Goliath von Gath sehr selten in der Reihe biblischer Darstellungen fehlt?

L'Orbetto hat durch Pinsel und Farbenpracht den David nach diesem Zweikampf, einem der berühmtesten, den die Geschichte überhaupt aufweisen kann, in einer Weise uns vorgezaubert, daß man urtheilen darf: diese ganze gigantische Erzählung tritt lebend, verkörpert vor uns. Der Moment des Bildes faßt genial das Vorher und Nachher der Handlung höchst in die Augen springend zusammen. Auf dem reizenden, halb knabenhaften Antlitze Desjenigen, welcher mit nervigem Arme einen Löwen und einen Bären erschlagen konnte, malt sich die mehr geistige als körperliche Abspannung nach dem Kampfe. Er überwältigte das Ungeheuer, dessen Kopf als Trophäe in seiner Hand ruht, durch die Schleuder an seiner Hüfte; betrachten wir aber den Heldenkörper des jüdischen Kämpen: so sind wir mit einem Blicke überführt, daß David, mit nackter Brust sich dem Riesenschwerte entgegenwerfend, den Zweikampf Mann gegen Mann nicht zu scheuen gehabt hätte. Unwillkürlich vergleichen wir diesen David L'Orbetto's mit demjenigen, welcher in unbestimmter Form in unserer Phantasie lebte. Wir finden, da die Schöpfung eines großen Talentes vor uns tritt, etwas Neues, Originales; aber nicht sobald vertiefen wir uns in den Anblick des Gemäldes, so empfinden wir auch seine Kraft: das Bild Davids steht jetzt nach des Malers Darstellung in uns fest, es ist ein Typus dieser Gestalt für uns geworden Das Costüme, obwohl nur halb orientalisch, ist dennoch sehr glücklich gewählt; eben so charakteristisch als malerisch. Das ganze Bild des nur wenig bekannten Meisters wird stets in der Reihe der aus der Bibel entlehnten Kunstschöpfungen eine vorzügliche Stellung einnehmen.

Der Schreibmeister.

Von Gerard Dow.

Einen ungemein lieblichen, reizenden Eindruck macht es, wenn man unter den holländischen Meisterwerken der Kunst den Bildern des Gerard Dow begegnet.

Während die Bilder seiner Kunstgenossen, das niedere, nicht selten rohe Leben mit fast absichtlicher Verschmähung jeder Veredlung der Figuren darstellend, sich drängen, ist bei Dow Alles voll zartester Harmonie. Sanft und wohlthuend angesprochen, bewundern wir in seinen Gemälden einen idyllisch milden, wahrhaft poetischen Hauch.

Auch Dow band sich genau an die Wirklichkeit, genauer, als vielleicht irgend ein anderer Maler. Die geringsten Einzelnheiten sind bei ihm mit undenkbarster Sorgfalt gearbeitet; er ist derjenige Holländer, welcher drei volle Tage nöthig hatte, um einen gewöhnlichen Besenstiel darzustellen. Aber eben durch diese minutiose Sorgfalt, durch diese vollkommenste Wiedergabe der unbedeutendsten Dinge erreichte Dow die bewunderungswürdige Höhe in dem ihm eigenthümlichen Streben. Er stellt das unendliche Behagen der heimischen Existenz, den vollen Frieden, die gesättigte Ruhe der Häuslichkeit dar.

Hier am heimischen Herde gewinnt das Geringfügigste Bedeutung. Alle Geräthe und

Digitized by Google

Kleidungsstücke — deren Stoffe Dow täuschend malte — spielen ihre Rolle in der Lebensgeschichte der dargestellten Person. Durch den Anblick des bekannten, alltäglichen Beiwerks wird der Beschauer im Bilde heimisch; er fühlt sich gefesselt und gerührt. Die ganze Existenz harmloser Menschen rollt sich vor ihm auf, die Poesie wird lebendig und der Meister feiert seine Triumphe.

Gerard Dow ist unstreitig nach seiner durchaus richtigen Zeichnung, nach seiner herrlichen Färbung und seiner genauen Beleuchtung einer der ersten holländischen Genremaler. Er wird auch Dou oder Douw genannt und ist der 1613 zu Leyden geborne Sohn eines Glasmalers. Sein Tod erfolgte im Jahre 1680. Rembrandt war sein Lehrer; gleich ihm besaß Dow das Geheimniß der malerischen Harmonie im hohen Grade. Seine meist räumlich kleinen Gemälde sind sehr hoch geschätzt; die „wassersüchtige Frau" ward mit 30,000 Gulden bezahlt; ebenfalls wurde unser Bild, der „Schreibmeister", von der königlichen Gallerie zu Dresden zu einem ungemeinen Preise erstanden.

Wirklich ist dieser „Schreibmeister" eine vollendet reine Perle Dow'scher Kunst. Jeder Zug, jede Linie im Bilde ist lebendig, und wenn jemals, so ist hier die gemüthlichste Ruhe, die heiterste Selbstzufriedenheit mit dichterischer Meisterschaft gemalt. Es ist vorzugsweise ein Bild, welches keine kritische Beschreibung erträgt, sondern empfunden sein will. Könnten wir daher auf den Inhalt des Gemäldes mit liebevollerer Genauigkeit eingehen, als dadurch, daß wir, während der Beschauung desselben, ein Stück poetischen Stilllebens hervorrufen? — Wir sind gewiß, daß wir damit zugleich die eigenthümliche Disposition in Dow's Werken bezeichnen.

Gerard Dow konnte nicht wie die Teniers, Ostade's, Brouwers und Bega's die Vorbilder seiner Schöpfungen, den realen Grund seiner künstlerischen Phantasie und Conception, in jeder Dorf- oder Matrosenschenke finden. Er bedurfte eben so eigenthümlicher als anspruchsloser Charaktere und Situationen, welche sich zu Trägern der in dem häuslichen Leben sich spiegelnden Innerlichkeit eigneten. Ein wahres Pracht-Original dieser Gattung fand Dow's sechzehnjährige Tochter Duyveke in einem alten, zu einer Armenschule eingerichteten Franciscanerkloster. Es befand sich hier ein kleines Gäßchen, daß Judengäßchen genannt, obgleich Amsterdam bekanntlich lange Zeit gar keine der Kinder des gelobten Landes innerhalb seines Weichbildes duldete. Auf dies dunkle Gäßchen sahe einige der gewölbten Fenster des Klosters, und vor demjenigen, welches am meisten durch einige Strahlen der Sonne begünstigt war, saß vom frühen Morgen bis zum späten Abende Rafael Huelst, der Schreibmeister für die Armenschüler. Der siebzigjährige, silberlockige Junggesell nahm aber noch einen wichtigeren Platz ein; er schrieb mit der damals fast zu Grabe gegangenen Kunst der alten Zeit Urkunden und Documente für die Kanzleien der Generalstaaten. Duyveke flog zu ihrem Vater und beschrieb den alten Rafael Huelst mit seinem Barett, seiner Klemmbrille und seinem, die glücklichste Selbstzufriedenheit ausdrückenden, charakteristischen Gesichte, nicht minder mit dem noch aus Kaiser Karls V. Zeiten stammenden halb-spanischen Oberkleide so hinreißend, daß Gerard Dow von seiner Staffelei bedächtig aufstand, höchst sorgfältig das in Arbeit befindliche Gemälde durch ein seidenes Tuch vor etwaigem Staube schützte und, die Mappe unterm Arme, seine die bewunderungswürdigste Sauberkeit zeigende Werkstatt verließ.

Dow konnte den Eingang zu der alten Schule nicht finden. Er trat daher, indeß er seinen

Digitized by Google

Digitized by Google

großen Federhut nachläſſig lüftete, dicht vor die graue Mauer von Rafael Huelſt's Fenſter. Dow war entzückt, als er den Kopf des Schönſchreibers prüfend betrachtete; als er den runden Seſſel deſſelben, eine Sanduhr und das alte Pult mit vergilbten, zerriſſenen Pergamenten erblickte, und oben an dem gewölbten Geſtein einen Vogelbauer mit einem Gimpel darin und in der Schlafſtube eine runde Laterne von eigenthümlicher, faſt antiker Form entdeckte.

Huelſt grüßte den blaſſen Meiſter mit großer Freundlichkeit, ſetzte aber, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſeine Arbeit fort. Der Maler war durchaus kein Freund von Complimenten; er ſagte heute aber dem Alten einige Artigkeiten, weil er, ſeinen Mann mit richtigem Blicke taxirend, neben der heitern Gutmüthigkeit deſſelben eine ziemliche Störrigkeit in ſeinen Zügen zu leſen glaubte. Huelſt hörte mit beſcheidenem aber würdig-mildem Lächeln das Lob, welches Dow dem mit unendlicher Mühe gemalten großen „F", dem Anfangsbuchſtaben einer, mit „Frederik van Nassauen" beginnenden Urkunde ſpendete. Der Schreibmeiſter wurde heiter, er lud den Maler, obgleich ſeine Schüler verſammelt waren, ein, in ſein Zimmer zu kommen.

— Mynheer, ich werde Euch einige Pergamente zeigen, ſprach Rafael Huelſt ſtolz, auf welchen Ihr in jedem großen Buchſtaben Malereien bewundern ſollt, vor denen die Leiſtungen unſerer Miniaturmaler in Nichts verſchwinden. Ich halte mein Urtheil zurück, aber Ihr, der Ihr die Sache zu verſtehen ſcheint, werdet offen geſtehen müſſen, daß unſere hochgeprieſenen Maler, daß Dow, Mieris und Metzu gegen die Feinheit meiner Arbeit ihre Leiſtungen als Sudelei anſehen müſſen!

— Dow thut's ganz gewiß, lieber Meiſter Huelſt! ſagte der Maler ſtill lächelnd. Ich bin's ſelbſt, deswegen kann ich dafür einſtehen. Erlaubt, Mynheer, daß ich von Euch lerne; mein Wille iſt der beſte, den es geben kann. Beſonders aber vergönnt, daß ich Euch male; ich möchte das Bild eines ſo ausgezeichneten Mannes täglich und ſtündlich vor Augen haben.

Der Schreibmeiſter ſtarrte den Maler ſprachlos an; dann ſtand er, beſtürzt und aufgebracht zu gleicher Zeit, auf und ließ raſch den zur Seite geſchlagenen bunten Vorhang herab, um ſich mit ſeinem gedrückten Stolze, ſeiner beſchämten Prahlerei zu verbergen. Mynheer Huelſt, ſonſt ein ſehr gottesfürchtiger Mann, fluchte vernehmlich; der Gimpel im Bauer, durch die Finſterniß erzürnt, ſchrie erbärmlich und fiel vor Aerger todt auf den Boden des Käfigs nieder. Beim Anblicke dieſes Unglücks fing der alte Junggeſelle auf's Herzbrechendſte zu klagen an.

— Oh, Monbijou! rief er, ſeinen todten Liebling, große Thränen weinend, an die Lippen drückend. Stirb nicht, verlaß mich nicht! Du aßeſt aus meiner Hand und ſchlieſſt in meinem Buſen! Du, mit der kleinen Kehle voll ſanfter Lieder, mein Freund, mein Troſt... da halt' ich dich, deine arme Leiche, in meiner Hand und weine vergebens, um dich zu erwecken, den die Laune eines ſchändlichen, herzloſen, eingebildeten Malers hinopferte!

Dow ſah ein, daß hier kein Troſt nützen könne. Er ſchlich ſich tiefbetrübt fort; aber eben dieſe Scene mit dem alten, armen Schönſchreiber und ſeinem Dompfaffen zeigte ihm, daß nimmer ein Anderer als Rafael Huelſt vollſtändiger für ſein zartes, poetiſches Darſtellungstalent geſchaffen ſei. Er machte Anſtrengungen, ſich mit dem Schreiblehrer auszuſöhnen, um ihn zu bewegen, daß er ihm ſitzen möge; aber Huelſt war unerbittlich. Und anders konnte Gerard Dow ſich ſeiner nicht bemächtigen, denn er hatte ſicherlich acht Tage nöthig, um den Alten zu zeichnen.

Digitized by Google

Die ſchöne Duyveke fand wiederum das Auskunftmittel. Sie ruhte nicht eher, bis ſie, als ſie bemerkte, der Bauer des Schreibmeiſters ſei noch immer leer, einen Gimpel auftrieb, der das Nationallied:

„Wilhelm von Nassauen
Bin ick von Duytschen Bloed“ u. ſ. w.

vom Anfange bis zum Ende mit ſeltener Virtuoſität pfiff. In einem prächtigen Käfig brachte das reizende Kind den neuen Montbijou nach dem Judengäßchen, trat in die Stube des Schreibmeiſters und das Dompfäffchen ſchmetterte dem Alten die ſchwungreiche Melodie unter unzähligen Verbeugungen glücklich entgegen. Rafael Huelſt faltete, indeß ihm Thränen in die Augen traten, andächtig die Hände.

— Montbijou! flüſterte er. Und ich armer Mann habe nicht Geld, um mir dies himmliſche Vöglein zu kaufen ...

Die Duyveke, ſelbſt tiefer gerührt, als ſie ſich merken ließ, fing für ihren Vater Dow zu unterhandeln an. Der Schreibmeiſter widerſtand nicht länger.

— Mit nichten, Meiſter Huelſt, lächelte der eintretende berühmte Meiſter; ich will Euch auf keine Weiſe beſchwerlich ſein: der Staat und der Bratenrock iſt überflüſſig; ich möchte Mynheer Huelſt gern ſo haben, wie ich ihn zum erſten Male ſah ... Und da trugt Ihr dieſe ewig unbezahlbare ſpaniſche Kapuze ...

Dow hatte die Arbeit an einem ſeiner lieblichſten Bilder begonnen.

Gabriel Metzu und ſeine Frau.

Von ihm ſelbſt.

Dieſes Bild dieſes geiſtreichen holländiſchen Genremalers iſt im höchſten Grade anziehend durch ſeine Ungezwungenheit und edle Simplicität. Dieſe beiden Eigenſchaften zeichnen durchgehends Metzu's Werke aus; hierzu geſellt ſich die höchſte bis auf's Unbedeutende ſich erſtreckende Vollendung in der Ausführung, ſowie das ſauberſte, klarſte Colorit. Fein und gemüthlich, wie der Maler ſelbſt, ſind ſeine Stoffe; ſeine Auffaſſung zeigt uns immer den geiſtreichen Künſtler, und mehre Gemälde von ihm, ſo ſein „Laboratorium“, ſeine „Kranke mit dem Arzte“ ſtehen in erſter Linie des Vorzüglichſten, was die niederländiſche Genremalerei überhaupt aufzuweiſen hat. Metzu arbeitete, wie die ſorgfältige Vollendung ſeiner Bilder ſchon ſchließen läßt, äußerſt langſam. Dieſes Umſtandes und ſeines frühen Todes wegen iſt die Zahl ſeiner Werke nicht groß. Sie haben daher, abgeſehen von ihrer Vortrefflichkeit, ſich zu einem ungeheuern Preiſe erhoben. Die vorzüglichſten Schüler dieſes Malers, J. van Geel und van der Neer, bleiben weit hinter der geiſtreichen Zartheit ihres Meiſters zurück.

Digitized by Google

Gabriel Metzu, oder wie der Name auch geſchrieben wird, Metſu, ward in Leiden 1615 geboren, lebte zu Amſterdam und ſtarb hier im Jahre 1658. Daß er ein Schüler von Dow war, dürfte ſchon bekannt ſein.

Die Dorfſchenke.

Von A. Oſtade.

Adrian von Oſtade, obgleich ein Deutſcher (er wurde zu Lübeck 1610 geboren), gehört dennoch, da er ſich in Holland bildete und alle charakteriſtiſche Merkmale der Holländer in ſeinen Werken zeigt, der niederländiſchen Malerſchule an. Er nimmt in dieſer einen hervorragenden Rang ein. Franz Hals und Rembrandt waren ſeine Lehrer. In genauer Bekanntſchaft mit dem talentreichen Brouwer lebte er zuerſt in Haarlem, dann in Amſterdam. Hier ſtarb er 1685.

Oſtade malt das Landleben, das Innere von Bauerhütten und Schenken; ſeine Perſonen ſind größtentheils derbe Bauern, Betrunkene, Tabaksraucher, Bettelmuſiker, Bäuerinnen bei der Arbeit. Er hatte mit Teniers viele verwandte Züge; aber dieſer iſt origineller, humoriſtiſcher als Oſtade. Teniers' Compoſition hat mehr Einheit als die, welche die zuweilen ganz willkürlich zuſammengeſtellten Perſonen Oſtade's verbindet. Sodann wiederholt ſich Oſtade nicht ſelten und kommt Teniers in der Zeichnung nicht gleich. Seine Ausführung aber übertrifft diejenige des Holländers.

Oſtade erfand wenig; aber wo er die Komik im wirklichen Leben erfaſſen und in ſeine Gemälde übertragen konnte, da iſt ſie ſchlagend. Neben einem kleinen Gemälde, worin ſich der Künſtler neben ſeiner Frau und mit acht Kindern darſtellte, welches das Pariſer Muſeum beſitzt, iſt unſer Bild eine ſeiner reizendſten Schöpfungen.

Es zeigt auf intereſſante Weiſe, wie Adrian von Oſtade zu componiren pflegte. Adrian beſaß einen 1612 geborenen Bruder, Iſaak van Oſtade. Dieſer war ſein Schüler und ſtand ihm in Zeichnung und Colorit weit nach, weswegen Adrian in der Regel der „gute Oſtade" genannt wird. Iſaak machte unter der Aegide ſeines Bruders ſeine Naturſtudien an den Orten, welche Adrian gewöhnlich darzuſtellen pflegte.

— Aber das iſt ja noch immer kein Bild! klagte dann Iſaak, wenn Adrian begeiſtert zu dem Stift griff, um die Scenen vor ſich feſt zu halten.

Eines Nachmittags, als die beiden Künſtler zu einem Dorfe am Haarlemer Meer wallfahrteten, wurden ſie von ihrem Nachbar begleitet, der Mappen und Zeichnengeräth trug. Dieſer Nachbar war ein Schuſter und dazu ein Franzoſe von Geburt. Damals war's eben in der Zeit, daß König Ludwig XIV. von Frankreich die Niederlande mit ſeinen Heeren bedrohete. Der Schuſter, welcher früher, ſobald er Miene gemacht, als patriotiſcher Franzmann zu glänzen, von den Holländern regelmäßig mit Schlägen zur Ruhe gebracht war, faßte bei dieſer Nachricht friſchen Muth. Gleich als ſei er König Ludwigs außerordentlicher Abgeſandter, ging er Haus

Digitized by Google

bei Haus in seiner Nachbarschaft, machte sich wichtig, drohte in Frankreichs Namen, legte vorläufig Brandschatzungen auf, und hatte die Genugthuung, daß die erschreckten Holländer ihm erstaunt zuhörten, ohne ihn zu züchtigen.

Als der französische Fußbekleidungskünstler, die Mappen und Feldstühle schleppend und dazu heftig aus seiner Thonpfeife rauchend, hinter den beiden Malern herkeuchte, trieb er seinen Patriotismus so weit als möglich, indeß Adrian dem seufzenden Isaak die Geheimnisse der Kunst zu enthüllen bemüht war.

— Aber da habe ich immer noch kein Gemälde! bemerkte Isaak unverbesserlich.

— Ei, Gewitter! rief Adrian, in seiner Aufgeregtheit plötzlich deutsch fluchend und sprechend. Was giebt, was macht denn ein Bild? Alles, Alles — Schwachkopf — vom Blitze an aus dem hohen Himmel heraus, bis zu dem kleinsten Käfer und Wurm im Grase — Alles sind Bilder! Leben, Bruder, mags heißen wie's will, erscheinen wie's mag, Leben, nur Leben, und Du hast die Bilder, die Du nirgend finden kannst!

— O, raisonniren kann ich auch über dergleichen, theurer Adrian! sagte der sanfte Isaak, noch lange nicht überzeugt.

Adrian sah ihn einen Augenblick fest an. Dann wandte er sich zu dem Schuster, der noch nicht zu bramarbasiren aufgehört hatte, und sagte befehlend zu ihm:

— He! Sans-Regret! Siehst Du da das Wirthshaus? Hier nimm diesen Gülden, laß Dir Wein geben, setze Dich an irgend einen Tisch und erzähle Jedem, der es hören will, was Du uns vornäseltest. Verkündige den Mynheers da drinnen die Nachricht, daß König Louis quatorze auf Deine Veranlassung die Niederlande in ein Sodom und Gomorrha verwandeln wird ...

— Aber das wird eine Bataille ... bemerkte der Franzose.

— Marsch doch, Sans-Regret! Ich bezahle Dir Deine Prügel.

Der Schuster strich seinen schwarzen Bart, rückte die Pelzmütze und ging in die Dorfschenke. Adrian und Isaak nahmen draußen am Fenster Platz. Der „gute Ostade" hielt, indeß seine Augen blitzten, den Bleistift auf dem glatten Papier.

— Jetzt sieh, Du ungläubiger Thomas! murmelte Adrian, die Zeichnung beginnend, wie in einer prachtvoll perspectivischen Hütte im Vordergrunde der Schuster mit unwiderstehlich ergreifender komischer Würde fünf Holländern, die um einen Tisch saßen, ihr verderbliches Schicksal ankündigte, während sich einige Männer im Hintergrunde durch rasches Trinken begeisterten, dem übermüthigen Gliede der „großen Nation" mit ihren geballten Händen den Mund zu stopfen.

— Herrlich! Herrlich! rief Isaak, jetzt ebenfalls warm werdend. Diese verschiedenen Physiognomien der Mynheers sind zu unübertrefflich. Und Sans-Regret ist heute ein ganzer Mann! Das wäre freilich ein Bild!

— Und kein schlechtes! schloß Adrian. Des Künstlers Auge hat aber sicherlich in ihm noch sein letztes nicht gefunden!

Er schloß die Mappe zu, eben als dem Schuster von den übrigen Gästen der Lohn seines Patriotismus' in fühlbarer Weise ausbezahlt wurde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Eierprobe.

Von Gottfried Schalken.

Schon mehre Male traten wir in den heitern Kreis der Maler Hollands, von denen Gerard Dow den Mittelpunkt bildet. Wir kennen den Meister selbst, seinen wilden und genialen Mieris und den stillen und feinen, durchbildeten Metzu. Der dritte seiner besten Schüler ist nicht weniger bedeutend, als diese beiden; steht in der Art seiner Auffassung unabhängig von ihnen, die viele Aehnlichkeiten bieten, da, und übertrifft an effektreicher Darstellung und Beleuchtung diese Miniaturisten, die mit Aengstlichkeit die kühnere Pinselführung zu vermeiden strebten.

Es ist dieser dritte Gottfried Schalken, von Dortrecht, welchen Zusatz sein Name in der Regel führt. Wenn Mieris unter den Freunden das überkräftige Leben, den Humor und die Ausgelassenheit, Metzu dagegen die geistreiche Gemüthlichkeit vertrat: so paßte Schalken ganz vortrefflich, um dem Kleeblatte durch seinen melancholischen Ernst das Element zu geben, welches ihm noch fehlte, um ein Ganzes zu sein. Mieris konnte raisonniren, Metzu sich fein unterhalten und sprechen; Schalken verstand das Betrachten und Grübeln aus dem Grunde.

Der Letztere hatte indeß eine Eigenschaft, die, obwohl sie mit seinem ernsten Wesen, welches er gewöhnlich zeigte, im geradesten Widerspruche stand, gar nicht selten, obgleich lange nicht so oft hervorbrach, wie es etwa Mieris wünschte. Schalken hatte die herrlichste Anlage, die komischsten Vorfälle anzuzetteln. Er lachte selten, war aber im Stande mit einer wahren Leichenbitter-Miene so lange die witzigsten, possenhaftesten Sachen von der Welt vorzubringen, bis seine Freunde ihn unter dem unauslöschlichsten Gelächter um Schonung ihres Zwerchfells und um die Gnade baten, sich wieder in menschenfeindlichen Betrachtungen zu ergehen.

Mieris war die Seele der Gesellschaft Aber wenn seine Hülfsquellen der Unterhaltung versiegt waren, dann konnte man drauf rechnen, daß Schalken sich in seiner Glorie erhob. Er machte Kartenkunststücke, in deren Geheimniß noch Niemand seiner Freunde hatte einzudringen vermocht. Schalken besaß eine ganze Reihe von Bildern, die er durch die einfachste Vorrichtung so zu beleuchten verstand, daß die frappantesten, grausigsten und lächerlichsten Scenen in Lebensgröße mit herrlichster Wahrheit sich frei im Zimmer schwebend darstellten. Metzu war namentlich ein Freund dieser in einem halbdunklen Gemache stattfindenden Unterhaltungen; er war es, welcher Gottfried Schalken am meisten gäulte, wieder einmal zu „hezen". Diese Bilder selbst hatten die Freunde noch nie gesehen. Mieris wollte endlich den gordischen Knoten mit dem Schwerte, oder vielmehr der Brechstange durchhauen: er sprengte einst in Abwesenheit des Dortrechters dessen Schlafkammer auf, wo sich die magischen Gemälde befanden, während ein halbes Dutzend Maler neugierig vor der Thür harrten. Als sie hervorgebracht wurden, diese Bilder, waren nichts als wüste Striche und bunte Kleckse zu sehen, aus denen selbst die Maler nichts als ein Chaos heraus zu finden vermochten, Zeichen genug, daß sie die Lichteffecte bei weitem nicht so genau kannten, als ihr schwermüthiger Freund.

Digitized by Google

Als Schalken dieſe „Kirchenräuberei" erfuhr, konnte er kaum abgehalten werden, mit Mieris den langen Stoßdegen zu kreuzen. Glücklicherweiſe ließ ſich indeß der Dortrechter mit einem Eierpunſch, deſſen Grundſtoff echter Schiedamer war, ſicher beſänftigen; denn er gab, was die Liebe zum Becher betraf, dem Mynheer van Mieris, welcher in dieſem Punkte groß war, wenig nach.

Die Punſchbereitung, die Anfertigung des Ei-Schiedamers blieb ſtets Mieris überlaſſen. Bei einem ſolchen Anlaſſe war's, daß Schalken eins ſeiner Kunſtſtücke producirte. Die Geſellſchaft war eines Abends beim Mieris in ſeinem Atelier verſammelt. Die Freunde ſaßen um den Tiſch und warfen ihre Geldſtücke zuſammen.

Dann ſchrie Franz: — Jantje!

Die Dienſtmagd der Wirthin, der Liebling der Maler, erſchien. Statt aber wie ſonſt ſelig zu lächeln, war das achtzehnjährige Mädchen heute wo möglich noch melancholiſcher als Schalken, welcher ſchon ſeit einer Viertelſtunde unverwandt eine Laokoon-Statue auf einem Nebentiſche anſtarrte, ohne ein Wort zu ſprechen. Sogar die Roſenwangen Jantje's ſchienen verblaßt; ihr krauſes Haar hing unordentlich, aber noch immer ſchön um ihre Stirne.

— Was machſt Du heut Abend für Geſichter, Mädchen? rief Mieris aufblickend. Iſt Dir Dein Liebhaber etwa ungetreu geworden? Statt der Antwort machte das Mädchen Anſtalt zu weinen. Jetzt ſtanden die Maler auf und ſtellten ſich um ſie und beſtürmten ſie ſo lange, bis ſie geſtand: ihr Geliebter ſei ein Fiſcher, der nothwendig ein Boot heirathen müſſe.

— Ein Boot? riefen die Jünglinge.

— Ja, ein Mädchen, das ein Boot beſitzt, ſonſt giebt's der Vater Pieter's nicht zu, und mein Freund muß eine Andere, Reiche freien.... Und ich bin ſo arm...

— Ah bah! Heule nicht! ſagte Schalken barſch. Hol' die Eier für unſern Schiedamer und dann wollen wir gelegentlich 'mal weiter ſehen.

Jantje nahm ſehr beſtürzt das Geld und ging. Als ſie wieder erſchien, hatte ſie noch dieſelbe ſchüchterne Miene; ſie ſchien nur mit Gewalt ihre Thränen zurückzuhalten. Kaum wagte ſie es, den geflochtenen Weidenkorb, faſt ſchier mit den ſchneeweißeſten Eiern gefüllt, den Jünglingen, von denen ſie Troſt in ihrem Schmerze erwartet haben mochte, auf den Tiſch zu ſetzen.

— Die Eier ſehen ja verdächtig aus! rief Schalken abermals und mit höchſt finſterer Miene. Zeigt doch eben; wenn die nicht faul ſind, ſo heiße ich nicht Gottfried.

Und er nahm ein Ei und warf's ohne Umſtände auf den Fußboden. Wortlos ſah Jantje zu. Plötzlich aber ſtieß ſie einen hellen Ausruf aus und bückte ſich raſch, indeß ſie die Hand ausſtreckte und dennoch nicht wagte zuzugreifen. — Mitten in dem zerfließenden Dotter lag nämlich ein glänzendes Goldſtück.

— Ei! ſagte Schalken ſehr ernſt. Das iſt zu ſeltſam, um das Ding nicht noch einmal zu verſuchen. Geht das ſo fort, ſo werden die Goldſtücke hierlandes ſehr wohlfeil werden.

Und abermals zerwarf er ein Ei — wieder zeigte ſich das Gold drin; noch eins — daſſelbe Reſultat.

Jetzt ſtarrte Jantje die Freunde mit einem großen Blicke an, beſann ſich raſch und ſtürzte auf den Korb mit Eiern los, den ſie feſt an ſich drückte.

Digitized by Google

— Ich habe die Eier gekauft; mir gehören ſie! Ich hole den Herren einen Gulden, den ich dafür bezahlte, und mögen ſie dann andere kaufen! O guter Gott! Welches Glück! Welches Wunder! Mir ſo das Geld zu beſcheren, damit Pieter der Meinige wird.

Und das Mädchen rannte zur Stube hinaus. Die Maler ſahen ſich an und brachen wie auf's Signal in ein langes Gelächter aus. Auch Schalken wurde heiter.

— Wollen doch ſehen, was ſie beginnt; murmelte er, indeß er ihr nacheilte.

In der Küche war Licht. Die Maler blickten neugierig durch's Fenſter.

Da ſaß die ſchöne Jantje vor ihrem mit einem großen Bunde Zwiebeln prangenden Tiſche, auf welchem die Thranlampe ſtand, den Korb noch feſt auf dem Schooße haltend und mit glücklichem Lächeln ein Ei vor die Flamme haltend, in welchem ſie ſchon jetzt das Goldſtück zu erblicken meinte.

— Seht doch, Jungen! flüſterte Schalken mit ſeiner Baßſtimme. Iſt das nicht ein ſuperbes Bild? Heda! ſagte er, in die Küche tretend, komm, gutes Kind; bemühe Dich nicht, die Goldſtücke ſind ausgeflogen; aber, meiner Seel', Dir ſollen ſie dennoch nicht fehlen.

Jantje aber wollte ſich nicht von den Eiern trennen. Sie ſchlug ſie eigenhändig mit zitternden Fingern und erwartungsvollem Blicke in die Schiedamer-Schale und brach, als ſelbſt das letzte kein Gold zeigte, in helle Thränen aus.

— Ruhig! Setz Dich ſpäter noch einmal hin, wie eben! Ich male Dich und dann warteſt Du acht Tage. Du wirſt Dein Geld ſchon erhalten, deſſen Du bedarfſt. Haſt Du, Mopskopf, vergeſſen, daß wir, wie Mieris ſagt, Leute ſind, deren Stunden jede drei Ducaten werth ſind?

Schalken malte Jantje und gab ihr das Honorar für das Bild als Ausſteuer, während der verſchuldete Mieris ihr den Hochzeitsſtaat und der ſparſame Metzu ein Boot am Tage der Trauung ſchenkte.

Die büßende Magdalene.

Von Correggio.

Der Name Antonio Allegri's, von ſeiner Vaterſtadt Correggio genannt, bildet allein einen bedeutenden Abſchnitt in der Geſchichte der Kunſt in ihrer höchſten Vollendung. Correggio iſt eines der Genie's, welche mit ſelbſtſtändiger Schöpferkraft eine eigenthümliche Region in der Kunſtwelt eröffneten und in ihren Werken ein weites Feld für das Studium des Kenners und Künſtlers darbieten. Bei einem ſeiner folgenden Werke werden genauere Charakteriſtiken dieſes glänzenden Meiſters gegeben werden.

Seine büßende Magdalene erfüllt uns mit dem Gefühl der ungeheuren Mittel, worüber dieſer Maler zu gebieten hat. Dies Bild iſt der Inbegriff des Graziöſen. Die Grazie, der unbeſchreibliche Reiz, welchen Correggio's Bilder durch die Stellungen und Bewegungen der Figuren, durch die meiſt immer unabſichtlich erſcheinende Lieblichkeit des Ausdrucks derſelben ausübt, iſt die hervorragendſte Eigenſchaft dieſes Künſtlers. Eine größere Harmonie der Farben als ſie

Digitized by Google

Correggio uns zeigt, ist nicht denkbar. Licht und Schatten von höchster Höhe bis zu tiefster Tiefe stufen sich bei ihm ab, verschmelzen in einander, wechseln und geben den Figuren die täuschendste Rundung, gleichsam als habe dem Pinsel des Malers eine Zauberkraft inne gewohnt. Seine Auffassung, sein Geschmack ist stets ideal; die Behandlung im großen glänzenden Style und dabei von der eigenthümlichsten Leichtigkeit und Zartheit. Um jede Härte zu vermeiden, stand ihm die vollendete Kunst der Verkürzungen zu Gebote. Hieran schließt sich seine meisterhafte Perspektive, wodurch er mit vollkommenster Klarheit seine Gegenstände auseinanderhält und die Abstände durch die stufenweise Verfärbung seiner Licht- und Schattenmassen auf's Genaueste bezeichnet. Im Nackten ist er wahrhaft einzig.

Das sind die Grundzüge, welche diesen Meister, „der den Sinn und das Gemüth des Betrachters ergötzen will", auszeichnen.

Ueber sein Leben selbst fehlen, außer daß er, wie bemerkt, zu Correggio, einer Stadt in Modena, 1494 geboren und im Jahre 1534 gestorben ist, geradezu alle Nachrichten. Parma bewahrt seine meisten Werke, die später aufgezählt werden sollen.

Die Spitzenklöpplerin.

Von Slingeland.

Pieter von Slingeland, zu Leyden 1640 geboren, war einer von Dow's Schülern. Was den Fleiß, die unermüdlichste Ausdauer bei der Ausführung seiner Gemälde betrifft, so kommt ihm darin keiner seiner Genossen und selbst der Lehrer nicht gleich. Weniger dagegen ist geistreiche Auffassung und Leichtigkeit der Behandlung, die bei aller minutiösen Genauigkeit den Dow, sammt Metzu und Mieris auszeichnen, eine Eigenschaft Slingelands; ja nicht selten erscheint sein Colorit, bei übrigens vortrefflicher Zeichnung, schwer und ohne Lustre und verräth die Arbeit, die Mühe des Malers. In seinen besten Stücken ist Slingeland jedoch bewundernswürdig, nicht allein durch die beispiellos genaue Ausführung, sondern auch durch vollkommenste Beleuchtung und eigenthümliche Klarheit der Färbung. Das berühmteste Werk Slingelands befindet sich im Louvre zu Paris; es ist das Meermannsche Familienbild, an welchem der Maler über drei Jahre unausgesetzt arbeitete. Wie bei allen Gemälden Slingelands, so ist auch hier die Anordnung höchst gemessen, die Haltung des Ganzen mehr verständig als warm, die Ausführung aber scheint fast wunderbar. Die Familie ist übrigens in einem reichgeschmückten Zimmer versammelt, indeß der Mohr eintritt und einen Brief überreicht.

Das zweite Hauptwerk des Malers ist diese junge Spitzenklöpplerin. Es ist von vollendeter Reinheit, sowohl was Zeichnung als Färbung betrifft. Dies Bild hat der Maler offenbar mit großer Liebe gemalt. Der ungezwungene Adel in der Figur des jungen Mädchens, das Weiche in ihrer Erscheinung erreicht Slingeland in der Regel nicht in solchem Grade. Die meisterhaft wiedergegebene Ausführung bis in die letzte Ecke des Bildes hinein, kommt derjenigen des Meer-

Digitized by Google

Digitized by Google

mannſchen Stückes nahe. Die Beleuchtung, ohne den geringſten Anſpruch auf Effect zu machen, iſt durch ihre Klarheit und Richtigkeit von ungewöhnlichſter Wirkung. Der Hahn giebt den Werken der beſten Vogelmaler nichts nach und die Wahrheit in dem Kopfe der Alten iſt ſo frappant, daß ſie ein unwillkürliches Lächeln des Beifalls erregt. — Ein drittes Bild Slingelands, eine junge Frau mit einem Hündchen, das von einem Herrn geneckt wird, iſt freier gezeichnet, als die Spitzenklöpplerin, ſteht dieſem aber ſonſt bei weitem nach. Viel Aehnlichkeit iſt zwiſchen Jakob van der Sluys und dieſem Maler. Slingeland ſtarb 1691.

Der Trompeter.

Von Franz van Mieris.

Es iſt ein ziemlich unanſehnliches Gebäude, welches wir betreten. Daſſelbe ſtand auf dem Grund und Boden und unweit der alten Collegiengebäude der „ehrwürdigen" Geſellſchaft Jeſu in Brüſſel, deren Glieder, von Ath, Lille und Valenciennes nach und nach eingewandert, ſich in Brabant feſtzuniſten ſtrebten.

Wir ſchlüpfen durch die im Innern feſt verſchloſſenen Thüren des Häuschens und gelangen in ein reich ausmeublirtes langes, ſchmales Gemach, mit vielen Seitenthüren verſehen. Es befinden ſich hier zwei Männer, ein alter und ein junger. Beide ſind Geiſtliche.

Der ältere Mann hat ein ſehr weites, pelzgefüttertes Prieſtergewand um die im Lehnſtuhl ſchlaff zuſammengeſunkenen Glieder geſchlagen. Er hat beide dürren Hände auf die Lehnenknöpfe des Sitzes gelegt, um ſeinen vorgebeugten Oberkörper zu unterſtützen. Ein merkwürdiger Kopf. Die von einem Käppchen überragte Stirn zeigt höchſte Intelligenz. Das wachsfarbene, blutloſe Antlitz hat ſchöne, feine, faſt verdächtige Züge. Das ſchwarze Auge iſt klar und rein und von eigenthümlicher Schärfe im Blicke. Wenn der Prieſter ſich bewegte, ſo daß ſich ſein ſchwarzſeidener Pelz verſchob, ſo ſah man unter demſelben etwas Violettes; der Greis war einer der höchſten Würdenträger der Kirche.

Das war ſeinem Namen gegenüber jedoch nur etwas ungemein Unbedeutendes. Dieſer Name hieß Mazarini. Ja, dies war der fuchsgleiche Löwe, welcher aller ſeiner Feinde mächtig, der Herrſcher Frankreichs, der Gemahl Anna's von Oeſterreich und einer der Männer war, welche, wie etwa Oliver Cromwell jenſeit des Canals, die Geſchichte des 17. Jahrhunderts machten.

Die Macht des Geiſtes dieſes Italieners grenzte wahrlich ans Wunderbare. Mehrfach verbannt, feierlichſt geächtet, kehrte er, obgleich wie bei Admiral Coligny unter Karl IX. das Parlament in Paris einen Preis von funfzigtauſend Thalern auf ſeinen Kopf ſetzte, von Cöln am Rhein unangefochten als Sieger zurück und kam nur wo möglich zu noch größerem Anſehen. — Gegenwärtig, man ſchreibt 1659, bot der Cardinal Alles auf, um ſeine und Richelieu's Schöpfung, ein großes Frankreich und die abſolute Macht der Krone, auch nach ſeinem Tode hinaus für die kindliche Hand Louis XIV. zu ſichern. Hatte dieſer Mann damals bei ſeinem Aufenthalte in Belgien und Deutſchland erkannt, daß das Niederland, durch Religion wie durch Sitten und Cha-

[illegible] Die Hühner und der [illegible]

Kury i Jastrząb

Digitized by Google

— Iſt's ſo? flüſterte Mazarin und reichte Drucy die Hand.

Drucy ward unruhig.

— Eure Eminenz, ſagte er ſehr langſam; ich bin weder ein Franzoſe noch ein Engländer; bin ein Wallone. National-Intereſſen berühren mich nicht. Der heilige Stuhl in Rom und mein Orden, das ſind die einzigen Leitſterne meines Thuns. Und da ſage ich Euch, Eminenz, wir und alle Anhänger Roms werden in England wie in Schottland auf immer verloren ſein, wenn dieſe Covenanters, wenn die Puritaner wieder, von keinem katholiſchen Könige gezügelt, die Schwerter erheben. Ich bitte Euch, wenn das Wort eines armen Mönchs etwas bei Euch gilt, daß Eure Eminenz zuerſt Katholik und dann erſt Franzoſe ſein wollen. Ihr wollt, Karl Stuart ſoll nicht nach England; dies Land ſoll ſich in Bürgerkriegen abſchwächen und aufreiben. Ihr könnt ihn leicht ſterben laſſen. Aber wenn ich je für einen Menſchen gebeten habe, ſo bitte ich für ihn; er iſt ein treuer Sohn der Kirche und die Geſellſchaft Jeſu hofft nur von ihm Alles.

Mazarin hörte aufmerkſam zu; ſeine Miene blieb unverändert. Er ſchien tief die Worte des Jeſuiten zu erwägen.

— Mein Sohn, ſagte er endlich mit höchſter Milde; Dein Wort habe ich längſt bedacht, aber es erſcheint mir jetzt ſo wichtig, daß ich morgen mit Dir mich weiter unterhalten will...

Der Cardinal bewegte die Vorderfinger zum Kreuzzeichen. Pater Drucy verbeugte ſich tief und ging.

Mazarin zog ein häßliches Geſicht.

— Es gilt raſch ſein! ſagte er zu ſich ſelbſt. O Geſchmeiß vom heiligen Jeſu; ich kenne Euch; Dich, Drucy, insbeſondere.

Der Cardinal klopfte leiſe an eine Thür. Ein junger Menſch von zwanzig Jahren, ſchwarz gekleidet und im höchſten Grade häßlich, erſchien lautlos.

— Cosmo, haſt Du den Mann geſehen? fragte der Cardinal in italieniſcher Sprache.

Der Secretair verbeugte ſich.

— Und er iſt bereit?

— Zuerſt Geld, Monſignore.

Mazarin zog unwillkürlich eine Grimaſſe, denn er war ſehr geizig.

— Gut! aber weiter keine Bedenken?

— Keine.

— Und der Mann iſt ein Irländer, ſagſt Du?

— Ja, Eminenz, und ſehr zuverläſſig. Dazu ein wahrer Athlet, welcher ſicherlich allein es mit drei Bewaffneten aufnimmt.

Der Cardinal ward nachdenklich.

— Aber keine Wahl zu haben? Cosmo, ich glaube, Du wirſt ſeit einiger Zeit bedeutend einfältig. Warum haſt Du nicht mehr Wege, als daß wir uns dieſes Kehlabſchneiders bedienen müſſen?

Cosmo zuckte die Achſeln.

— Das Leben Karls, murmelte er, hat gegenwärtig für ſeine Umgebung eine ſolche Bedeutung erlangt, daß es wie der unermeßlichſte Schatz behütet wird. Und begleitete Karl II. nicht ſeinen Freund, Lord Durham, am Abend zu der Geliebten Seiner Herrlichkeit, zu Signora Grévy,

Digitized by Google

ſo würde ihm gar nicht beizukommen ſein. Das wäre dennoch der Fall, Eminenz, denn wer kennt dieſe Cavaliere, wenn ſie wohl verkleidet durch die Straßen ſchlüpfen? Aber Signora Sophie iſt zufällig ebenfalls die Geliebte des iriſchen Trompeters und ich verſichere, Daniel O'Royle iſt ſchön genug, um ein verliebtes Mädchen zu Allem zu bewegen.

— Ich will ihn ſehen! ſagte Mazarin entſchloſſen.

— Die Küraſſiere ſeiner Schwadron haben heute die Wache! antwortete Cosmo.

— So gehe ich mit Dir nach der Wache.

Mazarin verſtand es durch lange Praxis ausgezeichnet, ſich zu maskiren. Einige Minuten und der Allmächtige ſtand nebſt Cosmo im anſpruchloſeſten Bürgerwamms da; einer Art von ehrbarem Familienvater, der Gewürze verkauft, ähnlich.

Beide gingen ſehr behutſam aus dem Hauſe hinaus und kamen auf die Straße. Sie gingen geradewegs nach der Wache der Harniſchreiter.

Unterdeß trat Pater Drucy wie ein Geiſt hinter einer Tapetenthür hervor. Er lächelte auf eine Weiſe, die liebenswürdig geweſen wäre, hätte ſie nicht etwas ſein Diaboliſches gezeigt.

— Buckingham fiel auf Frankreichs Betrieb, ſagte er; Karl wird Euch nicht erliegen.

Er zog ſich raſch an, dreſſirte ſeinen ſchönen Bart und ſein Haar und eilte ebenfalls fort. Es war gegen Abend. Drucy ging nach einem kleinen, eleganten Hauſe der weſtlichen Vorſtadt, zog die Klingel und ward von einer ſchönen Dienerin nicht ohne große Verwunderung eingelaſſen.

— Mademoiſelle Sophie Grévy? ſagte der Jeſuit mit ſo galantem Tone, wie ein pariſer Damenheld.

Im nächſten Augenblicke fand er ſich in einem der ſchönſten Cabinets und vor einer der ſchönſten Damen von Brüſſel. Die Geliebte des Lord Durham war ſo reizend, daß ſelbſt der nur für ehrgeizige Pläne Sinn habende Pater Joſeph ſie überraſcht betrachtete. Bald aber beſann er ſich, daß er der Liebenswürdigen gegenüber wenig Umſtände zu machen habe. Er griff in den Buſen und zog eine Schachtel hervor.

Ohne ein Wort zu ſagen, mit ruhigſter Miene legte er Eins nach dem Andern, Ringe, Halsbänder und Perlenſchnüre auf den Tiſch.

Sophie's große, braune Augen funkelten; ihre Wangen rötheten ſich, und tief aufſeufzend und ſich im Sopha zurücklehnend, den Pater feſt anblickend, fragte ſie:

— Aber was bedeutet Das? Habt Ihr im Sinne, mir Eure Liebeserklärung zu machen? Dann habe ich ſie wahrlich nie ſonderbarer empfangen! So ſprecht doch! Was wollt Ihr mit dem Schmucke ſagen? denn verhandeln werdet Ihr ihn mir doch nicht wollen!

— Allerdings, meine Dame! Ich verlange eine ganze Bagatelle dafür. Ihr ſollt nur einige Worte dafür ſprechen ...

Und raſch enthüllte er dem erſtarrten Mädchen, welches Schickſal dem Karl Stuart durch die Hand ihres zweiten Freundes, Daniel O'Rayle, bereitet werden ſolle.

— Nimmermehr! Ich kenne Daniel! rief Sophie aufſpringend. Er iſt leichtſinnig, er liebt das Geld, weil er für Karten und Wein ungeheure Summen nöthig hat, mehr als ſelbſt ich ihm geben kann, und doch verſchlingt er Alles, was ich beſitze. Aber ein Mörder, ein feiger

Digitized by Google

and manifested forth his glory

Verbrecher? Es müssen Höllenkünste gebraucht sein, um ihm ein Versprechen zu solchem Greuel zu entreißen!

— Nein, Theuerste! sagte der Jesuit, freudig die Hände reibend; blos ein verteufelt schwerer Geldsack! Macht mir aber das Vergnügen und laßt Euren Freund, den Trompeter, sich wo möglich von jenen finstern Strolchen die bedungene Summe ausbezahlen; sie verdienen diese Züchtigung und bei ihrem Geize ist sie eine sehr empfindliche. Dann aber nennt König Karl'n meinen Namen und sagt ihm: Herr, gedenke der armen Väter Jesu, wenn Du in Dein Reich kommst!

Das Mädchen versprach Alles. Der Pater beugte sich nieder, um ihre wundervolle Hand zu küssen.

— Nicht so! Ihr habt mehr verdient! sagte sie freimüthig und bot ihm die blühenden Lippen dar.

Pater Joseph besann sich eine Secunde, dann drückte er einen Kuß darauf und empfahl sich, indeß er seufzte:

— O, Daniel O'Rayle! O, englische Lordschaft Durham! Welch ein kläglicher Narr ist doch ein weltenlenkender Jesuit in seiner heiligen Zelle!

Mazarin und Cosmo aber kamen vor die Wachtstube. Die Reiter saßen draußen. Nur der Trompeter befand sich im Innern derselben. Seine Gedanken litten keine Gesellschaft. Mazarin, sonst selbst ein feiner Cavalier, ein vollendet schöner Mann, betrachtete den Irländer mit Ueberraschung.

— Corpo de Bacco! murmelte er, Welch ein Mensch!

Daniel saß an dem Feldtische. Unberührt stand der Bierkrug und das hohl geschliffene Glas vor ihm. Die Karten, sonst sein Leben, waren zur Seite geworfen oder lagen an der Erde. Den rechten Arm auf den Tisch gestemmt, rauchte der Trompeter, in ernstes Sinnen verloren, aus seiner kleinen Thonpfeife. Wahrlich, Daniel war es werth, der Nebenbuhler nicht allein eines Lords, sondern eines Königs zu sein. Ein großes Lagerbarett bedeckte einen Theil seiner langen, dichten, blonden Locken. Sein Schnurrbart war aufwärts gestrichen, sein Gesicht war eben so regelmäßig als kühn und ausdrucksvoll. Er trug noch seinen stählernen Halskragen; sonst war er im Wamms mit reichen, langgeschlitzten Aermeln; sein Küraß lag neben der langen, großen Trompete auf der Erde. Wallonische Oberhosen, weit, bis aufs Knie reichend, und lederne Reitbeinkleider sammt Stiefeln mit Lederklappen vollendeten seinen Anzug. Das riesige Reiterschwert, welches den Stuart durchbohren sollte, lehnte an einem Stuhle.

Mazarin faßte Zutrauen zu diesem Kämpen. Die Unterhandlung begann. Der Ire war jedoch lange nicht so gefügig, als Cosmo berichtet hatte.

— Ich will mit meiner Geliebten noch einmal reden! sagte der Trompeter nach jedem neuen Angriffe. Und dann gebt mir das Geld ...

— Zur Hälfte! bemerkte der Cardinal.

— Bei St. Patrick! Kein Schilling soll mir fehlen, oder der ganze Handel ist nichts.

— Gut! Aber wann folgt Euer Entschluß?

— Heute Abend!

Digitized by Google

— Auf Dein Wort!

— Auf mein Wort! Ich heiße O'Rayle!

Cosmo ließ als einen Vorschmack einige Rollen mit Ducaten in die unergründlichen Taschen des Soldaten gleiten; dann empfahlen sich die Pfaffen. Der Trompeter aber ging spät Abends zu der Geliebten. Sie hatte nicht zu viel behauptet, als sie sich ihres Einflusses über ihn rühmte. Durch ihre Beredtsamkeit, durch ihre Liebkosungen brachte sie ihn so weit, daß er schwor, die beiden Verführer niederzustoßen, wenn sie wagen sollten, wieder zu kommen.

Seltsamerweise kamen sie nicht. Mazarin war zu gut bedient, als daß er nicht richtig hätte wittern sollen. In derselben Nacht noch reisete er auf Jemappes nach Paris.

Daniel O'Rayle aber ward von Stuart in Dienst genommen; er war einer der Herolde, welche den Antritt des neuen Königs Karl's II. später in London verkündigten. Er hatte sich mit Sophia Grévy verheirathet.

Esther und Ahasverus.

Schönheit scheint kein seltenes Erbtheil der Töchter Israels gewesen zu sein; denn die jüdische Geschichte ist reich an Frauen, deren Reize hochgepriesen worden.

Sara, die Stammmutter, war so schön, daß Abraham sie, als er zum König Abi Melech zog, für seine Schwester ausgab, weil er der schönen Frau wegen ermordet zu werden fürchtete. Isaaks Gattin, Rebecca; Jacobs Rahel, die Mutter des Joseph; Davids Bathseba, die Mutter des Königs Salomo, und viele Andere werden wegen ihrer Schönheit gefeiert. Besonders ist dies bei der Judith, der Mörderin des Holofernes, und bei der durch Daniel von ihren Verfolgern erretteten Susanna der Fall.

Alle aber müssen, wie Sterne vor der Sonne, vor der „schönen Esther" erbleichen. Sie ist die schönste Jüdin, von welcher erzählt wird; sie besaß alles Das in Wirklichkeit, was der Dichter des Hohenliedes von der Suleimith nur singt. Esther ist die wahre Blume von Saron, die Rose im Thale. Die Schönheitsprobe, welche sie bestehen mußte, ist wahrhaft großartig. Als König Ahasverus von Persien und Medien seine eigensinnige Königin Vasthi verstieß, wurden aus dem ganzen ungeheuern Reiche von districtweise angestellten „Schauern" die schönsten Mädchen ausgewählt, damit der Perser-Sultan die Schönste der Schönen als Herrscherin neben sich auf den Thron setze. Es war ein verwaisetes Kind der Gefangenen aus Jerusalem, ein armes Judenmädchen, welches den Preis über alle ihre Mitbewerberinnen davon trug. Ihre Schönheit allein hatte das Herz des Gewaltigen zu rühren vermocht.

Wahrhaft berauschend, einen feenhaften Blick auf den Glanz des alten Orients, des dichterischen Persiens, eröffnend, erscheint die Vorbereitung der Jungfrauen, um vor dem Könige zu erscheinen. Monate lang wurden sie geschmückt, in Wohlgerüchen und Specereien und Balsamen gebadet, um dem Herrscher eine Nacht nahen zu dürfen. Die Schilderung, wie Esther endlich vor Ahasverus erscheint, ist fast harmlos geschrieben, aber unwiderstehlich hinreißend.

Digitized by Google

Das Kind der Gefangenen aus Juda ward Königin der Perser. Als solche war es ihr beschieden, den Untergang der sämmtlichen in Persien und Medien befindlichen Ebräer abzuwenden. Haman, der Vezier, empfing von dem Pflegevater der Königin Esther nicht die geforderten Ehrenbezeigungen, wurde dadurch auf die gefangenen Juden erbittert und ließ ihnen ihre gottesdienstlichen Uebungen untersagen. Als sie dieselben dennoch fortsetzten, hatte er Grund genug, über dies Volk mit besonderen Gebräuchen und eigener Religion beim Könige ein Todesurtheil auszuwirken. Dies sollte an einem bestimmten Tage durch das ganze Reich vollstreckt werden.

Die Königin Esther hatte es bisher sorgfältig verheimlicht, daß sie diesem verachteten jüdischen Sclaven-Volke angehöre. Jetzt aber erhob sie sich, schmückte sich und trat, bei dem unwiderruflichen Befehle des Herrschers selbst ihres Lebens nicht sicher, vor den auf dem Throne Sitzenden. Kaum behielt sie Kraft, sich dem Mächtigen zu nahen. Ahasverus aber neigte sein Scepter zum Zeichen der Gnade und hieß die Niedergesunkene aufstehen. Die Macht, welche die schöne Esther über den König gewonnen hatte, bewährte sich auch in diesem inhaltsschweren Momente. Das Auge des Herrn lächelte ihr entgegen.

Jetzt folgt die Scene, welche Strazzi so meisterhaft darstellte. Esther bekennt sich als Jüdin und bittet für ihr Volk, indeß sie den Vezier mit unendlicher Kunst verdächtigt und anklagt.

„Er gedenkt die Königin neben mir auf dem Throne zu ermorden!“ rief der Fürst und der Vezier war verloren. In derselben Minute ward er hingerichtet. Die Juden waren gerettet und durften die Söldner des gehenkten Veziers verjagen und vernichten. Mit der eisernen Beharrlichkeit, welche die Juden auszeichnet, wird der Gedächtnißtag dieser, wie ein verschwimmendes Märchen aus urgrauer Zeit herüber klingenden, Begebenheit noch heute gefeiert.

Denselben eigenthümlichen poetischen Eindruck, den diese Geschichte aus dem glanzvollen Alt-Persien in uns weckt, ruft auch Strazzi's Bild hervor. Das Gesicht der Esther ist unvergleichlich; durchaus weibliche, aber entschiedene Züge bietend. Die Nase ist von großem Adel, „wie der Thurm auf Libanon, der gen Damascus sieht!“ singt der König Salomon. Neben dieser Hoheit der Königin contrastirt auf's Lieblichste die blos anmuthige Gestalt der Schönen, welche dem Könige den goldenen Becher kredenzt. Ahasverus selbst ist eine majestätische Erscheinung. Höchst glücklich hat der Meister es dargestellt, wie das „Herz des Herrschers der Königin entgegenfliegt“, wie der Gebieter vor dem elektrischen Strahle aus diesen Augen sich entzückt als Gehorchender neigt.

Winterlandschaft.

Von A. v. Ostade.

Nicht minder ausgezeichnet wie im Genre erscheint Ostade in der Landschaftsmalerei. Die Landschaften der holländischen Meister berühren den Beschauer jedesmal höchst eigenthümlich. Macht die große Naturwahrheit, welche sie anstreben, sehr oft in den Genrestücken, namentlich

Digitized by Google

wenn der Inhalt derſelben zu unbedeutend iſt, ein gewiſſermaßen ängſtliches Gefühl rege; ſo entzückt ſie bei den Landſchaften dafür um ſo mehr. Wir ſehen die Natur ſelbſt und über dem Eindruck, den dieſe vollendete Auffaſſung der Gegenden in ihren verſchiedenen Erſcheinungen hervorbringt, überſehen wir gern die bei Manchem höchſt einfache Compoſition.

In der Kunſt der Compoſition treffen wir indeß an Oſtade einen Meiſter. Seine Landſchaften zeigen einen großen Reichthum der Scenerie, und ſind, obgleich weniger kühn als lieblich, durch ihr reges Leben, durch ihre vortreffliche Abrundung zu einem Ganzen, wie durch die geiſtreiche Behandlung im hohen Grade feſſelnd. Oſtade's Landſchaften ſind keine Dichtungen wie die von Ruisdael; er idealiſirt nicht, aber die harmoniſche Zuſammenſtellung ſeiner Gegenſtände, das ausgeprägt Charakteriſtiſche, welches in dieſer Anordnung ſtets vorherrſchend bleibt, ſo wie die wundervolle Zeichnung und Technik ſelbſt, verfehlt dennoch nicht in unſerm Gemüth die Wirkung hervorzubringen, welche der Meiſter hervorrufen wollte. Klarheit und kräftiger Pinſel zeigen ſich bei jeder Oſtade'ſchen Landſchaft. Die Luftperſpective iſt von täuſchender Wahrheit. Die Staffage des Genremalers würdig. Eine ſeiner Winterlandſchaften, unter denen die vorliegende einen bedeutenden Rang behauptet, zu betrachten, iſt ein hoher Genuß. Hier kann der Maler ſeine ganze kryſtallene Reinheit und zugleich das Markige, welches ihm eigen iſt, zur Anſchauung bringen, während die, die Landſchaft belebenden Figuren, mit gefälligſter Correctheit gezeichnet, nicht ſelten Träger des Humors ſind, welchen die meiſten ſeiner Genreſtücke athmen.

Eine Dame am Putztiſch.

Von Kaspar Netſcher.

Es war eines Abends, eben beim Beginne der Dämmerung, daß der Maler Kaspar Netſcher, welcher ſeine übrigen Schüler bereits entlaſſen hatte, ſich mit dem talentvollſten derſelben, Aart de Sluyner, in dem Atelier allein befand. Augenſcheinlich hatte der Meiſter, auf deſſen blondem Scheitel ſchon ein Anflug von Weiß ſich zeigte, nach ſeiner bekümmerten Miene dem Schüler etwas Wichtiges zu ſagen.

Der junge Maler ſchien dies zu ahnen. Er wäre ſicherlich gern dieſer Unterredung überhoben geweſen; er war hier im Atelier nur mit Widerſtreben. Abſichtlich trug er eine ſolche Störrigkeit zur Schau, daß Kaspar Netſcher wirklich einen Augenblick ſchwankte, ob er das, was er beabſichtigte, ausführen, oder den unzugänglich ausſehenden, halsſtarrigen Schüler ſich ſelbſt und ſeiner eignen Leitung überlaſſen wolle. Die Gutmüthigkeit, das liberale Temperament Netſchers trug jedoch den Sieg davon.

Der Maler näherte ſich langſam dem jungen Aart de Sluyner, legte die magere, aber faſt durchſichtig weiße Hand auf die Schulter deſſelben und ſprach mit ſehr ſanfter Stimme:

— Aart, mein Sohn, vernimm, was ich Dir ans Herz zu legen habe. Du wandelſt über den Abgründen des Verbrechens und des Todes!

Digitized by Google

Digitized by Google

The Jute Player. Van Zaalenpluisen

Digitized by Google

Der Schüler hatte bisher vor seiner Staffelei gesessen und ohne zu malen, ohne selbst nur etwas sehen zu können, mit zusammengezogenen Augenbrauen starr auf das, auf derselben ausgespannte halbvollendete Gemälde geblickt.

Bei diesen Worten Netschers aber wandte er sich unwillkürlich um, erhob sich sehr betroffen und schaute dem sonst so geliebten Meister mit einem großen Blicke in's Auge.

Mynheer ... sagte er stammelnd.

— Es ist gut, Aart; fuhr Netscher fort. Ich sehe, Dich trifft die Wahrheit meiner Worte. Vergiß Alles, mein Sohn, außer Deiner Kunst und etwa mir, Deinem Meister und Freunde. Das Gemüth eines Jünglings, der gleich Dir berufen ist, die glänzendste Höhe der Kunst zu erklimmen, muß stark genug sein, um den Gedanken an ein Mädchen, dafern er ihm irgend hemmend in den Weg treten will, als der Verfolgung unwürdig, unter die Füße zu treten.

— Ach ja, Mynheer Netscher, sagte Aart mit bebender Stimme, die Kraft fehlte mir nicht; das Alles würde ich spielend vermögen, wenn nur Eines geschehen könnte ...

— Und was ist dieses?

— Gebt der Jakobäa andere Augen, gebt ihr einen anderen Mund, der nicht so zaubergleich zu lächeln und zu flüstern versteht; nehmt ihr die unvergleichliche Blüthe der Erscheinung und diese Grazie, welche noch nie vor der Phantasie eines Malers geschwebt ... Thut das, Mynheer, und ich betheure Euch: dann wird mein Traum aus und mein Wahnsinn zu Ende sein!

Netscher blickte auf den Schüler, welcher mit hinreißendem Pathos gesprochen, und schüttelte mitleidig das Haupt.

— Du hast also noch immer Hoffnung? fragte er.

— Die unglücklichste Liebe ist am hoffnungsreichsten; flüsterte der Schüler.

— Aart! sprach Netscher mit stärkerem Tone; Floribert van Möllern ist Jakobäa's de Thouens proclamirter Bräutigam.

— Unmöglich! rief Aart. Beweiset mir das!

— Floribert ist heute hier gewesen und hat mich aufgefordert, seine Braut zu malen.

— O, aber sie wird's nicht wollen ...

— Sie hing ja an seinem Arm, Verblendeter ...

— Und was sagte denn sie ... sie ...? stammelte der junge Maler.

— Sie sagte: Mynheer, Ihr werdet mich also morgen malen, und ich werde mich bemühen, möglichst schön zu sein. Mynheer van Möllern hat mir gestern mein Brautkleid und meinen Hochzeitsschmuck geschenkt und da soll ich mich im vollen Staate malen lassen ...

— Das ist ein Wunsch, wie er für diesen bäurischen Möllern eben sich schickt! murmelte Aart grimmig. Und weiter? fragte er fast abwesend.

— Ich bemerkte, fuhr Netscher fort, daß in dem Bilde besser eine Art von Situation anzubringen sei und da habe ich mit diesem kunstsinnigen Paare gestritten, bis es festgestellt wurde: Jakobäa solle vor dem Putztische sitzend gemalt werden; denn sie bestand darauf, daß die Schmucksachen, welche ihr geschenkt, nothwendig mit auf dem Bilde sein müßten ... Bist Du jetzt überzeugt, daß der arme, obgleich kunstreiche Aart de Gluyner jeder Hoffnung auf die Hand dieser reichen Jakobäa entsagen muß:

Digitized by Google

Aart ſchwieg lange Zeit. Dann aber ſagte er mit zwar tiefer, aber feſter Stimme:

— Meiſter, noch hat Niemand in der Welt das Herz eines Weibes ergründet. Wißt Ihr, ob die tiefſte Falte von Jakobäa's Herzen nicht dennoch mein Glück birgt? Mynheer, ſie hat mich zuerſt geliebt; Jakobäa's erſte Liebe bin ich und nimmermehr hat ein Mädchen eine beſſere und tiefere und unauslöſchlichere zu vergeben.

— Du willſt alſo ...?

— Ja, ich werde verſuchen, was ich thun kann, um dieſe Tigerin dennoch zu bewegen.

Netſcher zuckte die Achſeln und wurde ziemlich finſter.

— Gute Nacht, Mynheer! ſagte er, nach der Thür greifend.

Aart ging fort.

— Wenn die Menſchen Narren ſind, brummte der Alte für ſich hin, ſo pflegen ſie's in den Köpfen zu haben.

Der Malerſchüler aber ging raſch die Straßen vom Haag durch, bis er faſt athemlos ein langgeſtrecktes, mächtiges Gebäude erreicht hatte, deſſen herrliche Gärten ſich bis zu dem damals noch näher an das „Dorf" reichenden Buſch van Haag erſtreckten. Hier wohnte Mynheer de Thouens, hier weilte Jakobäa; über dieſe prachtvollen Schwellen war Aart de Sluyner unzählige Mal geſchlüpft, als der alte de Thouens den Sohn ſeines armen Vetters noch für eine unverdächtige Bekanntſchaft ſeiner geldſchweren Tochter hielt.

Mit pochenden Pulſen trat der jetzt von hier feierlich Verwieſene in de Thouens' Haus ein. Auf dem Flur umfing ihn Lichterglanz; zahlreiche Diener ſtanden hier; man erwartete augenſcheinlich Geſellſchaft. Die Diener blickten den Maler mit ſeinem alten Barett, mit den prächtigſchwarzen Locken und den noch ſchwärzeren großen Augenſternen halb mitleidig, halb ſpöttiſch an. Er ſelbſt verlor faſt völlig die Faſſung, als er auf ſein nichthochzeitliches Kleid, auf ſeinen farbenbefleckſten, defecten Sammetmantel blickte.

— Ich bin einmal hier und ich werde ſie ſehen! rief er ſich jedoch energiſch zu und rannte die Treppen zu Jakobäa's Zimmer hinan.

Oben traf er die Angebetete. Jakobäa war wirklich von großer, aber ziemlich kalter Schönheit; es war eine „ſittige, genügendreiche, ehrſame Jungfrau Niederlands", für Aart jedoch das Ideal aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Frauenſchönheit.

— Du, Aart? rief Jakobäa, ſich vom Sitze erhebend, mit ziemlicher Ruhe. Und wie ſiehſt Du aus? Ich dachte mir's, daß Du unklug genug wäreſt, um dennoch hier wieder zu erſcheinen ...

Aart athmete ſeit langen Tagen zum erſten Mal frei auf. Dieſer Empfang? War dies nicht noch immer Liebe? Leider war hier durchaus von keiner Liebe die Rede. Die reiche Jakobäa, das körperlich auf der höchſten Blüthenſtufe ſtehende Weib, behandelte dieſen armen Aart, der ein Jahr jünger als ſie ſelbſt war, gleich einem Kinde und führte ihm in ſehr ruhiger Weiſe ſeinen Unverſtand zu Gemüthe, ſich mit Gewalt zu ihrem Geliebten oder gar Bräutigam machen zu wollen. Aart war zerſchmettert. Er hätte Alles ertragen, Zorn, wilde Beleidigungen, aber dieſe zermalmende Ruhe? Er hörte nur wie im Traume, als ihm Jakobäa Vorſtellungen machte.

— Ich will Dich zu meinem Hochzeittage neu einkleiden laſſen! ſagte ſie mitleidig. Du kannſt ja kaum mit Anſtand Dich vor den Leuten zeigen. Einen Mantel geb' ich Dir und mein

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Floribert wird auch noch einen dergleichen übrig haben, den er jetzt nicht mehr benutzt; dann haſt Du zwei. Und dann arbeiteſt Du, und wirſt ein großer Meiſter und wirſt reich, wie Rembrandt und Rubens und Dow. Sieh', Aart, und dann, wenn Du Deiner dereinſtigen Geliebten einen Hochzeitsſchmuck ſchenken können wirſt, gleich dem, welchen ich von Floribert van Möllern erhielt, dann, mein armer Freund, heiratheſt Du auch! Sieh' hier; ſo etwas verlangen heut zu Tage die Bräute von ihrem Anbeter...

Aart van Sluyner ſtarrte die ſchöne Sprecherin an. Sie hielt ihren Schmuck ſammt Perlen und Ohrgehänge in der Hand und ließ die Koſtbarkeiten in dem Strahle der Lampe ſpielen, ſo daß der Maler kaum ſeine Augen drauf heften konnte. Nach einer kurzen Pauſe verließ er, ohne ein Wort zu ſagen, das Gemach und lief, gleich einem Irrſinnigen, zum Hauſe hinaus.

Am andern Tage ſprach Aart im Atelier kein Wort. Er ſann und ſann... Rache war's, die er im Herzen trug. Etwas Düſteres ahnend, ging Kaspar Netſcher und begab ſich zu Jakobäa, die er mit ſeiner vollendeten Sorgfalt und bewunderungswürdigen Treue zu malen begann, wie ſie vor ihrem reichen Putztiſche ſaß. Während dieſer und der folgenden Sitzungen lenkte Jakobäa oft das Geſpräch auf Aart von Sluyner; der Meiſter vermied, ihr zu antworten. Das Mädchen lobte den Maler wegen ſeiner unbeſchreiblichen Sanftmuth und der unermüdlichſten Bereitwilligkeit, womit er ſich in alle ihre Launen gefügt habe.

— Faſt ſcheint es, ſagte endlich der arbeitende Meiſter, einen Augenblick innehaltend, als hättet Ihr an Mynheer van Möllern dergleichen Eigenſchaften nicht zu rühmen...

— Doch wohl; aber Floribert tiranniſirt mich, er quält mich... Er hat mir dieſe Perlen nur geſchenkt, um mich wieder zu beſänftigen... Wißt Ihr, Floribert iſt noch eiferſüchtiger, als es ſelbſt der Großſultan der Heiden ſein kann... Und gedenke ich daran, ſo graut mir's und ich erinnere mich, daß Aart von Sluyner ſicherlich einer ſolchen unſinnigen Eiferſucht nicht fähig ſein würde. Wartet nur; Floribert kommt bald; ich werde das Geſpräch auf Eiferſucht bringen und da werdet Ihr meine Partei nehmen und ihm ſagen, daß eine Braut nicht geplagt werden dürfe, denn Mynheer de Thouens ſteht mir gegen Floribert gar nicht bei...

Als Kaspar Netſcher wieder zu ſeiner Werkſtatt zurückkehrte, war's wieder Abend geworden. Die Schüler waren lange fort. Aart aber harrte noch. Er hatte ſich mit dem Kopfe auf die Tiſchplatte gelegt und dem Alten ſchien es, als habe der Jüngling, der Heftigkeit ſeiner Empfindungen nachgebend, geweint.

Aart wollte, bevor er nach Hauſe ging, erſt hören, was während der Anweſenheit des Meiſters in de Thouens' Hauſe vorgegangen ſei. Er beſchwor Netſcher, ihm kein Wort zu verbergen, was Jakobäa geſagt hatte. Der Meiſter glaubte aber guten Grund zu haben, ihm zu verſchweigen, daß das Mädchen ihn mehrfach gelobt hatte. Dagegen berichtete er Floriberts eiferſüchtiges Temperament und knüpfte die ernſte Ermahnung daran, jeden unvorſichtigen Schritt zu unterlaſſen, weil derſelbe unter dieſen Umſtänden nur zu leicht zu Unglück führen könne.

Sluyner ging tiefſinnig ab. Er hatte den Punkt gefunden, um ſich an dieſer Jakobäa, ſo wie an Floribert zu rächen und den tödtlichen Schimpf abzuwaſchen, womit ihn das übermüthige Mädchen überhäuft hatte. Von jetzt an kam er ſelten zu Netſcher. Er ſchützte Krank-

Digitized by Google

heit vor und er war wirklich im Herzen todtkrank. Noch einen Versuch machte er, Jakobäa zu gewinnen. Diesmal aber trafen ihn auf der Treppe de Thouens selbst und van Möllern, welche ihn ohne Umstände durch die Bedienten aus dem Hause werfen ließen.

Jakobäa's, der Ungetreuen, Verderben war unwiderruflich bei Aart beschlossen. Er wußte sich in de Thouens' Hause genau zu finden und schlich sich noch an demselben Abende zur Thür hinein. Mit vollkommener Kaltblütigkeit verfolgte er sein Vorhaben. Er kam in Jakobäa's Vorzimmer und durfte nicht lange suchen, was er zu besitzen strebte. Der Schmuck, die Perlen, das Geschenk Floriberts, lag noch auf dem Tische, so wie Jakobäa die Kostbarkeiten zurückgelassen hatte, als sie von ihrer Sitzung bei Netscher aufstand. Aart bemächtigte sich hastig des Schmuckes, ging auf den Corridor und sprang zum Fenster hinaus in den Garten.

Am andern Morgen früh erhielt Floribert ein Briefchen und Päckchen. In dem Briefe stand dies:

„Mynheer!

Höret auf, die Geliebte eines Andern zu lieben. Jakobäa wird nur durch den grausamen Zwang ihres Vaters bewogen, Euch die Wahrheit zu verschweigen. Ich aber sage Euch: Jakobäa, die mir Alles opferte, ist die Meinige. Ich habe noch heute Nacht ihren Schwur empfangen, daß sie lieber mit mir stirbt, als die Eurige wird. Und zum Zeichen der Wahrheit nehmt Eure miserablen Geschenke zurück, womit Ihr ein Menschenherz zu erkaufen gedachtet.

Aart von Sluyner."

Floribert blieb bis zum Abende in seiner Wohnung. In seinem Gehirne schienen die Buchstaben des Briefes zu brennen. Er schrieb mehrere Briefe und legte sie auf den Tisch. Dann ging er zu de Thouens. In Jakobäa's Zimmer angekommen, zog er schweigend ein Pistol, feuerte ab und schoß das Mädchen nieder. Sie starb ohne noch einmal zu seufzen. Floribert schien die Absicht gehabt zu haben, sich ebenfalls zu erschießen, denn er ergriff ein zweites Pistol. Als er jedoch Jakobäa fallen sah, verlor er die Fassung und entfloh.

Es hieß, er habe in Malta Ordensdienste gefunden. Der geniale Schüler Netschers, van Sluyner, blieb jedoch verschollen. Man hat ihn in einigen italienischen Malern wiederfinden wollen.

Die Hühner und der Raubvogel.

Von Melchior Hondekoeter.

Meister Melchior Hondekoeter, zu Utrecht 1636 geboren, war im Jahre 1662 in der schönsten Blüthe seines Alters; dazu war er ein in seinem Genre hochberühmter Maler, dessen Arbeiten sehr theuer bezahlt wurden: endlich besaß Hondekoeter eine sehr schöne Frau von kaum

Digitized by Google

JAMES HENRIETTA

Digitized by Google

einundzwanzig Jahren. Dennoch war der früher ſo joviale Künſtler tief melancholiſch und im Herzen unglücklich. Auf ihn laſtete das Mißgeſchick, welches ein Sokrates, ein Albrecht Dürer und ſo viele andere große Männer tragen mußten. Melchior Hondekoeter beſaß nämlich eine böſe Frau, die mit raffinirter Kunſt ihn ſeines Lebens überdrüſſig machen zu wollen ſchien. Vergebens ſuchte Hondekoeter die Zerſtreuungen, welche ſpäter in Ausſchweifungen ausarteten, in denen er unterging. Der Gedanke an ſein häusliches Elend verfolgte ihn unabläſſig und verbitterte ihm jede Stunde ſeines Lebens.

Melchior Hondekoeters einzige Freude war ſeine Menagerie. Er beſaß nämlich eine ganze Sammlung von Pfauen, Hähnen, Hühnern, Gänſen, Enten und Tauben, die ſeltenſten, ſchönſten Exemplare ihrer Art, welche ihm bei der Vogelmalerei als Modelle dienten.

In dieſem Kreiſe der Malerei war und iſt Hondekoeter wahrhaft einzig. Niemand hat ſo genau als er die Charakteriſtik des Federviehs ſtudirt und kein Maler war glücklicher, dieſelbe aufs frappanteſte wiederzugeben. Noch mehr, ſeine Vögel wußte er, gleich als wären es Menſchen auf einem hiſtoriſchen oder Genre-Bilde, in Situationen zu bringen, wo ſie „Gemüthsbewegungen", Zorn, Furcht, Haß, Muth, Liebe, Trauer u. ſ. w. zeigten. Dieſe Ausdrücke ſind ſchlagend, ohne daß das Eigenthümliche, welches die Thiere in Natur beſitzen, deswegen aufgeopfert oder verkürzt worden wäre.

Indeß Hondekoeter wegen ſeines ebenſo eigenthümlichen als eminenten Talentes von aller Welt gerühmt wurde, machte ihm ſeine Frau die demüthigendſten Vorwürfe über die niedere Richtung ſeiner Kunſt. Der arme Melchior ſollte große Altarbilder, Kreuzigungen und Himmelfahrten malen, namentlich aber ſeine gefiederte Armee abſchaffen.

Hondekoeter, ein zartgebauter, ſanftmüthiger Menſch, mit blauen Augen und blonden Locken, ſeufzte, malte ſeine Hühnerhöfe und beſchäftigte in den Muſeſtunden ſich damit, einem prächtigen Hahne von ſpaniſcher Abkunft zu der Menge der Kunſtſtücke, welche derſelbe bereits ausführen konnte, noch einige neue beizubringen. Faſt hatte Hondekoeter ſelbſt die Ueberzeugung, daß er ſammt ſeiner ganzen Kunſt ein „unnützer Knecht" ſei, denn die Leute wiederholten, was ſeine Frau Jedem ſagte, der es hören wollte: die Leute, welche ihrem Manne die Bilder ſo theuer bezahlten, wären närriſch: denn für den fünften Theil dieſes weggeworfenen Geldes könne man ſich das allerſchönſte lebendige Federvieh kaufen.

Der Maler ward durch ſolche Urtheile förmlich niedergeſchmettert. Eines Tages aber ſollte ihm eine glänzende Revanche werden.

Die Thür ſeiner Wohnung öffnete ſich und herein trat ein corpulenter Herr in engliſchem Coſtume, welcher ſich als Maſter Thomas Watts ankündigte.

— Sie ſind Mynheer Hondekoeter? fragte er, augenſcheinlich entzückt, daß er den blaſſen Maler vor ſich ſah.

— Ja! flüſterte dieſer leiſe, ſich verſtohlen nach ſeiner Tyrannin umſehend.

— Maſter Melchior Hondekoeter, es freut mich, Sie zu ſehen. Ich bin expreß über den Canal gekommen, um dies Vergnügen zu haben. Sie ſind der größte Maler der „Poultry". Niemand ſtellt Hähne ſo gut dar, wie Sie. Das, Maſter Hondekoeter, ſagt Ihnen ein Mann, deſſen Lieblingsbeſchäftigung die Trainage der Kämpfer für den Cockpit, den Hahnenkampf, Zeit ſeines Lebens geweſen iſt. Ich ſtelle Sie hoch über Rembrandt, Rubens, Cor-

Digitized by Google

reggio, Angelo und Rafael und das, — Sir — dürfen ſie annehmen, denn ich weiß was ich ſage!

Hondekoeter ſtand auf und verbeugte ſich zwar verlegen, aber im Innern entzückt. Alſo eine Anerkennung, eine begeiſterte, leidenſchaftliche. Melchior fühlte, daß er Künſtler ſei, obgleich er nur ein Blatt in dem reichen Album der Kunſt zu füllen beſchäftigt geweſen.

— Und jetzt malen Sie mir Hühne, aber Fechthähne! rief Sir Thomas Watts.

Der Maler geſtand, daß er noch im Leben keinen dergleichen Hahn geſehen habe.

— All one! ſagte der Engländer. Ein Hahn, gleich Ihrem gewöhnlichen Prachthahne: — blitzendes Auge; ſchmaler, gekrümmter Schnabel; nicht zu viel Kamm — die Teufel mit dicken Kämmen haben keinen Muth —; breite Bruſt; ſehnige Schenkel; lange Sporen; eine förmlich-renommiſtiſche Bewegung beim Gange — endlich Stahlſporen von feinſter Qualität, gerade, nicht aufgebogen — der Hieb hat ſonſt keine Kraft —; abgeſchnittene Flügel, damit der Kämpfer hauen kann, und geſtutzte Schwanzfedern, der leichtern Rührigkeit wegen! — Ach, Sir! Dieſer Hahn! Von Ihnen gemalt? Es wird nichts Aehnliches auf der Erde exiſtiren.

Hondekoeter ließ das Haupt ſinken. — Ach, Herr Thomas Watts, murmelte er, Sie verlangen ein verſtümmeltes Thier; nie habe ich ein ſolches gemalt; nie werde ich's malen können.

Jetzt begann eine lebhafte Verhandlung. Der Maler ließ ſich nicht irren, ſelbſt als der Engländer 200 Guinee's für ein Hahnengefecht bot, noch mehr, als die reizende Katharine Hondekoeter mit Wuth im Blicke ihren Ehemann befehligte, den Auftrag zu dem Gemälde anzunehmen.

— Kommen Sie, Sir; kommen Sie, um mich zu verſtehen! rief Hondekoeter entſchloſſener, als es ſeine Gewohnheit war. Und dann will ich ſehen, ob Sie noch ein verſtümmeltes Thier im Bilde zu beſitzen wünſchen.

— Ein verſtümmeltes Thier? rief Watts. Ich wüßte Nichts, was vollkommener als ein Kampfhahn wäre. Die Natur iſt in ihm zu ihrer höchſtmöglichen Vollendung gebracht.

Hondekoeter zog den Kunſtfreund in ſeinen Hühnerhof. Mit Recht erwartete er, daß Thomas Watts erſtaunte. Eine ſolche Pracht in dieſer Hinſicht war dem Inſulaner noch nicht vorgekommen.

— Und ich ſollte meine Lieblinge anders malen? rief Hondekoeter begeiſtert.

— Yes! Seltſam in der That! Aber dieſe Thiere ſind ſchön, ſehr ſchön! Schöner faſt, als Kampfhähne!

— Sehen Sie mein Hänschen! fuhr Melchior fort, einen prächtigen Hahn ergreifend und auf die Hand nehmend. Der Hahn iſt wenigſtens ſo klug, wie ich ſelbſt bin... Keine Uebertreibung, Sir, verſichere ich. Dieſer Hans nimmt auf mein Kommando jede ökonomiſche Stellung an verharrt regungslos in derſelben, ſo lange ich will.

— Impossible! Und darauf eine Wette wie hoch Sie wollen, Sir.

— Topp! Hans, mach Dich ſchön! rief der Maler, und der Hahn ſtand im ſtolzen Ausſchreiten dar, gleich als wäre er aus Erz gegoſſen.

— Ah; ich werde Ihren Hahn aber ſcheu machen und erſchrecken! rief Mr. Thomas Watts.

Digitized by Google

— Thut nichts! Er rührt ſich nicht. Etwa zehn Minuten betrachtete der Engländer dies Wunder der Zähmung. Dann ſagte er:

— Zeichnen Sie mir dieſen Hans und die zweihundert Guinee's ſind die Ihrigen. Dies iſt neu und beiſpiellos.

In eben dem Augenblicke aber ward eine herrliche Gluckhenne unruhig, ein wälſches Huhn ſchrie jämmerlich, die Turteltauben auf dem Geſimſe kreiſchten und „Hänschen" erzitterte, obwohl er ſeine unbewegliche Stellung behauptete. Zugleich ſchoß ein Taubenfalke bis faſt dicht vor die Füße der Männer, krallte zwei junge Hähnchen und bemächtigte ſich des einen, indeß der Kamerad des Räubers auf eine in der Entfernung weidende Truppe von Küken niederſtieß. „Hänschen" ſprang wüthend vorwärts, um den Blutdürſtigen zu bekämpfen.

Hondekoeter lehnte ſich auf ſeinen Sitz zurück. Er hatte nie geglaubt, daß ſein Genre der Kunſt einer ſolchen Dramatik fähig ſei. Der Engländer war tief ergriffen. Als der Raubvogel ſich nicht ohne ſeine Beute entfernt hatte, ſagte Watts:

— Das war ein Gefecht! Könnt Ihr's malen?

— Ja! Das wenigſtens wird ein Gemälde! flüſterte Hondekoeter.

— Aber wie theuer? Ich denke 300 Guinee's! rief der Engländer.

Und er zahlte das Geld ſofort aus. Als der Künſtler ſein berühmteſtes Stück geendigt hatte und nach London ſchrieb, war der reiche Garçon verſtorben, und Hondekoeter, der Ehrliche, konnte weder das Gemälde, noch das empfangene Geld wieder an einen Eigenthümer anbringen. Das Bild ward nach Deutſchland verkauft, wo es gegenwärtig eines der merkwürdigſten Stücke der Gallerie in Dresden iſt.

Die Lautenſpielerin.

Von Egon van der Meer.

Seit 1691 theilte Maria Anna Luiſa von Medici, die Tochter Cosmo's III. von Florenz, mit Johann Wilhelm den kurfürſtlichen Thron von der Pfalz-Neuburg. Kaum ein Jahr weilte die reizende Tochter Italiens in Düſſeldorf und bereits erkannte man hier in lebhafteſter Weiſe das Walten einer milden, freiſinnigen, kunſtliebenden Herrſcherin.

So lange die erſte Gemahlin des damaligen Prinzen Johann Wilhelm, Anna von Oeſterreich, Kaiſer Ferdinands III. Tochter, am Hofe ihren mächtigen Einfluß geltend machte und ihrem edlen Gemahle ihren düſtern Katholicismus, ihre faſt aſcetiſche Strenge der Lebensordnung mitzutheilen wußte, lag es wie eine Art von Alp auf dem heitern Düſſeldorf und den herrlichen pfälziſchen Gauen am Rhein. Als aber Maria die Stelle der Verſtorbenen einnahm, regte es ſich aller Orten, wie der Hauch von einem milderen Himmel und einer lachenderen Sonne. Der Kurfürſt liebte ſeine Gemahlin leidenſchaftlich. Er, welcher Italien ſo genau kannte, ahnte nur zu wohl, was das Herz der Fürſtin bewegte, wenn ſie in unbewachten Augenblicken ſtill,

Digitized by Google

träumerisch, in sich gekehrt, da saß. Die „bella Italia“ stand vor ihren inneren Blicken. Rastlos begann darauf der Kurfürst, durch seine Schöpfungen zu versuchen, ob er die Geliebte das Heimathland und ihr classisches „Fiorenze“, diese Vaterstadt der majestätischen und reizenden Kunstschönheit, vergessen machen könne. Auf Johann Wilhelms mächtigen Wink fing Düsseldorf an, sich gleich dem der dunklen Verpuppung entschlüpfenden Schmetterlinge zu verschönern. Die finstern Gassen der Altstadt verschwanden allmälig; lustige, freie, dem großartigen Rhein entsprechendere Straßen wurden geschaffen und in der entstehenden Neustadt reihte sich bald ein Palast an den andern. Maria lächelte wohl, wenn sie diese Thaten der Liebe musterte; aber noch immer war Düsseldorf, wie auch heute noch nicht, ein Florenz. Der Geist namentlich, welcher hier herrschte, war ein so dumpfer und starrer, daß er die Italienerin, welche gleich ihren Landsleuten die heitere Seite der Religion vorzugsweise auffaßte, erschreckte. Ein bleierner Druck des Clerus ruhte auf Düsseldorf und dem Lande. Längst hatten sich die Jesuiten angesiedelt und ihre herrliche Kirche, ihr mächtiges Collegium bezeugte die Macht, welche die „Schlangenklugen“ bereits errungen hatten. Johann Wilhelm war, ungeachtet er auf seine Selbstständigkeit, auf seinen festen Charakter im Stillen stolz war, bisher dennoch nicht mehr und nicht weniger, als das mit überlegener Kunst geleitete Werkzeug der Väter Jesu gewesen. Der geistliche Despotismus hatte sich Bahn gebrochen; ja weit auf weltliches Gebiet konnten die Jesuiten ihre Banner tragen, und was sie gewirkt, zeigten die aufs Neue zerworfenen Verhältnisse der Jülichschen Erbfolge zwischen Pfalz-Neuburg, Sachsen, Kur-Brandenburg und Salzburg, welche schon mehrfach ihrer Lösung nicht fern gewesen waren. 1666 waren die Wirren geschlichtet, so daß Sachsen vom Herzogthum Jülich den Titel, Pfalz-Neuburg den seit 1614 inne gehabten Besitz, Kur-Brandenburg Cleve, die Mark und Ravensberg erhalten hatte. Die Jesuiten aber hatten listig die weitere Erbfolge, die Verlassenschaftsangelegenheit im Falle des Aussterbens der pfalzneuburgischen Linie anzuregen und die ganzen alten Verhandlungen als vorgeblich unerledigt, in die Wirren wieder hereinzuziehen gewußt, um demzufolge Kur-Brandenburg nicht allein, wie bereits stillschweigend feststand, definitiv später auszuschließen, sondern ihm den Besitz der genannten Länderstrecken zu bestreiten, und diese, eine neue Domaine für die Jesuiten, dem protestantischen Brandenburger rechtlich abzusprechen und durch der katholischen Fürsten Vermittelung wieder abzujagen.

Johann Wilhelm war stolz. Mit seltenen Geistesgaben von der Natur begünstigt, glaubte er sich zu einer hervorragenderen Rolle in der Geschichte berufen, als er sie je hat verwirklichen können. Die Jesuiten faßten ihn daher mit ihren Projecten bei seiner unbeschützten Seite. Sie machten sich zu Lenkern der Cabinetsangelegenheiten und wußten für ihre Ordenszwecke nach Maßgabe, wie sie sich dem Fürsten immer unentbehrlicher zu machen wußten, auch umfassendere Vergünstigungen zu erlangen. Während die politischen Angelegenheiten einen sehr erfolglosen Gang gingen, hatten die Jesuiten für ihre Bemühungen täglich neue Vortheile aufzuweisen. Sie blühten, während Johann Wilhelm zusehends finsterer wurde und sich aus Uebellaune zu einem gewaltsam auftretenden Wesen gegen seine Unterthanen hinreißen ließ, das von Ursprung nicht in ihm gelegen hatte.

Maria Anna von Medici bewirkte durch die Macht ihrer körperlichen und geistigen Reize sehr bald die erfreulichsten Umwandlungen im Gemüthe ihres Gemahls. Johann Wilhelm ward

Digitized by Google

heiter; ſtatt düſterer Religioſität machte die lebensvolle Kunſt ihre Herrſchaft bei ihm geltend; er fing an, die Geiſtlichen auffallend zu vernachläſſigen und dafür in glänzenden, ſinnigen Hoffeſten, ſowie in ſeinen architektoniſchen Unternehmungen friſchen Lebensmuth und gehaltvolle Lebensluſt zu finden. Das weltliche, ritterliche Element waltete im Lande; die Unterthanen athmeten fröhlich auf, indeß die Vampyre, die jeſuitiſche Bande, nachdenklich ſich auf ihre Ordenshäuſer zurückzogen. Wie Falken beobachteten ſie dieſe unerwartete Richtung des Kurfürſten, um die Zeit zu erſehen, wenn ſie wieder mit Erfolg einzutreten vermochten; wie blutdürſtige Luchſe bewachten ſie die edle Italienerin, welche nicht ohne ihr Zuthun den Weg nach Düſſeldorf gefunden hatte, dieſe Fürſtin mit überlegenem Verſtande, weichem Herzen und vollendeter, humaner Bildung, um bei ihr einen Flecken zu finden, deſſen Herauskehrung ihren Einfluß auf Johann Wilhelm für immer zu vernichten vermöchte.

Von jetzt an begann, von den Jeſuiten ausgehend, eine Reihe der verdeckteſten, aber boshafteſten Machinationen gegen die junge Fürſtin. Nicht umſonſt aber war Marie von Toscana unter den liſtigſten Höflingen der Welt erwachſen. Ihr taubenfrommes Auge war tief, räthſelhaft und ohne ihr herzliches Lächeln, welches ihre Seele zeigte, unergründlich. Sie hatte längſt ihre Feinde errathen. Italien war von allen katholiſchen Ländern von jeher das am wenigſten katholiſche; dasjenige, wo der Papſt und die römiſche Prieſterherrlichkeit am wenigſten ſich eines Nimbus rühmen konnten; wo man, ohne „ketzeriſch“ zu ſein, am genaueſten von dem ſehr beſcheidenen Werthe der anmaßenden „Knechte Chriſti“ überzeugt war. Die Kurfürſtin war ganze Italienerin. Sie hatte dies Pfaffenweſen am Rhein vom erſten Augenblicke ihrer Ankunft an ohne den geringſten Schleier geſehen und ſich mit feſter, bewußter Energie demſelben entgegengeſtellt. Sie zog durch den Kurfürſten namentlich die Grenzen der Jeſuiten täglich enger und trieb es, die Macht des Witzes nur zu genau kennend, ſo weit, daß in den geiſtreichen Abendunterhaltungen auf dem Schloſſe inmitten einer zahlreichen, glänzenden, einflußreichen Geſellſchaft von Edelleuten, Gelehrten und Künſtlern ſammt ihren Damen die famöſen, bis dahin verpönten „Lettres provinciales“ von Pascal, dies auf die Jeſuiten wie Rattengift wirkende Werk, vorgeleſen und mit den heiterſten Commentaren verſehen wurden. Die Jeſuiten wütheten deswegen gegen die Kurfürſtin um ſo mehr, als Pater Balſamo Bondal — einige Zeit der Beichtvater des Kurfürſten — auf ſchlauen Anlaß der ſchönen Maria Anna Luiſa ſelbſt mehrere Abende vorgeleſen hatte. — Widerlegt dieſen Läſterer! hatte die Kurfürſtin geſagt. Das heißt, wenn Ihr es mit Gründen vermögt. Wollt Ihr aber, wie Euer Orden, blos ſchmähen: ſo wollen wir ſelbſt, als gute katholiſche Chriſten, verſuchen, Euch, die Ihr Euch nicht vertheidigen könnt, zu rechtfertigen. So angegriffen, mußte Pater Balſamo, der Unfehlbare, Stand halten. Er verkündigte, bevor die Lecture begann, die durch ihn erfolgende Zermalmung des boshaften und witzigen Franzoſen, erlitt aber, da der ganze Hof für Pascal gegen die Jeſuiten Partei nahm, eine ſo ſchmähliche Niederlage, daß ſelbſt die Kurfürſtin, wie vielmehr Johann Wilhelm ſelbſt, den Pater aufrichtig bedauerte. Der Krieg gegen die Italienerin und ihre weltmänniſchen, profan lebenden, italieniſchen Geiſtlichen war erklärt. Die Kurfürſtin mußte fallen, todt oder lebendig. Vergebens aber ſuchten die Jeſuiten lange Zeit eine Angel, um ſich abermals des Kurfürſten zu bemächtigen. Endlich aber erſchien ſie doch.

Die Neuſtadt war anfangs auf alleinige Rechnung des Kurfürſten, welcher die errichteten

Digitized by Google

Gebäude ſodann verkaufte, entſtanden. Aber zu dieſen, überdem zu bürgerlichem Betrieb wenig geeigneten, in einem damals noch öden Viertel der Stadt liegenden theuren Prachtbauten fanden ſich die Käufer nur ſehr ſpärlich. Der Bau gerieth in's Stocken und Johann Wilhelm, der ſich nahezu dadurch entehrt glaubte, ward finſterer als je. Vergebens hatte die Kurfürſtin ihre überflüſſigen Koſtbarkeiten dargebracht; die gewonnenen Summen deckten noch lange nicht das ungeheure Deficit; vielweniger war an Fortbauen zu denken. Bald warf Johann Wilhelm ſeiner Gemahlin ohne Rückhalt vor, daß ſie ihm die Väter Jeſu verfeindet habe, ebendieſelben, welche namentlich durch ihren — verbotenen — indiſchen Handel über ſo ungeheure Summen zu gebieten hatten und in ſolchen Angelegenheiten nie geizten, wie ſie den Kurfürſten bedrängten. Das war der erſte Schritt Johann Wilhelms, um mit ſeinen Freunden wieder anzuknüpfen. Die Jeſuiten ließen ſich jedoch nicht direct bewegen.

Bald jedoch nach der eingetretenen Geldnoth des Kurfürſten erſchien ein italieniſcher Abbate, ein Toscaner von Geburt, um ſich ſeiner erlauchten Landsmännin, der Kurfürſtin, demüthig vorzuſtellen. Abbate Santi oder Fra Giuſeppe war ein Benedictiner, welcher lange in Florenz, Rom und Paris lebte. Er empfahl ſich der Italienerin durch ſein ehrliches, offenes Weſen noch mehr, als durch ſeine genaueſte Kenntniß der verſteckteſten Angelegenheiten am Hofe von Cosmo Mediei. Fra Giuſeppe berichtete, daß er in Angelegenheiten des Trappiſtenordens reiſe, namentlich der Ueberbringer wichtiger Botſchaften vom Trappiſtenkloſter di Buona Solasso bei Florenz an dasjenige ſei, welches damals in der unmittelbaren Nähe von Düſſeldorf beſtand.

Giuſeppe erzählte höchſt geiſtreich von dieſem düſtern Orden, welcher bereits nicht wenige Anfeindungen erfahren hatte. Maria hörte ihm mit großem Intereſſe zu, als er von einigen Mitgliedern von Buona Solasso ſprach. Sie erzitterte aber, als dieſer Geiſtliche ihr durch einen Namen eine Zeit heraufbeſchwor, die ſie längſt vergeſſen zu haben wähnte, eine Zeit, welche urplötzlich mit aller Macht des Lebens aus der tiefſten Falte der Herzenserinnerung der Fürſtin hervortrat.

— Es iſt keine Caprice, Madame! ſagte Fra Giuſeppe. Es iſt keine unnatürliche Erfindung, dies ewige Schweigen der Brüder von Latrappe! Menſchen und Menſchenherzen giebt es, Principeſſa, welche genug des Glückes, übergenug des gigantiſchen Unglückes des Herzens erduldeten, um ohne Zwang bis zum Tode ſtumm zu ſein. Und geht mir dieſer tragiſche Lebensnerv der Brüder von Latrappe auf, Altezza, ſo denke ich mit tiefſter Wehmuth an den Bruder Gabriel, den ſchönſten und geiſtreichſten Mann Italiens, welcher aus der glänzendſten Region des Hoflebens freiwillig ohne Klage hinabſtieg zu den düſtern, nur durch das Memento mori! belebten Räumen der Trappiſten von Buona Solasso.

In nachläſſiger Stellung hatte die Kurfürſtin den ausgezeichneten Redner bisher angehört, obwohl er ſie, mehr durch ſeinen herrlichen Styl der Rede, als durch ſeinen Stoff intereſſirt hatte. Bei ſeiner letzten Wendung aber ſchien ſie blitzähnlich berührt zu werden, während Fra Giuſeppe ſeine ſanfte, anſcheinend durch nichts in der Welt zu erſchütternde Ruhe behauptete.

— Gabriel! Gabriel! flüſterte ſie, ſich weit vorbeugend und Fra Giuſeppe mit faſt geiſtlos geöffneten Lippen, aber mit einem Funkeln der Augen anſtarrend, das ſicherlich, ſo lange ſie in Düſſeldorf war, noch Niemand an ihr bemerkt hatte.

— Gabriel! ſagte Giuſeppe eintönig. Oder richtiger, Nummer ſechsunddreißig, welche

Digitized by Google

Digitized by Google

ſonderbar genug, nach der Cabbala: „ſtumme Liebe“ bedeutet. Wir ſind fern von Italien, Altezza, daher ſage ich Euch, daß ich in der Nummer ſechsunddreißig von Buona Solaſſo den einzigen Sohn meines Freundes, des Marcheſe Luigi di Ricci beklage; beklage, obgleich ich Geſandter und Freund der Brüder von Latrappe bin.

Die Kurfürſtin entließ den Italiener raſch, um ſich einer ebenſo ungewöhnlichen als heftigen Gemüthsbewegung hinzugeben. Ihre erſte Jugend und — kaum wagte ſie zu denken, was ſie mit Allgewalt empfand — ihre erſte jungfräuliche Liebe hatte ſich hier, fern von der blühenden Heimath, ihrer bemächtigt in einem Augenblicke. Sie verſank, dem Kurfürſten gegenüber, in tiefe Schwermuth. Gabriel Ricci! Der Name, der faſt vergeſſene Name, brannte in ihrem Herzen mit Flammenſchrift. Er, der ſchönſte, tapferſte Jüngling von Toscana, hatte einſt den Glanz ſeines prächtigen Auges zu der Tochter ſeines Fürſten zu erheben gewagt und Anna Maria Luiſa's Herz war ihm in Thränen des Entzückens der Liebe entgegengefloſſen. „Da kam das Schickſal rauh und kalt“ — wie Schiller tiefdüſter ſingt. Es kam als der männliche, ſchöne, braungelockte Kurfürſt von der Pfalz, und der ſchwarzäugige Italiener, der dreiundzwanzigjährige Geliebte mußte vor dem ebenbürtigen zweiunddreißigjährigen deutſchen Freier auf ewig im Tode eines Trappiſten verſtummen.

Maria von Medici liebte ihren Gatten mit zärtlicher Neigung; aber er war ihr *irdiſcher* Gott. Das *göttliche* Ideal, welches gleichviel früh oder ſpät in der Bruſt des Menſchen aufgeht, und zwar nur ein Mal, war aber emporgeſtiegen, Alles neben ſich verdrängend, und dieſe Geſtalt glich Gabriel di Ricci; — er war es ſelbſt. Die alte Liebe wurde durch das ſchmerzliche Heimweh, an welchem die Florentinerin ſchon länger litt, ſo ſehr verſtärkt und in die Gegenwart gezogen, daß nach wenigen Tagen die Kurfürſtin ſich ſelbſt nicht mehr erkannte. Der Fra Giuſeppe hatte ein ganz neues Weſen aus ihr gemacht.

Eben in dieſer Zeit hatte der Kurfürſt, mit ſeinen eignen Verlegenheiten beſchäftigt, wenig Zeit und Laune, ſeiner Gemahlin Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Er vernachläſſigte ſie bei ſeinem Verkehr mit Juden und Wechslern faſt vollſtändig. Maria dankte dem Himmel dafür. Sie gab vor, Andachtsübungen obzuliegen und verſchloß ſich in ihre Zimmer. Damals ließ ſie ihren ſilberfalben Zelter ſatteln und ritt zur Stadt hinaus. Was wollte ſie? Sie fand ſich unwillkürlich immer auf demſelben Wege und endlich vor den finſtern Pforten des Trappiſtenkloſters. Sie hatte eine Ahnung, es täuſchte ſie ſchmerzlich ſüß, wenn ſie wähnte, dies ſei Buona Solasso bei Fiorenze, eine Täuſchung, welche die nächſte Umgebung mitleidig unterſtützte. Nie und nimmer wohl hätte ſich dieſer Zuſtand der Kurfürſtin bemächtigen mögen, hätte ſie den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft in ihrer Nähe gewußt. So aber; es war ja kaum mehr als eine Todtenfeier für den zu Grabe gegangenen Frühling ihrer Gefühle. Eben aber, weil Maria von Medici ſich in dieſer Hinſicht ſicher glaubte, ließ ſie ihren Empfindungen, die ſie unter anderen Umſtänden aufs ſtrengſte bewacht haben würde, widerſtandslos den Zügel und verſtrickte ſich in die Regionen einer Phantaſiewelt, welche zu reizend waren, als daß aus ihnen die liebende Träumerin zur nüchternen Wirklichkeit hätte zurückkehren mögen.

Bisher hatte ſie nicht gewagt, den Fra Giuſeppe, welcher im Jeſuitencollegium gaſtliche Aufnahme gefunden, wieder zu ſich zu beſcheiden. Sein Blick war ſo eigenthümlich geweſen, als hätte er auf dem tiefſten Grunde ihrer Seele zu leſen vermocht. Er war inzwiſchen oft am

Digitized by Google

Hofe geweſen und Johann Wilhelm intereſſirte ſich für ihn im höchſten Grade. Giuſeppe ſollte, wie ein geheim geſagtes Gerücht ging, zu den Nachkömmlingen der Guérinets, dieſen phantaſtiſchen und gelehrten Geiſterſehern und Schwarzkünſtlern gehören, die ihrerſeits ihren Urſprung auf die Alambrados in Spanien, die Roſenkreuzer, die Templer, Aegypter und Magier, bis zu dem zweiten oder irdiſchen Hermes zurückführten; ein myſtiſcher Orden, der zum Theil im 18. Jahrhundert in den Illuminaten wieder erſtand. Fra Giuſeppe war, obgleich Verbrüderter der Trappiſten, welche ſtumme Mitwiſſer ſo manches Geheimniſſes waren, flüchtig und verfolgt. Die Jeſuiten, die damals die Aufgeklärten, Vorurtheilsfreien ſpielten, hatten ſich ſeiner als eines tiefſinnigen Naturforſchers angenommen. Dieſer geheime Stand der Dinge kam bald zur Oeffentlichkeit. Man reclamirte von Rom aus den Ketzer und Zauberer und Gottesleugner, genannt Abbate Santi oder Fra Giuſeppe. Der Italiener rief den Kurfürſten um Beiſtand an, indeß das Jeſuitencollegium Muth genug hatte, durch den General des Ordens zu Rom die Auslieferung Giuſeppe's geradezu zu verweigern.

Johann Wilhelm verſprach dem Pater, ihn zu ſchützen, falls er offenes Geſtändniß ablege. Dies Geſtändniß ließ den Herrſcher faſt ſchwindeln. Giuſeppe bekannte ſich als einen der Guérinets. Er beichtete ſeine Eigenſchaft, Geiſter und unkörperliche Weſen ſehen und beherrſchen zu können, ſeine Kunſt, Gold zu machen und diejenige, durch Geiſter und Geſtirne die Gedanken und Geheimniſſe jedes Menſchenherzens klar ergründen zu können, ſofern er nur ein von der beſtimmten Perſon, wenn auch mit gleichgiltigen Sachen, beſchriebenes Blatt Papier beſitze, um ihre Schriftzüge zu charakteriſiren.

Dies letztere bot auf der Stelle einen ſichern Haltpunkt. Der höchſt betroffene Kurfürſt griff ſofort zur Seite, wo eine Menge Cabinetspapiere lag, und forderte dem Pater die Analyſe des Charakters des Schreibers eines Blattes ab. Giuſeppe ſtudirte nur wenige Minuten; dann ſchilderte er den Verfaſſer, einen alten Canzleibeamten, ſo genau und richtig, daß Johann Wilhelm ihm erſchüttert das Blatt aus der Hand nahm und ihn fortgehen hieß. Noch an demſelben Abende aber ließ er ihn wiederrufen, und von hier an begannen die geheimnißvollen Unterhaltungen dieſer beiden Männer, um unerhörte Reſultate der Wiſſenſchaften herbeizuführen. Fra Giuſeppe machte vor den Augen Johann Wilhelms wirklich ſo viel Gold, daß daſſelbe ausgeprägt über zwanzigtauſend Gulden rheiniſch betrug, was der Kurfürſt an ſich nahm, da der Geiſterſeher erklärte, er bedürfe im Augenblicke dergleichen nicht, könne ſich ja auch immer ſelbſt hinreichend verſorgen. Der Einfluß, den Giuſeppe erlangte, war ſo groß, daß der Kurfürſt ſich von ihm zum Neophyten annehmen und blind den Befehlen unterwerfen ließ, welche der Pater als zum Gelingen des Vorhabens nöthig, verhängte. Hierhin gehörte zum Beiſpiel die Forderung des Italieners, daß ſich der Herrſcher durchaus nicht mehr um kirchliche Angelegenheiten bekümmern dürfe, da die heilige Kirche, wie der Papſt richtig erklärt habe, in natürlicher Feindſchaft zu ſeiner Kunſt ſtehe, die er übrigens als eine durchaus nicht ſündliche oder gar dämoniſche zu rechtfertigen verſtand. Johann Wilhelm zog die Wiſſenſchaft des Guérinets den Gnadengaben der Kirche vor und übertrug dem Rector des Jeſuitercollegiums vorläufig die näheren Anordnungen in Kirchenſachen, um ſich mit deſto größerem Fleiße auf die Wiſſenſchaft der Rectoren, der Verwandlungen im Feuer und der Beſchwörungen zu werfen.

Maria, der er zum großen Theil ſeines Freundes Giuſeppe fabelhafte Macht erzählte,

Digitized by Google

Maria war zwar ſehr hellſehend in gewöhnlichen Dingen; dennoch war ſie ein wenig abergläubiſch und zwar, weil ihr Gemüth eine durch die Kunſt genährte poetiſche Mährchenwelt, eine glühende Romantik in ſich ſchloß, welche eben wieder durch das Erwachen ihrer Jugendliebe vollſte Nahrung und Kraft empfangen hatte. Deshalb konnte ſie, von ihrer Phantaſie hingeriſſen, nicht zur Ungläubigkeit kommen; ja dieſen Nachrichten gegenüber hatte ſie, als der Kurfürſt geſchieden war, keinen andern Gedanken, als den: „Möchte ich doch nur drei Zeilen von Gabriels Hand beſitzen, damit Fra Giuſeppe mir ſagen könnte, was der Unglückliche jetzt denkt und wie in ſeiner Heimath, im Grabe der Lebendigen, ſein Herz für die Tochter Medicis empfindet!“ Sie ruhte wirklich nicht eher, bis Giuſeppe wieder bei ihr erſchienen war.

Maria Anna, reizend gekleidet, den italieniſchen Schleier in den herrlichen, tiefbraunen Locken, das Auge flammend vor Erwartung und Glut, empfing dennoch den Pater ſehr gemeſſen und kaltblütig. Um ihre Faſſung bei dem Geſpräch, welches ſie beabſichtigte, nicht zu verlieren, nahm ſie eine prachtvolle römiſche Laute, ſtimmte ſie und ſchlug Accorde an, während der Pater ſich neben ihr niederließ und mit der ruhigſten, ſanftmüthigſten Miene von der Welt ſeine Erzählung von dem unglücklichen Gabriel begann. So wie Giuſeppe indeß mit der Schilderung des Seelenzuſtandes ſeines jungen Freundes vorſchritt, ward er wärmer und tröpfelte die den Reſt des Friedens in Marias Bruſt vergiftende, ihr ganzes Innere in Aufruhr bringende Kunde mit ſolcher Kunſt ihr ein, daß die Kurprinzeſſin mit einem verwirrten flehenden Blicke, ihre bisherige Haltung faſt vollkommen verlierend, zurückſank.

— Gnade, mein Pater! flüſterte ſie halb bewußtlos. Schweig; ich bin nicht im Stande, Eurer Erzählung weiter zu folgen ... Ewiger Gott... Lebe ich noch, nachdem ich dieſe Martern eines Jünglingsherzens vernommen, von denen ich die — ach nicht unſchuldige — Urſache war? ... Seht mich an, Abbate Giuſeppe, und ſagt mir's, — verſchweigt mir es nicht, ich bin eine Mörderin!

Giuſeppe warf ſich in höchſter Aufregung vor der Prinzeſſin nieder.

— Gnade für mich, Altezza! brachte er hervor. Verzeihung für mein Wagniß... Was ſoll ich's verhehlen? Ihr hörtet Ricci's Geſchichte! Bin ich zu verdammen, daß ich Mitleid mit Gabriel empfand? Daß ich den Armen von Buona Solaſſo unter Mühen und Gefahren hieher führte, in die Nähe des hehren Sternes, der allein ihm Licht und Leben giebt? Mit einem Worte, Gabriel iſt dem Tode entronnen, er iſt durch meine Hülfe dem Grabe des Trappiſtenkloſters entflohen und harrt, bei unſern mitleidigen Freunden, den Jeſuiten verſteckt, auf ein einziges Wort von Euch, das ihm ferner Lebenshoffnung gäbe!

Die Kurfürſtin war in Wahrheit niedergeſchmettet; verſteinert. Mit ſüßem Schmerze hatte ſie dasjenige, was ihr ferne war, in ihrer Bruſt wach gerufen; ſie hatte ein Recht, dieſe vorübergegangene Zeit in ihrer Erinnerung nicht ſterben zu laſſen; kein Geſetz und keine Pflicht mochten ihr das liebevolle Andenken an einen Todten verwehren. Mit der Eröffnung des Guérnets aber war Maria wie durch ein Blitzlicht über die Abgründe, welche ſich auf ihrem Wege befanden, aufgeklärt. Heute war die Kurfürſtin nicht im Stande, einen Beſchluß zu faſſen. Sie entließ den Italiener kurz, faſt abſtoßend. In ihre innerſten Cloſets zog ſich die edle Dame zurück, um den hinterliſtig abgeſchoſſenen Pfeil, welcher das Herz der Argloſen durch-

Digitized by Google

bohrte, aus ihrer Bruſt zu reißen. Maria war über ihre Pflicht keinen Augenblick im Zweifel, ebenſo wenig darüber, ob ſie dieſer folgen wolle.

Die Kurfürſtin begab ſich zu ihrem Gemahl. Er war in ſeinem Laboratorium. Johann Wilhelm empfing ſeine Gemahlin mit auffallend übler Laune. Es war etwas Beengendes, Gezwungenes in ſeinem Weſen, das Maria noch nicht an ihm bemerkt zu haben meinte. Sie kam, um offenes Vertrauen auszutauſchen, um ihr Herz vor dem Kurfürſten auszuſchütten. Heute war ſicherlich nicht die Zeit dazu und Maria beſchloß, zu ſchweigen und erſt dann zu reden, wenn ſie den ihr bevorſtehenden Kampf zu Ende geführt haben würde. Es fehlte nur wenig, und die Italienerin wäre den düſterſten Intriguen zum Opfer gefallen.

Pater Giuſeppe, welcher ſich, wie bemerkt, bald des vollſten Vertrauens des Kurfürſten bemächtigt hatte, war Schritt für Schritt dazu gelangt, ihm gegen ſeine Gemahlin ein Mißtrauen einzuflößen, das ſeiner offenen Seele fern lag. Mit tiefſter Erſchütterung vernahm es Johann Wilhelm, daß Maria ſchon geliebt, bevor ſie ihn geſehen, und als Santi von Gabriel Ricci's Schickſal erzählte, da bat er: daſſelbe möge der Kurfürſtin ewig verborgen bleiben. Wer beſchreibt jedoch die furchtbare Wirkung des Geſtändniſſes, welches Giuſeppe dem gehörig vorbereiteten Kurfürſten ablegte: Maria wiſſe, daß Gabriel in Buona Solaſſo eingetreten, noch mehr, ſie liebe ihn heute noch mit der alten Glut und ſie ſei es geweſen, die durch ihre Bitten den Trappiſten ſeinem Gelübde untreu gemacht und ihn bewogen habe, zu fliehen und in ihre unmittelbare Nähe zu kommen.

Johann Wilhelm hatte Gabriels Aufenthaltsort erfahren und Giuſeppe mußte ſeine ganze Beredtſamkeit aufwenden, um den Herrſcher davon abzuhalten, ſeine Rache, ſeine Eiferſucht im Blute des jungen Italieners zu kühlen, dazu die Jeſuiten für ihre, an demſelben bewieſene Gaſtfreundſchaft mit ſofortiger Verbannung aus dem Kurfürſtenthum zu beſtrafen. Der Pater wieß die Unſchuld, die Unwiſſenheit der Väter Jeſu unwiderſprechlich nach und vermochte den Kurfürſten zu dem Verſprechen: nicht eher gegen Gabriel, oder gegen ſeine Gemahlin etwas zu unternehmen, bis er Gewißheit über die Art des Verhältniſſes erlangt habe, welches gegenwärtig unter dieſen beiden, dem Verderben geweihten Perſonen beſtehe.

An dem Abende, welcher auf dieſe Unterhaltung des Italieners mit dem Kurfürſten folgte, ſaßen die vornehmſten Mitglieder des Jeſuitercollegiums ernſt und leiſe flüſternd in ihrem Refectorio. Pater Giuſeppe, heute in der Ordenstracht der ehrwürdigen Väter mit der Nachläſſigkeit eines Herrſchers den erſten Sitz über dem Pater Rector des Collegiums einnehmend, hatte die Erzählung über den erwarteten Erfolg der Intrigue mit mathematiſcher Genauigkeit auseinandergeſetzt.

— Und ferner, hochwürdigſter Pater General? wagte der Rector mit gedämpfter Stimme und ehrerbietigſter Verbeugung den Pſeudo-Abbate und Adepten zu fragen.

— Die Mediceerin wird dieſen überſpannten, ſchwärmeriſchen Burſchen ſehen; das iſt gewiß. Nicht weniger ſicher iſt es, daß ſie, wie einmal ihr Gemüthszuſtand beſchaffen iſt, ſich von Gabriel zu ihren alten Empfindungen hinreißen laſſen wird. Ihr Widerſtand gegen dieſen Zug ihres Herzens iſt jetzt faſt Null; hört ſie Gabriel reden, ſo iſt ſie der wunderbaren Macht ſeiner phantaſiereichen glühenden Worte gegenüber ſo ohnmächtig, wie es ein leidenſchaftliches Weib ihrem Geliebten gegenüber nur immer ſein kann.

Digitized by Google

— Und dieſe Unterredung ... fragte der Rector mit einem Blicke des Einverſtändniſſes.

— Wird Johann Wilhelm mit eignen Ohren anhören; ſchloß der Pater Ordensgeneral mit eiſiger Kaltblütigkeit. Das Weitere wird der durchlauchtigſte Kurfürſt dann ſehr ſchnell ſelbſt beſorgen. Wir werden die Herren ſein im Lande und nicht dieſe frivole, kirchenfeindliche Florentinerin!

Pater Giuſeppe wartete geduldig, bis Maria ihn zu ſich fordern ließ. Sie ſchien faſt fieberhaft aufgeregt.

— Ich will Gabriel ſehen, Signor! ſagte ſie mit heftigem Ausdrucke. Dieſe Qual ertrage ich nicht länger. Meine Kraft iſt zu Ende. Erwerbt Euch das Verdienſt um ein gemartertes Frauenherz und führt mir meinen unglücklichen Freund zu ... aber verſteht, heute noch, heute!

Der verkappte Jeſuit verbeugte ſich tief. Kaum konnte er ſein Entzücken verbergen. Er eilte fort, nachdem er den Ort und die Stunde des Stelldicheins verabredet hatte, und überbrachte dem Kurfürſten die Unglücksbotſchaft. Johann Wilhelm ſchien ſehr gefaßt, aber das geübte Auge des Paters ſah dennoch, was der Fürſt tief im Herzen empfand, und jubelte heimlich.

— Signora Maria und Signor Gabriel, ſagte er für ſich, in dieſen Augen da ſteht Euer Todesurtheil geſchrieben!

— Im Garten alſo will ſie ihn ſehen? preßte Johann Wilhelm hervor.

— Ja.

— Um 11 Uhr!

— Wie der durchlauchtigſte Kurfürſt ſagt.

— Gut. Ihr ſeid entlaſſen, Prieſter! und barſch wandte ſich der Fürſt ab.

Es ließ ihm keine Raſt, er mußte ſeine Gemahlin aufſuchen. Sie klagte, daß ſie krank ſei und wollte ſich in ihre Schlafzimmer begeben. Nie wohl war der Fürſt zärtlicher, ſanfter, milder, als an dieſem Abende. Er ſchien ihr durch ſeine Liebkoſungen das ſchlimme Geſtändniß entreißen zu wollen; aber Maria ſchwieg. Sie ſchien in ihren Gedanken, die meilenfern von dem Gatten an ihrer Seite ſchweiften, vollſtändig verloren. Die glänzende Hand Johann Wilhelms ſpielte mit dem kalten, goldenen Knaufe ſeines Schwertes, dem er in dieſer Minute für heute Abend einen unheilvollen Dienſt zudachte. Er entfernte ſich einſilbig und finſter, während Maria in Thränen zurückblieb.

Ihr Entſchluß war gefaßt. Als die beſtimmte Stunde ſchlug, hüllte ſie ſich in ihren Mantel und ging feſten Schrittes zum kleinen Schloßgarten. Es war ein ſtürmiſcher, regneriſcher Abend. Als ſie zwiſchen den Gebüſchen und unter den Bäumen, welche ihre ſchweren Regentropfen auf ſie herab ſchüttelten, fortellte, wurden ihre Schritte durch einen leiſen Ausruf gehemmt. Sie erbebte; ihr Herz hatte Gabriels Stimme auch nicht vergeſſen. Im nächſten Augenblicke lag eine dunkle Mannsgeſtalt, ſtumm und ſchluchzend auf dem naſſen Raſen knieend, ihr zu Füßen. Maria ſtreckte ihre Hand aus, die der Trappiſt mit Küſſen bedeckte.

— Du biſts, Unglücklicher; ſagte ſie mit feſter Stimme. Ich habe Dich zu ſehen verlangt, um Dich von dem Tode, dem Du Dich weihteſt, und von der Verzweiflung, der Du auf dieſer von Dir betretenen Bahn entgegengehſt, zu retten. Täuſche Dich nicht. Ich vergeſſe Dich nicht, aber die Liebe des Weibes zu ihrem Gatten hat die Empfindungen des Mädchens für Dich auf

Digitized by Google

immer unwirksam gemacht. Und selbst, wäre ich frei, so würde ich nicht Dich, sondern meinen Herrn Johann Wilhelm erwählen. Das ist die Wahrheit. Eine Mediceerin ist zu stolz, um zu heucheln. Liebte ich Dich, ich würde es nicht verbergen; ich selbst würde, möchte geschehen was wollte, dem Kurfürsten die Wahrheit gestanden haben. So aber kommt es nur auf Dich an, mein Gabriel. Ist der italienische Pater in der Nähe?

Gabriel, eine schlanke Gestalt, mit blassem Gesicht, dessen Züge aber von einem andern Auge, als demjenigen der früheren Geliebten, kaum zu erkennen gewesen wären, stand vor ihr, gebeugt, vernichtet. Als Maria ihre Frage wiederholte, erwiderte er mit tonloser Stimme, daß Giuseppe im Schlosse geblieben sei.

— Dann höre! sagte die Kurfürstin energischer. Fliehe, fliehe noch in dieser Stunde aus den Händen derer, die sich Deiner bemächtigten. Ich ahne, sie werden Dich verderben. Bist Du hier aus eignem Antriebe?

— O, heilige Maria, murmelte der Jüngling abermals niedersinkend, wie sollte ich mich Dir verbergen? Ich, ja, ich hätte entsagt; keine Erinnerung an mich sollte Dein Inneres betrüben. Ich war gestorben im Satrappenkloster. Giuseppe war's, der wiederum den Brand in mein Herz schleuderte; der mich bewog, zu fliehen und hieher zu Dir zu eilen. Ich Wahnsinniger hatte, durch diesen Priester verführt, wieder zu hoffen begonnen und meine Liebe schien durch das Verbrechen, welches sie umhing, nur noch glühender geworden zu sein. Ja, ich weiß, mir droht Gefahr. Seit ich hier bin, ergründete ich, daß man mir nicht diente, sondern, daß ich diente. Dennoch war ich zu ohnmächtig, um von hier zu scheiden, ohne Dich zum letzten Mal gesehen zu haben. Es ist das letzte und ich trenne mich von Dir mit einem offenen Geständnisse. Bewahre es wohl, Maria, denn obwohl ich den Tod nicht scheue, will ich ihn dennoch nicht durch das Gift dieser Jesuiten finden. Pater Giuseppe ist der Ordensgeneral der Jesuiten ...

Bevor noch die Kürfürstin sich so weit erholt hatte, um zu antworten, ward dicht neben dem Paare im Gebüsche ein heftiger Ausruf laut. Die Stimme des Kurfürsten war's.

— Du Schurke! rief Johann Wilhelm, indeß die Gebüsche krachten nnd eine klägliche Stimme um Gnade bat. Die Fürstin eilte hinzu; bereits aber hatte der Kurfürst den Degen gezogen und den Jesuiten mit einem Stoße desselben niedergestreckt. Er umarmte jetzt seine Gemahlin mit Heftigkeit.

— Diese Brut! rief er fast außer sich. O, Maria, Maria, Du weißt nicht, was ich erlitten, durch diese Schlangen erlitten; Du siehst den Abgrund nicht, an welchem ich schwebte. Der Himmel selbst hat Dich, Reine, beschützt; denn verdamme mich, ich bin hieher gekommen mit dem Vorsatze, daß Dein Herzblut und dasjenige des Ritters de Ricci diesen Stahl in meiner Hand färben sollte. — — —

Die Jesuiten erholten sich unter Johann Wilhelm von diesem Schlage, welchen sie erlitten, nicht mehr. Sie wagten keinen Versuch, sich nochmals des Kurfürsten zu bemächtigen und den wohlthätigen Einfluß der edlen Fürstin, noch seine Entschließungen zu vernichten. Pater Giuseppe ward im Jesuitencollegium geheilt und reisete still nach Rom zurück. Gabriel Ricci ging nach Malta, um bis zum Comthur der Johanniter-Ritter unter Kämpfen gegen die Barbaresken und Türken sich aufzuschwingen. Die Regierung des kurfürstlichen Paares aber, von keinem widrigen

Digitized by Google

Digitized by Google

Zufalle mehr getrübt, rief von jetzt an den Aufschwung der Residenz Düsseldorf sowohl wie des ganzen Landes hervor, und ward noch lange nachher vom Volke mit Segenswünschen genannt.

Die Hochzeit zu Cana.

Von Paul Veronese (Cagliari).

Die Bilder dieses großen Meisters, welchem wir später wieder begegnen werden, zeichnen sich durch eine so reiche, lebendige und zwanglose Gruppirung aus, wie sie nur wenige Maler zu schaffen verstanden und verstehen. Eins der Gemälde dieses Italieners, das diese Kunst desselben in schöner Vollendung zeigt, ist das Gastmahl bei der, in der Bibel mit lieblicher, gläubiger Naivetät geschilderten Hochzeit zu Cana in Galiläa. Mit gleicher Gläubigkeit und Anmuth gelang es dem Künstler, die Scene des Weinwunders zu malen. Die Composition, in großem, umfassenden Stile und dennoch in vollkommen harmonischer Weise, ohne die geringste Härte und Eckigkeit, entworfen, ist in der Gruppirung der Figuren voll und reich, und doch klar und von jeder Verwirrung entfernt. Die charakteristische Mannigfaltigkeit der ideal gehaltenen Köpfe zeugt für den geistigen Reichthum des Künstlers. Die Bestimmung des Ausdrucks, des Zweifels, der erlangten Ueberzeugung, des Erstaunens und Verwunderns, der Ehrfurcht und Achtung, womit die Hochzeitsgäste das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein aufnahmen, ist dann so fein als schlagend, und überhebt uns eines weiteren Commentars zu der Scene. Ebenfalls beweist der Meister durch das mannigfache Costüm seiner Figuren seine blühende Phantasie, obgleich dasselbe bei der Mehrzahl der Personen keinen Anspruch auf die historische Treue machen kann, welche etwa Leonardo da Vinci in seinem Abendmahlsbilde auf so unübertreffliche Weise mit den höchsten Anforderungen der Kunst hinsichtlich der Gewandung zu vereinigen gewußt hat.

Niederländische Dorfschenke.

Von David Teniers dem Jüngern.

Der Name Teniers ist einer der ausgezeichnetsten in der Geschichte niederländischer Kunst. Es giebt zwei Maler dieses Namens, Vater und Sohn. David Teniers der Aeltere wird gewöhnlich zum Unterschiede von seinem, ihn weit überragenden Sohne, David Teniers dem Jüngeren, „il Bassano“ genannt. Er konnte nämlich den italienischen Meister Chiachmo Ponte, mit dem Beinamen: Bassano, in Stil und Manier täuschend nachahmen.

Digitized by Google

David Teniers d. J. ward 1610 zu Antwerpen geboren und ſtarb als Director der Antwerpener Kunſtacademie im Jahre 1690 zu Brüſſel. Von ſeinem Vater vorgebildet, ward er ſpäter ein Schüler von Peter Paul Rubens und verfolgte eine Zeitlang die von dieſem gewaltigen Meiſter als unterſcheidendes Zeichen der neueren flamändiſchen Malerſchule eingeſchlagene hiſtoriſche und kirchliche Richtung. In mehren hieher gehörigen Stücken zeigte Teniers, daß ſeine Phantaſie eines bedeutenden Aufſchwunges fähig war; im Ganzen aber blieb er in idealen oder gar heiligen Gegenſtänden ſchwach; ebenſo ſind ſeine See- und Thierſtücke mangelhaft, nicht ſelten mißlungen.

Im Genrebilde iſt Teniers dagegen der größte flamändiſche Meiſter. Er wendet ſich hier der vollen Wirklichkeit zu, die er faſt portraitartig auffaßt. Er malt das Leben und Weben des Volks, Wirthshaus- und Wachtſtuben-Scenen, Bauergeſellſchaften, Dorffeſte. In ſeinen effectreichen Situationen und im leichten, natürlichen Colorit ausgezeichnet, ſteht er faſt einzig da durch den köſtlichen Humor und die unwiderſtehliche, breite Komik, welche aus ſeinen Schöpfungen ſprechen. Hier iſt David Teniers auf ſeiner höchſten Höhe.

Der Erzherzog Leopold von Oeſterreich, welcher den Meiſter zu ſeinem erſten Kammerdiener ernannte, wies ihn durch ſeine Aufträge ausſchließlich auf dieſe Darſtellungen aus dem Leben der niedern Claſſen hin. Teniers begann ſeine Studien, indeß er die Urbilder ſeiner Schöpfungen ſelbſt aufſuchte, obwohl er, dem Cynismus Rembraudts fremd, an dieſem Volksleben nicht perſönlich ſich betheiligte, ſondern eben nur den Beobachter machte.

Auf einer ſolchen Wanderung belauſchen wir den genialen Künſtler. Er ſchlendert aus dem altehrwürdigen Antwerpen hinaus, einem Dorfe an der Schelde zu, und begiebt ſich in die Stube der Schenke, die ihm ſchon manche originelle Geſtalt geliefert hat. Auch heute fehlen dergleichen nicht.

Von dem alten, trieſäugigen, zahnloſen Ohm (Onkel) vom Hauſe bedient, ſitzen vorn in dem gewölbten Schenkzimmer vier Gäſte an einem rohen Eichentiſche. Sie ſind in eine ſo wichtige Angelegenheit vertieft, daß ſie weder von dem Wirthe, der Wirthin, noch von einigen Gäſten, die ſich in der Küche im Hintergrunde des Zimmers zu ſchaffen machen, Notiz nehmen. Es bedarf nur einer Minute, um aus dem Geſpräche dieſer vier Menſchen zu erfahren, wer ſie ſind, wie ſie heißen, und was ſie ſo eifrig mit einander verhandeln.

Rechts am Tiſche ſaß ein alter Scheldeſchiffer, mit einem abgelebten, hohen Hute auf dem Kopfe; ein entſchloſſenes Geſicht von einem ſtruppigen, ganzen Barte beſchattet. Wie eine Kriegswaffe hatte er ſeine gebräunte Thonpfeife und den Tabaksbeutel am Gurt hängen. Dieſen Mann nannten die Uebrigen Jan van Bierlieb. An der andern Seite des Tiſches ſaß der Sohn des alten Schiffers, ein etwa zweiunddreißigjähriger kräftiger Mann mit offenen Zügen. Er trug die altniederländiſche Jacke ohne Aermel und eine, den alten Doctorbaretts ähnliche Kopfbedeckung. Dieſer hieß Willem.

Vergebens ſucht der Sohn dem Vater die Erlaubniß abzudringen, das ſchönſte aber auch ärmſte Mädchen im Dorfe zu heirathen.

Der Vater eben dieſer Braut, Mynheer Taaks, hatte dem Schiffer gegenüber Platz genommen. Er war ein ſanftmüthig blickender Mann mit langem, braunen Haar. Bald hätten wir den vierten Gaſt nicht erwähnt, welcher zwiſchen Vater und Sohn ſichtbar wurde; Iſak, ein

Digitized by Google

Digitized by Google

bärtiger Sohn Iſraels, war's, der Unterhändler bei der Werbung. Er hatte verſprochen, der armen Katherina den Brautſchatz vorzuſchießen, wenn ihn Willem als ſeine Schuld anerkenne. — Alle Drei aber hatten es darauf abgeſehen, den Schiffer zu ihrem Willen zu bewegen.

Ich gebe meiner Katherina zweitauſend Goldgülden! rief Taaks. Je well! Ich habe Geld geerbt.

— Ich ſage doch nicht: Ja! erwiderte Jan van Bierlieb.

— Was haſt Du denn an dem Mädchen auszuſetzen?

— Gar nichts! antwortete der Schiffer. Sie gefällt mir, wenn ſie Geld beſitzt. Aber Mynheer Taaks, Dich mag ich nicht, weil Du kein Bier trinken kannſt. Glaubſt Du, ich will einen Verwandten, über den ich mich Zeit meines Lebens ärgern muß, ſtatt mit ihm zu zechen?

Iſak winkte mit den Augen.

— O, ſagte Taaks, ich kann ſehr wohl trinken und mehr als Ihr, Mynheer...

— Das möcht' ich ſehen! ſprach der Schiffer ſtaunend.

— Aber ich trinke nur auf beſondre Veranlaſſung! Bekommt meine Tochter Euren Sohn, wenn ich zechen kann?

— Wer weiß, was Mynheer Taaks zechen nennt! rief Jan ſehr aufgeregt. Aber Eins will ich mit Dir eingehen. Kannſt Du nur einen Schoppen Bier mehr trinken, als ich, ſo biſt Du ein braver Mann, der morgen ſchon Katherina in mein Haus bringen mag. Zu Iſak flüſterte der Alte aber: Taaks wird unter den Tiſch kommen; das iſt allein hundert Gülden werth.

Der Wirth brachte Bier und Kreide. Die Zecher leerten eifrig die Gläſer und merkten ſich jedes geleerte Glas mit einem Kreideſtrich auf dem Tiſche an. Endlich blickte der alte Schiffer den Mynheer Taaks, welcher höchſt angenehm und ſelig lächelte, aber längſt zu trinken aufgehört hatte, ſiegreich an.

— Der Kampf iſt zu Ende! rief Jan. Ich kann nichts mehr trinken. Wir wollen die Gläſer zählen.

— O, Mynheer, ich habe die meiſten Striche! lallte Taaks.

Jan ſtand ſehr beleidigt auf, beugte ſich über den Tiſch und verglich mühſam ſeine Kreideſtriche mit denen des Gegners.

— Welche Hexerei iſt das? ſagte der Schiffer die Hand ballend. Du machteſt keinen Strich zu viel, ich hab' genau aufgemerkt, und ich ſicherlich keinen zu wenig, und doch haſt Du zwei Gläſer mehr getrunken als ich, dem's Niemand im Biertrinken gleich thut?

Willem, der Sohn, ſah zum Scheine die Striche nach, während der, den Scherz erratheude, alte Ohm höchſt vergnügt über ſeine Schulter ſchaute. Der joviale, bärtige Iſak aber, welcher ſeine rechte Hand auf Willems Schulter gelegt hatte, blickte den alten Schiffer in ſeinem komiſchen Zorne ironiſch und überlegen an.

Iſak hatte heimlich die Striche des Schiffers, ſo wie ſie hingezeichnet waren, gewiſſenhaft weggewiſcht. Jan rief den Wirth zum Zeugen. Dieſer nahm die Kreide, ging nach dem Thürpfoſten und fing an zu rechnen. Aber der Schalk war in's Complot gezogen und band die Lüge, welche man dem alten, hartnäckigen Bootsmann aufgeheftet, durch ſeine Beredtſamkeit vollends auf ſeinem Rücken feſt.

Jan van Bierlieb mußte, getreu ſeinem Wort, die Segel ſtreichen.

Digitized by Google

— Fünf Minuten ſpäter waren Willem und die ſchöne Katherina verlobt und einige Augenblicke darauf wanderte David Teniers, in heiterſter Stimmung, nach Antwerpen zurück. Der Meiſter trägt in ſeiner Mappe die Skizze eines ſeiner reizendſten Gemälde ...

Das Original unſers Blattes ziert die königliche Gemäldegallerie in Dresden.

Die Kinder Karls I. in England.

Von van Dyk.

Van Dyk in London.

Anton van Dyk, der Fürſt aller Portraitmaler, befand ſich, vom Könige Karl I. berufen, in London und in der herrlichen Sommerwohnung, welche er der Munificenz ſeines erlauchten Gönners dankte.

Es war in den Abendſtunden. Den Maler ſehen wir in einem weiten, aufs prächtigſte und geſchmackvollſte geſchmückten Saale. Van Dyk, ein ſchlanker, ſchöner Mann, iſt noch jung, noch nicht an der Mitte der dreißiger Jahre; dennoch beſitzen ſeine Wangen keine Blüthenfriſche mehr; ſein ausdrucksvolles, großes Auge blickt heiß und matt und die Stirn iſt düſter gefaltet.

Van Dyks Anzug war bequem, reich, aber ſehr nachläſſig angelegt; ſein ſchönes Haar war ungeordnet.

Der ganze Ausdruck dieſes edlen Kopfes, dieſer ſchönen Geſtalt war melancholiſch niedergeſchlagen; der Meiſter ſchien mit ſich und der Welt höchſt unzufrieden, er hatte das Anſehen, als ſei er mit ſeinem eignen Innern und mit ſeiner ganzen Umgebung vollſtändig zerfallen. Ihn ſchien das Leben, welches dem Auserwählten mit Tauſenden von Reizen geſchmückt, lockend anlächelte, mit Widerwillen zu erfüllen.

Das machte, Anton van Dyk, der leidenſchaftliche Künſtler mit dem glühenden, romantiſchen Innern, war überſättigt.

Unzufrieden, faſt gramvoll ſtreckte er ſich auf den Kiſſen ſeines Ruhebettes aus und maß zwei Herren, welche neben demſelben ſtanden, mit finſteren Blicken.

Dieſe Männer waren Digby, der genaue Freund des Malers und ſein Gönner, der Herzog von Buckingham. Digby war ein blaſſer, hoher, ernſter Mann, nur wenig älter, als van Dyk, er war in dunkelfarbigem Kleide und erſchien eben ſo einfach als edel. Der Herzog von Buckingham war ſo glänzend angezogen, als ſollte er unmittelbar darauf das Parquet der königlichen Prachtzimmer betreten. Buckingham war ein ältlicher Herr von ariſtokratiſcher Haltung mit ſtolzen, faſt herriſchen Manieren.

— Ich lade Euch, Meiſter van Dyk, ſagte der Herzog, faſt heftig die Hand bewegend, in welcher er ſeinen, mit weißen Federn gezierten Hut hielt, feierlichſt nach Whitehall zum König Karl ein. Er läßt Euch durch mich ſeines ausgezeichneten Wohlwollens verſichern und bittet Euch, überzeugt zu ſein, daß nichts dieſe gnädigen Geſinnungen ändern könne ...

Digitized by Google

[illegible] Wedding. [illegible]

Wesele chłopskie

Digitized by Google

— Sehr wohl! erwiderte van Dyk übellaunig. Ich kenne dieſe Geſinnungen der Engländer nur zu wohl. Ich hätte eigentlich nie vergeſſen ſollen, wie man mich hier in London zum erſten Male empfing, dann würde ich neue Kränkungen nicht zu beklagen haben. Ich mag nichts ſehen, nichts hören, edler Herzog, es iſt mir Alles zuwider; England und die Engländer beſonders, und König Karl und ſein Hof am allermeiſten. Ich werde nach Antwerpen reiſen, um mich dort wenigſtens ruhig zu Tode langweilen zu können.

— Aber was verlangt Ihr denn, Meiſter? rief Buckingham heftig. Worüber beklagt Ihr Euch? Karl I. hat Euch, wie Ihr es verdient, mit Ehren überhäuft, dort liegt ſein diamantengefaßtes Bildniß, welches er Euch ſchenkte; Ihr ſeid Ritter unſers beſten Ordens, des Ordens vom Bade; über engliſche Knauſerigkeit dürft Ihr doch wahrhaftig auch nicht jammern, denk ich!

— Nur nicht ſo ruhmredig! rief van Dyk ſich raſch aufrichtend. Ich habe England mit den Werken meiner Hand einen ewigen Schatz überliefert; die Gemälde, welche ich hier ſchuf, zählen nach Hunderten. Ich habe, um kein Geſchenk, ſondern verdiente Belohnung empfangen zu haben, mich überarbeitet, bin elend, erſchöpft geworden, mein Herzog von Buckingham ... und doch konnte mich König Karl, als ich vor drei Wochen um Privat-Audienz erſuchte, mich unter nichtigem Vorwande abweiſen, mir ſagen laſſen, mir, ich möge am andern Tage kommen, gleich als ſei ich ſein Diener und kein freier Künſtler, der alle Könige der Welt entbehren kann ...

— Mein Freund, rief jetzt Digby, jetzt, wo die republikaniſchen Puritaner, dieſe Rundköpfe, an dem Throne des Königs rütteln, wo die Gährung der Gemüther die unausgeſetzteſte Wachſamkeit des Königs erheiſcht, wo die Schotten ſich zum Aufſtande fertig machen, da ſollteſt Du wohl entſchuldigen, wenn das Wohl eines ganzen Reichs Deinen Angelegenheiten vorausgeſtellt wurde.

— Der König war krank und leidend; verſicherte Buckingham. Und in Wahrheit weiß Euer großer Freund, Digby, ſehr wohl, daß er ſich über Niemand in der Welt, als über ſich ſelbſt beklagen kann. Er iſt die einzige Urſache ſeiner häßlichen Laune, die ihm All' und Jedes in den widerwärtigſten Farben zeigt ...

— Ja, flüſterte van Dyk, wieder ſeine matte Haltung annehmend, ich ſehe nur contraſtirende Tinten ... Grün und Hellroth, Hellblau und Grau, Schwarz und Braun ...

— Gut, van Dyk! rief Buckingham. Ich freue mich, Sir, daß wir, Digby und ich, Euch auf unſern Punkt gebracht haben. Wir wollen geſtehen, daß wir nur kamen, um Euch beichten zu laſſen.

Van Dyk ſchüttelte faſt betrübt den Kopf.

— Ja, Anton; ſagte Digby, faſt zärtlich van Dyks zarte Künſtler-Hand ergreifend und ſie kräftig ſchüttelnd. Der Herr Herzog ſagt die Wahrheit. Wir ſehen Dich, wie Du nur noch matt mit dem Strudel ringſt, in welchen Du Dich ſtürzteſt, in dieſen Schwall von Vergnügungen und ſinnlichen Genüſſen, in welchem Du ſicherlich untergehen wirſt, wenn Du Dich nicht energiſch und auf der Stelle aufrichteſt.

— Ah, meine Freunde, rief van Dyk, deſſen gewöhnliche weichmüthige Stimmung wiederkehrte, laßt mich, laßt mich doch. Ich hab' Alles ſatt, ich bin müde zu leben.

— Gott bewahre, Meiſter, lachte Buckingham, Ihr werdet erſt zu leben beginnen, denn beim heiligen Kreuz, wir haben nichts Anderes im Sinne, als Euch zu — verheirathen. Euer

Digitized by Google

Harem, Eure Mädchen, die Euch Modell ſtehen, ſchafft vor allen Dingen ab, höret auf, ferner durch ſchwelgeriſche Feſte Euch zu entnerven, und Euer Vermögen, Eure Kräfte und Eure Geſundheit und mit dieſer Euer — Genie zu verſchleudern und zu verſchwenden ... und der erſte Schritt iſt auf der Bahn gethan, die wir Euch führen möchten.

— Du haſt neuen Lebensmuth nöthig, Freund, fuhr Digby fort. Du fühlſt ſelbſt, daß es vergebens iſt, Dich durch Prunk und Ausſchweifungen zu betäuben. Noch lebt das heilige Feuer der Kunſt ungeſchwächt in Deinem Buſen; der Beweis iſt, daß Du Dich ungeachtet Deiner Genüſſe elend fühlſt, weil Du, — Gott weiß in wie langer Zeit — keine Palette und keinen Pinſel in die Hand nahmſt.

Van Dyk ward wieder finſter.

— Bin ich denn ein Knabe? fragte er. Wer ſagt Euch, daß Ihr mir Etwas bieten könnt, was ich nicht allein finde? Wer macht Euch ſo ſicher, daß Eure Schätze für mich Werth haben, daß ſie wohl gar noch die meinigen an Werth übertreffen?

— Der Herzog von Buckingham griff in die Seitenbauſchen ſeines Kleides und zog ein handgroßes, koſtbar gefaßtes Medaillon aus dem Buſen.

— Betrachtet dies Bildniß, Meiſter! ſagte er ſanft aber ſiegreich lächelnd. Dann reden wir weiter. Das Gemälde iſt freilich von keinem van Dyk; aber eine Göttin hat zu große Schönheit, als daß ſelbſt einem ungeübten Pinſel alle ihre Reize entſchlüpfen könnten.

Der Maler bemächtigte ſich des Medaillons und betrachtete daſſelbe ſehr aufmerkſam. Bald aber glühte das vorhin faſt erloſchene Feuer in ſeinem Auge wieder auf; er faßte das Bildniß feſter; ſeine Wangen rötheten ſich und er fing an, unwillkürlich zwiſchen den Zähnen zu murmeln. Er war in die Betrachtung des Bildes ſo vertieft, daß er die Anweſenheit ſeiner Freunde völlig vergeſſen zu haben ſchien.

Digby berührte ſeine Schulter ſanft mit der Hand.

— Wen, fragte der Maler, wie aus einem Traume erwachend, wen, meine Freunde, ſtellt dies Portrait dar? Ach, als ich einſt das Fräulein van Malader *) erblickte, da glaubte auch ich an Schönheit in der Wirklichkeit; ſeitdem meinte ich, daß ſie nur in den Köpfen träumeriſcher Maler lebte... Aber dies Portrait... Dies ſagt mir mit überraſchender Wahrheit, daß hier die Schönheit der Dame, welche daſſelbe darſtellt, noch lange nicht erreicht wurde... Wer iſt dies?...

— Wollt Ihr nur ein wenig vernünftiger werden, Sir, erwiderte Buckingham; ſo iſt dieſe Dame ſicherlich das ſchönſte Mädchen unſerer drei Reiche, die Eurige ... iſt Eure Gattin; dafür ſtehe ich. Dieſe Dame, Meiſter, liebt Euch, merkt es wohl, ſie liebt Euch... Es iſt Maria Ruthven, die Tochter des ſchottiſchen Grafen von Göre. Wollt Ihr der Einladung des Königs folgen und ſofort mit uns zu Hofe fahren, ſo werdet Ihr „Schön-Mary“ noch heute Abend ſehen.

In einem Augenblick war van Dyk aus ſeiner Apathie erwacht; er ſprang auf und rief nach ſeinen Dienern.

— Sachte, Sir! ſprach Buckingham. Ihr werdet die Gräfin nicht im Hofſaale ſehen, ſondern Euch zu einem kleinen Kunſtgriffe bequemen müſſen. Sie iſt nur in den Gemächern der

*) Eine von van Dyks Geliebten.

Königin zu finden; denn ich, Maria's Vormund, habe sie absichtlich von den Festen fern gehalten, habe ihr, um sie zu bewahren, jede ostentatiose, öffentliche Erscheinung untersagt. Die junge Gräfin Gore ist die Hofmeisterin des Prinzen Karl von Wales und seiner beiden Geschwister. Wollt Ihr Diejenige sehen, welche an dem glänzendsten Hofe der Welt das klösterliche Leben einer Nonne führt, so nehmt Euer Zeichnengeräth und begehrt, die königlichen Kinder abzubilden. Dann werdet Ihr die Schöne sicherlich ungestört sehen und sprechen können.

Van Dyk gehorchte. Er fuhr mit Buckingham und Digby nach Whitehall, stellte sich dem Könige vor, der ihn nach seiner halb schwermüthigen Weise lächelnd, freundlichst empfing, dann aber, auf einen Wink vom Herzoge, ihn an die Hand nahm und aus dem Saale führte.

— Erlaubt, Herr Ritter, sagte Karl I. mit seiner ganzen chevalereskeu Grazie den Arm des Malers nehmend, wenn Wir Euch eine kleine Arbeit auftragen. Ihr werdet Unsere Kinder malen.

— Ach, Sire, Sie machen mich glücklich! stammelte van Dyk.

— Buckingham wird Euch diesen meinen Lieblingswunsch mitgetheilt haben. Die Kleinen sind zwar noch etwas unruhigen Wesens, Ihr werdet daher Mühe haben, sie genau aufzufassen, indeß die Gräfin Gore — Karl I. lächelte schelmisch — wird die Kinder schon zur Folgsamkeit bewegen.

Beide traten jetzt in die Zimmer der Königin. Hier befand sich Karl, später der Zweite genannt mit James und Henriette, und neben ihnen erblickte van Dyk ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß er, als ihn der König der Maria Ruthven vorstellte, unwillkürlich die Augen schloß. Als sich van Dyk gefaßt hatte, war Karl I. verschwunden.

Van Dyk fing an die Gruppe der königlichen Kinder sammt zwei edlen, schottischen Hunden zu zeichnen. Er ging am andern Tage, und abermals zum Vollenden der Zeichnung nach dem Schlosse; er schien das Bild nicht vollenden zu können.

Am vierten Tage, als er die Gemächer verließ, stammelte er, Maria's Hand ergreifend, das Geständniß seiner Liebe. Die junge Dame sank weinend vor Wonne in seine Arme.

Ein neues, edleres Leben begann jetzt für den Künstler. Denn bald darauf vermählte der Herzog von Buckingham seine Mündel mit dem Meister. Seine Lebenskraft war aber zu tief erschüttert.

Er machte mit seiner Gemahlin eine Reise nach seiner Vaterstadt Antwerpen, dann nach Paris, um die Gallerie des Louvre zu malen. Da aber Nicolaus Pouſſin diesen Auftrag schon erhalten hatte, kehrte er nach London zurück. Hier ereilte ihn, als er eben beschäftigt war, dem Könige eine der großartigsten Tapetenmalereien im Carton anzufertigen, in den Armen seiner holden Gattin 1641 der unerbittliche Tod.

Potiphars Weib.

Von Cignani.

In den Gemälden von Carlo Cignani leuchtet noch einmal der große Styl und die Reinheit der Zeichnung auf, welche in Bologna, der Vaterstadt dieses Meisters, durch die gewaltigen

Digitized by Google

Reformationen der Familie der Caracci gegenüber den Manieristen hervorgerufen wurde. Cignani, in der graziösen Anlage seiner Zeichnungen stets den Correggio als Vorbild vor Augen habend, verleugnet dennoch nicht das Merkmal der Schule, welcher er angehört, er ringt, gleich dem Annibale und Agostbino Caracci, gleich seinem Lehrer Albani, aber mit mehr Erfolg als der Letztere, nach einem Charaeteristischen seiner Gegenstände, und dies Charakteristische ist nicht etwa wie beim Correggio die Schöpfung einer übergewaltigen Phantasie, sondern diejenige des besonnenen Verstandes. Cignani wird daher seine Bewunderer wohl durch seine schönen Gestalten, durch sein klares und lebendiges Colorit sanft ergötzen; aber dieselben nicht, wie der Correggio es vermag, mit poetischer, idealer Gewalt in das Reich empfindungsreicher Phantasien fortreißen. Der Gegenstand dieses Gemäldes ist hinreichend bekannt, Cignani hat die Scene auf eine zarte Weise behandelt, die uns einen harmonischen, ruhigen Eindruck giebt. Hier ist kaum das Wesen einer leidenschaftlichen Gluth zu fühlen, wie dieselbe uns mit bezauberndem Athem aus den Werken Tizians entgegenströmt, und fast möchten wir dem bologneser Meister seiner rein ästhetischen Auffassung, seiner verständigen Charakteristik wegen für die Abwesenheit des heiß-sinnlichen Elementes Dank sagen. Von gleicher Schönheit, wie auf diesem Bilde, zeigen sich die Formen und die Gewänder bei seinen andern Arbeiten. Einige seiner vollendetsten Leistungen befinden sich als Frescogemälde im Palaste Farnese und zu St. Michael in Bologna; ferner zu St. Madonna del fuoco zu Forli. Die Himmelfahrt der Maria in diesem letzten Tempel ist nach Composition und Ausführung vielleicht Cignani's bestes Werk.

Der Meister, 1666 geboren, starb 1719 und zwar zu Forli, in der Mitte seiner Schüler. Cignani, obwohl mit Eifer als Director der Malerakademie zu Bologna wirkend, konnte dennoch den immer rascheren Verfall der Kunst nicht aufhalten.

Gang Christi nach Golgatha.

Von Paul Veronese.

Das Sanftrührende, welches Veronese mit einer so großen Kunst in die Erscheinung treten lassen kann, ist diesem Bilde in hohem Grade eigen. Die Art, wie Veronese den Christus aufgefaßt hat, entscheidet den Charakter dieses Gemäldes nicht allein, sondern ist auch für die Richtung des Meisters bezeichnend. Durch keine majestätische Größe wird der Beschauer von dem Dulder geschieden, welcher unter der Last des Kreuzes niedergesunken ist. Es ist nicht der Gottmensch, der hier kniet, dessen tiefste Erniedrigung — noch immer unendlich über unsre gebrechliche Erdennatur erhaben — uns ebensowohl geistig niederdrücken, als gewaltsam ergreifen und erschüttern würde. Das Lamm leidet hier, schwerlich aber dürften wir sagen: Veronese hat hier das Lamm gemalt, „welches der Welt Sünden trägt." Des Menschen Sohn blickt uns aus dem Bilde entgegen, der sanftmüthige und von Herzen demüthige Märtyrer für die

Digitized by Google

Digitized by Google

ewige Lehre von der ewigen Liebe, und was er leidet, der ſchon wie verklärt blickende Dulder, iſt das Leiden des Menſchen. Während der Gottmenſch, dem ſich der Beſchauer nicht zu ſubſtituiren vermag, jedenfalls allein leidet, obgleich man ihn anbetet; ſo können wir dieſen „Jeſus“ nicht ſehen, ohne mit ihm zu leiden; denn er iſt unſer Bruder, ungeachtet des himmliſchen Strahlenſcheines um ſein dornengekröntes Haupt.

Dieſe ſeine Auffaſſung hat Veroneſe mit ungemeiner Zartheit dargeſtellt, und ſeine Umſtände zuſammen beantworten die Frage nach der Urſache der ſanften Wehmuth und des melancholiſchen Vergnügens, welche ſein „Chriſtus auf dem Wege nach Golgatha“ hervorbringt.

Das Gemälde iſt zwar in der Gruppirung bald etwas verwirrt componirt, beſitzt aber dennoch große Schönheiten. So matt die heilige Veronika gerathen iſt, welche Jeſus das Schweißtuch vorhält, ſo ausgezeichnet iſt der Mann in aſiatiſchem Coſtüm, welcher ſie abwehren will. In dem halbnackten Henker dürfte Veroneſe gezeigt haben, wie das Widerliche in der Kunſt behandelt werden ſoll, um Recht zur Erſcheinung zu erhalten. Eine Nebenſache bemerken wir beiläufig: es iſt der Kopf des gebundenen Miſſethäters im Hintergrunde links; Veroneſe hat nicht viele Köpfe von ſolcher charakteriſtiſchen Wahrheit aufzuweiſen. Ein wieder ideal gehaltener Charakterkopf von unvergleichlichem Ausdrucke iſt derjenige des Hohenprieſters, rechts neben dem eiskalten, Alles um ſich her als überwundene Sclaven verachtenden Römers Pilatus. Die Mutter Jeſu mit dem Johannes iſt dagegen wieder vag-ideal aufgefaßt. Ueberhaupt bildet, wie geſagt, Jeſus ſelbſt das Moment, weshalb, neben der Pracht der Färbung, dies Gemälde ein ſprechender Zeuge von Veroneſe's Meiſterſchaft iſt und bleiben wird.

Die Flucht nach Aegypten.

Von Claude Lorrain.

Niemand vermöchte ſich des Eindrucks zu erwehren, den Claude Gelée, oder unter ſeinem bekannteren Namen, Claude Lorrain, durch ſeine Landſchaftsdichtungen hervorruft. Ruisdael iſt ein Meiſter in der Kunſt, durch ein Landſchaftsbild in dem Beſchauer eine beſtimmte Empfindung zu erwecken; nicht minder aber verſteht es Claude Lorrain, die Natur künſtleriſch zu einer Harmonie zu vereinigen, die gleich einem lyriſchen Gedichte das Herz bewegt, nachdem ſie das Auge, wie dies letztere das Ohr, ergötzt hat. Es iſt die Idealität, getragen von der genial aufgefaßten und wiedergegebenen Naturwahrheit, welche bei Claude Lorrain dieſen unbeſchreiblichen Zauber der Landſchaft bewirkt. Mit der höchſten Anmuth bekleidet, tritt uns in ihrer ewigen Jugendſchönheit die Natur bei Lorrain entgegen. Ihre Reize ſind in zwangloſeſter Weiſe in einen Brennpunkt vereinigt, deſſen Strahl ſicher auf den Beſchauer wirkt.

Die „Flucht nach Aegypten“ ruft, gleich einem ebenſo lieblichen als klaren und feierlichen Gedichte über den Gegenſtand, alle die Träume jugendlicher Poeſie wach, womit wir einſt die

von Engeln geleitete Mutter des Himmelskönigs auf der lastbaren Eselin sitzend, vom treuen Joseph geführt, auf ihrer Reise nach dem Lande der wunderbaren Weisheit des Alterthums begleiteten. Den Schatten des herrlichen, dunklen Waldes, den Strom des lebendigen Wassers, den Felsen, welcher, der Ewigkeit trotzend, sich majestätisch, vom Sonnenlichte verklärt, erhebt, deuten zu wollen, würde eine Versündigung an dem Meister sein; denn das hieße nichts Anderes, als diese freie poetische Schöpfung in eine gebundene Symbolik zu übersetzen, wie wenn man aus den Wendungen und Uebergängen, aus dem Wechsel und der Zusammenstellung der Tonformen eines entzückenden Musikstückes den Gedanken herausfinden, die Wirkung zu erklären streben wollte, warum uns das Ganze eben so und nicht anders bewegt, wie es uns bewegt.

Wie aus dieser Auffassung von Lorrains Landschaften hervorgeht, so ist die Staffage in ihnen nebensächlich und dient meistens nur dazu, die eigentliche Seele des Bildes in einem bestimmt erkennbaren Zuge anzudeuten. Reizend, fast märchenhaft zeigt sich der Kern dieses Bildes, die Madonna mit dem Kinde, vom schirmenden Boten des Himmels geführt, im tiefen Dunkel des verschlungenen Waldpfades. Vor der Pracht der Landschaft könnte man diese heimliche Gruppe, die sich verbirgt, wie der Stern der Welt einst den bethlehemitischen Kindesmördern verborgen wurde, fast übersehen. Und doch wird die Landschaft erst vollständig, das Bewußtsein ihrer magischen Gewalt geht dem Beschauer erst dann völlig auf, wenn dieser Schlüssel, dieser Centralpunkt gefunden ist.

Die Mittel Lorrains sind ungeheuer groß. Lebenswarmer, kräftiger, duftiger als diese mit vollendeter Meisterschaft verschmolzenen und abgestuften Farbentöne Lorrains ist die Natur in den einzelnen Zügen, die der Maler harmonisch zusammenfaßt, selbst nicht. Eine transparente Leichtigkeit der Farbengebung dient dazu, Lorrains anmuthige Umrisse mit einer Eleganz zu umkleiden, die nicht weniger selten ist, als der dichterische Werth seiner landschaftlichen Schöpfungen.

Die Flucht nach Aegypten ist eine von Claude Lorrains Perlen. Nicht minder berühmt ist das Seestück mit Acis und Galathea, welches die Dresdener Gallerie bewahrt. Eine große Anzahl von Lorrains schönsten Bildern befinden sich in England theils im Besitze der Nation, theils von verschiedenen Großen. Seine größten Meisterwerke, die vier Tageszeiten, dem Kurfürsten von Hessen, dann der Kaiserin der Franzosen, Josephine, angehörend, befinden sich jetzt in der kaiserlichen Eremitage in Petersburg.

Satyre und Nymphen.

Von P. P. Rubens.

Die geschlossene Individualität der griechischen Götter und Halbgötter, sowie ihres Gefolges, des eigenthümlichen Mischgeschlechtes, welches zwischen Thier, Mensch und Halbgott spielt; oder die in der Form gesättigte, durch ihren vollkommensten Ausdruck zur Ruhe gelangte Idee

Digitized by Google

A Lady playing the Harpsichord Die Clavierspielerin

Digitized by Google

hat seit uralten Zeiten die künstlerische, bildende Darstellung jener mythologischen Gestalten der Bildhauerei und nicht der Malerei überwiesen. Diese letztere Kunst vermag die classische Ruhe der Sculptur nicht fest zu halten, sondern tritt, wenn solche Ruhe als Gegensatz betrachtet wird, auf das Gebiet der Romantik. Die gemalten Götter Griechenlands werden aus ihrer olympischen Abgeschiedenheit befreit, sie werden lebendig und bloße Personen, statt individualisirte Träger eines Begriffs. Der Gott ist verschwunden, welcher nur aus der ihn erfüllenden Idee heraus handeln konnte, und ein mit den Attributen der Gottheit versehener Mensch ist geblieben, der neben seinem ihm ursprünglich eignen Charakter Gefühle und Leidenschaften besitzt, wie sie dem Sterblichen eigen sind, dessen Wesen alle die Ideen einschließt, welche in dem Reigen der mythologischen Götter einzeln aufgefaßt und durch die Sculptur zu unwandelbarer Erscheinung gebracht sind. Meistens verunglücken daher die Versuche, „die Götter Griechenlands" zu malen. Aber selbst diese in der Natur der Sache liegenden Hindernisse bei der malerischen Darstellung mythologischer Gestalten sind für den Genius keine Hindernisse. Rubens „Satyre und Nymphen" bezeugen, daß der Maler derartige Gegenstände seiner Kunst gemäß auffassen darf, um ein inhaltreiches und schönes Gemälde zu schaffen. Mit graziösem Kraftwurfe giebt er uns seine drei Satyre, eigentlich Halbpanisken, und die vier Nymphen der Diana lebendig, athmend, farbenglühend, statt sie zu versteinern, und rollt uns in den mythischen Gestalten eine dichterische, allegorische Darstellung von dem geheimnißvollen, reizenden Leben von Wäldern und Fluren auf. Er hat von der individuell gefesteten Darstellung durch die Sculptur nur einen Schritt rückwärts zur allegorischen gemacht, um Spielraum für seine eignen Gedanken und Empfindungen zu gewinnen, mit denen er dies Bild in seinem reichen, fast überquellenden Schöpfungstalente ausstattete.

In diesem Gemälde scheint das ganze Natur-Leben, Weben und Walten gefesselt und umschlungen zu sein. Die üppige Fruchtbarkeit eines paradiesischen Bodens, den das Blut der vor Fülle zerspringenden Traube netzt. Wild, zwar vom tödtenden Speer und Pfeil getroffen, aber darum nicht weniger an den dichten, rauschenden, flüsternden, dunklen Wald, die Heimath der Satyre, und an die rieselnden Bäche erinnernd, die, klar wie die Augen der Nymphen, über Wiesen und durch Blätterüberhänge dahineilen, — diese Fülle von Naturbildern zusammengefaßt in den herrlichen Figuren mag uns wohl mit der dichterisch traumesvollen Empfindung erfüllen, welche Wald und Feld, heller Morgen über Wiesengründen und halbdunkle Sommernacht über Waldeseinsamkeit in dem empfänglichen Innern erwecken.

St. Magdalena.

Von Franz Gefft.

Die lebenswarme, hinreißende Büßerin des Correggio, in poetischem Genusse im Waldesdunkel die Worte des himmlischen Friedens und der „ewigen" Liebe lesend, ist hier bei Gefft

Digitized by Google

zur Heiligen geworden, deren ſanfte, wir möchten ſagen, ſchmelzende Schönheit allein noch an die Urſache erinnert, weshalb die Schönheit ſich einer rauhen Aſcetik unterworfen hat. Geſſis Magdalena verleugnet in ihrer Weiſe nicht die Grazie derjenigen des Correggio; ſie läßt jedoch im Vergleiche zu dieſer, ungeachtet ihre ganze Erſcheinung unendlich zart, faſt zierlich iſt, kalt. Die Kunſt des Meiſters erkennt man, bei ſeiner dasmal allgemeinen Auffaſſung, nur in einzelnen Zügen, faſt nur in einzelnen Pinſelſtrichen wieder. Dahin gehört der unübertreffliche Ausdruck des Mundes dieſer Magdalena, welcher ihre Geſchichte, ihre Bekehrung und ihr augenblickliches, aus dem innerſten Herzen quellendes religiöſes Gefühl auf frappante Weiſe malt; ein Gefühl, das, ungeachtet ſeiner ſittlichen Höhe, dennoch Sinnliches genug beſitzt, um zu der Annahme hinzureißen: die Magdalene beuge ſich nicht demüthig vor dem göttlichen Chriſtus, ſondern ſie bete, an „himmliſch gewordener" Liebe ſiech, den göttlichen „Mann" an in der Einſamkeit des felſigen Thales. Dieſen eigenthümlichen, von dem idealiſirten, nicht charakteriſtiſch beſtimmten Blicke der Magdalena unabhängigen Ausdruck hatten die Bologneſer in dem weichen und ſchwärmeriſchen Verſtändniß für leidenſchaftliche Gemüthszuſtände mit ſolcher Wärme aufgefaßt, daß ſie dieſe Magdalena Geſſi's weit über die beſten Leiſtungen Guido Reni's, des Meiſters von Geſſi, ſtellten. Durchaus dem Charakteriſtiſchen dieſes Bildes entſprechend iſt die Zeichnung und Färbung deſſelben in ihrer weichen, verſchwimmenden Manier, die ſonſt dem Geiſt nicht eben eigen iſt. Die rechte Hand dieſer Madonna gilt noch immer in der ſchweren Kunſt der Händemalerei als ein Ideal von Schönheit, obwohl ſie manierirt und mehr zierlich, als ſchön iſt. Die Magdalena von Geſſi rührt aus ſeiner zweiten Periode her. In der erſten zeigte Geſſi ein ſtrenges, geiſtvolles Studium, welches durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung getragen und durch die Nachahmung der großen Meiſter, beſonders des Guido, belebt wurde. Die zweite Periode hat nicht dieſe großartigen Schöpfungen, wie ſie Guido in ſeinem heiligen Franciſco in der Nunziata zu Bologna bethätigte, aufzuweiſen; nur die glänzende Technik und einzelne gemalte Gedankenblitze, wie ſie unſere Magdalena zeigt, belehren den Beſchauer über das bedeutende Talent des Meiſters.

Geſſi, welcher den großen Styl verließ, bildete in ſeiner Malerſchule zu Bologna, welche nach Reni's Tode die einzige von Bedeutung daſelbſt war, keine glänzenden Talente. Die Schüler faßten die Zierlichkeit ihres Meiſters auf und verfielen dadurch, wie kaum anders zu erwarten, in eine kalte und trockene Manier, deren Grundzüge Geſſi, vermöge ſeiner ausgezeichneten Technik, in ſeinen Gemälden ſo zu verdecken weiß, daß ſie nur das Auge des Kenners bemerkt.

Dieſer Meiſter, ein Bologneſer, ward 1588 geboren und ſtarb 1649. Die Zahl ſeiner Bilder von Ruf iſt geringer, als man nach ſeinem unausgeſetzten Fleiße glauben ſollte; ein Beweis, daß ſeine Schnellmalerei nur auf Koſten ſeines beſſeren Könnens ausgeübt wurde.

Digitized by Google

Bauernhochzeit.

Von David Teniers.

Das Landvolk von Nordholland, ebenfalls von Friesland und die Bewohner der längs der Nordseeküsten liegenden Sandinseln, ist bekannt durch sein unverrücktes Festhalten an den Sitten der Vorzeit.

Die Bauart der Mehrzahl der Landhäuser in diesen von Alters her stammverwandten Ländern ist der Hauptsache nach seit Hunderten von Jahren dieselbe geblieben. Menschen und Pferde und Kühe, Schweine und Gänse und Hühner leben in patriarchalischer Eintracht unter demselben Dache der langgestreckten, einstöckigen Gebäude. Der Rauch von dem offen an dem weiten, festgestampften Flur liegenden Feuerheerde — um welchen sich die Familie schaart — wird selten durch Schornsteine abgeleitet, sondern sucht sich selbst nach Belieben durch das oben aufgestapelte Getreide u. s. w. einen Ausgang. Dieser Gast — sonst eine der Calamitäten des häuslichen Lebens — ist hier zu Lande gern gesehen. Er reift das Getreide nach und spielt bei der Herstellung der berühmten Schinken eine große Hauptrolle.

So wie ihre Wohnungen, so sind die Leute selbst fast ganz den Alten ähnlich. Am meisten zeigt sich dieses bei den Hauptereignissen ihres bescheidenen, harmlosen Daseins, bei Kindtaufen und Hochzeiten.

Für die letzteren ist das Festprogramm vielleicht schon vor fünfhundert Jahren festgesetzt, und wird eine sogenannte „große Hochzeit", das heißt, eine Hochzeit mit Musik, Tanz und Schmauserei gefeiert; so kann man darauf rechnen, daß diese alten Regeln, welche sogar jedes aufzutragende Gericht und die Folge der Schüsseln bestimmen, unabänderlich in Ausführung kommen.

Die Zurüstungen zu einer solchen Bauernhochzeit sind sehr oft bauernmäßig großartig, und stellen selbst dem Nichteingeweihten eine Hochzeit à la Camacho im Don Quixote in Aussicht. Es ist gar nichts Seltenes, weder in Nordholland, noch in Friesland oder in Westfalen, daß 300 bis 400 Paar, die Kinder ungerechnet, geladen werden. Die Hochzeit dauert regelmäßig vom Sonntag Nachmittag, wo das junge Paar getraut wird, bis zum Mittwoch Abende, wo sich der Troß wieder entfernt. Es ist also sehr natürlich, daß für die schlagfertigen Magen dieser Gesellschaft einige fette Ochsen, mehre Rinder, ein halbes Dutzend Schweine u. s. w. geschlachtet, und furchtbare Batterien von Schiedamer, von Genever, Rum und Bier aufgeführt werden.

Der sogenannte Braut-Bitter, welcher die Einladung der Gäste besorgt, lügt nicht, wenn er in seiner aus uralten Zeiten herstammenden, gereimten Einladungsrede, deren Vortrag etwa eine halbe Stunde erfordert, von „Geflügeln ohne Zahl" u. s. w. spricht, die zur Restauration der Gäste bereit stehen. Diese Brautrede, im Niederdeutschen und Holländischen gut gereimt, nimmt sich im Hochdeutschen zu sonderbar aus, als daß man sie, der Curiosität wegen, geben könnte. Sie athmet derben niederländischen oder besser niedersächsischen Bauernwitz, dessen Ab-

Digitized by Google

bild der gebildete Deutsche, der Städter, der Halbfranzösirte mit Schrecken im Eulenspiegel — unsterblichen Gedächtnisses — anstarrt.

Am Hochzeitstage selbst ist die geplagteste Person — der Bräutigam, oder vielmehr der junge Ehemann. Mit einer weißen Schürze angethan, muß er die oben am Tische im vollen Staate sitzende Braut und sämmtliche Gäste als Kellner bedienen. Er hat den Bräutigamsknecht zu seiner Verfügung, wird aber trotzdem so abgehetzt, daß er sich gegen Abend kaum noch auf den Beinen erhalten kann. Die Braut wartet am folgenden Tage mit ihren Mägden auf.

Die Tänze der Gäste am ersten Tage sind festgestellt. Die Ehrentänze machen den Anfang und das junge Paar ist genöthigt, mit allen Großvätern und Großmüttern u. s. w. der ganzen Hochzeitsgesellschaft bis gegen Abend nach einer Menuett-Melodie herumzugehen. Eine schnelle Beendigung eines solchen Tages würde sich der Betheiligte dem Brautpaar gegenüber als unauslöschlichen Schimpf zurechnen. Die Etikette hat hier gesorgt und bestimmt, wie lange das Brautpaar mit den Anverwandten der verschiedenen Grade Ehren halber wandeln soll.

Hier und da kommt in Nordholland und Friesland noch die uralte Sitte vor, daß am zweiten Tage der Hochzeit die sogenannte Brauttafel ausgestellt wird: eine große Schüssel, neben welcher sämmtliche Gäste vorbeidefiliren, um ihre Geschenke, natürlich in klingender Münze, dem neuen Paare darzubringen. Die Beiträge werden von dem Pfarrer, dem Domine oder dem Schulmeister des Orts registrirt. Da hier sich Niemand gegen die Uebrigen eine Blöße geben will, so sind die Gäste nicht selten in dem Falle, das auf der Hochzeit Verzehrte unverschämt theuer bezahlen zu müssen. Ist dieses Opfer gebracht, so pflegt sich der ganzen Gesellschaft plötzlich ein ganz anderer Ton zu bemächtigen. Sie dictirt jetzt, ob sie an großer Tafel warm oder kalt speisen will, oder nicht, und wann dies geschehen soll; sie giebt ihr Gutachten über den noch vorhandenen Vorrath an Eßwaaren und Getränken ab und befiehlt, daß so und so viel Stück Vieh noch nachträglich abgethan werden soll, „da man nicht gesonnen sei, zu hungern."

In ihrer Ausgelassenheit werden von den Gästen sehr oft die merkwürdigsten Belustigungen entrirt. Aber auch sie sind nicht etwa erst zu erfinden, sondern die Alten haben schon vorgesehen, wie man bei solchen Gelüsten zu verfahren habe. Berüchtigt ist in dieser Hinsicht der Tanz „die lange Reihe." Ein Mann und ein Frauenzimmer und so fort stellen sich sämmtliche Hochzeitsgäste, die sich auf ihre Beine noch hinreichend verlassen zu können glauben, in einer Gänsereihe hinter einander auf. Jeder und Jede faßt das Kamisol oder den Rock des Vorderen und hält ihn fest. Die Dorfmusikanten laufen nebenher und nun beginnt der Tanz, halb Hüpfen und Springen, halb Laufen durch die Dorfstraßen, über Hecken und Zäune, durch die Häuser, in die Thür hinein, zum Fenster wieder hinaus u. s. w., ja nicht selten werden von den bachantischen Tänzern den Nachbardörfern auf solche Weise Besuche abgestattet, welche indeß in der Regel mit einer furchtbaren Schlägerei endigen, wenn sich „die lange Reihe" die geringste Ungehörigkeit erlaubt.

Die Physiognomie solcher holländischen und niedersächsischen Bauernhochzeiten, deren genauere Schilderung wir des Raumes wegen aufgeben müssen, bleibt, obgleich sie der verschiedensten Variationen fähig, immer dieselbe, welche sie seit alter Zeit gewesen ist.

Digitized by Google

David Teniers höchſt humoriſtiſches, lebenathmendes Bild gilt daher dem Weſentlichen nach noch heute vollkommen. Charakteriſtiſcher wäre eine ſolche Bauernhochzeit mit allen Nüancen ſchwerlich aufzufaſſen. Das vortreffliche Blatt erklärt ſich ſelbſt; eine Idee, welcher Geiſt etwa bei ſolchen Gelegenheiten in der Geſellſchaft herrſcht, haben wir oben angedeutet.

Die Clavierſpielerin.

Von Kaspar Netſcher.

Die Teniers und Oſtades haben das Leben und Weben der untern Stände Niederland's nicht friſcher und wahrer aufgefaßt und mit geiſtvollerer Abwechſelung nüancirt dargeſtellt, als Netſcher dasjenige der höheren Geſellſchaft ſeiner Zeit. Bei dem, durch die bedeutendſten techniſchen Fähigkeiten getragenen, mannigfach abgeſtuften Kunſt-Naturalismus wird uns von Alt-Niederland ein Bild aufgerollt, wie wir es getreuer und reicher von keinem andern Lande beſitzen. Bei Netſcher kann man auf's Vollſtändigſte, außer dem Coſtüme, die Sitten und Manieren der ſchönen Welt während der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtudiren. Dieſe „Clavierſpielerin" gilt nicht mit Unrecht für eines der gelungenſten Converſationsſtücke Netſchers. Es iſt mit einer Leichtigkeit entworfen, mit einer geſchmackvollen Anmuth vollendet, wie ſie die erſten Meiſter des feinen Genres nicht vollendeter aufzuweiſen haben. Nach dem phantaſtiſchen Hintergrunde, der Zimmerwand zu urtheilen, ſcheint die Spielerin dem Theater anzugehören und mit ihrem, ſie anbetenden Cavalier ein muſikaliſches Examen anzuſtellen. Unter dieſer Vorausſetzung beſitzt das Gemälde einen Humor, der kaum feiner und ergötzlicher ausgedrückt werden kann.

Das Kloſter.

Von J. Ruisdael.

Diesmal hatte Jakob Ruisdael eine Fußtour unternommen, die ſich bis über Ath hinaus ausdehnte. Hier beſchloß er Halt zu machen. Er packte die unſchätzbare Beute, welche er auf ſeinem Streifzuge erobert hatte, eine Folge der poeſiereichſten Landſchaftsbilder, ein und ſandte ſie nach ſeiner Vaterſtadt Harlem. Dann beſtieg er ſein Roß und gedachte ſeinem Geiſte einige Ruhe zu gönnen und heimkehrend mit vollſter Beſchaulichkeit das zu genießen, was er zum Entzücken der Welt auf die Leinwand zu ſchaffen verſtand: das tiefgeheimnißvolle Leben in der Natur.

Digitized by Google

Ruisdael war jedoch viel zu sehr Maler, als daß er in diesem Punkte consequent geblieben wäre. Er war noch keinen Tag unterweges und befand sich bereits mitten in den gedankenreichsten Studien über die Schönheiten der Landschaften an seinem Wege. Stundenlang mußte sein Roß stillstehen: der Reiter beobachtete den Effect, welchen ein einsamer, dunkler Paßweg hervorbrachte; oder er suchte die richtigste Weise, um einen vom herbstlichen Winde durchbrauseten Wald mit seiner melancholischen Bewegung aufzufassen.

Am Abende des zweiten Tages hatte Ruisdael, der große „Landschaftdichter", wie ihn Vater Goethe nennt, sich so sehr in seine Studien vertieft, daß er keinen Gedanken an die ferne Herberge übrig behielt, wohin sein stampfendes Roß so sehnlich verlangte.

Er befand sich mitten im Walde. Die Nacht war eingebrochen; es fing sanft an zu regnen. Vor ihm breitete sich ein mit Gebüsch und einigen riesigen Eichen versehenes, ringsum von starrenden Tannen umgebenes tiefes Thal aus; das Licht des vom Regen verschleierten Mondes schwamm um die triefenden Bäume . . . Allenthalben tiefste Ruhe; man hörte fast jeden Tropfen auf die Blätter der Bäume fallen.

Der Maler schien sich von dem Anblicke dieser Waldesstelle nicht losreißen zu können. Hier war fast nichts von den Eigenschaften, in welche man die Schönheit einer Landschaft gewöhnlich zu setzen pflegt. Wenig, fast nichts war hier zu sehen. Ruisdael schüttelte den Kopf.

— Wo liegt nur der maßlose Reiz, rief er endlich aus, den diese Landschaft auf mich ausübt? Könnte ich das Geheimniß ergründen, durch ein Bild einen Eindruck hervorzurufen, wie ihn diese regnerische Waldesnacht auf mich ausübt — wahrlich, kein Maler in der Welt käme Jacques Ruisdael, dem Landschafter, gleich . . .

Seine Betrachtung, sein Entzücken ward ziemlich rauh unterbrochen.

— Was schreit Ihr denn hier so spät? fragte eine rauhe Stimme, und Ruisdael sah mit einigem Erschrecken dicht neben seinem Pferde einen starken Mann stehen, welcher auf sehr bezeichnende Weise seine lange Flinte anlegte.

— Gebt Euer Geld! befahl der Fremde.

Ruisdael zog sein Faustrohr und feuerte es auf den Räuber ab; der Mann griff nach seinem Kopfe und sprang mit einem Fluche vorwärts. Der Maler fühlte sich am Beine ergriffen und vom Pferde geworfen.

— Du stirbst! rief der Fremde wild.

— Schone mich! Du erhältst fünfhundert, tausend, zweitausend Gulden! kreischte der Besiegte.

Der Waldbewohner stutzte, ließ aber seinen Feind nicht los.

— Bist Du denn ein Fürst oder ein Graf, daß Du solche Summen bieten kannst? fragte er endlich sinnend.

— Ich bin ein Maler; mein Fürstenthum liegt in dieser rechten Hand und bei Gott, zerbrichst Du sie mir, wie es gleich geschehen sein wird, wenn Du nicht losläßest: so bin ich arm wie Du.

Der Mann ließ los und stellte sich dem Ruisdael mit dem Gewehr im Anschlage gegenüber.

— Du willst sagen, daß Du so viel für Deine Bilder erhältst?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ja.

— Wieviel denn für eines?

— Unter tauſend Gulden ſetze ich den Pinſel nicht an.

Der Waldesſohn ſchien tief nachzuſinnen.

— Gieb mir die zweitauſend Gulden, welche Du mir vorhin verſprachſt! ſagte er. Dann zieh Deiner Wege.

— Heute Abend beſitze ich nicht ſo viele Stüber! Aber ich ſchwöre Dir . . .

— Ah ſo! Es iſt gut! unterbrach den Maler der Fremde. Dann wirſt Du Dir einige Unbeqemlichkeiten gefallen laſſen, bis Du mich bezahlt haſt. Geh voran. Willſt Du mir entrinnen: ſo ſchieße ich, und ſei verſichert, daß ich meiner Kugel ſicherer bin, als Du der Deinigen. Marſch.

Ruisdael zum erſten Male in ſeinem Leben eine reizvolle Landſchaft rechtſchaffen verwünſchend, gehorchte und kam, mit Mühe ſein Pferd nach ſich ziehend, endlich nach einem kleinen Hüttchen. Die Thür ward geöffnet und ein ſchönes, junges Weib mit entfeſſeltem Haar, einen brennenden Kienſpahn in der Hand, trat auf die Schwelle und leuchtete die in einen Mantel gehüllte Geſtalt des Malers, das dampfende, vom Regen triefende Roß und die wilde, aber höchſt maleriſche Geſtalt des Räubers an. Ruisdael ſtieß ungeachtet ſeiner Situation einen Ausruf der Ueberraſchung über die Schönheit dieſer Scene aus.

Der Mann brachte das Pferd in einen alten Holzſchuppen und lud den Maler ein, näher zu treten. Hier herrſchte die bitterſte Armuth. Dies Zimmer, das einzige der Familie, zeigte kaum das Unentbehrlichſte. Drei kleine Kinder waren faſt nackend.

— Mein Gott, wo bin ich hier? fragte Ruisdael mitleidig.

— Bei einem Excommunizirten, Monſieur! ſagte der Mann düſter. Ich habe den Abt des nahen Kloſters geſchlagen, weil er mein Weib verführen wollte; der Bann traf mich; dann travail forcé auf ein Jahr. Vor acht Tagen bin ich zurück gekommen, nachdem man mir zum Abſchied den Staupenſchlag und ein gewiſſes Zeichen auf die Schulter gegeben hatte. Im Dorf nahm mich Niemand auf; ich habe dieſe verlaſſene Köhlerhütte zur Wohnung nehmen müſſen. — Aber noch ſind wir nicht verlaſſen. Du biſt da! Ich werde Dir nichts thun; aber Du wirſt mir ein Tauſendguldenbild malen, ich verkauf's und gehe nach der neuen Welt.

Am andern Morgen mußte Ruisdael ſein Geld hergeben, damit die Frau gehen und kaufen konnte, was zum Zeichnen u. ſ. w. nöthig war. Vergebens bat Ruisdael um ſeine Freiheit, indeß er betheuerte, er werde freiwillig die Wünſche ſeines Tyrannen erfüllen. Er verfiel darauf, durch Liſt ſich ſeines ſo unerwartet über ihn zur Herrſchaft gelangten Peinigers zu entziehen, und dieſem abſcheulichen Aufenthaltsorte zu entrinnen.

— Ich male nur nach der Natur! ſagte er. Ich muß mir hier eine paſſende Landſchaft aufſuchen.

— Gut! Ich gehe mit Dir! ſagte der Mann. Aber ſprichſt Du mit Jemand, verräthſt Du Deine Lage: ſo ſchieße ich Dich nieder. Ich gebe für mein Leben keinen Deut. Die Hoffnung, welche mir durch Dich eröffnet ward, ſoll ſich erfüllen, oder ich will ſterben.

Ruisdael zuckte betreten die Achſeln, nahm Papier und Stift und ſetzte ſich mit ſeinem Begleiter in Marſch. Nach einigen Minuten kamen ſie zum Walde hinaus — ein Thal eröffnete

Digitized by Google

ſich und mit demſelben eine Landſchaft, wie ſie Ruisdael ſelten ſchöner in ſeinen Phantaſien geſehen hatte.

Von dicken Bäumen an einem Ufer gezlert rieſelte ein ſeichter Bach über ein kleines Wehr. Drüber hinaus zeigte ſich ein freier, ſonniger Platz, von einer herrlichen Baumgruppe verſchönert. Seitwärts an dieſem Platze ſtieg ein gewaltiger ruinenhafter Thurm ohne Dach hoch empor; neben ihm war eine zerbrochene, cyklopiſche Mauer, den Grundriß eines ehemaligen feſten Gebäudes andeutend. Hinter dem Thurme erhoben ſich die neuen Gebäude eines Kloſters mit ihrem ſchlanken Thürmchen, und dicht neben dem letzteren erhob ein waldumkränzter, ſtellenweiſe kahler Fels ſeine Mauern in die Lüfte und ſchloß das Bild. Zur Rechten, halb im Gehölz verſteckt war das Dorf, aus welchem man den Waldbewohner vertrieben hatte.

Und die Staffage war nicht minder ſchön. Vorn im Bache wateten vier fette Kloſterkühe und zwei Männer fiſchten mit kleinen Hamen für die Mönche herrliche Forellen. Weiter entfernt ritt der Hirtenjunge einen Eſel im Bache umher, und vor dem alten Kloſter ſtanden zwei Mönche, die Hände in die Aermel geſteckt und unterhielten ſich in faulſter Beſchaulichkeit, während neben der großen Pforte des Thurmes ein Dritter an der Mauer lehnte und ſich ſonnte.

— Beim Apollo! rief Ruisdael bezaubert. Ich bin dennoch glücklich und ich danke Dir Bärenbeißer, daß Du mich geſtern Abend anhalten mußteſt. Dies wird ein Bild, welches ſicherlich für tauſend Gulden nicht feil ſein wird.

Und raſch ließ er ſich am Rande des Baches nieder und begann zu zeichnen, indeß der Tyrann mit ſeiner Flinte ſich hinter einem Felſenſtücke verbarg. Es dauerte keine Minute, da kamen die Mönche an, hoben die Kutten auf und wateten durch's Waſſer und beſchauten die Arbeit des Zeichners.

— Das iſt Ruisdael! rief ein Kloſterbruder. Wir haben eines Deiner Bilder im Refectorio. Du biſt bei uns eingeladen.

— Dank! Ich nehme die Einladung an unter der Bedingung, daß Ihr mir auf der Stelle tauſend Gulden leiht.

— Zugeſchlagen! rief der herbeieilende Abt; wenn wir uns damit das Recht auf Euer Bild unſers Kloſters erkauft haben. Wir werden Euch gut bezahlen.

In zehn Minuten hatte ſich Ruisdael von ſeinem Manne losgekauft.

— Siehſt Du, daß ein Maler nicht lügt? rief er dem Elenden zu. Und daß es keiner Flinte bedarf, um Jakob Ruisdael zu einer barmherzigen Handlung zu bewegen?

Digitized by Google

Digitized by Google

Christus mit dem Zinsgroschen.

Von Tizian,

und

Christus und Matthäus.

Von Giov. Ant. da Pordenone.

Noch immer war Alt-Venezia die über Inseln herrschende „Königin", obgleich sie die ersten verhängnißvollen Schritte gethan hatte, um von ihrer mächtigen Höhe für alle Zeiten herabzusteigen. Man schrieb das Jahr 1502.

Der Weg um's Cap der guten Hoffnung nach Ostindien war von den unerschrockenen Lusitaniern aufgefunden, und der Erbfeind Venedigs, der Muselmann, beugte unter Sultan Bajesid die Macht der Republik, und die Fahne mit dem Flügelbären waren namentlich im griechischen Archipel vor dem Halbmonde in den Staub gesunken.

Dennoch war Venedig Venedig. Segelte man hinaus auf die Rhede zwischen den unendlichen Mastenwald oder schoß auf der Gondel durch die Kanäle an den majestatischen Palästen hin, so bemerkte man keine Spur von den Staatsunfällen, welche die sorgenschweren Häupter der Rathsherren erfüllten. Reges, gewinnbringendes Leben zeigte sich allenthalben und die vornehmen Republikaner hatten von ihrem Reichthum, ihrer Pracht- und Kunstliebe, und das Volk von seinem Wohlstande und seiner unersättlichen Vergnügungssucht nichts eingebüßt.

Die letztere war vielleicht größer geworden als sonst, seit die Regierung — vielleicht in hochpolitischer Absicht — gewisse beschränkende Verbote in dieser Beziehung aufrecht zu erhalten unterließ. So durfte sonst, sobald die letzte Stunde vor Mitternacht eingetreten war, Niemand eine Serenade mehr bringen, und die Menge mußte noch eine Stunde früher die öffentlichen Plätze räumen. Masken durften sich nicht zeigen. Alles dies ward übersehen. Um Mitternacht noch klangen die Guitarren und klagten die maskirten Liebhaber, an den Schnabel der Gondel gelehnt, unter den Gitterfenstern der Angebeteten; und die Piazzetta, gegenüber dem Dogenpalaste, war bis zum lichten Morgen der Tummelplatz für alle Nachtschwärmer, die hier tranken, sangen und — was früher bei schwerster Strafe verpönt war — unter freiem Himmel Faro spielten. Es gab wieder häufige Dramen, die mit Dolchstichen, und nächtliche Unterredungen der jungen Herren, die mit Degenstößen endigten. Die Richter aber schienen zu schlafen, und die furchtbaren Löwenköpfe auf dem Corridor über der Riesentreppe des Dogenpalastes schienen seit einiger Zeit die heimlichen Anklagezettel, welche ihr Rachen aufnahm, zu zermalmen, so daß sie nicht den Rächern zu Gesicht kamen.

Neben diesem freieren äußerlichen Leben in der Lagunenstadt regte es sich nicht weniger in der Welt des Geistes. Die Meereskönigin hatte schon längst den Namen der Mutter der Gelehrsamkeit geführt; die Wissenschaften aber schienen vor dem Glanze zu erbleichen, mit welchem die Kunst sich aufschwang. Rasch hatten die Venezianer von Antonello von Messina an, in den

Digitized by Google

Schöpfungen Vittore Carpaccio's, Carlo Crivelli's, Giovanni da Udine's und Pellegrino's die Malerei emporblühen geſehen. Als der Meiſter Giovanni Bellini erſtand, ſchien es nur noch eines letzten Aufſchwunges zu bedürfen, damit in Venedig durch die Malerei die ewige Schönheit erreicht wurde, welche Rafael Santi in Rom, Michel Angelo in Rom und Leonardo da Vinci in Mailand offenbart hatten. Die Sterne Giorgione's, Tizian Vecellio's und Giovanni Antonio Liginio Pordenone's waren in Venedig aufgegangen, und dieſe drei Künſtler ſchienen berufen, eine bisher in den großen Schulen Italiens noch nicht vertretene Richtung, die Darſtellung eines wonnigen, irdiſch-ſeligen Seins, die reizende, ſchöne Wirklichkeit zur Vollendung zu erheben.

Die ausgezeichneten Kunſtkenner Venedigs prophezeihten dem Tizian: er werde den Lorbeer nicht allein von Bellini, ſondern auch von ſeinen Altersgenoſſen Giorgione und Pordenone davon tragen; ein Urtheil, welches die Urſache wurde, daß Giorgione alle Verbindung mit Tizian aufhob und ſich ihm gegenüber in eiſiges, finſteres Schweigen hüllte, während da Pordenone, um einige Jahre jünger als Tizian, dieſen mit aller Leidenſchaft eines Italieners anfeindete und erſichtlich eine Gelegenheit aufſuchte, um durch ſeinen Stoßdegen ſeinen bittern Empfindungen gegen den ehemaligen Freund Luft zu machen.

An der Eiferſucht dieſer drei Künſtler nahm ganz Venedig Theil. Man drängte ſich in den Paläſten der Grimani, Foscari, der Vedramini-Calergi und wie die Namen der reichen, kunſtſinnigen Nobili weiter hießen, ſobald ein neues Bild der aufſtrebenden Jünglinge ſich den in den ernſten Sälen bereits prangenden Kunſtſchätzen angeſchloſſen hatte, um zu urtheilen, welcher der Meiſter im Augenblicke die Oberhand über die Nebenbuhler gewonnen habe. Tizian Vecellio errang die meiſten und zuletzt alle Siege. Dieſer Maler, obgleich nicht in Venedig ſelbſt, ſondern auf der Terra ferma in Capo del Cadore, in den Alpen von Friaul geboren, war ſo durch und durch Venezianer, daß ſeine Gemälde, außer ihren anderen Vorzügen, wie noch nie ein Meiſter es zu malen verſtanden, das Charakteriſtiſche dieſer ſtolzen, ſinnlichen, leidenſchaftlichen und feingebildeten Inſulaner wiederſpiegelten. Selbſt das niedere Volk verſtand daher die Schönheiten der Gemälde Tizian's faſt inſtinktmäßig. Dies zeigte ſich höchſt auffallend, als Tizian's erſtes größeres Oelbild, die Himmelfahrt der Maria in der Kirche der Minoriten, ausgeſtellt wurde. Noch nie hatte eine Madonna die Herzen der Venetianer ſo zu rühren vermocht, als dieſe wahrhaft venetianiſche Gottesmutter in ihrer irdiſchen Schönheit.

Tizian, der ausgezeichnetſte Maler in Venedig, war zugleich der beſcheidenſte und offenſte. Er geſtand ohne Rückhalt, wie von ſeinem Lehrer Bellini das Zeichnen, ſo habe er das eigentliche Malen erſt von Giorgione nicht gelernt, ſondern abgeſehen. Pordenone dagegen ſchwur, er werde Tizian erſtechen, als dieſer vor einem Bilde Pordenone's arglos geäußert hatte: daß ſein Nebenbuhler von ihm die Kunſt, ſchöne, nicht manierirte Hände zu malen, entlehnen müſſe, um tadellos zu ſein. Seit dieſer Zeit war Tizian dem Pordenone ausgewichen, eine Sanftmuth, die dieſer als Feigheit zu bezeichnen ſich nicht geſcheut hatte. Pordenone ſollte indeß bald in den Fall kommen, Tizian's Entſchloſſenheit zu prüfen.

In einer herrlichen Sommernacht ſchlenderte Tizian, eine ſeiner vielen ſchönen Freundinnen, Signora Giuditta Farſani, die Tochter eines verarmten Nobile am Arm, über den Marcusplatz zur Piazetta. Den Gürtel mit Goldſtücken gefüllt, durch eine meiſterhafte Diana

Digitized by Google

Digitized by Google

erworben, forderte er eine kurze Zeit das Glück an den Faxotischen des liederlichen jungen Manfredi heraus, welcher beiläufig einer der ersten Familien Venedigs angehörte. Sie standen frei zwischen den colossalen Granitsäulen, welche das Bild des Marcuslöwen und des heiligen Theodor tragen. Dann nahm eine Gondel das jugendliche glückliche Paar auf, die seidenen Vorhänge an den Fenstern wurden gelüftet, die Mandoline des Gondoliers ertönte unter den kunstfertigen Fingern Tizian's und seine schöne Stimme trillerte einen Bolero, den er selbst gedichtet und componirt hatte, durch die Nacht. Der Gondolier trieb in raschem Fluge sein Fahrzeug den offenen Lagunen zu.

Plötzlich schrie dieser so laut, daß Tizian mit Singen innehielt und lauschend die Thür des Hüttchens öffnete.

— Bestia! schrie Beppo am Schnabel der Gondel, sein Ruder drohend hoch emporhebend. Nur eine Handbreit fehlte und Dein verrosteter Kasten hätte mein schönes Schiff in Grund gejagt. Die Pest über Dich und über alle Nicoletti's und mein Ruder auf Deinen Schädel, wenn Du nicht abhältst und mir Platz machst.

Der so schmeichelhaft Angeredete machte indeß keine Bewegung, um seine Gondel, welche sich quer vor diejenige Tizian's gelegt hatte, fortzuschieben, und aus dem Innern des fremden Fahrzeuges ertönte eine laute Stimme:

— Unterstehʼ Dir nicht, Anselmo, die Segel vor irgend Jemand, außer vor dem Dogen oder der Rathsgondel zu streichen, rathe ich Dir. Dieser ausgesuchte Esel drüben hat, denke ich, Platz hinreichend um Dir auszuweichen.

— Si, Signor Pordenone! rief Anselmo und setzte sein Ruder ein, um seine Gondel gegen die Beppo's zu treiben.

Tizian stand jetzt neben seinem Gondolier.

— Pordenone? fragte er mit erregtem Tone.

— Er selbst! antwortete dieser und trat vor die Hütte.

— Ah! Beppo, rief Tizian, laß Deine Aufmerksamkeiten gegen Deinen Kameraden da ruhen ... Eure Herren haben ein Wort mit einander zu reden. He! Pordenone! Hast Du die Absicht, hier in den Lagunen meinen Gesang zu kritisiren, wie Du meine Bilder kritisirst? Hüte Dich, daß Dein Grimm auf mich nicht lächerlich wird. Anlage dazu hat er bereits; denn er ist boshaft und ohnmächtig wie der eines Affen.

Pordenone, leicht gereizt, ließ seinen Feind nicht ausreden.

— Affe? schrie er fast. Affe? Ich habe nichts vom Affen, aber Du bist ein ganzer. Die ganze Welt hat's eingesehen, daß Du Rafael's Affe in Deinen heiligen Conversazioni bist, und Giorgione's Affe in allen Deinen Portraits, und ...

— Und? fragte Tizian, vor Zorn an allen Gliedern bebend.

— Corpo de Christo! Und mein Affe im Styl! schloß Pordenone.

— Nicht auch im Colorit? fragte Tizian schneidend, seine Ruhe der Wuth seines Gegners gegenüber wieder gewinnend. Du bist am Ende gar so gütig, zu behaupten, daß der Affe Tizian eigentlich nichts weniger verstehe als malen .. Versteht er's aber auch nicht, wie ich doch vermuthe: so versichere ich Dich, Bursch, daß er dafür desto besser fechten gelernt hat. Du wirst morgen früh an Deinem eigenen, genialen Körper die Probe davon machen.

Digitized by Google

— Ah! Endlich! murrte Pordenone. Ich danke Dir! Alſo biſt Du doch ein Mann und kein Feiger! Gute Nacht! Morgen um fünf Uhr auf der Piazetta! Aber ohne daß Du etwa den Löwen im Dogenpalaſte etwas zu freſſen giebſt.

— Du biſt elend, wenn Du glaubſt, ich könnte die Gerichte benachrichtigen . . . rief Tizian und wandte ſich indignirt ab. Vorwärts, Beppo!

Die Gondel flog fort. Giuditta, die ſtumme Zeugin dieſer Unterhaltung, warf ſich weinend in Tizian's Arme und beſchwor ihn, von dem Gedanken an den Zweikampf mit Pordenone abzuſtehen. Der Meiſter blieb unerſchütterlich: ſein erbitterter Feind ſollte gezüchtigt werden, oder er wollte nicht leben. Er ließ ſich nach ſeiner Wohnung fahren, und inmitten der leidenſchaftlichen Klagen und Bitten ſeiner Geliebten ſchickte er ſich ruhig an, ſeine Angelegenheiten für den Fall ſeines Todes zu ordnen. Er ſchrieb an ſeine alte Mutter in Friaul, gab Andreas di Foscari Nachricht von ſeiner Lage und verfiel dann in ſchweigſames Brüten.

Als Giuditta ſah, daß Tizian unempfindlich gegen ihre Bitten blieb, zog ſie ihre Halblarve hervor und nahm den Mantel mit aller Heftigkeit und Unzugänglichkeit eines beleidigten, liebenden Weibes um die Schultern.

— Du gehſt? fragte Vecellio einigermaßen betroffen. Du verläßt mich in dem Augenblicke, wo ich Dir theurer als je ſein ſollte?

Signora Farſani ſchien einen Moment lang unentſchloſſen; dann aber faltete ſie auf finſtere Weiſe ihre prächtigen Augenbrauen und eilte mit einer ſolchen Geſchwindigkeit die ſchmalen Treppen im Hauſe des Malers hinab, daß dieſer ſchon unten die Thür ſchließen hörte, bevor er noch die Hälfte der Stufen hinabgeſtiegen war. Höchſt unmuthig kehrte er in ſeine Zimmer zurück, um eine ſchlafloſe Nacht zuzubringen und mit aller Heftigkeit es zu empfinden, daß der Menſch nie mehr das Bedürfniß fühlt, an einem liebenden Herzen zu ruhen, als wenn er im Begriffe ſteht, ernſten Gefahren ſich entgegenzuwerfen und dem Tode zu trotzen.

Giuditta dagegen lief mit aller Schnelligkeit, deren ſie fähig war, durch die krummen, gewundenen Gäßchen Venedigs. Oft wenn das einſame Mädchen in einen dieſer finſtern Schlupfgänge trat, wo zwiſchen den Granitmauern alter Paläſte kaum drei Menſchen neben einander gehen konnten, zauderte ſie in einer Anwandlung von Grauſen; denn wie oft war an dieſen Orten der mörderiſche Stoß eines Bravo geführt, wie oft war an dieſen, wie zu blutigen Abenteuern geſchaffenen Plätzen von der Degenklinge eines beleidigten Nobili das Blut ſeines Feindes vergoſſen.

— Tiziano! flüſterte dann die bebende Giuditta, und dies eine Wort ſchien ſie mit wunderbarer Kraft zu beleben. Es galt, ihn, den Geliebten nicht allein, ſondern den erſten Künſtler Venedigs zu retten, deſſen Schöpfungen Niemand enthuſiaſtiſcher bewunderte, als eben die Tochter der zwar armen, aber kunſtſinnigen Farſani. Giuditta ſchien bei dieſem tiefempfundenen Gedanken keine Furcht weiter zu kennen. Vor einer Maccaronibude angekommen, deren Inhaber hinter ſeiner traurig brennenden Lampe in ſüßen Schlaf verſunken war, redete ſie den Nudelnkünſtler an und bat, ſein Licht eine Minute benutzen zu dürfen.

— Kaufen? fragte der Mann ſchlaftrunken.

— Nein!

— Dann hab' ich auch kein Licht.

Digitized by Google

Giuditta legte ihm eine kleine Geldmünze zwischen seine Pfannen und Töpfe.

— Grân spirito! murmelte der Händler vergnügt und sachte sein Licht heller an.

Giuditta sah sich forschend um, ob sie unbelauscht sei, riß ein Blättchen aus ihrer Schreibtafel und schrieb mit einem Stift rasch einige Zeilen darauf. Dann eilte sie dem Dogenpalaste zu. Schweigend und majestätisch lag die mächtige Treppe desselben vor ihr da. Sie zitterte so heftig und war so kraftlos, daß sie nur mit Anstrengung die weißblinkenden Stufen erstieg. Hier war Alles leer und still. Taktmäßig hörte man nur in den innern Vorhallen des Palastes den schweren Schritt der Wache haltenden Partisanenträger, vom Echo wiedergegeben, erschallen. Von weitem sah Giuditta die jeden Venezianer mit geheimer Furcht erfüllenden Löwenköpfe gähnen. Sie schloß fest die weißen Zähne aufeinander, näherte sich dann einem der bronzenen Ungeheuer und leise raschelnd sank der Zettel in die Tiefe hinab. War Giuditta mit Schneckenschritten die Treppe herauf gekommen, so machte sie den Rückweg dagegen mit einer Schnelligkeit, daß ihre zierlichen Fußspitzen kaum den Boden zu berühren schienen. Sie steigerte sich zu einem fieberhaften Rennen, als ein in seinen Mantel gehüllter, an einer Straßenecke lehnender Mann aus den untern Volksklassen, vielleicht ein Bravo, der auf eine Bestellung oder auf sein Opfer mit mürrischer Geduld wartete, in gleichgültigem Tone, aber mit starker Stimme, zu der Eilenden sagte:

— Signora, ich wäre neugierig zu wissen, wie viele Pfunde von Menschenfleisch Ihr den Löwen heute Nacht zugesteckt habt!

Die arme Giuditta kam fast ohnmächtig in ihrer einsamen, kleinen Behausung an, wo sie sich, in heftigster geistiger und körperlicher Aufregung, rückhaltlos ihren Empfindungen überließ.

Tizian dagegen erstarrte, als etwa anderthalb Stunden später seine Thür sich lautlos öffnete und zwei mit langen schwarzen Mänteln bekleidete Männer eintraten. Sie lüfteten weder ihre dunkeln Gesichtsmasken, noch zogen sie die Hüte. Der eine griff nur in den Busen und zog eine, an einer silbernen Kette hängende Medaille hervor, auf welcher die Insignien der Marcusstadt ausgeprägt waren. Tizian dachte weder an Giuditta noch an sein zukünftiges Duell mit da Pordenone; jeder andere Gedanke, als derjenige: du bist in der Gewalt der Diener des furchtbaren Raths der Zehnmänner, war aus seiner Seele gewichen.

Er, keines Vergehens sich bewußt, wollte fragen, weshalb man ihn zum Gefangenen mache. Die Antwort war feierliches Schweigen.

— Und ich muß mit Euch? schrie der Maler fast. Ich ein Unschuldiger, dessen Leben offen vor ganz Venedig daliegt, soll vor Eure abscheulichen Richter geführt werden, aus deren Händen man ebensowenig entrinnt, als aus der Hölle selbst . . .

— Schweig, Meister! sagte der eine Diener des gefürchteten Gerichts, und lerne zuvor die Gerechtigkeit von San Marco an Dir selbst erkennen, bevor Du Männer schmähst, die für ganz Europa die Muster eines weisen und glückverbreitenden Regiments sind. Uebrigens wirst Du wohl thun, wenn Du, während wir zum Dogenpalaste fahren, eine strenge Musterung über Deine jüngste Vergangenheit anstellst. Es könnte Dir nützlich werden.

— Die Musterung ist schon gemacht! sagte Tizian sich aufrichtend. Ich habe gestrebt, Venedig zu verherrlichen und ihr den stolzen Namen „Mutter der Künste" zu erhalten. Habe ich Unrecht gethan, so ist es das einzige, daß ich für eine undankbare Mutter meine Kräfte opferte.

Digitized by Google

— Wohl Dir, Meiſter, ſagte der Schwarzmantel barſch, daß wir heute zwar Ohren, aber keine Zunge haben; Du könnteſt ſonſt unter den Piombi über Deine Unbeſonnenheit nachdenken lernen.

Nach dieſer Warnung ſprachen die Fremden kein Wort mehr. Sie führten den Maler zu der Gondel mit rothem Schnabel, welcher die einſamen Gondoliere, denen ſie etwa vorbeiſchoß, mit einer abergläubiſchen Furcht auswichen, und landeten vor der impoſanten, ſäulengeſchmückten Rückſeite des Dogenpalaſtes. Tizian athmete etwas freier, als er ſtatt zu den berüchtigten Verhörzimmern in das zweite Stockwerk geführt und in ein kleines Cabinet ſeitwärts von dem großen Saale geſchoben wurde. Es war hier vollkommen finſter. Sein einer Begleiter hielt ihn bei der Hand gefaßt, um ſich ſeiner zu verſichern.

— Iſt der Maler Tizian Vecellio gegenwärtig? fragte eine laute Stimme in einem anſtoßenden Zimmer.

— Ja! erwiderte der Diener des Gerichts.

Plötzlich öffneten ſich in dem Cabinet zwei mächtige Thürflügel; blendende Helle ſtrahlte auf und unfähig, im erſten Momente etwas zu ſehen, fühlte ſich Tizian vorwärts gezogen. Als ſein Auge das Licht wieder ertrug, ſah er ſich vor drei vorſichtig maskirten, in ſchwarze Talare eingehüllten, dem Anſcheine nach hochbejahrten Männern, und dicht neben ſich erblickte er zu ſeiner höchſten Ueberraſchung Niemand anders, als Giovanni Antonio da Pordenone.

Die feindlichen Künſtler betrachteten ſich mit beſtürzter Miene, und wenn ſie je geneigt waren, die Freundſchaft ihrer erſten Schülerjahre wirklich aufrichtig zu erneuern, ſo war es in dieſem Moment, wo die unheimlichen Augen der drei Todtenrichter auf ihnen ruheten. Die Blicke, welche die Jünglinge mit einander wechſelten, bezeugten, daß ſie entſchloſſen waren, ſich einander aus allen Kräften gegen das unerbittliche Triumvirat beizuſtehen.

Pordenone, in reicher, jedoch ſehr nachläſſig angelegter Kleidung, nahm eine ſtolze Stellung an, die vortrefflich ſeinen athletiſchen Formen und dem entſchiedenen Ausdruck ſeines Geſichts entſprach. Er warf ſein faſt überreiches, langes Schwarzhaar energiſch zurück und ſchaute die mächtigen Kapuzenträger mit einem ſo zuverſichtlichen Blicke ſeiner braunen Augen an, wie ihn dieſe ſicherlich noch von keinem neunzehnjährigen Jüngling bei ähnlicher Gelegenheit geſehen hatten.

Tizian, zierlicher gebaut, kaum vierundzwanzig Jahre alt, nicht minder ſchön als Pordenone, eine unendlich feine und geiſtvolle Miene zeigend, ſtand da mit ſelbbewußter, aber anſpruchsloſer Würde. Er ſchien bereit, die offene Tapferkeit ſeines Nebenbuhlers durch ſeine Redegewandtheit und vermöge einer Schlauheit zu unterſtützen, deren liebenswürdigen Zug um den Mund der glänzend ſchwarze, zarte Bart eben noch ſehen ließ. Es war intereſſant, dieſe beiden noch ſo jugendlichen und doch ſchon ſo großen Meiſter mit einander zu vergleichen, und wer die drei Altrichter genau betrachtete, hätte in ihren Augen, in denen das Alter das göttliche Feuer gelöſcht, ein nicht geringes Wohlgefallen an der Erſcheinung der Künſtler zu leſen vermocht.

Die Stimme des die Mitte einnehmenden Richters war eiskalt und ſtrenge, als er begann:

— Tiziano Vecellio und Giovanni Antonio Licinio, genannt Pordenone, die Ihr hier vor uns erſchient, Ihr ſeid angeklagt. Angeklagt der Verabredung, mit tödtlichen Waffen Eure Zwiſtigkeiten ausmachen zu wollen. Zwiſtigkeiten, hervorgegangen aus Künſtlereiferſucht. Iſt das die Wahrheit?

Digitized by Google

Digitized by Google

Pordenone trat einen Schritt vor, und Tizian streckte anmuthig mit einer redneriſchen Bewegung die Hand aus.

— Ihr wollt lügen! ſagte der Richter rauh. Hütet Euch. Sollen Beppo und Anſelmo, die Gondolieri, erſcheinen?

Tizian ließ beſchämt die Hand ſinken, Pordenone das herausfordernd emporgehobene Haupt, und ſah ziemlich ängſtlich den Genoſſen an. Beide mußten beichten. Als dies aber geſchehen war, geſtanden ſie, gewiß aus Herzensgrunde, daß dieſe nächtliche Reiſe zum Dogenpalaſte auf immer ihrer Feindſchaft ein Ende gemacht habe, und daß ſie nie wieder in die Verſuchung kommen würden, andere Waffen als ihre Pinſel und Paletten gegen einander zu gebrauchen; eine Verſicherung, die ſie durch feierlichen Handſchlag bekräftigen mußten.

— Jünglinge! ſagte dann der zweite Richter, welcher bis dahin geſchwiegen hatte, mit hohem Tone und einer Stimme, die Tizian als diejenige des Dogen zu erkennen meinte. Ihr habt im Begriff geſtanden, gegen die Republik ein ſchweres Verbrechen zu unternehmen. Ihr wolltet in Eurer Verblendung das Recht des Staats auf das Leben ſeiner Bürger nicht nur, ſondern auf das Leben ſolcher Bürger zu Boden ſchleudern, die vor tauſend Andern berufen ſind, den Ruhm und die Bildung Venedigs aufrecht zu erhalten. Ein ſolches Beginnen muß geſühnt werden. Ich fordere daher von Dir, Vecellio, und von Dir, Pordenone, innerhalb eines Jahres ein Gemälde, in Bezug auf welches Ihr zu erklären habt, daß Ihr alle Euch zu Gebote ſtehenden Kräfte darauf verwandtet.

— Ah! rief Pordenone mit freudigem Ausdruck ſeiner offenen Züge; edler Herr, Ihr wollt uns ſtrafen und macht uns glücklich. Die „Mutter", die große Republik verlangt von mir ein Meiſterwerk? Und innerhalb eines Jahres? In einem Monate iſt's beendet, oder meine Hand wird nie wieder den Pinſel berühren.

— Du biſt zu ſchnell, Giovanni! bemerkte Tizian, ebenſo entzückt als ſein Nebenbuhler. Wie, wenn von uns Gemälde von bedeutenden Verhältniſſen und reicher Compoſition gefordert würden?

— Ich verlange nur zwei Figuren und dazu nur Kniefſtücke! ſagte der, welchen Tizian den Dogen glaubte.

— Befehlt Ihr, hoher Herr, auch einen beſonderen Vorwurf? wagte Tizian zu fragen.

— Nein! aber die eine Figur muß Chriſtus, den Hochgebenedeiten, darſtellen.

Die Richter erhoben ſich bei dieſem Namen ehrerbietig, winkten dann den Jünglingen, näher an die lange Tafel zu treten, und reichten ihnen zum Zeichen der Entlaſſung die Hände, welche Pordenone kräftiger ſchüttelte, als die morſchen Finger der Alten ertragen mochten.

Arm in Arm verließen die Maler den Palaſt, und ſetzten ihre beiderſeitigen Freunde, welche ſie ungeachtet der frühen Stunde in einem Weinhauſe verſammelten, um die ausgeſtandene Angſt durch Monteſiasconer und Falerner vergeſſen zu machen, durch dieſe wahre Brüderlichkeit in nicht geringes Erſtaunen. Schon am andern Tage begannen die Meiſter ihre Entwürfe und nach drei Wochen hatte Tizian, nach fünf Wochen Pordenone ſein Gemälde vollendet. Bis dahin hatte keiner der Maler das Bild des andern geſehen. Es war ein feierlicher, für die jungen Meiſter höchſt inhaltreicher Augenblick, als in Tizians Zimmer die Gemälde neben einander auf-

Digitized by Google

geſtellt und enthüllt wurden. Mit glühenden Blicken ſchien Jeder das Bild des Andern verſchlingen zu wollen.

Tizian hatte Chriſtus und den Phariſäer gemalt, welcher ſpricht: Rabbi, iſts Recht, daß wir Juden dem Kaiſer in Rom die Steuer zahlen, oder nicht? Chriſtus ſagt: Zeigt mir Eure Zinsmünze! und der Phariſäer reicht ihm einen Groſchen. Weſſen iſt das Bild und die Umſchrift? iſt die Frage Chriſti. — Des Kaiſers ſelbſt! lautet die Antwort. Mit dem Worte: So gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt! erfolgt die Abfertigung des Phariſäers.

Das Gemälde Pordenone's ſtellte dagegen Chriſtus mit Matthäus dar. Der reiche Jünger bezeugt, daß er gern erſtatten wolle, wo er Jemand bei ſeinem verachteten Geſchäfte übervortheilt habe, worauf Chriſtus ihm ſagt: Gieb Alles, was Du beſitzeſt, den Armen und folge mir nach! —

Nach dem erſten Blicke der beiden Meiſter war ihr Urtheil über ihre Werke entſchieden. Pordenone ließ demüthig das Haupt ſinken und ſein Auge glänzte feuchter, als wolle es ſich mit Thränen füllen. Der blitzende Adlerblick Tizians dagegen, die ewige Herrſchaft im Reiche venezianiſcher Kunſt bezeugend, war ebenſo erhaben, als das Lächeln, womit er Pordenone in ſeine Arme ſchloß, Liebenswürdigkeit und Sanftmuth athmete.

— Ah, Tizian! murmelte Pordenone an der Bruſt ſeines Nebenbuhlers; ich bin beſiegt, um mich Dir gegenüber nie wieder zu erheben.

— Nein! Giovanni! rief Tizian mit Lebhaftigkeit; nicht mein Bild, ſondern meine Liebe zu Dir hat Deinen Trotzkopf beſiegt. Dein Chriſtus mit Matthäus iſt, wie ich mit ſtolzer Freude es ausſpreche, nicht weniger unſterblich als mein Chriſtus della Moneta.

— Du ſchonſt mich, Vecellio! ſagte Pordenone, immer noch mit unerſättlichen Blicken Tizian's Gemälde betrachtend. Du ſchonſt mich und Du ſollteſt wiſſen, daß Deine ſtrengſte Kritik gegen meine Pinſelei erforderlich wäre, um aus mir einen Meiſter zu bilden, wie Du es biſt. Liebſt Du mich wirklich, ſo mache mich zu Deinem Schüler, ſtatt mich Dir gleichzuſtellen.

Beide Maler hatten in ihren Urtheilen Recht. Pordenone war allerdings beſiegt, aber die Kunſt, welche er dem neuen Freunde entgegengeſtellt, verdiente darum nicht weniger in ihrer reizenden Schöpfung das höchſte Lob. Pordenone's Chriſtus war der orientaliſche, nach jenem berühmten Sarkophag aus dem fünften Jahrhundert geſchaffene, mit dem Ausdruck der unerſchöpflichen, ſanftmüthigen Liebe in den büſtenartig regelmäßigen Zügen. Der Blick des Chriſtus, der genialſte Zug auf Pordenone's Bilde, war ideal, aber darum nicht weniger menſchlich, als derjenige des Jüngers, deſſen volles Herz dem großen Lehrer entgegenzuſtrömen ſchien. Eine Art weniger geiſtige als ſeelenmäßige Wahlverwandtſchaft trat an den beiden Köpfen heraus; ihre Stimmung war unendlich harmoniſch und erregte dadurch bei dem Beſchauer eine Ruhe des Wohlgefallens, die bei längerer Betrachtung immer noch an Tiefe und Innigkeit gewann. Die ſchmuckloſe Gewandung Chriſti war dürftig von dem Maler gedacht, ſie machte faſt den Eindruck des Steifen, dagegen war das Coſtüm des Zöllners, in freiem Wurfe und großem Style gezeichnet, von großer Wirkung. Es ſollte dieſe contraſtirende Coſtümirung, vielleicht ſelbſt dem Künſtler während des Schaffens unbewußt, die Größe des einfachen liebenden Gefühls dem blinkenden Golde gegenüber andeuten, welches die linke Hand des Matthäus gefaßt hält, um es von ſich

Digitized by Google

zu werfen. Durch diesen untergeordneten Contrast ward jedoch, wie Pordenone vor Tizians Gemälde selbst aussprach, der Gefühlseinklang gestört, der in den Köpfen der beiden Figuren das Merkziel des Malers gewesen war.

Tizians Gemälde stellte den künstlerischen Contrast in einer solchen blitzähnlich wirkenden Vollendung auf, wie er selten in der Malerei erreicht wurde. Der heuchlerische, perfide, seiner Schlauheit sich bewußte Pharisäer, in jeder Faser seiner Gestalt die Gemeinheit repräsentirend und dennoch nicht häßlich und ekelhaft, diente dem Tizianschen Christo als eine Art von düsterer Folie zur Entfaltung seiner vergeistigten, gedankenvollen Schönheit. Wie Tizian ein ganzer Italiener war, so war auch sein Christus ein italischer, den römischen Typus tragender. Die hervorstechenden Züge des rein italischen Volksstammes, allerdings der Wirklichkeit angehörend, waren aber mit solcher Zartheit gemildert, daß sie in solcher Vollendung sicherlich nie einem Sterblichen angehörten. Die unfehlbare Macht der ewigen Weisheit strahlte in sonnenheller, ruhiger Klarheit aus den Augen des Lehrers der Menschheit, und der Mund Christi, bei Pordenone fast eine geistige Beschränktheit andeutend, war hier wahrhaft „die goldene Pforte für die unvergänglichen Worte des ewigen Lebens". Auch hier war Liebe, selbst diesem bübischen Versucher gegenüber, welcher den unwandelbar Wahren als Empörer den Löwengruben und der blutigen Arena Roms zuzuführen gedachte; fast möchten wir diese Liebe, in dem Christuskopfe ausgedrückt, aber keine gefühl-, sondern eine gedankengeborene nennen. Und weil die Majestät des Geistes klar und feierlich aus diesem Christusbilde spricht, ist dasselbe mit einem „reizenden und doch unnahbaren Ernste" umkleidet, den wir, im Vereine mit dem vollen Leben desselben, geradezu unvergleichlich nennen.

Pordenone's Colorit, kräftig und wahr, ward aber machtlos und schal neben dem Farbenzauber des Tizian'schen Gemäldes. Auch hier dieser Contrast: das lederfarbene Gesicht des triefäugigen Pharisäers, die sonnenverbrannte Faust und der Arm mit der verschrumpften Haut und den Adern wie Hanfstricke neben dem blüthenzarten Antlitz Christi und seiner von den Kennern fast vergötterten Hand, in welcher man den lebenswarmen Pulsschlag des unter der sammetweichen Haut wallenden Bluts sehen zu können glaubt.

Tizian hatte gesiegt, glänzend gesiegt. Venedig bezeugte es, als der ehrwürdige Rathsherr Domenico Foscari die ihm zu diesem Zwecke von dem Senate übergebenen Gemälde voll gerechten Stolzes in seinen Sälen öffentlich ausstellte. Pordenone ward, so resignirt er früher gewesen war, schwermüthig und düster, als die den Tizian bewundernden Kritiker an seinem Gemälde immer neue Aussetzungen machten, ihm namentlich die Zeichnung der Hand Christi gegenüber der berühmten Hand, welche sein Nebenbuhler malte, zum Vorwurfe machten und hinzufügten, Pordenone besitze außerdem nicht Varietà del colore.

Seine künstlerische, ausgezeichnete Begabung richtete ihn wieder auf und bewahrte ihn vor dem tragischen Ende, das mehr als ein Künstler aus gekränktem Stolze sich bereitete. Giovanni fing wieder an, die Elemente seiner Kunst, namentlich der Farbengebung und zwar nach Tizian'schen Werken zu studiren, und er erlangte, was er zu erreichen fähig gewesen. Sein Colorit wetteiferte bald an Schönheit mit demjenigen seines großen Freundes, sein Styl ward größer, schwungreicher, und der Name Giovanni Antonio Pordenone hatte nicht mehr durch Anmaßung,

Digitized by Google

ſondern durch künſtleriſche Errungenſchaften den Triumph, mit demjenigen Tizian's und Giorgione's den Lorbeer in der Zeit der höchſten Kunſtblüthe Alt-Venezia's zu theilen.

Tizian blieb für immer der Freund ſeines Nebenbuhlers, den ihm ein früher Tod nur zu bald entriß, während es dem Farbenzauberer beſchieden war, neunundneunzig Jahre lang ſich des vollen glücklichen Menſchenlebens zu erfreuen, das er in ſeinen zahlreichen Schöpfungen herrlich wie kein anderer wiederſpiegelte.

Wir ſchließen nicht, ohne noch einmal der ſchönen Giuditta Farſani zu gedenken. Sie geſtand ihren Weg nach dem Dogenpalaſte und erntete dafür Tizians lebhaften Dank ſtatt der Vorwürfe, die ſie erwartete. Daß die Liebe des flatterhaften Meiſters zu ihr länger dauerte, als es bei ihm in der Regel der Fall war, läßt ſich daraus ſchließen, daß er ſpäter öfter ihr Bild, bald als Venus, bald als Diana und zwar in einer Art malte, die deutlich die Begeiſterung des Künſtlers für ſein Modell verräth. Wahrſcheinlich iſt es ebenfalls das Portrait Giuditta's, welches der Louvre in Paris unter dem Titel „Tizian's Geliebte" als einen ſeiner vorzüglichſten Schätze bewahrt.

Die Löwenjagd.

Von Peter Paul Rubens.

Der Geſandte des Herzogs von Gonzaga an den König Philipp IV. von Spanien, Peter Paul Rubens, welcher der Fürſt der niederländiſchen Maler zu werden beſtimmt war, hatte ſich durch den Glanz des königlichen Hofes, durch die glühenden Reize des herrlichen Madrid und durch die Schönheiten der Ufer des ſilbernen Manzanares nur kurze Zeit feſſeln laſſen. Der niederländiſche Meiſter war noch nicht dreißig Jahre, und ſein nie raſtender Genius, welcher in ſeinem Schöpfungsdrange weniger die ruhige, edle Schönheit, als das Leben, das volle, großartig bewegte, dramatiſche Leben erfaßte, wandte ſich weg von dem leeren Pompe eines enghergigen Ceremoniells am allerchriſtlichſten Königshofe. Rubens, deſſen umfaſſendes poſitives Wiſſen, deſſen vollendete Weltbildung ihm neben dem gewinnendſten Aeußern und einer feſſelnden Beredtſamkeit einen bedeutenden Platz in der vornehmen Welt anwies, betrachtete dieſe ſeine Vorzüge kaum als ſolche, ſondern nur als Mittel, um diejenigen Stoffe und die Lebensäußerungen, wie ſie ihn anſprachen, in der Kunſt zur Erſcheinung zu bringen. Die rieſenhafte Erfindungsgabe des Malers, welche ſich jeden Zweig der Geſchichte und der Mythologie ſowohl, wie die Natur dienſtbar machte, dürſtete dennoch nicht wenig nach lebenden Urbildern. Je großartiger und künſtleriſch bedeutender Rubens dieſe aber verlangte, je weniger vermochte er ſie aufzufinden. Das alte Europa war ſchon damals ziemlich zahm geworden. Das ernſte ſtrenge Deutſchland, das breit-bequeme Niederland, das in Galanterien ſich erſchöpfende und unnatürlich werdende Frankreich, wie Italien, das weiche, ſinnliche und üppige Vaterland einer reizenden Kunſt, hatten dem Maler nur wenige Stoffe bieten können, über welche er in ſeiner Urkraft und

Digitized by Google

Holländische Winter-Landschaft

Digitized by Google

genialen Unbändigkeit nicht hätte hinausgehen müssen. Spanien blieb übrig. Der Klang dieses Namens berührt noch heute ein romantisch gestimmtes Herz auf eigenthümlich ergreifende Weise. Diese Geschichte mit ihren Abencerragen und Zegris mit ihrem ganzen maurischen Colorit, deren ewiges Denkmal neben anderen die göttliche Alhambra ist! Spanien hat mehr als irgend ein anderes Land Europa's von der eigenthümlichen Glut des Orientes in sich aufgenommen, und die Kinder einer heißeren Sonne, welche sich dem gothischen Elemente vermählten, haben dem Iberier einen Typus aufgedrückt, der flammend, leidenschaftlich, ritterlich noch heute den Nordländer mit reizender Gewalt ergreift.

Der Niederländer Rubens ahnte das seinem Genius verwandte Element des wirklichen Lebens, welches ihn, durch die spanische Kunst immerhin schwach reflectirt, in diesem „ritterlichen" Lande umwehte. Alt-Castilien! Es war längst erstarrt in der Rückwirkung gegen den Geist der unbarmherzig vertriebenen Moresken. Aber es gab noch eine Küste des Mittelmeeres, es gab noch einen Punkt in Spanien, wo die Mauren unverlöschlichere Spuren als irgend anderswo, sollte es auch Cordova und Granada sein, zurückgelassen hatten. Das war das alt-römische Calpe, das Gebel al Tarik, der Tariksfelsen, Gibraltar, wo die Moslemim zuerst den Hufschlag ihrer edlen Rosse der Wüste hatten ertönen lassen. Gibraltar und Algeziras zeigen sich noch heute dem mit nur geringer Phantasie begabten Fremden als die Vorhallen des Orientes. Hier sind die letzten, rein erhaltenen Spuren der Moresken in merkwürdigen Typen zu schauen, und man mag in den Bewohnern dieser Gegend mit Sicherheit die rechtmäßigen Verwandten der maurischen Flüchtlinge erkennen, welche, trostlos von Spaniens Boden scheidend, die Schlüssel ihrer Häuser mit nach Afrika's Gestade in der Hoffnung nahmen: daß es ihren Enkeln beschieden sei, nach Spanien zurückzukehren, um ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen.

Hierhin, nach Gibraltar, machte der niederländische Maler seinen bedeutsamen Ausflug.

Er fand die Sclaverei des Volkes in der Nähe dieses, durch spanische Kriegsleute bewachten Felsens. Die „Säulen des Herkules" standen todt in der Mitte eines unterdrückten Volkslebens. Er eilte nach Algeziras, diesem Edelsteine in der Krone Spaniens, an der malerischen Bucht des Mittelmeeres. Hier, an dem Hauptort des Handels mit den afrikanischen Küstenstädten Tetuan, Fez und Saleh, war ein wahrhaft orientalisches Leben, nach Form und Inhalt. Rubens fühlte sich, diesen nicht selten wilden und düstern Physiognomien gegenüber, in einer neuen, die frischesten Gestaltungen, die lebendigsten Originalitäten zeigenden Welt. Dieser Fleck Erde fesselte ihn unwillkürlich. Zwar kahl und steinig war die Umgegend der alten Moreskenstadt, aber auf den einsamen Hügeln in der Nähe stiegen die cyklopischen Trümmer von alten Römerburgen auf und zeugten von den Thaten der „Löwen Italiens". Diese klassischen Reste in ihrem starren, ehernen Adel, und drüben die mohammedanischen Minarets, die syrischen Wölbungen der sonstigen Moscheen, und ringsum Einöde und tiefe Stille unter dem flammenden, fast senkrecht fallenden Sonnenstrahl, nur zuweilen unterbrochen von dem dumpf verhallenden Knall der Kanonen eines Segelschiffs oder einer „vielfüßigen" Galeere, welche den Hafen von Algeziras verließ, um die Höhe des veilchenblau und silberstrahlenden Meeres zu gewinnen — welches Bild hätte an Reiz ein solches übertreffen können? Und was dieser eigenthümlichen Landschaft noch fehlte an innerer Macht, um das Gemüth des Beschauers ebenso glühen zu machen, wie die Sonne über seinem Haupte, das suchte das Auge hinter den schmalen Gittern

Digitized by Google

der weißgemauerten, flachdächigen Häuser; das zauberte die Phantaſie herauf in dem Farbenglanze von „Tauſend und einer Nacht“. Hinter jenen, die kaum zwei Fuß ins Gevierte haltenden Fenſter verſchließenden, gekreuzten Eiſenſtäben ſeufzten ſchlanke, ſchwarzäugige Mädchen, deren arabiſches Blut, in raſchen Schlägen zum Herzen dringend, bei der Sehnſucht nach einem Geliebten ſtärker pulſirte, den ihr brennendes Auge noch nie erſchaut hatte.

Erfaßte dieſer Gedanke den jungen Niederländer, dann litt es ihn nicht mehr auf den verwitterten Steinhaufen der Römer. Er zog den weißwollenen Kaik über die langen braunen Locken und vertieſte ſich in das labyrinthiſche Gewirr von ſchmalen und krummen Gäßchen, welche Algeziras bilden. Unwillkürlich ſtand er ſtill, wenn eine Dame in dichtzugezogener Seidenmantilla neben ihm lautlos vorüberſtrich; oder wenn ſie auf dem Maulthiere, unbeweglich wie eine Statue, vorbeizog. Die faſt verglühten Träume der erſten Jünglingszeit machten ſich mit urſprünglicher Gewalt geltend, wenn der Maler, unter dem Schirmdache eines der Kaffeehäuſer am Hafen lehnend, die Gruppen der verſchleierten Mädchen und Frauen betrachtete, die, auf den Quais am Abende luſtwandelnd, die mandelförmigen Augen ermattet ſchloſſen und den Mund mit den Perlenzähnen halb öffneten, um den kühlen Abendwind, welcher über die murrenden Meereswogen ſtrich, begierig einzuſaugen.

Vergebens hatte Rubens verſucht, ſich einer dieſer Schönen zu nähern. Wie in Conſtantinopel oder Bagdad ſelbſt flohen ſie unaufhaltſam, ſobald ſie die Abſicht des Cavaliers, ein Geſpräch anzuknüpfen, errathen hatten. Höchſt mißmuthig kehrte Rubens dann zu ſeinem großen, aber in türkiſchem, finſterm Style gebauten Hauſe zurück, lehnte ſich über ſein Papier und verſuchte mit ſeiner Meiſterhand die halbverſchleierten Formen, die ihn vorhin entzückten, wiederzugeben, um ſich dann im Anblicke denſelben ſehnſüchtigen, bitterſüßen Träumereien hinzugeben.

Bei dieſen Bemühungen verzweifelte er eines Abends faſt. Der Stift und die Kreide waren plötzlich härter, wie ein ſtählerner Stilus geworden; die volle, kräftige Weichheit der Formen, als deren Meiſter er ſelbſt ſich betrachten gelernt, waren zur abſtoßenden Kälte und Härte umgewandelt. Sein Auge ſchien die Gewalt, die magiſche Leitung über ſeine Künſtlerhand verloren zu haben. . . Das machte, Rubens verſuchte heute zum erſten Male, nicht aus künſtleriſcher Begeiſterung, ſondern aus ſeinem Herzen heraus zu malen, und der Verliebte erheiſchte von ſeinem Bilde, daß es ihn, den Meiſter ſelbſt, mit denſelben Empfindungen erfülle, daß es ſein Herz ebenſo mächtig bewege, als es das Original vermocht hatte. Rubens griff zum Pinſel . . . Plötzlich ſchien ihm das Geheimniß der Anſchauung ſeines Innern aufgegangen zu ſein; denn mit ungeheurer Schnelligkeit erſchien auf der Leinwand ein ſpaniſches Mädchen von ſo wunderbarer Schönheit, daß der Maler ſtumm in Betrachtung ſeiner Skizze verſank.

Der Hafen von Algeziras war im Hintergrunde. Das Meer war unruhig; die Goeletten und Javecquen ſprangen vor den Ankern; eine Galeere lief mit genauer Noth um die Spitze des alten Molo in den Hafen. Der Hafendamm war faſt leer; nur wenige Menſchen eilten entweder zu den Schiffen oder zur Stadt, mit Mühe nur ſich gegen den ausbrechenden Orkan ſchützend. Unter dieſen Geſtalten war die Hauptfigur im Vordergrunde ein gegen die Wucht des Windes ankämpfendes Mädchen. Ihr Kopf war entblößt; das volle, ſchwarze Haar war halb gelöſet; die Mantilla flatterte in reizendem Wurfe in der Luft. „Sanft in ſich gebogen“, wie Anadyomene in der Perlenmuſchel ſtand die Schöne, den vollen Anblick ihres zarten, ein

Digitized by Google

ſchmales, vollkommenes Oval bildenden Geſichts preisgebend. Der ſchützenden Oberhülle ledig, war ihr Unterkleid, dem heißen Klima angemeſſen, dünn, luftig; kaum deckte es den beſcheidenen jungfräulichen Buſen und die ſchmalen gewölbten Schultern; indeß es ſich um die Hüften und Schenkel, vom Sturme getrieben, in ſchmalen Falten ſo feſt anlegte, um keine Wellenlinie dieſer edlen Geſtalt dem Auge zu verbergen. Wir glauben, Rubens küßte dies Bild ſo lange, bis ſeine Sehnſucht nach dieſem Mädchen, deſſen Anblick ihn am Abend entzückte, ſpät nach Mitternacht in das Reich der Träume überging.

Am andern Morgen trat einer ſeiner jungen algeziresiſchen Freunde bei ihm ein und fand den Meiſter, ſein Bild vor ſich, mit der Stirn auf dem Tiſche ruhend, entſchlafen. Henarez de Calhavado betrachtete mit ziemlicher Ueberraſchung die Skizze und brach dann in einen ſo lebhaften Ruf der Bewunderung aus, daß der Niederländer erwachte, ſeinen ſchönen Zwickelbart ſtrich und den Spanier erſtaunt anblickte. Er griff unwillkürlich nach ſeinem Bilde.

— Santa-Trinidad! rief Henarez, Don Pedro wird doch ſo höflich ſein, zu erlauben, daß Eſteban Henarez de Calhavado ſeine leibliche Couſine, Sennora Eſtrella Mencia de Alheiras bewundert ...?

— Eſtrella Mencia ... ſtammelte Rubens faſt. Ihr kennt ſie alſo, dieſe Göttin, Ihr wißt, wo ſie verweilt ... Ihr konntet ſo lange von dieſer Perle ſpaniſcher Frauen ſchweigen, vor mir, einem Maler, ſchweigen, der auch Euch ſeinen Mißmuth vorſeufzte, daß die Urbilder der Schönheit, wie ſie in Eurer Bruſt leben, von dem ſpaniſchen Boden verſchwunden ſind? Warum, Caballero, dieſe Verſiecktheit, welche mit Eurem Weſen ſo wenig ſtimmt? Oder — liebt Ihr gar ſelbſt — — —

Henarez lachte ein wenig auf ſeine halb ſpöttiſche, halb graziöſe Weiſe, dann wurde er aber ernſt.

— Bei St. Jakob von Compoſtella! murmelte er. Wie mögt Ihr Deutſchländer und Brabanter doch nur zu denken wagen, daß der Spanier der Mann ſei, mit welchem ſeine Leidenſchaften gleich einem wilden Roß durchgehen? Wo bleibt, Excellenza, Eure geprieſene Beſonnenheit und alle verwandten Tugenden? — — Aber ich ſehe, Don Pedro, Ihr habt keinen Beichtvater nöthig, Ihr wollt einen Verbündeten. Ich bin's. Bemerkt aber wohl, edler Freund, was ich ſage. Ihr habt Eſtrella geſehen, ſie iſt wirklich ihrem Aeußern nach eine Göttin; hat aber wenigſtens eine Legion von Teufeln in der Bruſt und zwar keine blos neckiſchen, ſchalkhaften, wie etwa unſere Flußteufelchen des Ebro und Guadalquivir, ſondern ächte, mit Hörnern und Affenſchwänzen, wie auf dem Altarbilde in der Kathedrale ...

Rubens machte eine entſchiedene Bewegung der Ungeduld.

— Ach! ſagte gelaſſen der Spanier, Ihr werdet ſchon an dieſe Schilderung erinnert werden, denke ich! Verliebt Euch nicht in Sennora Eſtrella, wenn ſie Euch nicht zur Verzweiflung treiben und mit überlegter Grauſamkeit zu Tode martern ſoll. Ich weiß; ich weiß und freue mich, daß dieſer Wahnſinn, welcher mich umſtrickte, der Ernüchterung gewichen iſt.

— Ach, Henarez! rief Rubens ungläubig; Ihr ſeid verliebter als je! Ihr wollt mich zurückſchrecken, indeß Ihr mir den fabelhaften Drachen ſchildert, welcher den geheimnißvollen, unermeßlichen Schatz bewahren ſoll. Ich ſchwöre Euch aber, wir ſind zu gute Ritter, wir Männer vom Niederlande, um uns vor Geſpenſtern zu fürchten.

Digitized by Google

— Gut, Excellenza; Niemand geht zur Hölle, er habe es denn gewollt. Ich will Euch an dem Vergnügen nicht hindern. Ihr setzt Zweifel in meine Aufrichtigkeit; wohlan, hier ist mein Arm ... Gefällt es Euch, daß ich Euch meinem Oheim, Franzesco d'Alheiras und seiner schönen Tochter Estrella vorstelle? Macht mir aber später, wenn Ihr unglücklich sein werdet, keine Vorwürfe.

Rubens umarmte fast den Spanier aus Dankbarkeit.

— Ihr werdet diese ausgezeichnete Höflichkeit für einen so traurigen Dienst schon bereuen! murmelte Henarez und ging mit dem Niederländer, welcher sich in sein zierlichstes Costüm geworfen hatte.

Diese ganze Angelegenheit reizte den empfänglichen Künstler auf fast unbegreifliche Weise. Bis jetzt hatte der einnehmende, gewandte und dazu berühmte Jüngling, selbst an den glänzendsten Höfen Europa's noch gar keine, oder nur eine maskirte Grausamkeit der edlen Damen zu beklagen gehabt, denen er sein Herz zu Füßen gelegt. Seine Erfolge waren so glänzende gewesen, daß er ernstlich den Gedanken hegte, die Macht seines Namens über ein liebendes Frauenherz sei hinreichend, um dies zu unbedingtem, sclavischem Gehorsam zu vermögen. Rubens konnte glauben, der Grundcharakter jedes Weibes sei widerstandlose Liebe und jede etwaige Färbung desselben sei nur Caprice und Absicht der Geliebten, um ihren Werth, ihren Reiz in verschiedener Beleuchtung darzustellen, um dadurch den begünstigten Mann desto fester an sich zu ketten. Rubens irrte sich, ungeachtet seiner glänzenden Erfahrungen, und seine ganze Kunst der Liebe und der Unterwerfung eines Weiberherzens scheiterte aufs vollständigste an der angeborenen Wildheit eines kleinen spanischen Mädchens, welches das Blut der Kinder der Wüste in sich trug.

Der Maler sah Estrella, und er hatte sich bei ihr nicht minder wie bei dem würdigen Vater des ausgezeichnetsten Empfanges zu erfreuen. Estrella war bei Weitem schöner, als das kundige Auge des Malers im flüchtigen Augenblicke bemerkt hatte. Eine solche Grazie, ein so nachlässiges, hingebendes Wesen, ein so räthselhaft Reizendes, wie es in diesen Augen brannte, hatte er noch nie sich eingebildet, viel weniger gesehen. Es war ersichtlich, das Mädchen wollte auf den berühmten Gast Eindruck machen, und sie erreichte ihre Absicht in solchem Maße, daß Rubens verwirrt, beinahe fassungslos ihre Zimmer verließ.

— Diese oder Keine wird auf ewig die Meinige! flüsterte er Henarez zu, als sie die Straße erreicht hatten.

— Gratulor! sagte der Spanier lakonisch.

Von jetzt an zog's den Maler täglich zu Seunor de Alheiras. Der biedere, tapfere Abkömmling einer vornehmen Moreskenfamilie Granada's bemerkte die Leidenschaft des Fremden und fragte ihn eines Abends offen:

— Wollt Ihr, Caballero, Estrella heirathen?

Rubens bat um seinen väterlichen Segen.

— Ist nicht gut für Dich, mein junger Freund! Aber meinen Willen hast Du. Du erhältst eine kleine Pantherin zur Gemahlin.

Der Maler stutzte kaum. Noch hatte er in Estrella nur die makellose Göttin zu erblicken vermocht. Nach und nach aber lüftete sie die täuschende Maske. Rubens machte in rascher Folge die betrübendsten Entdeckungen. Dies sechzehnjährige Mädchen, die einzige Tochter des

Digitized by Google

Rembrandt's Daughter *Rembrandt's Tochter*

Cornelia Rembrandt

Digitized by Google

Hauſes, regierte mit tyranniſchem Scepter. Ihr Vater mußte ſich ebenſo wie die letzte Magd vor ihr beugen. Eſtrella war grauſam wie ein türkiſcher Paſcha, und neben dieſer abſcheulichen Eigenſchaft behauptete ſich keine der beſſern Richtungen ihres Gemüthes. Im Hauſe des de Alheiras wurden täglich Executionen über die Dienenden verhängt; es war der größte Genuß für die „kleine Pantherin", dieſen Abpeitſchungen zuzuſehen. Sie ſchlug und zerkratzte ihre Mägde und fiel vor Zorn in tiefe Ohnmachten, wenn der Vatee ſich ihr entgegenſtellen wollte. Kurz, die Legion von Teufeln war in beſter Form wirklich vorhanden.

Oft wandte ſich Rubens, wenn er einen neuen Zug von Grauſamkeit hörte, empört von dem Mädchen ab ... Aber ihn, ja ihn liebte die Spanierin; ſie, die Herrſcherin, geſtand, ſie wolle nichts als nur ſeine Sclavin ſein. Er ward auf's Neue gefeſſelt und — erduldete ohne Klage die Launen ſeiner allmächtigen Sclavin, die mit ſeinem Herzen wie mit ihrem prachtvollen Fächer ſpielte.

— Fang' mir einen Affen! befahl Eſtrella, und Rubens mit dem unermüdlich ihm ee-gebenen Henarez machten ſich auf und jagten Tage lang in den ſchluchtigen Felſen Gibraltars, um einen der ſogenannten Hundsköpfe einzubringen. Kamen ſie mit einer ſolchen Beſtie im Triumph nach Hauſe, ſo hatte Eſtrella gewöhnlich einen Grund, um ſich veeachtend von der er-bärmlichen Beute wegzuwenden.

— Ich habe noch keinen Delphin geſehen! meinte das Mädchen eines Tages. Rubens hielt es für nothwendig, ſich Stundenlang auf einer Schebecke dem Sturme auszuſetzen, um eines Thieres dieſer Art vermöge ſeiner Harpune habhaft zu werden.

Dann kamen mildere, aber nicht weniger anſtrengende Quälereien an die Reihe. Die Spanierin wollte Bumen ſticken und Rubens entwarf unveedroſſen zwei Tage lang Hunderte der herrlichſten Muſter, ohne daß ſeine Tyrannin auch nur ein einziges mit Gnaden angeſehen hätte. Wie Henarez vorausgeſagt hatte, ſo ward's wirklich. Rubens verzweifelte nicht ſelten; er wollte von dieſem Mädchen entfliehen, der er ſeit dem eeſten Tage noch um keinen Schritt näher ge-rückt war, und hatte doch die Kraft nicht.

Ein Brief aus den Niederlanden von der Infantin Iſabelle, der Gemahlin des Erzher-zogs Albrecht, traf ihn und rief ihn zurück. Seine Qual ſteigerte ſich auf's Höchſte. Hier mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Er beſtürmte Eſtrella mit aller Macht der Leidenſchaft, um ihr das Geſtändniß zu entreißen: ſie liebe ihn. Das Mädchen ließ ſich nicht bewegen.

— Ach! Du liebſt mich ja nicht, Pedro, wie kann ich für Dich empfinden! flüſterte ſie endlich.

— Was willſt Du zum Beweiſe meiner Liebe? Veelangſt Du mein Blut, Tigerin?

— Du gehorchſt mir nicht!

— Ah! ich ſchwöre es Dir! rief der „Herr" der Frauenheezen.

— Unbedingt?

— Ja, Geliebte, ja!

— Warum lügſt Du, mein Herr von Niederland?

— Tödte mich, aber ſag', daß Du mich liebſt! rief der Maler, indeß er ſie umſchlang.

— Ach! ich liebe Dich, Pedro, erwiederte Eſtrella, aber gieb mir eine Probe Deiner Liebe, wie ich ſie will, und ich folge Dir als meinem Herrn bis an's Ende der Welt.

Digitized by Google

Sie erwehrte ſich kaum der ſtürmiſchen Liebkoſungen, womit ihr der Maler für dies Wort dankte, welches mit hinreißender Empfindung ausgeſprochen wurde. Dann aber zeigte ſich in ihrem Blicke etwas Fremdes, Wildes; ihre Augen wurden unſtät. Faſt zitternd ſtreckte ſie die Hand aus.

— Sieh, Pedro, den Teppich zu meinen Füßen! Du malteſt ihn, damit ich darauf trete, auf dies Meiſterwerk, welches zum Anſchauen den Palaſt eines Königs zieren würde. Hörſt Du mich? Es iſt mir gleichgültig, dies Ding da ...

Rubens ſtarrte ſie ſchweigend an.

— Zindi ... Du kennſt Zindi, dieſe Sclavin aus Tetuan, dieſe braune Hündin ... Ich ſage Dir aber, ſie hat jenſeits der Sahara einen Fußteppich gehabt, wie ihn die Imperatoren von Rom, wie ihn die ommajadiſchen Khalyfen, meine Väter, nicht prachtvoller beſaßen.

— Und was für ein Teppich war dieſer?

— Eine Löwenhaut! das Kleid des Königs der Einöden, mit den Zähnen, feſt wie Diamanten, und den Krallen, unverwüſtlich wie Damascenerſtahl! rief Eſtrella, ſich mit gerötheten Wangen aufrichtend, ſo daß ihr vor innerer Bewegung Thränen in die weitgeöffneten Augen traten.

— O, Geliebte, ich eile zum Hafen; eine Galeere von Fez liegt hier vor Anker und ich ſchwöre, Du haſt in drei Tagen, was du verlangſt, und ſollte ich dieſen Afrikanern für ihre Jagd tauſend Piaſter bezahlen.

Eſtrella ſchwieg unverbrüchlich.

— Bezahlen? murmelte ſie und verließ raſch das Gemach. Der Niederländer beſann ſich ... Dann ging er zu Henarez.

— Willſt du eine Jagd auf Löwen mit mir machen?

Henarez lachte auf ſeine Weiſe.

— Sennora Eſtrella iſt ſehr erfinderiſch; ſagte er, aber Du, Freund, wirſt doch auf ihren Wahnſinn nicht eingehen?

— Ich will's allerdings ... Und begleiteſt Du mich nicht, ſo ſetze ich allein hinüber nach Afrika ...

— Dann würde die Welt bald einen großen Maler weniger haben! Wofür hältſt Du mich, Excellenza? Aber, zum Teufel, das Spiel iſt nicht ſo leicht, wie Du denkſt ...

De Alheiras erhielt nicht ſo bald Kenntniß von dem Vorhaben der Freunde, als er ſich erbot, ebenfalls mit ihnen das Wagſtück zu beſtehen. Und wenn ich auch ſterbe! ſagte er. Dann wenigſtens möchte dies Mädchen vernünftig werden. Am andern Morgen ſchifften ſich dieſe drei Menſchen ſammt dem Diener des Henarez ein. Eſtrella ließ ſich nicht blicken. An der jenſeitigen Küſte angekommen begab ſich de Alheiras zu dem Häuptlinge des Küſtenſtrichs Zabdally, mit welchem er befreundet und, wie der Afrikaner behauptete, von den Vätern her verwandt war. Zabdally gab de Alheiras ſein ſchönſtes Pferd, einen Schimmel „el Djilderun", das heißt, der Blitz genannt, verſah die andern Jäger mit nicht weniger vorzüglichen Thieren, mit langen Lanzen und Wurfſpießen und Schildern, und machte ſich, mit der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit an die Spitze

Digitized by Google

Digitized by Google

des Zuges sich stellend, auf, um die Löwen aufzusuchen. Henarez und seine bärtigen Diener hatten sich mit Harnischen und Helmen geschützt, de Alheiras konnte in der Hitze nicht unter dem Metall ausdauern und blieb in seinen Kleidern, wie auch Rubens selbst. Zabdally war in dem bekannten Costüm der Berbern mit dem weißen Turban. Am leichtesten war der Führer des Zuges, ein Christensclave, gekleidet. Dieser, das Eigenthum des Afrikaners, war fast ganz nackend, dazu zu Fuß; er hatte die schreckliche Rolle, den Angriff der Bestien, welche stets zuerst den Nackten packen, auf sich zu lenken und den Reitern dadurch Gelegenheit zu geben, ihre Waffen zu gebrauchen.

Mit eigenthümlicher Empfindung sah Rubens dies Vorspiel an. Der Niederländer war nicht feige; dennoch fühlte er, namentlich wenn er die schönen Glieder und das bleiche Gesicht des Sclaven betrachtete, eine starke innere Beklemmung. Henarez mit seinen blitzenden Augen, seiner Stumpfnase und seinen, der Hitze wegen, nackten Armen, war ganz Kampflust; sein Diener war ruhig; beide hielten sich, wie es Soldaten von der spanischen Armee zukam. De Alheiras war übrigens hier so wenig wie Zabdally ein Neuling. Er ritt sehr ruhig, obgleich trübe gestimmt, seine Lanze auf den rechten Fuß gesetzt, hinten im Zuge. So lange die Jagd noch nicht begonnen, dachte der Maler an Estrella, die Ursache derselben; nachher war für nichts als für den Kampf eine Idee übrig.

Dieser Kampf ließ nicht lange auf sich warten. Aus dem trockenen Ginstergebüsch der weiten, verbrannten Einöde erhob sich fast dicht vor den Jägern ein riesiger Panther, schaute die Cavalcade mit wüthendem Entsetzen an und suchte in ungeheuren Sätzen das Weite und die schützenden Sandhügel in der Ferne zu gewinnen. Die Reiter schnitten ihm jedoch augenblicklich den Weg ab; er wandte sich nach einer sanft aufsteigenden Felsenpartie. Henarez kam ihm jedoch so nahe, daß er ihm die Lanze durch den Bauch stieß. Sie brach und mit diesem Reste der Waffe taumelte das Thier heulend den Felsen zu. Die Jäger waren auf dem Halbkreise angekommen, welcher den Eingang zu der Schlucht bildete. Der Sclav stieß seine Lanze dem Panther nochmals durch den Hals. Bevor er sie jedoch zurückzog, stürzte es wie ein Berg auf ihn herab. Die Reiter sahen kaum, wie ein ungeheurer männlicher Löwe sich hinter einem Felsen hervorschwang und den Sclaven zu Boden schlug. Die Pferde prallten zurück; Zabdally ließ seinen Hengst ausschlagen und betäubt blickte der am Kopfe getroffene, die Tatze auf seinem Opfer haltende, Löwe um sich, um den Wurfspieß des Afrikaners im Nacken zu empfangen. Zugleich aber fanden sich die Jäger von einem anderen Löwenpaare umgeben. Der Löwe griff an, um der Löwin die Flucht zu decken, und seine Jungen, welche die Mutter fortschleppte, zu retten. Blind stürzte sich das Thier zwischen die Reiter und setzte auf das Roß de Alheiras. Diesen faßte es mit Rachen und Tatzen. Indeß aber der Löwe samut seinem Opfer sank, hieb der Diener des Henarez der Bestie den gekrümmten Rücken mit einem einzigen Hiebe seines Berberschwerts durch, so daß das Ungeheuer, lebend zwar, aber schlaff wie ein Lappen, zusammenbrach. Rubens selbst sammt Henarez gaben dem ersten Löwen den Rest und befreiten den Unglücklichen aus seinen Klauen; de Alheiras, dessen Schulter und Brust zerrissen, dessen Schädel durch einen Schlag mit der Kralle zerschmettert war, verschied nach wenigen Minuten in den Armen des untröstlichen Rubens, inmitten der errungenen Trophäen. Niemand rührte die Thiere an, um sie abzustreifen und der Sennora Estrella ihren Fußteppich zu überbringen.

Digitized by Google

Als Eſtrella dieſen Ausgang erfuhr, betheuerte ſie mit aller Leidenſchaftlichkeit ihres unbändigen Gemüthes dem Maler ihre Liebe, ging aber noch in derſelben Nacht nach Cordova zu ihrer Tante ins Kloſter.

Rubens eilte aus Spanien nach den Niederlanden, wo er durch den Erzherzog Albrecht und durch die Liebe zu der ſchönen Iſabella Brant getröſtet wurde, mit welcher er ſich 1609 vermählte.

Die ruhende Heerde.

Von J. H. Roos.

Unter den Malern deutſchen Urſprungs, welche den Glanz der holländiſchen Malerſchule erhöhen, nimmt Johann Heinrich Roos aus Ottendorf in der Pfalz eine bedeutende Stelle ein. Wie K. Netſcher, ſo kam dieſer Meiſter, der Sohn eines unbemittelten deutſchen Malers, ſchon 1640, kaum neun Jahre alt, nach Amſterdam. Die ſeltenen Talente des Knaben empfahlen ihn dem Hiſtorienmaler Du Jardin; er lernte hier, wo ſeiner ihm innewohnenden Richtung Zwang angethan wurde, jedoch nur wenig. Freier durfte er ſich bei ſeinen folgenden Lehrern, den Malern Graat und namentlich bei Adrian de Bye bewegen.

Hier zeigte es ſich bald, daß die paradieſiſchen Gegenden der Pfalz einen nie verwiſchbaren Eindruck auf des Kindes Herz gemacht hatten. Eine Landſchaft, welche er aus dem Gedächtniſſe malte, entzückte durch ihre Vortrefflichkeit de Bye ſo ſehr, daß er entſchied: in dieſem und keinem andern Genre werde der Jüngling das Höchſte leiſten, deſſen er fähig ſei. Roos warf ſich, bevor er geldgierig wurde, und durch zahlloſe Portraits meiſt von hochgeſtellten Perſonen Reichthümer aufzuhäufen begann, ausſchließlich auf Landſchaftsmalerei. Was ſeinen Landſchaften außer der darin liegenden Grazie einen beſondern Werth verlieh, das war die herrlich gearbeitete Staffage von Thieren, meiſt Schaf-, Kuh- und Ziegenheerden mit ihren Hirten. Dies Talent des Malers ward um ſo mehr bewundert, als es damals faſt Mode war, daß die Landſchafter ihre Gemälde durch Andere ſtaffiren ließen.

Dasjenige, was aus jedem der Landſchaftsbilder des Roos ſpricht und uns feſſelt, iſt ein poetiſch geläuterter, höchſt zarter und ſinniger Geſchmack; eine Harmonie der Gegend mit der Staffage, welche beides zu einem Guſſe in höchſter Zwangloſigkeit verbindet, und eine wechſelnde, eigenthümlich gefällige Gruppirung ſeiner Thierheerden. In ſeinen Bildern herrſcht weder Phlegma noch die paſſive Beſchaulichkeit, welche ſehr viele holländiſche Landſchaften charakteriſiren. Hier iſt immer Leben und in der Grenze des Schönen gehaltene Bewegung. Aehnlichkeiten dieſes Meiſters wären etwa mit Nicolaus Berghem nachzuweiſen; nur vermeidet Roos die Contraſte in der Compoſition, welche jener oft anwendet; das Colorit von Berghem iſt wärmer, blühender, das von Roos kälter aber klarer und verſtändlicher. Berghem, ebenfalls ein ausgezeichneter Thiermaler, zeichnet die Thiere mit faſt ängſtlicher Correctheit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei Roos iſt Alles mit breitem Pinſel gemalt; die Thiere ſind, jeden Gedanken an Studie fern haltend, dennoch von großer Naturwahrheit. Ohne daß Roos die melancholiſche Poeſie Ruisdaels zu entwickeln vermöchte, iſt er dennoch ſeiner Wirkung ſicher, ein heiteres Wohlgefallen, einen ungetrübten künſtleriſchen Eindruck hervorzubringen.

Im Jahre 1557 ließ ſich Roos, dreiundzwanzig Jahre alt, von der Sehnſucht nach der in ſeinen Bildern lebenden Heimath wieder nach Deutſchland, wieder nach Frankfurt ziehen. Durch die gewinnbringende Nähe des Hofes von Heſſen und des Mainzer Biſchofs ward er hier zum Portraitiren verleitet. Dieſe Gemälde ſind von ſehr untergeordnetem Werthe, wenn man einen Van Dyk'ſchen Maßſtab daran legen will. Der Meiſter kam 1685 bei einer Feuersbrunſt ums Leben.

Es giebt noch einen Theodor Roos, den Bruder Johann Heinrichs; auch er war Bye's Schüler. Von den Söhnen unſers Malers war Philipp Peter, Roſa di Tivoli genannt, ein liederlicher aber genialer Künſtler, derjenige, welcher als Maler den meiſten Ruf erwarb. Er ſtarb in Rom 1705. Weder er noch die übrigen Roos kommen Johann Heinrich gleich.

Ein leſendes Mädchen.

Von P. de Hooghe.

Auf dem Damme von Amſterdam ging in einer Herbſtnacht des Jahres 1685 ein einzelner in einen kurzen Mantel gehüllter Menſch. Er muſterte eines der Wirthshäuſer an der Straße nach dem andern und murrte in höchſt unzufriedenem Tone, wenn er die Thür verſchloſſen fand und kein bereitwilliger Diener erſchien, welcher ihm die Thür öffnete. Er kam abermals an einen Wein-Kranz und fing, da ſein Pochen an der Thür wieder vergebens war, mit wahrer Rückſichtsloſigkeit an, abwechſelnd mit ſeinem Degenknopfe und dann mit den Stiefelabſätzen die Thür zu bearbeiten, daß es weithin dröhnte. Ein Wächter näherte ſich mit hallenden Tritten.

— Mynheer, ſtört die ehrbaren Bürger Amſterdams nicht im erſten Schlafe, und könnt Ihr Euch vor Weindunſt nicht laſſen, ſo packt Euch in eure Federn und ſchlaft den Rauſch aus.

— Sang de Dieu! Ich habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als Euren ehrbaren Bürgern im Schnarchen getreueſte Geſellſchaft zu leiſten! rief der Fremde in gebrochenem Holländiſch. Ich kann aber unmöglich erwarten, daß Eure holländiſchen Betten dem Chevalier Céſar de Cobrion auf der Straße entgegenkommen werden. Und da habe ich allen Grund, dieſelben meinerſeits gehorſamſt aufzuſuchen. Ich bitte Euch, Mynheer Nachtwächter, iſt das ein Wirthshaus?

— Ein Wirthshaus für Seeleute!

— Seht Ihr, daß ich Recht hatte, hier zu pochen? Ich bin im Punkte meiner Zuneigung zu Genever und ſchönen Mädchen ein ſo vollkommener Seemann, wie es Michel de Ruyter nur immer geweſen ſein kann. Ich bitte Euch, mein Freund, leiht mir Euren Spieß, damit ich an die Thüre hämmern kann; denn ich verſichere Euch auf Parole, ich habe Urſache, ebenſo ſehr mein Degengefäß als meine Stiefeln zu ſchonen.

Digitized by Google

Der Nachtwächter gab langsam seinen Spieß ab, indeß er brummte:

— Dem Mynheer wirds wohl nicht auf ein Paar Steuber für den Dienst ankommen.

Der Franzose stieß tüchtig mit dem Schafte auf die Thür los; der Diener des Hauses erschien und der Fremde gab dem erwartungsvollen Wächter galant den Spieß zurück.

— Merci; Freund Nachtwächter! sagte er. Ihr habt ein glückliches Talent im Errathen; denn auf Ehre, es kommt mir selbst auf einige Louisd'or nicht an, vorausgesetzt, daß ich sie besitze.

— Ihr habt also keine Steuber? fragte der Wächter sehr aufgebracht.

— Abermals dies Divinationstalent? Göttlich! Ich habe wirklich keine Steuber! Mensch, Ihr dürft blos nach Paris gehen, Euch Seiner Majestät und der hochgebenedeiten Madame de Maintenon unter dem Titel des „Amsterdamer Orakels" vorstellen, und voilà tout — Euer Glück ist gemacht.

Bald wäre auch das des Franzosen gemacht gewesen und zwar für immer, denn der Nachtwächter schlug mit seinem Spieße ihm dicht am Ohre vorbei. Der Kellner warf die Thüre zu, schloß ab und musterte dann seinen neuen Gast ziemlich mißtrauisch.

Der Chevalier César de Cobrion, wie sich der Herr selbst ankündigte, war keineswegs empfehlend gekleidet. Er trug nur noch die Reste eines reichen und feinen Anzuges. Es ist jedoch eine bekannte Sache, daß man selbst in schäbigen Kleidern steckend eine Miene annehmen kann, welche denselben aufs Neue eine Art Lustre verleiht. Es kommt nur auf die Kunst an und César hatte augenscheinlich diese Kunst inne. Er erhob sich graziös auf die Zehen, setzte den großen Federhut schräg in die schönen schwarzen Augen und redete den Kellner mit Zuversicht in einem Französisch an, das selbst der eigensinnige Geschmack der Höflinge des großen Ludwig untadelhaft gefunden haben würde.

— Mein Freund! dies ist das zweiundzwanzigste Eurer Amsterdamer Wirthshäuser, welches ich heute inspicire, nicht etwa um zu trinken, sondern um den Capitain der französischen Brigg, welche auf dem Y liegt, den Chevalier François de Marsillac aufzufinden. Kannst Du mir Auskunft über ihn geben: so wird César, Chevalier de Cobrion, Dich mit einem Ducaten belohnen, obgleich er fern vom Boden Frankreichs, ein des Glaubens wegen Verfolgter, hier steht.

Der Kellner senkte fast salutirend sein Kräuselhaupt und machte richtig eine demüthige Verbeugung, setzte aber sogleich freudig hinzu:

— Mynheer Chevalier, das Geld habe ich gleich verdient, denn Capitain Marsillac sitzt da in jener kleinen Stube und zecht. Ich will Euch anmelden; er hat noch einen Herrn bei sich, den Marquis de Coutanges; aber da sie schon seit heute Morgen zusammen getrunken und gespielt haben: so werden sie wohl nicht mehr durch Euch gestört werden ...

Cobrion fiel dem Kellner um den Hals.

— Ha! rief er entzückt. Mein Freund, du giebst mir das Leben wieder! Ein Ducaten? Zehn, Allerbester, und dann werde ich Dir noch weitere zu verdienen geben; aber, dies ist feierlicher Ernst, Du mußt schweigen wie das Grab, und treu sein bis zum Tode. Vermagst Du's?

— Ja, sagte der Kellner leise und sehr erschrocken.

— Bon! Wir werden weiter davon reden. Ich werde Dich inzwischen prüfen, ob Du zu meinen Zwecken paßt. Im Vertrauen sage ich Dir, eben den Marquis suche ich; er wird sich

Digitized by Google

auf Marfillac's Fahrzeuge nach Havre de Grace einſchiffen. Er iſt Cavalier bei „unſerer" Geſandtſchaft im Haag geweſen ... Merkſt Du jetzt, wie die Sachen ſtehen?

Der Kellner merkte zwar Nichts, aber er war eben durch das Geſicht, welches de Cobrion machte, ſo ſehr von deſſen Wichtigkeit überführt, daß er ohne die geringſte Einwendung lief, und eine Flaſche guten Rheinweins holte, als der Chevalier den Befehl dazu gab.

Mit dieſer Flaſche Wein bewaffnet, ſah Cobrion noch viel unternehmender aus als ſonſt. Er war nicht mehr ſehr jung, ebenfalls auch nicht ſehr ſchön; aber die Körperhaltung und das Auge, wie jener verwachſene franzöſiſche Baron ſagte, der namentlich im erſten Punkte groß war, die Körperhaltung und das Auge machen den Cavalier. Der Anſtand Cobrions aber war jedenfalls diſtinguirt und ſein Auge, obgleich des Jugendfeuers entbehrend, konnte doch immer noch wegen ſeiner Größe und Schwärze ſchön genannt werden.

Als er in die kleine Stube trat, wo die beiden andern Franzoſen ſich befanden, erhoben ſich dieſe unwillkürlich und machten dem „Defecten" ihr Compliment. Der Marinecapitain, ein unterſetzter, ſchöner Mann von etwa dreißig Jahren, und der Marquis, ein Herr von dreinndzwanzig Jahren, mit himmelblauen Angen, nur leicht gepudertem Schwarzhaar, mit einer Taille vom reinſten Waſſer und pariſer Hoffüßchen, dieſe beiden Männer waren allerdings würdigere Repräſentanten des franzöſiſchen Adels, als Sire César.

Dieſer ſtellte ſich ihnen in aller Form vor und erntete für dieſe Bemühung von dem Capitain ein ſardoniſches Lächeln, von dem Geſandtſchaftsſecretair ein merkwürdig verlängertes Geſicht. Der letztere muſterte ſeinen Mann mit ſinnender Miene und ſagte dann gedehnt:

— Cobrion alſo!

— Ah, rief dieſer, welcher ihn geſpannt beobachtete, Sie erinnern ſich meiner ... Ich ſchmeichelte mir, daß Ihr eminentes Gedächtniß Sie nicht verlaſſen würde, auch wenn Sie einen Hülfsbedürftigen vor ſich ſehen ...

— Parbleu, Fontanges, wer iſt denn dieſer Herr eigentlich? ſagte der Capitain ungeduldig.

— Der Liebling und getreueſte Diener Ihrer Allmächtigkeit von Frankreich, der Dame de Maintenon ... ſagte Fontanges. Aber das iſt gerade das Räthſel: wie kommt der Protégé einer ſolchen Göttin in eine ſolche Lage, ſich hülfsbedürftig zu nennen und ſo zu ſagen, indirect Unſersgleichen anzubetteln?

— Ich bettle nie, Marquis! rief Cobrion ſich aufrichtend und zur Beglaubigung ſeiner Zahlfähigkeit auf die kühn errungene Flaſche Wein zeigend. Aber ich, ein Hugenott, bin durch die Aufhebung des Edicts von Nantes getroffen und gleich Tauſenden meiner Glaubensgenoſſen irre auch ich heimatblos in fremdem Laude.

— Bah! lachte Fontanges. Ihr und ein Hugenott? Cobrion, wir haben gehört, es ſei nachträglich ans Licht gekommen, daß Ihr einem gewiſſen Saint Croix und einer gewiſſen Madonna de Brinvilliers, giftmiſcheriſchen Andenkens nicht unbekannt waret ...

— Marquis, ſagte Cobrion endlich mit ſchnarrender Stimme, jede Silbe langſam und deutlich ausſprechend, hüten Sie ſich, daß ſich Ihr ergebenſter Diener nicht auch an verſchiedene höchſt intereſſante Dinge erinnert. Sie ſind Buſenfreunde, Cavaliere, und ich brauche daher die

Delicateſſe nicht ſo weit zu treiben, in Gegenwart des Herrn Capitains mich mit Andeutungen zu begnügen.

— Sie, Cobrion, mögen allerdings ſehr merkwürdige Erinnerungen haben; ſetzen Sie indeß nicht voraus, daß Sie uns amuſiren, wenn Sie uns davon unterhalten. Sie trinken Ihren Wein am beſten an einer andern Stelle, als in unſerem Zimmer. Gute Nacht und guten Weg! ſprach Fontanges ſehr kalt und verachtend.

— Ich bin ein Gottesblut, wenn ich Ihnen gehorche! rief Cobrion, deſſen Augen ein unheimliches Feuer ſprühten. Meine Erinnerungen haben allerdings für Sie eine beſondere Wichtigkeit, denn ſie können Sie ſammt Ihrer Schweſter Athenais in die Baſtille bringen und zwar ebenſo hoffnungslos, als wären Sie die Masque de fer!

Die beiden Herren wechſelten einen raſchen Blick. Fontanges erbleichte und richtete einen Blick auf ſeinen an einem Stuhle lehnenden Hofdegen.

— Haben Sie vielleicht vergeſſen, daß Ihre Schweſter die Marquiſe de Fontanges, die Creatur der Madame de Maintenon . . .

— Was wagſt Du, Filou . . . rief der Marquis, nach ſeinem Degen greifend.

— Noch zwei Worte; ſprach Cobrion noch lauter. Dann machen Sie was Sie wollen. Ganz Frankreich weiß, daß die Beſiegerin der Montespan, Ihre Schweſter, nichts als ein Geſchöpf der Dame de Maintenon war. Wiſſen Sie, daß ſich Ihre Schweſter auf Koſten der Maintenon des Königs bemächtigen wollte? Wiſſen Sie, daß die Maintenon von Ihnen und Ihrer Schweſter verläumdet nud verrathen wurde, daß Sie verſchwinden, durch Ihre Alliirten verſchwinden, oder, da Sie beliebten, von giftigen Präparaten zu ſprechen, vergiftet werden ſollte, während Ihr ergebener Freund Louvois zum Deſſert eine Piſtolenkugel oder einen Degenſtoß empfangen hätte? Wiſſen Sie endlich, daß Sie, Marquis, auf den Miniſter dieſe Piſtolenkugel ſelbſt abzufeuern die Güte gehabt haben? Was mich betrifft, ſo weiß ich dieſes und noch mehr . . .

Fontanges war wieder ruhig geworden. Er ſagte zu dem entſetzten Marſillac:

— Freund, ich ſehe nicht ein, weshalb wir dieſen Cobrion, dieſe wahre Cobra de Cabelo, nicht eigenhändig erwürgen wollen, bevor ihr Gift uns treffen kann.

— Bon, Meſſires, lachte der Deſecte, ſeinen ungeheuern langen Raufdegen mit ausgezeichneter Schnelligkeit entblößend und dem Seemanne, welcher mit ſeinem kurzen Schwerte auf ihn eindrang, die Spitze der Waffe präſentirend. Ich bewundere Sie, auf Parole, Zwei gegen Einen! Es iſt mir ſchmeichelhaft, mein Handgelenk und meinen Stoß ſo glänzend anerkannt zu ſehen. Ich verſichere Sie beiderſeits, und Sie werden ſich ſofort überzeugen, daß mein Gelenk das beſte von ganz Paris und mein Stoß ebenſo unwiderſtehlich als der Pfeil des Amors iſt.

Und in der That trieb der Induſtrieritter die beiden Freunde in eine Zimmerecke zuſammen.

— Diable! ſchrie Fontanges, ſeinen Arm, auf welchen er einen nervigen Flachhieb empfangen hatte, ſinken laſſend. Cobrion! Canaille! Gedenkſt Du uns hier an die Tapete zu ſpießen? Halt doch!

Der ſchäbige Cavalier trat zurück und ſenkte ſeinen Degen, indeß Marſillac mit einem erbitterten Blick auf ſeine eigne, zu kurze Waffe, dieſelbe auf den Tiſch warf.

— Waffenſtillſtand! rief Fontanges. Auf Cavalierparole. Laß Dich nieder, Monſieur Cobra. Wir wollen ohne jegliche unangenehme Anſpielung reden.

Digitized by Google

Danae and the Golden Rain. Danae und der goldne Regen.

Danae i deszcz złoty

Digitized by Google

— Redet nur zu! murrte Marfillac. Ich ziehe es vor, mich ſo weit als immer möglich von dieſem zwar höchſt achtbaren, aber dennoch ein wenig zu ſehr verdächtigen Burſchen vor Anker zu begeben. Gute Nacht, Fontanges!

Und er ging höchſt unmuthig ab.

— Bref! begann Cobrion, nachdem er eine Zeitlang ſtarr in ſein Weinglas geblickt hatte. Ich bin verbannt, oder noch richtiger, ich habe mich ſelbſt verbannt, weil ich's müde war, mich ewig verfolgen zu laſſen. Und warum? Ich habe lediglich an Herrn von Louvois ein ganz unſchuldig kleines Geheimniß der Dame de Maintenon verkauft.

Fontanges zuckte die Achſeln.

— Ich habe dieſer Frau viele Dienſte geleiſtet, wiſſen Sie, Marquis, und ich geſtehe es, bin immer ſehr wohl dafür belohnt geworden. Mon Dieu! Was war Cobrion in Paris? Und was iſt er jetzt! Ich werde ſchwach, gedenke ich daran . . . Doch nein, ich werde ſtärker als je; denn ich werde meine frühere Stellung wieder erringen, oder darüber mein Leben opfern. Und dazu, daß ich ſie mir wieder eröffne, dieſe Pforten von Golconda, ſollen Sie mir behülflich ſein, Marquis; verſtehen Sie wohl? Sie ſollen!

— Chevalier! erwiderte Fontanges, augenſcheinlich in unerquicklichſter Stimmung, Sie ſind von einer fixen Idee befangen, wenn Sie mir die Macht zutrauen, Ihren allergnädigſten Befehl auszuführen.

— Hier iſt das Mittel. Der König hat Unterhaltung nothwendig.

— Ohne Zweifel; bemerkte der Marquis ſo ernſt, als hätte es ſich um das Wohl und Wehe des ganzen Staates gehandelt, den Louis XIV. vorſtellen zu wollen brutal genug war.

Cobrion ſchob ſeinen Federhut etwas zur Seite und bog ſich weit über den Tiſch dem Marquis zu, ſo daß die beiden Menſchen, von der zwiſchen ihnen ſtehenden Thranlampe ſcharf beleuchtet, ein herrliches Bild abgegeben hätten, wie es Rembrandt, oder Gottfried Schalken von Dortrecht ſo gern malten.

— Dieſe Unterhaltung Seiner Majeſtät von Frankreich beſteht aber bekanntlich nicht allein in den ascetiſchen Andachtsübungen, welche Madame de Maintenon mit ihm anſtellt! fuhr Cobrion fort. Der Monarch iſt des Spielzeugs, das junge, intereſſante Damen heißt, zu ſehr gewohnt, als daß er daſſelbe entbehren könnte. Die Maintenon hat die Lieferung dieſes Spielzeugs übernommen, — wiſſen Sie; ſie iſt genöthigt, da der König einen ebenſo launenhaften Geſchmack, als eine wirklich merkwürdige Unbeſtändigkeit entwickelt, die ausgezeichnetſten Künſte aufzuwenden, um neue Geſellſchafterinnen einzufangen, die außer den vom Könige beliebten Eigenſchaften auch die beſitzen müſſen, der Sultana Haſſeki nicht gefährlich zu werden. Mit Frankreich iſt der große Louis fertig. Spanierinnen, Italienerinnen, eine wirkliche Tſcherkeſſin und fünf unechte Perſerinnen haben es vergebens verſucht, ſein dauerndes Intereſſe zu erregen. Marquis; ich kenne dieſe Geſchichten bis ins Einzelne hinein, verſichere Sie aber, daß es weder der Frau von Maintenon, noch dem Könige, noch irgend Jemand eingefallen iſt, eine Holländerin an den Hof zu bringen. Mir war dieſer großartige Gedanke vorbehalten. Eine Holländerin! Dieſe Idee wird die Maintenon mit Gelde aufwiegen. Sie wird daraus die Gewißheit ſchöpfen, daß meine Phantaſie in Erfindung von Variationen noch immer ebenſo unerſchöpflich, als die ihrige ſchwerfällig iſt. Sie haben, wenn Sie in Paris anlangen, Zutritt zu ihr und beim

Digitized by Google

kleinen Lever können Sie ihr Alles sagen, was sich auf meinen Punkt bezieht. Und wagen Sie den Schritt nicht, so ist der Narr von Louvois der enthusiastische Anbeter Ihrer Schwester Athenais. Ein Wort zu dieser wird sofort den Weg zu der Maintenon und zum Könige finden. Ich fordere Sie auf, für mich zu wirken, Fürsprache für mich einzulegen, damit ich schleunigst wieder zu Gnaden angenommen werde.

Cobrion war sehr lebhaft geworden. Fontanges sah diesen gefährlichen Speculanten mit einem lauernden Blicke an.

— Es ist möglich, Cobrion, erwiderte er, daß man in Paris Eure großartige Idee goutirt; aber sehr wahrscheinlich, daß man sie in diesem Falle ausführt, ohne sich um Euch zu bekümmern.

— O, keine Furcht deshalb! Man wird mich nothwendig haben, damit der Gedanke verwirklicht werde, so wie es die Maintenon verlangt. Und ich kann immer, dafern ich wieder zu Gnaden komme, sofort das in mich gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigen. Wirken Sie mir die Erlaubniß aus, daß ich nach Paris zurück kann, und ich werde ein seltenes Kleinod am Hofe vorstellen können.

— Wozu die Worte? Man glaubt Euch ja doch nicht.

— Werden Sie mich reden lassen? fragte Cobrion sehr aufgebracht. Die Maintenon wird durch Sie unzweifelhaft überführt werden, daß sie eine solche wahrhaft holländische Schönheit, von feinster Bildung, von dem demüthigsten Temperamente nie dachte. Erheben wir uns; es ist Morgen geworden. Sie sollen sogleich diese arme und doch so elegante Goldstickerin bewundern und wenn Sie gesehen haben werden, daß Occa de Kupper unvergleichlich ist für ihre Rolle, dann wird es Zeit sein, dafür zu sorgen, daß man mir in Paris Glauben schenke . . .

Der Marquis war durchaus ein pariser Höfling jener Zeit und als solcher nicht wenig verderbt. Dennoch wandte er sich mit tiefer Verachtung von Cobrion ab, der im Fluge ihm die dunkelste Seite des pariser sittenlosen Hoflebens enthüllt hatte. Ungeachtet dieser lebhaften Abneigung und einer nicht geringen Furcht, welche er vor dieser Klapperschlange empfand, ward dennoch durch dieselbe sein Interesse nicht wenig erregt.

Fontanges bezahlte seine eigene und die Zeche des ehrenwerthen Cavaliers, wofür dieser graziös dankte, nahm Hut und Degen und ging mit Cobrion zum Hause hinaus.

Es war Morgen geworden. Die öden Straßen fingen an lebendig zu werden. Cobrion unterhielt den Marquis von der schönen und sanften Occa, von seinen Künsten, die er aufgewendet habe, um sich ihrer Zustimmung zu einer Reise nach der Hauptstadt Frankreichs zu versichern, und setzte den lebhaften Fontanges durch seine paniskenartigen Schilderungen nicht wenig in Flammen.

In einer entfernten Vorstadt hielt Cobrion an und deutete auf ein kleines Haus, dessen Hausthür bereits halb geöffnet war und dadurch die Rührigkeit der Hausbewohner verrieth.

Lautlos schlichen die beiden Franzosen über den kleinen Flur und traten ohne anzuklopfen in das Gemach.

Fontanges unterdrückte kaum einen Ausruf der Bewunderung, als er vor dem einen Flügel des ärmlichen Fensters ein geschmackvoll gekleidetes Mädchen erblickte, das die sanfte Ruhe der Unschuld in ihren Zügen und daneben einen nicht gewöhnlichen Geist in dem Blicke ihrer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

großen blauen Augen zeigend, einen Brief in den Händen hielt, unter welchem man ſchon von weitem die pomphafte Unterſchrift „Chevalier Cobrion“ erkennen konnte. Occa ward von dem Strahle der eben aufgehenden Sonne freundlich beleuchtet, die in magiſcher Schönheit in den Locken der Holländerin, an dem geöffneten Fenſterflügel und an der Wand des Zimmers ſpielte. Das nach innen gehende Fenſter ſpiegelte das liebliche Geſicht Occa's, welches die Franzoſen im Profil ſahen, in der Vorderanſicht wieder.

Cobrion warf einen triumphirenden Blick auf den, von dieſem eigenthümlichen Stillleben ſeltſam ergriffenen Fontanges. Er ſtellte den Letzteren der Stickerin vor, fand aber zu ſeinem Verdruſſe, daß der Marquis ſo zerſtreut und ſchweigſam war, daß es faſt unerträglich wurde. Als er ihn wieder fortgeführt, machte er ihm nicht allein bittere Vorwürfe darüber, ſondern fügte auch ähnliche Drohungen hinzu, wie er ſie ſchon die vorherige Nacht ausgeſtoßen hatte. Aber Fontanges ließ ſich diesmal nicht einſchüchtern, obwohl er nicht zu widerſprechen für gut fand.

— Jetzt, Cobrion, ſagte er endlich, laßt uns ſcheiden. Ich kann jetzt mit gutem Gewiſſen in Paris ſchwören, daß die Göttin, welche den König beglücken ſoll, dieſer Ehre vollkommen würdig iſt . . .

— Parbleu! Ihr werdet ein noch ſchlagenderes Mittel haben, um dieſe Menſchen zu überzeugen! rief Cobrion. Seht Ihr dort jene Fenſter mit den Oelgemälden?

— Ja! Pieter de Hooghe von Haarlem wohnt dort . . .

— Sehr gut! Dieſer Meiſter wird Euch die Occa malen, grad ſo wie ſie heute Morgen vor dem Fenſter ſtand. Seht dort das Bild der leſenden Frau, und das welches drüber hängt, die Frau in dem Thorwege, — iſt's nicht als hätte ſich Occa expreß ebenſo zurecht geſtellt, wie dieſe? Iſt das nicht dieſelbe Sonne, welche heute ſo merkwürdig in die Stube der Stickerin leuchtete?

— Aber das wird Euch Geld koſten, Cobrion . . . bemerkte Fontanges.

— Mir? Bah! Euch; das iſt das Richtige. Das Gemälde bezahlt Ihr.

— Gut! Aber ich kann's nicht mit mir nehmen; denn ich reiſe morgen früh ab nach Havre de Grace.

— Poſſen! Ihr werdet Euch krank machen und hier bleiben, bis Alles genau ſo geſchehen iſt, wie ich's will! rief Cobrion unerſchütterlich. Diesmal iſt Fontanges mein Diener!

Der Marquis ſchwieg jetzt wie ein Camaldulenſer-Mönch. Von Cobrion geführt, ging er zwar zu Pieter de Hooghe, nannte ſeinen Namen und beſtellte das Portrait Occa de Kuypers bei dem ſchönen, zweiundvierzigjährigen Meiſter, bezahlte auch hundert Franken ſofort, um ihn zum augenblicklichen Beginn der Arbeit zu bewegen; aber es gelang dem Induſtrieritter nicht, weiter eine Silbe aus ihm hervorzulocken.

In einigermaßen gepreßter Stimmung ſchied Cobrion von ihm, um ſeine Stellung zu überdenken. Den Tag über hielt er ſich faſt immer am Hafen auf, um ſicher zu ſein, daß der Marquis ſich nicht etwa auf der Brigg Marſillac's einſchiffe. Er ſah ſich, da dieſer Letztere am Abende die Flagge zum Auslaufen aufhißte, genöthigt, ſein Poſtenſtehen bis tief in die Nacht hinein zu verlängern. Er ſchien entſchloſſen, ſeinen Mann durch einen Degenſtoß krank zu machen

Digitized by Google

und ihn ſo zum Dableiben in Amſterdam zu nöthigen, falls er dem Worte nicht gehorchen wollte . . .

Die weitere Entwickelung dieſes eigenthümlichen kleinen Drama's liegt im Dunkeln. Was weiter zwiſchen den beiden Pariſern vorging, iſt ein Geheimniß geblieben; gewiß iſt nur, daß drei Tage nach dieſer Nacht eine venetianiſche Schoonerbrigg, als ſie den Anker lichtete, auf dem Schnabel deſſelben einen mit drei Kanonenkugeln beſchwerten Leichnam aus der Tiefe heraufholte, in welchem man denjenigen des Chevaliers Cobrion erkannte. Er hatte weder ſeinen perfiden Anſchlag auf Occa ausführen, noch ſeine Drohung gegen den Marquis Fontanges verwirklichen ſollen.

Pieter de Hooghe malte Occa und wartete lange Zeit, daß das Bild von dem vornehmen Beſteller abgeholt wurde. Er hörte und ſah jedoch von dem Marquis nichts wieder. Mit vollem Recht konnte der Meiſter das ausgezeichnete Portrait daher nach Deutſchland verkaufen.

Die Ordonnanz.

Von Gabriel Meyn.

In einer ſtürmiſch-finſtern Octobernacht des Jahres 1643 kamen zwei Reiter vor das weſtliche Thor der guten und feſten Stadt Rottweil. Das Licht der Pechpfanne auf der vorderſten Baſtion flackerte hell ungeachtet des Regens und beleuchtete die Auffahrt, welche von der niedriger liegenden Straße in ſteiler Böſchung zum wohl vertheidigten Eingange in die Stadt führte.

Die Reiter beſprachen ſich einige Augenblicke mit unterdrückter Stimme, indeß ſie die triefenden Roſſe dicht zuſammenführten. Es waren zwei hochgewachſene, kriegeriſche Geſtalten, dieſe beiden Männer. Sie trugen hellgraue, weite Mäntel und große Fuchsfellmützen, dazu hellfarbige Reiterſtiefel, wie die ſchwere Cavallerie des bairiſchen Generals Johannes von Werth. Sie ſprachen indeß franzöſiſch.

— Eh bien, Sans-Regret, ſagte der eine Krieger; Du biſt doch Deiner Sache ſicher? Du kennſt doch genau den Weg zu der Gaſſe, wo dies verſchmitzte Mädchen, ihrer Angabe nach, wohnen ſoll?

— Ohne Sorge, Marſchall; ich bin zu lange in Rottweil gefangen geweſen, als daß ich mich in dieſem Rattenneſte nicht mit verbundenen Augen zurecht finden könnte.

— Bon! erwiderte die klare, klingende Stimme des „Marſchall" Titulirten. Und wie heißt der unausſprechliche Name des commandirenden bairiſchen Oberlieutenants?

— Schachterer!

Der Marſchall bemühte ſich vergebens, die weichen, ihn unendlich hartdünkenden Laute dieſes Namens auszuſprechen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Sans-Regret! ſagte er endlich höchſt unmuthig; dieſer verwünſchte germaniſche Laut wird mich, da er im Deutſchen jeden Augenblick vorkommt, ſicherlich als Franzoſen verrathen. Ich darfs nicht wagen, mich den bairiſchen Herren Offizieren vorzuſtellen.

— Das ſagte ich ja! bemerkte Sans-Regret ſehr ruhig.

— Du alſo, Monſieur le Trompette, wirſt die Ordonnanz, dieſen Urias-Brief allein zu übergeben das Vergnügen haben.

— Und Sie, Marſchall . . .

— Nenne mich nicht immer Marſchall, Coquin, der Du biſt! bemerkte der Andere.

— Soll ich etwa Onkel Guébriant ſagen? —

— Guébriant! murmelte dieſer. Still, ſtill! Ich glaube, die Baſtionen vor uns und dieſe ſchlechten Thürme bewegen ſich, als litten ſie an Krämpfen . . . Wohlan, Rottweil und Du, glorreichſter, bairiſcher Oberlieutenant, Liebling meines bairiſchen Buſenfreundes, des Generals Mercy . . . Morgen früh wird der Name Guébriant ſo in Euren Ohren klingen, daß Ihr ſie mit beiden Händen zuhalten ſollt.

Der Sans-Regret ſchlug ſeinen Mantel zurück, faßte mit der Rechten rückwärts und brachte eine blitzende Trompete hervor, die er zum Anſatze bereit, dicht vor ſeinen Schnurrbart brachte.

— Soll ich, Onkel? fragte er.

— Immerhin.

Und ein ſchmetterndes Signal der bairiſchen Reiterregimenter tönte durch die Nacht und rief die Wachen ſchleunigſt auf ihre Poſten vor dem Ausfallthor und in die vorſpringenden Winkel der Baſtionen.

— Wer da? Wer da? hallte es, wie ein Lauffeuer ſich fortpflanzend, rund um die Wälle von Rottweil.

Sans-Regret wiederholte ſeine Fanfare und ritt mit dem franzöſiſchen Marſchall Guébriant dicht unter das Ausfallthor.

— Ordonnanz vom General Johannes von Werth an den Commandirenden von Rottweil, Xaverius Schachterer! ſchrie der Trompeter in beſtem Süddeutſch.

— Feldgeſchrei! brüllte ein Mann von der ſcharfen Baſtion den Reitern entgegen.

— Seid Ihr wahnſinnig? entgegnete Sans-Regret. Woher ſollen wir Euer Feldgeſchrei gewahr werden.

— Dann zurück oder es giebt Kugeln aus unſeren Arquebuſen.

— Sehr gut, Ihr unſinniges Volk! ſchrie Sans-Regret erbittert. Ich ſchwöre Euch, der Marſchall Guébriant wird ſie Euch mit ſchweren Zinſen wieder zurückzahlen.

— Wer? Wer?

— Guébriant wird morgen Nacht auf Rottweil marſchiren; und wir, das heißt General Johannes von Werth, wir werden ihn abzuſchneiden ſuchen, wenn Ihr Euch mit uns in den Sattel macht . . .

— Gut, gut, Kamerad! Der Oberlieutenant wird hier gleich in der Wache ſein; ſpreche ſelbſt mit ihm . . . bis dahin wartet draußen.

— Dieſe Hunde ſind ſehr wachſam! murmelte der Marſchall. Wenn ich dieſe derben

Außenwerke betrachte und meine Küraſſiere bedenke, ſo bemitleide ich ſchon im Voraus die braven Burſchen, die ſich, wenn ihre Vertheidigung eintritt, daran die Köpfe zerſchellen werden.

— Pah! Wir werden nach Rottweil kommen, ſagte Sans-Regret, und dann mache ich mich anheiſchig, das Fallgitter trotz einer Compagnie dieſer baierſchen Lanzknechte zu öffnen und offen zu erhalten, bis das: Vive la France! in den Straßen tönt.

Jetzt ward das Thor geöffnet.

Sans-Regret und Guébriant ritten ein. Der erſtere ſtieg vor der Fronte der Arquebuſire vor der Thorwache ab und übergab dem Marſchall ſein Pferd. Ein Offizier empfing den Trompeter und führte ihn in die Wachſtube.

Hier befanden ſich zwei Männer. Der bairiſche Commandant und ſein Adjutant. Von Schachterer, der Oberlieutenant mit einem ungeheueren, aufgeſchlagenen, weißen Filzhute, im Küraß, mit weiten Pluderhoſen, Schuhen und Strümpfen, wie es bei dem bairiſchen Fußvolke gebräuchlich war, betrachtete den eintretenden Sans-Regret mit ſeinen großen blauen Augen ohne einen Zug von Mißtrauen. Der Franzoſe dagegen war die perſonifizirte Ruhe ſelbſt. Während der Commandant ſich neben dem Eichentiſche niederließ, blieb er ſtehen, übergab ſeine „falſche Ordonnanz" und ſtudirte mit überlegenem Blicke in dem Geſichte des Leſenden. Sans-Regret, ein äußerſt ſchöner Mann, ein geborner Picarde, hatte nur ein Bedenken: er hatte eine franzöſiſche Trompete und auf der breiten Schnalle ſeines Leibgurtes ſtanden Frankreichs Lilien.

Die Lilien bedeckte er, indeß er ſeine große Mütze vor die Taille nahm; die Trompete, welche ſich unter dem Mantel hervorſtahl, überließ er ihrem Schickſale.

— Weißt Du den Inhalt der Ordonnanz? fragte der Infanterie-Offizier.

— Ja! Johannes von Werth iſt in einer halben Stunde vor dem weſtlichen Thore; und Marſchall Guébriant iſt von der Oſtſeite her im Marſch auf Rottweil.

— Es heißt, der General, Freiherr von Werth! bemerkte der Adjutant, ein ſchöner, braunlockiger Mann, welcher ſeine Thonpfeife rauchte. Den ſchurkiſchen Franzoſen brauchſt Du nur ſchlechtweg Guébriant zu nennen.

Sans-Regret warf ironiſch die Lippen auf. Der Commandant gab ſeine Befehle, damit die öſtliche Vorſtadt und das entſprechende Thor, im Fall Guébriant unvermuthet angreife, ſtark beſetzt und vertheidigt ſei, und wandte ſich dann an Sans-Regret, nachdem er den Empfang der Ordonnanz beſcheinigt hatte.

— Ihr reitet wieder zurück! ſagte der Commandant.

— Nein! wir haben Ordre, hier zu bleiben und Quartier anzuſagen. Unſer Regiment wird bald eintreffen.

— Begebt Euch nach dem Marktplatze zur Hauptwache; ich ſelbſt werde kommen und Euch weiteren Befehl geben.

Sans-Regret beurlaubte ſich, ging hinaus, ſchwang ſich auf ſein Pferd und trabte mit dem Marſchall ſtadteinwärts.

— Aber wir reiten nicht zum Markt! ſagte dieſer dringend. Wir ſuchen Caroline auf.

— Das hätte noch Zeit, Onkel. Wenn wir nur für unſer gutes Gold ein Dutzend entſchloſſene Männer, meinetwegen mit Aexten, hätten, damit uns dieſe, wenn unſere Leute kommen, und es entſteht draußen ein Gefecht, das Thor offen halten.

Digitized by Google

— Bon! Dies Mädchen wird uns die beſte Anweiſung geben können. Wo wohnt ſie?

— Da oben! ſagte Sans-Regret ſehr mißmuthig, nachdem ſie mehre Straßen hinter ſich hatten. Noch einmal, laßt das Teufelsmädchen zufrieden; ſie iſt zu unbändig.

— Eben das intereſſirt mich, Burſch.

Sans-Regret ſeufzte.

Vor zwei Tagen nämlich war von den Vorpoſten der Franzoſen ein ſehr hübſches Mädchen eingebracht und vor den Marſchall geführt worden. Guébriant hatte, als er erkundet, ſie ſei aus Rottweil, Alles vergebens angewendet, um ſie über die Beſatzung der Stadt auszuforſchen. Sie geſtand nichts und verlangte frei zu ſein. Guébriant ließ ſie einſperren.

Dadurch aber brachte er ſie vollends auf. Sie ſagte ihm ins Geſicht: daß ſie lieber ſterben, als ſolchen ſchändlichen Franzoſen, die mit den Schweden gemeinſchaftliche Sache gemacht, Nachricht geben werde. Dabei entwickelte ſie zugleich eine ſolche Naivetät, eine ſolche natürliche Anmuth, die von ihrer Entſchloſſenheit noch gehoben wurde, daß der feurige Franzmann nicht umhin konnte, ſich heftig in die kleine Eigenſinnige zu verlieben.

— Ich liebe Dich! ſagte er, in das Zelt der Feldwache tretend, wo das Mädchen bewacht wurde. Sieh mich an. Könnteſt Du meine Leidenſchaft erwidern: ſo mache ich dich zur Marſchallin von Frankreich.

— O, ich will nicht! rief Caroline ſchluchzend; ich habe ſchon längſt einen Geliebten. Er iſt kein Marſchall; aber viel jünger und ſchöner als Du biſt.

Guébriant drehte ziemlich pikirt ſeinen langen, ſchon etwas ins Weißliche ſpielenden, ungeheuren Schnurrbart, drehte ſich auf dem Abſatze und ging, verliebter als je im Leben, indeß er das alte Lied brummte:

„Et si le Roi savait
La vie que nous mènons,
Il descendait du trône
Et se ferait Dragon.“

Sans-Regret mußte, weil er mehre Rottweiler Familien kannte, es verſuchen, ſie zu beruhigen. Sie ward wirklich ſo zutraulich, daß ſie dem Trompeter ihren Namen und ihre Wohnung ſagte und bat, daß er ſie entſchlüpfen laſſen möge. Als er ſtatt deſſen aber ſie ernſtlich ermahnte, dem Feldherrn Gehör zu geben, ward ſie wieder ſtumm wie vorher. Eine Stunde ſpäter war die Caroline von Rottweil glücklich entkommen; Niemand wußte wie.

Das war die Dame, vor deren Hauſe die beiden Franzmänner hielten. Guébriant ſtieg ab, Sans-Regret hielt den Schimmel des Marſchalls, und ſah höchſt ingrimmig murrend zu, wie dieſer ſich das Haus öffnen ließ und dann klirrend die Treppe hinan ging.

— Wohnt hier Caroline? fragte Oncle Guébriant ſehr naiv.

— Ja, die Tochter vom Hauſe heißt ſo! erwiderte ſehr erzürnt die Magd. Die werdet Ihr doch um ſo ſpäte Abendzeit nicht beſuchen wollen?

Guébriant blickte auf ſeinen eben nicht ſehr empfehlend ſehenden Anzug eines gemeinen bairiſchen Reiters, und erwiderte dann:

— Ja doch, Diantre! führe mich hin; Du wirſt ſehen: ſie wird mich etwas rückſichtsvoller als Du empfangen.

Ein ſehr lebhafter Wortwechſel erhob ſich. Links und rechts öffneten ſich Zimmerthüren

und heraus trat, unter mehren ältern Frauen und verſchiedenen Männern, ein Mädchen, welches der Marſchall augenblicklich als ſeine „Unbändige" erkannte.

— Caroline! rief er. Ich hoffe, Du heißt mich in Rottweil willkommen.

— Wie? ſagte der Herr vom Hauſe, befremdet vortretend.

— Silence, Monsieur, et allez-Vous-en! ſagte Guébriant.

— Guébriant! Marſchall Guébriant! kreiſchte Caroline, die Hände zuſammenſchlagend. Die Franzoſen! Barmherziger Gott! Hülfe! Die Franzoſen ſind in der Stadt!

Guébriant beſann ſich kurz. Dies war ein fataler Zufall. Er hörte oben im Hauſe Waffen klirren, deutſche Commandowörter ſchreien ... Die einquartierten Baiern und Kaiſerlichen ſtürzten die Treppen herab. Es war die höchſte Zeit, ſich zu entfernen ... Guébriant ſchwang ſich eben in den Sattel, als die Infanteriſten aus dem Hauſe kamen. In geſtrecktem Galopp ſprengten die Franzoſen von dannen, während Sans-Regret fluchte, daß den Pflaſterſteinen hätten die Haare zu Berg ſtehen ſollen.

— Still doch! rief Guébriant. So horche doch nur!

Gewehrſchüſſe knallten in der Ferne. Ordonnanzen jagten im vollen Laufe durch die Straßen. Trommelwirbel donnerte an allen Ecken. Die Glocken wurden geläutet.

Die ganze Bevölkerung ſtürzte halbnackend vor die Thüren. Die Soldaten, nach der Oſtſeite der Stadt commandirt, liefen in Maſſen nach dem weſtlichen Thore. Es war klar, die Franzoſen ſtürmten.

Guébriant und Sans-Regret erreichten ſehr bald, rückſichtslos durch das Getümmel ſprengend, das Thor. Hier waren nur erſt geringe Streitkräfte vorhanden.

— En avant! rief der Marſchall. Abgeſeſſen, Camerad. Hier iſt der „Onele" nur noch ein gemeiner Soldat.

Die Franzoſen zogen die Schwerter und bahnten ſich: Vive le Roi! ſchreiend, einen Weg durch die erſchrockenen Baiern, welche mit Entſetzen zu ſehen meinten, daß die franzöſiſchen Colonnen ſchon in der Stadt ſeien und ſie im Rücken angriffen. So gelangten ſie zum Fallgatter. Der Marſchall ſprengte das Schloß durch einen Piſtolenſchuß und kaum erhob ſich das Thor, ſo krochen unaufhaltſam die Schweizer und die Musketiere vom Orleannois durch die Oeffnung, bis gleich darauf Helme und Federhüte, Hellebarden, Musketen ſich in dichten Maſſen in die Stadt drängten.

Die Baiern kamen heran; ein kurzes aber entſcheidendes Gefecht begann. Die Franzoſen warfen Alles vor ſich zurück und waren in einer Stunde vollkommen Meiſter der Stadt. Jetzt erſt fing das immer mit größerer Beſtürzung vorgenommene Nachforſchen nach dem Feldherrn an, den Jeder während des Kampfes irgend anderswo beſchäftigt geglaubt hatte. Er blieb abweſend.

Am andern Morgen, als die Leichen weggeräumt wurden, fand man den Marſchall Guébriant ſammt ſeinem getreuen Sans-Regret dicht neben dem Thore liegen. Guébriant war durch einen Musketenſchuß und Sans-Regret durch einen Hellebardenſtoß getödtet ...

Das Heer trauerte lange um ſeinen „Oncle". Der Herzog von Enghien nahm, als der

Nächſte nach ihm, bis zur Ankunft Turenne's den Oberbefehl an, welcher an der Spitze ſeiner Truppen die letzten Phaſen des dreißigjährigen Kriegs bis zum baldigen Frieden von Münſter und Osnabrück geſtalten half.

Marie mit dem Chriſtuskinde.

Von Tizian.

Wie der unvergleichliche Criſto della Moneta, Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, faſt am Anfange der glänzenden Künſtlerlaufbahn ſteht, ein Werk ſeiner erſten Jugendbegeiſterung, ſo gehört dieſe Marie mit dem Jeſuskinde zu den Bildern, durch welche der altgewordene Meiſter ſeine ungeſchwächte geniale Schöpferkraft bewährte. Das Bild beſitzt nicht den idealen Schwung, dem Tizian bei ſeinem Chriſtus mit dem Zinsgroſchen folgte, und kann an geiſtiger Weihe mit den Madonnenbildern des göttlichen Urbiners nicht wetteifern; dennoch iſt daſſelbe von ungewöhnlichem Werthe. Es iſt nicht nur aus der Portraitrichtung hervorgegangen, ſondern iſt, mit Ausnahme der Madonna, ſelbſt Portrait. Und dieſe ſanftmüthige, voll irdiſchen Lebens erglühende, unſchuldige Mutter harmonirt im Ausdruck ihrer Züge ſo vollkommen mit den Geſichtern der übrigen Perſonen des Bildes, daß man auch ihr Bild wohl als Portrait annehmen darf, ohne einen großen Fehlgriff zu thun. Der Kopf des Jeſuskindes dagegen iſt rein ideal gefaßt und zeigt, ohne etwa in den ſehr gewöhnlichen Fehler zu verfallen, altklug zu erſcheinen, eine höchſt ausgeprägte geiſtige Befähigung, faſt möchten wir ſagen, Uebermächtigkeit in den kindlichen Zügen. Die Dame, welche der Madonna Weihrauch in einem Gefäße opfert, könnte ſehr wohl für deren Schweſter gelten, und eben ſo iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem dunklen bärtigen Kopfe neben der Madonna und der Dame kaum zu verkennen. Links der Mann mit dem herrlichen Lockenkopfe und dem geſtutzten Barte iſt Johannes der Täufer, ein rauches Gewand um die nervigen Glieder geſchlagen; rechts der im Anſchauen eines Crucifixes betend verſunkene bärtige Greis iſt St. Petrus, obwohl manche auch einen St. Jacobus aus ihm haben machen wollen.

Der ganze Ausdruck des Bildes iſt derjenige einer lebensheitern, poetiſchen, geſättigten Ruhe, und hierzu ſtimmt die äußerſt harmoniſche Anordnung des Ganzen, ſo wie die gemilderte, obwohl dennoch immer noch brillante Färbung.

Will man einige Umſtände nicht unbemerkt laſſen, etwa wie der junge Mann den Blick auf die Dame richtet, indeß er ihr das Jeſuskind zeigt: ſo erſcheint das Gemälde als ein Ex voto-Bild zum Danke für eine glückliche Niederkunft. Die Namen der portraitirten Perſonen ſind dagegen nicht bekannt.

Holländiſche Wirthshausſcene.

Von Adrian v. Oſtade.

Es iſt eine der in den Niederlanden noch gegenwärtig gefeierten „Bierproben", welche Oſtade mit ſeiner reichen Phantaſie, mit ſeinem liebenswürdigen Humor hier vorführt. Das Hauptfaß des edlen Gerſtenſaftes iſt nach techniſchem Ausdrucke angeſtochen und dies wichtige Ereigniß hat eine ſtarke Geſellſchaft der Dörfner in dem weiten Zimmer des Wirthshauſes zuſammengezogen. Mit vollendeter Wahrheit und zeugend von genialer Auffaſſung und genaueſter Kenntniß des Volkslebens, giebt der Maler uns die feinſten Abſtufungen ſeines Stoffs, die ſchlagendſte Charakteriſtik in den Köpfen und dem Thun und Treiben ſeiner Perſonen. Vom ſelig Entſchlafenen an bis zu dem bachantiſch Erregten, welcher jubelnd den Spielmann ins Gemach zieht, ſind die Schattirungen durchlaufen. Unnachahmlich wahr iſt der mit höchſtem Genügen ſich die Zähne ſtochernde Mann im Hintergrunde; die naivſte Heiterkeit erregt der alte Herr, welcher höchſt galant ſeiner jungen Nachbarin ſein Herz und ſeine Hand anzubieten wagt.

Die Hauptgruppe iſt im höchſten Grade feſſelnd. Das iſt eine ächte Holländerin. Mit welcher freundlichen Majeſtät empfängt ſie — augenſcheinlich die reichſte Bauerfrau des Ortes — aus den Händen des ſchlau lächelnden, dienſtfertigen Wirthes das Glas mit dem delicaten Getränk. Dieſes großartige Lächeln, welches die ſichere Ueberzeugung ausſpricht: daß eben jetzt die gründlichſte Kennerin und Feinſchmeckerin koſte, um ihr Urtheil über das Bier abzugeben! Wir dürfen nach den ſichtbaren Wirkungen deſſelben, unter deren Einfluſſe der Schullehrer die Stühle wegräumt, um den Tanz mit der dicken Frau zu eröffnen, ſchließen, das Faß ſei ausgezeichnet gerathen. Der höchſt Ungenirte, welcher den Hut verſchiebt, iſt der Maler ſelbſt im Kreiſe ſeiner Schöpfung. Die holländiſche Gemüthlichkeit, welcher wir allenthalben begegnen, hat in der Hausfrau rechts eine zum Sprechen wahre, beſondere Vertreterin. Das Groteſk-Komiſche, zu welchem die niederländiſchen Darſteller von Stoffen aus dem Volksleben faſt durchgehends eine beſondere Vorliebe hegen, iſt auch hier anzutreffen. Der alte Bauer, welcher ein altes Mädchen küßt, giebt eine Scene, welche deshalb beſonders anzumerken iſt, weil ſie mit zartem Tact zeigt, wie das Poſſirliche, Groteske, in der Malerei dargeſtellt werden kann, ohne daß es in den Cynismus, z. B. eines Bega, verfällt.

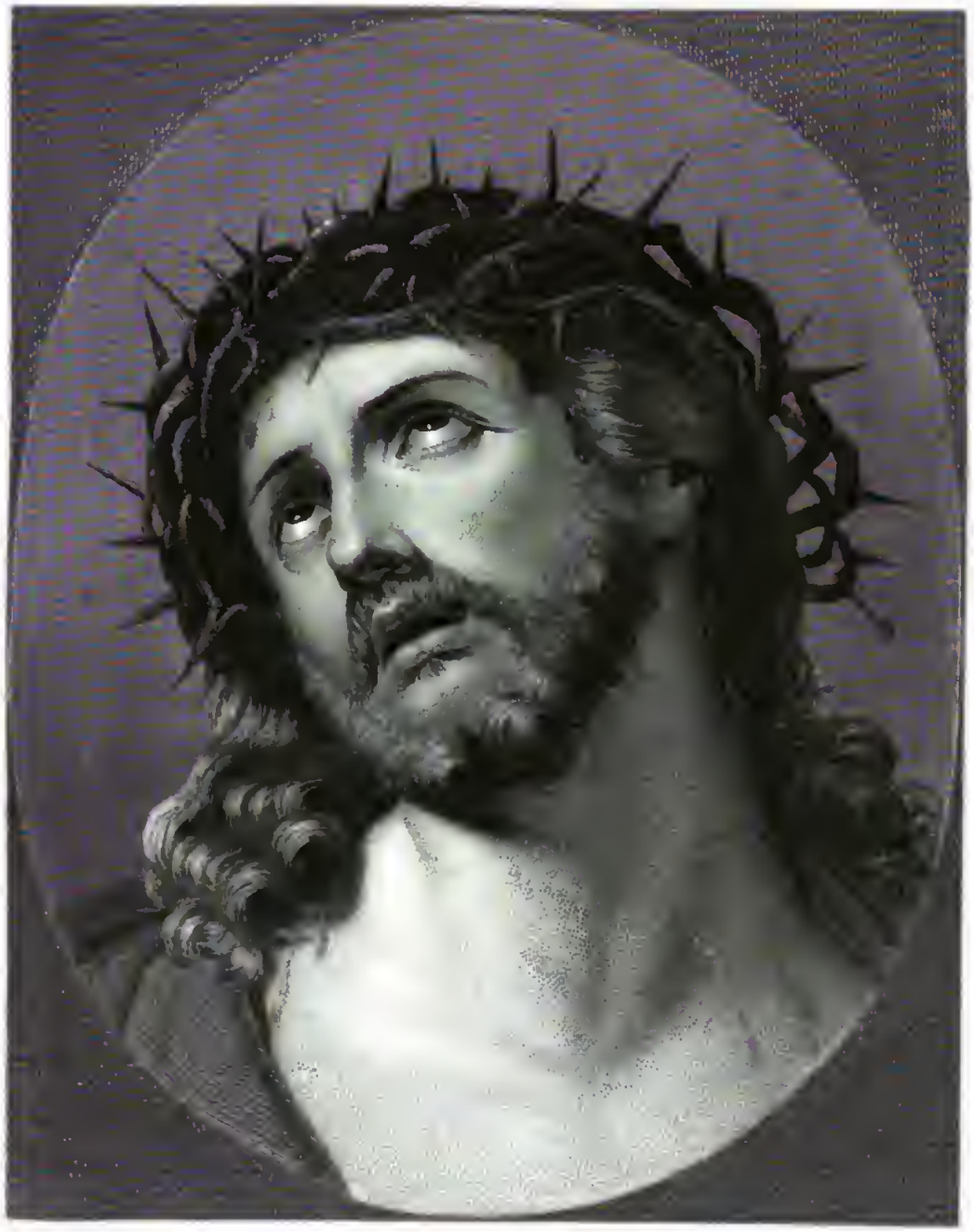
Die Tochter des Paul Rembrandt.

Von ihm ſelbſt gemalt.

Der alte Meiſter Rembrandt von Ryn, der Magier des Helldunkels, der originellſte aller holländiſchen Maler, ſtand in ſeinem Atelier vor zweien ſeiner Schüler und bereitete ſich allem Anſcheine nach vor, ihnen eine ſehr ernſte Predigt zu halten.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Alle Welt kennt den maleriſchen, höchſt ausdrucksvollen, ſeine Eigenthümlichkeit in ausgeprägten Zügen zeigenden Kopf des alten Zauberers in der Welt der Farben und der Leinwand. Dieſer geniale Kopf war jetzt mit einer ſogenannten Kapuzmütze von Fuchsfellen bedeckt. Ein bis zum Knie herabreichender, früher ſehr eleganter, jetzt zerriſſener und mit Farbenflecken verſehener Sammetüberwurf hüllte den Alten ein. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ſtand mit ausgeſpreizten Beinen da, in der Nachläſſigkeit ſeines Anzuges und ſeiner Haltung durchaus mit der in dem weitläufigen Atelier herrſchenden Unordnung harmonirend.

Die Schüler aber gehörten, ſo wie ſie waren, hier gar nicht her. Es war in der frühen Morgenſtunde; trotzdem waren die beiden Jünglinge augenſcheinlich in dem beſten Putze, welchen ſie ihr Eigenthum nannten.

Dieſe Schüler waren Philipp Koningk und Gerbrand van der Eeckhout. Koningk hatte ein weißes Seidenwamms mit gelbröthlichen Puffen, und eben ſolche bis in die Schuhe reichende Beinkleider angethan. Ein hellblauer Sammtmantel, und ein Barett von demſelben Stoff und derſelben Farbe, mit zwei langen weißen Federn, und ein reſpectabler, ſchöner Stoßdegen vollendeten den Aufputz des ziemlich hagern, kleinen und bräunlichen jungen Mannes. — Gerbrand van der Eeckhout dagegen hatte ſeine viereckige, derbe Geſtalt in ein ſchwarzes Sammtwamms mit gelben Puffen gezwängt; an ſeinen weiten Beinkleidern, auf ſeinen Aermeln und auf ſeiner Bruſt waren wenigſtens einige fünfzig Ellen Band als Schleifen verwendet. Dieſe Schleifen waren roſenfarben. Sein Mantel war ſchwarz, ſein Sammthut mit Federn ebenfalls. Er hatte einen niederländiſchen Flamberg an der Seite. Eeckhout mit ſehr dicken, blonden Locken und mit von Geſundheit ſtrahlenden Wangen ſchien indeß, ungeachtet ſeiner martialiſchen Haltung, eben ſo wenig Muth, dem Meiſter Rembrandt gegenüber, zu beſitzen, als der in demüthiger Stellung daſtehende kleine College. Beide hatten eine große, in Papier gewickelte Rolle in der Hand, auf welche der Alte höchſt ſcharfe, verdächtige Blicke warf, die die Schüler auch daher, ſo weit dies möglich war, zu verbergen ſuchten.

— Mynheers, was ſoll dieſe Maskerade? fragte Rembrandt, ziemlich unmuthig die Jünglinge von oben bis unten muſternd. Wißt Ihr nicht, daß Haſenfüße und Kleidernarren hier durchaus nichts zu ſuchen haben? Steh mir der Himmel bei ... Würde es wohl ein vernünftiger Menſch glauben, daß Ihr, Mynheer Spanier Koningk, und Ihr Mynheer Venetianer van der Eeckhout, die hoffnungsvollen Burſchen ſeid, welche ganz einfach bei dem alten Rembrandt pinſeln lernen?

Koningk murmelte etwas von: „Verzeihung", und Eeckhout von: „wichtigen Urſachen". Rembrandt antwortete darauf nicht.

— Und das möchte noch immer ſein, ſagte er, wäre der Geſchmack nicht ſo entſetzlich, den Ihr bei Eurem Herausputzen an den Tag legt. Wo Teufel habt Ihr die Idee her, Euch anzuziehen wie der Maſtochſe, den die Fleiſcher vor Pfingſten durch die Stadt zur Parade ziehen? Wer hat Euch die Farbenharmonie beigebracht, die ich an Euren Leibern bewundere? Warum drapirt Ihr Euch nicht Euren Perſönlichkeiten gemäß; warum kleidet Ihr Euch nicht charakteriſtiſch? Philippchen, wenn er ſchwarzes Seidenband und ſchwarze Seidenpuffen trüge, wäre bei Gott ein ganzer venetianiſcher Nobile, und das fette Gerbrändchen gehört ganz natürlich in Philippchens Kleidung ...

Er unterbrach ſich, indeß er ein kurzes Lachen aufſchlug. Dann aber ward der Alte ſehr ernſt.

— Ihr wollt natürlich Euch doch an Eure Staffeleien und zwar unverzüglich begeben? fragte er ſcharf.

Die Verſpotteten bewahrten ziemlich ihre Faſſung. Sie ſahen ſich an, räuſperten ſich ein wenig und Philipp Koningk trat ſehr würdevoll einen Schritt vor.

— Nein, Meiſter Rembrandt, heute gedachten wir mit Eurer Erlaubniß nicht zu arbeiten ...

— Was denn wollt Ihr? Etwa Euch den Zechgeſellſchaften dieſer Pinſeler, dieſer Gurkenmaler anſchließen, welche Meiſter zu ſein glauben, weil ſie einmal einen Dummkopf fanden, der ihnen eine ihrer Sudeleien abkaufte?

— Ihr kennt uns zu gut, Meiſter; erwiederte Eeckhout, welcher es liebte, ſich pathetiſch auszudrücken; unſer Dichten und Trachten iſt auf das Hohe und Höchſte gerichtet ...

— Deshalb ... fuhr Koningk fort.

— Was denn, deshalb? unterbrach ihn Rembrandt barſch.

Den Jünglingen war die Sprache unmöglich.

— Was führt Euch hieher? rief der Meiſter. Wollt Ihr mich wild machen?

Die Unterredung war etwas laut geworden.

Die eine Thür des Ateliers, welche in die Gemächer des Malers führte, öffnete ſich etwas und herein blickte ein wunderbar ſchöner, und ausdrucksvollerer als formenſchöner ſiebzehnjähriger Mädchenkopf, deſſen glänzend friſche Augen ziemlich erſtaunt die drei Männer betrachteten.

Die Jünglinge wandten ſich wie auf ein Signal und ſtarrten dieſen Mädchenkopf an, wobei Koningk ſehr blaß und Eeckhout ſehr glühend im Geſicht wurde. Das Mädchen verſchwand.

— Ach ſo! machte Rembrandt gedehnt. Alſo doch! Wollt Ihr, Mynheers, die Güte haben, Euch niederzulaſſen und mir Eure Eröffnungen zu machen?

Die Schüler ſetzten ſich mit ſchwerem Herzen auf ihre wohlbekannten Schemel nieder.

— Wir wollen uns ein Herz faſſen ... ſagte Koningk, den Cameraden heimlich anſtoßend.

— Ja, das wollen wir! ſagte Eeckhout, welcher, ohne es zu wiſſen, ſehr laut ſprach.

— Fang Du an zu ſprechen!

— Nein, Du! murmelte Gerbrand.

Koningk ſammelte ſich einen Augenblick; dann ſtreckte er wie weiland der Apoſtel Paulus vor dem Könige Agrippa redneriſch die Hand aus. Schade, daß ihm die „große Kunſt“ ſeines alten Vorbildes abging.

— Mynheer Rembrandt van Ryn ... begann Koningk ... Wir wollen ohne Umſchweife reden.

— Iſt mir wahrlich nicht unangenehm ... bemerkte der Alte.

— Wir, Gerbrand und ich, ſind Buſenfreunde. Zugleich das Glück genießend, von Euch, Meiſter, gebildet zu werden ...

— Kürzer, Philipp, kürzer! ſagte Rembrandt.

— Gut! Wir ſind genau zuſammen verbunden ...

— Das heißt unſere Seelen! ſchaltete Eeckhout erhaben ein. Unſere Gedanken verfolgen dieſelbe hohe Richtung ... daſſelbe glänzende Ziel! Wir ſtimmen aufs genaueſte mit einander zuſammen ...

Digitized by Google

Cattle Tichstock

Digitized by Google

— Gott bewahre! rief Rembrandt. Ihr seid Beide sehr verschieden an Geist wie an Körper. Macht keine gemeinschaftliche Sache. Verfolgt Eure Ausbildung Eurem Charakter gemäß, und Ihr werdet Beide gute Maler, jeder in seiner Weise, werden. Hier scheidet sich die Freundschaft zu Gunsten der Kunst; jeder Mann geht seinen eignen Weg.

Diese Bemerkung hatte die Redner augenscheinlich etwas aus dem Concepte gebracht. Eine Pause trat ein. Philipp Koningk sah niedergeschlagen auf den Boden.

Eeckhout aber war warm geworden.

— Mynheer Rembrandt, sagte er, die verschiedensten Charaktere können dasselbe höchste Ziel, dasselbe Ideal erwählen, unbeschadet des Weges, welchen sie einschlagen, um solches zu erreichen.

— Du kannst über Malerei raisonniren, bevor Du noch malen kannst? Auch ein Zeichen der Zeit und kein gutes! murmelte Rembrandt sehr geärgert, denn er konnte alles Mögliche, nur keine Kunsttheorieen ertragen.

— Unser höchstes Ziel ist die Liebe, fuhr Eeckhout fort, die Liebe, die Königin der Kunst und des ganzen Weltalls.

— Laß jetzt aber Deine religiösen Ansichten weg! bemerkte Rembrandt. Wir wissen sämmtlich, Gerbrand, daß du in biblischer Hinsicht uns Alle und mich selbst zurücklässest!

— Die Bibel stimmt mit der Welt, wie sie ein Künstler sieht, sagte Eeckhout, nur zu genau zusammen, auch wenn man nicht katholisch ist. Ich bin ein Maler und vermöge meiner Kunst verdamme ich selbst die Traditionen der Kirche nicht; denn sie geben mir eine Himmels- und Erdenkönigin. Wohlan, Meister van Ryn, diese Königin habe ich, haben wir gefunden. Sie ist kein Mythus, kein Gedankenbild mehr, sie lebt; sie lebt in diesen Räumen; — diese Dame, diese Madonna, welche Alles in sich schließt, was wir, Philipp und ich, von der Welt, von der Kunst und ihrer Wirkung fordern, lebt unter diesem Dache . . . Mynheer Rembrandt, Ihr habt eine Tochter, Katharina ... Wir Beide lieben sie mit heißer Inbrunst. Wir sind gekommen, Euch um Katharina's Hand zu bitten . . . Die Wahl zwischen uns bleibt Katharina und Euch, Meister, überlassen. Ihr sollt entscheiden, wer von uns Freunden der Glückliche sein wird.

Rembrandt schwieg lange Zeit, bevor er antwortete. Trotz seines barschen Wesens liebte er seine Schüler leidenschaftlich, obgleich er es sich sehr selten merken ließ. Er sah die Jünglinge an und ward sehr betrübt; denn scharfsichtiger, als ihm die Unbefangenen zutrauten, hatte er ihre Liebe zu seiner Tochter nicht allein, sondern auch die Gewißheit entdeckt, daß das Herz der reizenden Katharina bereits einem Andern, als diesen begeisterten Werbern angehörte. In einem Augenblicke übersah der geniale Meister die ganze Situation. Von Katharina konnte keine Rede sein. Es kam nur noch darauf an, die Jünglinge anzuspornen, damit sie der Kunst erhalten wurden und durch ihre hoffnungslose Liebe nicht mit sich selbst zerfielen.

Rembrandt zog seine Klingelschnur und forderte drei Flaschen edlen, alten Weins vom Rhein. Dann setzte er sich neben die Jünglinge.

— Ich danke Euch, Kinder, sagte er, Jedem die Hand reichend, für die Ehre, welche Ihr mir und meiner Tochter heute gegeben; denn sicherlich ist eine Bitte, von solchen wackern Jungen, wie Ihr seid, vorgebracht, selbst dem Statthalter der Niederlande keine Schande. Aber,

Digitized by Google

erlaubt mir Eins. Ueber Katharina's Entſchluß maße ich mir keine Macht an; ſie iſt die Tochter eines Künſtlers, und liegt die ganze Welt unter Knechtſchaft, ſo ſoll doch der Maler und ſein Kind frei ſein und frei bleiben. Ich aber, ich, kann meine Forderung beſtimmen. Ich werde keinen von Euch als den Bräutigam meiner Katharina annehmen, bevor Ihr nicht Beweiſe gegeben habt, daß Ihr Meiſter in unſrer Kunſt ſeid. Ich will glauben, daß Ihr mehr leiſten könnt, als was Ihr, hier im Atelier die Schule verfolgend, zeigen zu können Gelegenheit gehabt habt. Zeigt mir ein Probeſtück, das ich billig anerkennen darf, und wir werden weiter reden.

Inzwiſchen kam der Wein und die Gläſer klangen aneinander.

— Keinen Toaſt, wenn ich bitten darf! ſagte Rembrandt. Bis dahin, daß Ihr uns die Bilder zeigt, ſchweigen wir vor Allem!

Der bedeutſame Augenblick für die Jünglinge war gekommen. Sie zogen ihre Rollen hervor.

— Das haben wir erwartet, Meiſter Rembrandt, ſagte Koningk mit einigem Selbſtgefühl, und entrollte ſeine Leinwand. Wir haben ein ſolches Stück ſchon gemalt. Und damit keiner vor dem andern einen Vortheil habe, ſo haben wir denſelben Gegenſtand gewählt.

Auch Eeckhout entfaltete ſein Gemälde. Es waren dies zwei Bildniſſe der Geliebten, der ſchönen Katharina.

— Ach! Ich dachte mir's! murmelte Rembrandt, die Gemälde raſch aber mit durchbohrenden Blicken muſternd. Es pflegt das erſte Meiſterwerk zu ſein, daß der Maler ſich an dem Portrait der Geliebten verſucht. Verſichere Euch aber, Ihr Jungen, daß man ſpäter auf dieſes überſchwengliche Werk mit eigenthümlich nüchternen Empfindungen zurückblickt. Ich weiß das. Ich habe den Kopf des Dienſtmädchens von meiner Windmühle, das Bild meiner erſten Geliebten, getreulich aufbewahrt; wenn Ihr wollt, könnt Ihr einmal Euch darüber beluſtigen.

— Aber Euer Urtheil! ſtammelten die Maler gleichzeitig.

— Will ich nicht ausſprechen, ſondern Euch zeigen! ſagte Rembrandt. Zufällig habe ich ſelbſt meine Katharina an ihrem ſiebzehnten Geburtstage gemalt ...

Rembrandt ging vor einen großen Schrank und kramte zwiſchen mehren Bildern umher. Die Schüler waren ſehr ernſt geworden und Koningk flüſterte Eeckhout zu:

— Gerbrand, wir ſind verloren!

Rembrandt brachte ſein Gemälde hervor und mit einem Ausrufe der Ueberraſchung ſahen die Jünglinge daſſelbe an. Sie ſchienen das Bild mit den Augen verzehren zu wollen.

— Das iſt Katharina! rief Eeckhout in höchſter Bewegung, zugleich ſein eignes Gemälde auf den Boden ſchleudernd.

— Ja, das iſt ſie! ſtöhnte Koningk.

— Nun, Ihr habt doch auch gemalt? bemerkte Rembrandt mit breitem Lächeln.

Die Jünglinge ſchwiegen höchſt niedergeſchlagen.

— Ihr meint, es könnte Euch noch etwas fehlen, bevor Ihr meiſterhaft zu malen verſteht? fragte Rembrandt.

— Alles! Alles! riefen die Freunde.

— Ihr ſeid brave Burſchen! ſagte Rembrandt, Beiden feſt die Hände drückend. Ihr wißt, was ich beabſichtigt habe; Ihr wißt, daß ich Euch liebe, daß ich Männer für die Unſterb-

Digitized by Google

lichkeit und keine Menschen zu bilden strebe, welche einen Jugendgedanken zum Nachtheile ihrer feierlichen Lebensaufgabe festhalten. Seid Ihr mit mir einverstanden? Wollt Ihr wieder Eure schmutzigen Blousen anziehen, und die Arbeit aufnehmen, wo Ihr sie verlassen habt?

— Ach ja! Wir wollen! Aber bester Meister, laßt uns nur einen Schimmer von Hoffnung auf Katharina's Besitz und wir werden den Herkules an Ausdauer überbieten! rief Eeckhout.

— Ihr habt den vollen Sonnenschein der Hoffnung, so weit meine Macht reicht! Katharina aber wird selbstständig entscheiden.

Koningk und Eeckhout malten in der Hoffnung auf die Hand Katharina's ein halbes Jahr lang mit eisernstem Fleiße. Bereits ausgezeichnet vorgebildet, konnten sie sich allgemach, ohne zu erröthen, mit ihren Schöpfungen den berühmten Meistern Niederlands anschließen.

Katharina aber verlobte sich mit dem schönen Sohne eines der reichsten Amsterdamer Rathsherren.

Glücklicherweise waren beide Liebhaber so weit gekommen, um sich vorläufig durch ihre Erfolge in der Kunst über den Verlust einer der schönsten Töchter Niederlands nach und nach zu trösten.

Loth und seine Töchter.

Von Guercino da Cento.

Guercino, das heißt der Schielende, ist der Beiname des Malers, welcher Giovanni Francesco Barbieri hieß. Er war zu Cento, in der Nähe von Ferrara, im Jahre 1590 geboren und starb im Jahre 1666 zu Bologna. Die künstlerische Ausbildung dieses Meisters bietet dem Forscher interessante Umstände dar. Es ist gewiß, daß Barbieri nur durch eigene Kraft zu dem bedeutenden Künstler wurde, als welchen wir ihn anerkennen; denn der Unterricht, welchen er von Cremonini empfing, möchte nur wenig fördernd auf ihn eingewirkt haben. Selbst sein späterer Meister, wohl der einzige, welcher diesen Namen verdient, Benedetto Gennari, sein Schwiegervater, hat nicht den geringsten ersichtlichen Einfluß auf die Manier, in welcher Guercino malte, ausgeübt. Ein Schüler der Caracci war dieser Maler nie in dem Sinne, daß er ihre Akademie besuchte.

Dennoch eignete er sich die eklektische Methode der Caracci mit der richtigen, fast rigorosen Zeichnung, der klaren, kräftigen Färbung vollständig an und malte eine längere Zeit in diesem Style. Sein Geist war jedoch zu lebendig, als daß er das „Gehaltene", welches in der Weise der Caracci liegt, nicht hätte überspringen sollen. Caravaggio hatte seine Blüthe erstiegen und seine Bilder voll Leidenschaft und schlagenden Effecten rissen den Guercino in diese neue Bahn. Jetzt ward seine Correctheit inhaltsreicher, die Formen lebensvoller, die ganze Manier breiter und die Färbung mannigfaltiger und brillanter. Obgleich wenig idealisirend und die Natur gleich dem Caravaggio meistens nur schlechthin auffassend, zeigen Guercino's Bilder aus dieser Periode eine bedeutende Kräftigkeit, Wahrheit und ein herrliches Colorit. Weniger schöpferisch

Digitized by Google

als Caravaggio erreichte er dieſen Meiſter jedoch ſo wenig, wie er die Caracci erreichte. Guercino's am meiſten geſchätzte Bilder ſtammen aus dieſer ſeiner zweiten Epoche, wie Hagar's Verſtoßung, zu Mailand befindlich, und auch unſer Bild, Loth mit ſeinen Töchtern.

Noch immer hatte Guercino aus ſeiner erſten Periode eine faſt ängſtliche Sauberkeit und Zierlichkeit der Malerei bewahrt, welche bei ihm die Stelle der Anmuth ſeiner Schöpfungen vertritt. Bald ward dieſe Zierlichkeit und das Liebliche, welches da Caravaggio ſo wenig für ſich beanſpruchen konnte, um ſo mehr der Augenpunct Guercino's, als Guido Reni auf dieſem Wege ſeine ungeheuren Erfolge errang.

Guercino arbeitete ſich mit eben der Leichtigkeit in den Styl dieſes bewunderten Meiſters ein, womit er den Caracci und dem Caravaggio gefolgt war. Alles wird bei ihm jetzt weicher, aber auch ausdrucksloſer, die Färbung verliert an Kühnheit, und nur in wenigen Bildern gelingt es ihm, ſeine immer vortreffliche Zeichnung mit der Kraft und der genialen Charakteriſtik des Caravaggio und der ſanften Anmuth Guido Reni's zu vermählen. Hier erreicht Guercino im Sanct Bruno zu Bologna zum Beiſpiel nicht allein den Reni, ſondern weiß ſich auch eine Eigenthümlichkeit in ſeinen Schöpfungen zu ſichern, die ihm ſonſt meiſtens abgeht. Guercino malte eine ungeheure Menge von Altarbildern und viele Fresco-Gemälde u. ſ. w., an denen zum Theil Schüler aus ſeiner in Bologna geſtifteten Akademie mit arbeiteten. Da der Meiſter ſelbſt in ſeinen Kunſtſchöpfungen ſchwankte, ſo konnte dieſe Akademie für die Kunſt keine bedeutende Folge erringen.

Der Gegenſtand des hier gewählten Bildes, welches die Größe kräftig andeutet, die der Maler auf ſeinem zweiten Wege errungen haben würde, iſt bekannt. Sodom und Gomorrha werden vom Feuer des Himmels verzehrt, es „geht Dampf auf von der ganzen Gegend, wie von einem feurigen Ofen", und Loth, der von Engeln Errettete, hält mit ſeinen Töchtern auf dem Berge Raſt, auf welchem ſeine ſpätere Zuflucht, das Städchen Zoar, in der Vulgata Segor, das heißt, klein, wenig, genannt, liegt. Die ſtatuenartige Geſtalt in der Ferne iſt Loths Weib, welche „ſich, dem Verbote zuwider, nach Sodom umſah, und in eine Salzſäule verwandelt wurde".

Der Abend.

Von Johann Both.

Auf der Piazza del Popolo in Rom hielten an einem ſchönen Septembertage des Jahres 1649 „hoch zu Roſſe" drei Reiter in einem Kreiſe von etwa einem Dutzend feingekleideter Herren, die ſich durch Tracht und Manieren ſchon dem Entfernteren als Fremde, und zwar als Maler ankündigten. Auch die Reiter waren erſichtlich Maler und ſie ſchienen im Begriffe zu ſtehen, eine der ſogenannten Scenenjägereien anzutreten. Man händigte ihnen von mehrern Seiten Zettel mit Adreſſen von Bekannten, von Gaſtwirthen und Klöſtern ein, man machte ſie auf maleriſche Gegenden mit großer Lebhaftigkeit aufmerkſam, ſo daß der eine Maler kaum ſeine Finger raſch genug bewegen konnte, um alle dieſe Notizen aufzufaſſen und in ſeine dicke Schreib-

Digitized by Google

tafel einzutragen. Die andern Beiden beſchäftigten ſich, während dieſer Aemſige faſt vor Geſchäften ſchwitzte, auf bequemere Weiſe. Der zweite Maler, welcher mit dem Notizenſchreiber eine wahrhaft frappante Aehnlichkeit hatte, trank unaufhörlich den um ihn ſtehenden Freunden aus einer mächtigen Feldflaſche den Abſchiedsgruß zu. Bereits dreimal war einer der Künſtler mit dem ausgeleerten Gefäß in größter Eile nach einem Weinhauſe des Corſo gelaufen, um neuen „Stoff" zur Verlängerung der Abſchiedsfeierlichkeiten herbeizuſchaffen, und allem Anſcheine nach hatten dieſe bedeutungsvollen Wanderungen nur erſt begonnen. Der dritte Künſtler war ein fetter kleiner Mann, der vor ſich auf dem Pferde einen bunten, langohrigen Hund hielt, den er unermüdet liebkoſte, während er ihm von Zeit zu Zeit eine gute Portion von dampfenden, von Sauce tropfenden, würmergleichen Fadennudeln in die Schnauze ſteckte, ein Gericht, das der Maler mit wahrhaft italieniſcher Gefräßigkeit, auf ächt italieniſche Art, mit den Händen der Schüſſel eines neben ihm ſtehenden Maccaroniverkäufers entnahm.

Das Notizenſchreiben des Einen, das obſtinat fortgeſetzte Trinken des Zweiten und das unerſchütterlich conſequent durchgeführte Nudelneſſen des Dritten, wurde durch einige neue Perſonen unterbrochen. Dieſe waren ein ungeheuer fetter Mönch und ein ziemlich zerlumpt ſehender römiſcher Bürgersmann von beſcheidenſtem Körperumfange. Der Römer hatte, ſeit dieſe zukünftigen Reiſenden ſich noch auf der Piazza del Popolo verweilten, hinſichtlich der Pferde, welche er und Niemand anders hergeliehen hatte, einige wichtige neue Beſchlüſſe gefaßt. Zur Execution des erſten derſelben hatte er den Mönch mitgebracht. Die abgetriebenen Klepper ſollten eingeſegnet werden. Trotz aller Proteſtationen der darauf ſitzenden Herren begann der Mönch ſeine Hände auf die ſchmutzigen Köpfe, auf die langen Ohren und magern Hälſe der Pferde zu legen und mit einer Stentorſtimme den heiligen Antonius in dem ſogenannten „Pferdegebete" anzurufen, über die altersmüden Glieder dieſer Rozinanten voller Gnade zu wachen.

Hiernach that der Pferdeverleiher ſeinen unwiderruflichen Entſchluß kund, ſeine Pferde im Auge behalten zu wollen, da er, wie er ſagte, fürchte, ihnen möchte bei den zu erwartenden ſchweren Strapazen die gewohnte liebevolle Pflege abgehen. Alle Maler diſputirten mit dem Italiener, um ihn zum Zuhauſebleiben zu bewegen; ſie gingen ſogar ſo weit, den Pferdeverleiher mit Schlägen zu bedrohen, weil er es wage, Künſtler in dem Verdachte zu haben, ſie könnten ſich in Pferdediebe verwandeln — vergebens. Wer vermöchte es, einen Römer und zwar einen für ſeinen Geldbeutel raiſonnirenden Römer niederzuraiſonniren? Pompeo fluchte und ſchwor und weinte und declamirte ſo lange, bis ihm die Maler nicht allein erlaubten, zu Fuß neben den Thieren herzutraben, ſondern ihm noch obendrein ein genügendes Trinkgeld für ſeine Bemühungen zuſicherten.

Nachdem dieſe Scenen ſämmtlich vollſtändig erledigt waren, nahm Pompeo nach erhaltener Erlaubniß ſeinen langen Stecken, ſchrie ſeine edlen Thiere mit gellender Stimme an, applicirte jedem derſelben einen ſehr wenig liebevollen Hieb über die Kruppe und lief, während die zurückbleibenden Künſtler Lebewohl riefen und die Hüte ſchwenkten, wie ein Windſpiel den in hartem Trabe Abreitenden voran, in Einem fort: Platz! Platz! ſchreiend.

Die Reiſe war angetreten und ein Kleeblatt war unterwegs, wie es unzertrennlicher ſelten in Rom in der Künſtlerwelt bewundert wurde. Der Notizenſchreiber mit dem Schnurr- und Zwickelbarte, eine ſehr offene, heitere Miene zeigend und mit erſichtlichem Vergnügen von

Zeit zu Zeit an den Steigbügeln hinabsehend, war Johann Both, ein Utrechter von Geburt, neununddreißig Jahre alt, ein Landschafter. Johann Both, mit genialer Leichtigkeit malend, der frischesten Tinten, der entzückendsten Beleuchtung mächtig, hatte seinen Gemälden neben den gefeiertsten Stücken Claude Lorrains Geltung und Bewunderung verschaffen können. Die Landschaftsmaler unter Johann Boths Freunden waren mehr als einmal bei dem Versuche verzweifelt, in ihren Bildern den warmen, gesättigten, duftigen Ton zu treffen, welcher gleich einem milden Zauber über den sich sanft abwärts neigenden Thälern und den scharfen Bergumrissen, über den reizenden lichten Waldesplätzen und den seeähnlichen, weiten Teichen lag, die Johann malte.

Der einzige Trost für seine eifersüchtigen Freunde war bei dieser überlegenen Meisterschaft des Holländers der Umstand, daß Johann eben nichts weiter mit Auszeichnung malte, als Landschaften. Sie konnten daher seiner in einer einzigen Richtung vollendeten Kunst ihre mittelmäßige Vielseitigkeit entgegenhalten, um sich neben ihm zu behaupten. Die Feinde dieses Malers behaupteten steif und fest, Both sei eigentlich gar kein Maler, geschweige denn ein Meister, und sei ja etwas Gutes an seinen Bildern, so könne es nur die Staffage sein, die Johann Both nicht gemalt habe.

Die Staffage malte nämlich in der Regel der Bruder und unzertrennliche Gefährte Johanns, Andreas, der um ein Jahr jünger als der Landschafter war. Es war eben derselbe, welcher den Mantelsack, den einzigen der Gesellschaft, auf sein Pferd geschnallt und sich zum Kellermeister während der Reise aufgeworfen hatte. Bamboccio faßte schwerlich leichter das Charakteristische alltäglicher Menschengestalten und Scenen auf, als Andreas Both; dieser jedoch malte nicht mit solcher Derbheit; es lag etwas wie Wouverman'sche Feinheit und Eleganz in Andreas Boths Compositionen, das herrlich zu den Landschaften Johanns paßte. Es war ein merkwürdiger Wechselverkehr in dem Genie der Brüder Both. Ohne Andreas' Figuren würden Johanns Landschaften bei allen ihren Schönheiten todt, oder schärfer, matt und ausdrucklos gewesen sein; wie im Gegentheil die geistvollste Staffage des Andreas ohne Johanns Landschaft kaum mehr als den Charakter einer Studie gezeigt hätte, — eine Wahrheit, welche die von jedem Bruder allein in seinem Genre gelieferten Blätter bezeugen. Die Boths ergänzten sich so harmonisch, wie es wohl selten bei einem Künstlerpaar vorgekommen, und diese Harmonie, von zwei hochbegabten Künstlerseelen getragen, war der Art, daß selbst ein Claude Lorrain nicht diese herrliche Zusammenstimmung, diesen Einklang der Landschaft und der Staffage erreicht hat, wie ihn die Boths in Gemeinschaft hervorbrachten. Johann Both opferte die Schönheiten der Landschaft zu Gunsten einer überwiegend reizenden Staffage und Andreas modulirte seine gelungensten Erfindungen, um nicht über den Gehalt der landschaftlichen Schöpfungen seines Bruders hinauszuschreiten.

Der dritte im Bunde war Charles Du Jardin, ein Franzose. Er war die verkörperte Komik; eben so launig in seinen herrlichen Figuren als in seinem eigenen Wesen. War der meistens in Gesellschaft trinklustiger Freunde verharrende Andreas nicht aufgelegt und nicht witzig genug, um für Johann eine Landschaft zu studiren und die Staffage dazu zu erfinden: so stellte sich Charles Jardin ein, er, der ewig Nüchterne, dessen Leidenschaft sich nur auf Bonbonkauen und Maccaroniessen beschränkte. Auch er verstand den Johann so genau, daß er die köstlichste Harmonie zwischen seinen Figuren und den Landschaften des ersteren erreichte und zugleich

The Toilette Die Toilette

Golowalma

Digitized by Google

den Andreas in ſo weit, daß er Figuren ganz im Sinne des Zechluſtigen vollendete, welche dieſer halb ausgemalt hatte.

Dieſe Drei waren am zweiten Tage ihrer Reiſe gegen Nachmittags unterwegs und kehrten, auf Betrieb des durſtigen Anderies, in einer elenden Gaſtwirthſchaft an der Straße ein. Johann proteſtirte vergebens, du Jardin fluchte ſeine beſten pariſer Patentflüche; aber Andreas war in einigen Punkten, namentlich wenn es Trinken betraf, durchaus unlenkſam. Er ſtieg raſch vom Pferde ab und zeigte den beiden Widerſtrebenden durch das zerbrochene Fenſter des Wirthshausſtübchens fünf total betrunkene Bauern und einen Mönch mit einem großen Bettelſacke, die er ſogleich zu zeichnen begann. Dies waren dieſelben Perſonen, welche auf zwei von Andreas' radirten Blättern verewigt ſind — Blätter, die einen um ſo größeren Werth beſitzen, als ſie faſt verſchollen ſind. Als der dicke, die Bauern haranguirende Mönch mit dem Sacke, halb fertig war, ſtieg Charles du Jardin eiligſt vom Pferde, machte ſein kleines Zeichnenbrett fertig und wollte in das Innere des Wirthshauſes dringen, um die Betrunkenen zu zeichnen.

Pompeo ſprang herzu.

— Ich bitte Euch, Herr Franzoſe, rief er, bleibt nur das Mal aus dieſer Banditenſtube; namentlich unterfangt Euch nicht, den Leuten Eure Zeichnenapparate ſehen zu laſſen; denn ſie ſind der Meinung, daß jeder abgemalte Menſch binnen einem Jahre ſterben müſſe.

— Die abgemalten Menſchen ſterben nie; wenigſtens unſere nicht, Andreas! rief der dicke Franzmann und drang, trotz Zwiebel- und Knoblauchduft, kühn in dieſes zweite Gaſthaus zu Terracina. Um ſich der Freundſchaft der Landleute zu verſichern, ließ er Jedem einen Krug Romagnawein einſchenken und fing herzhaft zu zeichnen an. Anderies erſchien auch, triumphirend fünf leere Weinkrüge, während ſeiner Arbeit von ihm geleert, und die Arbeit ſelbſt, den Sack-Mönch, mitbringend. Er ſetzte den Mönch von der künſtleriſchen Apotheoſe deſſelben ziemlich ſomnambul in Kenntniß und legte dadurch den Grund zu der nachfolgenden Kataſtrophe. Der Frate, hochentrüſtet, hielt eine wahre Kreuzpredigt gegen die drei fremden Ketzer, die er einer Art von crimen laesae majestatis beſchuldigte.

Die Bauern erhoben ſich. Sie forderten Wein und immer mehr Wein, ſperrten hinter dem eben eintretenden Johann Both die Thüre und fingen, als Anderies ſeine ſchmale Börſe nicht weiter zu Gunſten dieſer Durſtigen anſtrengen zu wollen erklärte, an, die Künſtler in eine der regelmäßigſten und hartnäckigſten Prügeleien zu verwickeln, die je von Scenenjägern beſtanden wurden. Du Jardin wollte ſeinen Degen gebrauchen; er ward ihm zerbrochen und mit den Enden ward ſein fetter, zarter Rücken wie ein Rinderbraten vor dem Schmoren durchgeklopft. Anderies wehrte ſich, auf der Erde liegend, mit Händen und Füßen ſo nachdrücklich, daß ihm die geringſte Portion zugemeſſen wurde; Johann, der weichmüthige, ließ ſich dagegen widerſtandlos durchprügeln.

Als die Bauern und der Mönch, denn auch dieſer hatte tapfer mitgefochten, endlich ermüdet waren, gaben ſie die Reiſenden frei. Halb ſinnlos taumelten dieſe zur Hütte hinaus, wo ſie der feige Pompeo heulend empfing.

— Warum, Du Canaille, haſt Du uns im Stich gelaſſen? ſchrie der mit purpurglühenden Wangen prangende Du Jardin.

Digitized by Google

— Ich habe für Sie gebetet! ſchrie Pompeo retirirend. Denn bei dieſen Hieben konnte ich nicht erwarten, daß Sie lebendig blieben.

Die Maler ſetzten ſich zu Pferd in der düſterſten Stimmung, die ſie ſeit Jahren erprobten. Anderies wüthete gegen den feigen Johann, gegen Du Jardin, Du Jardin gegen Anderies, und fing zuletzt darüber zu weinen an, daß ſein geliebter Hund auch furchtbare Hiebe, unſchuldige Hiebe, empfangen hatte. Kurz, dicht vor dem Dorfe an einem kleinen Bache, der einen maleriſchen, von Bäumen überhangenen Teich bildete, hielten die erzürnten Freunde an. Johann, ſehr zerhauen und ſchwermüthig, tränkte ſein mattes Roß; Anderies ließ ſich von Pompeo ſeinen rechten, zerſchlagenen Fuß verbinden; Du Jardin ritt wieder nach Rom zurück und war außer ſich, daß er durch alles Locken ſeinen Hund nicht bewegen konnte, die Brüder zu verlaſſen.

Johann ermannte ſich wieder.

— Brüder! ſchrie er mit klarer Stimme, was ſind wir ausgeritten, zu ſehen, wie die Mönche predigen? Was wollten wir finden? Landſchaften und Scenerien, Staffagen. Die Landſchaft? Da liegt ſie. Die Staffage? Male jeder von Euch ſich ſelbſt und theilt Euch in mein und Pompeo's Ebenbild, und wir, mit unſern geprügelten Körpern, paſſen in dieſe Abendlandſchaft, als wenn Charles oder Anderies in ihren ſchönſten Augenblicken unſere Cavalcade erfunden hätten.

— Was? ſchrie Du Jardin, die Hand ans Ohr haltend; denn es hatte ihn längſt gereut, fortgeritten zu ſein.

— Komm nur, Bacchus! rief Anderies, ſeine Trinkflaſche, welche er glücklich gerettet hatte, emporhaltend.

— Oui, Sancho Pança! und der Franzoſe trabte mühſam und ächzend heran.

Alle Drei lagerten ſich an dem herrlichen, kühlen Platze und unter Seufzen und Stöhnen über die ſchmerzenden Gliedmaßen kam hier ein Bild im Entwurfe zu Stande, das hinfort nur das „Dreimännerbild" genannt wurde, weil das Kleeblatt daſſelbe gemeinſchaftlich ausführte.

Als die Skizze vollendet war, ſah der ſanfte Johann die Buſenfreunde an.

— Soll die Reiſe wirklich bis Ancona gehen? fragte er ernſthaft.

Ein lautes Gelächter war die Antwort.

— Rom! Rom! riefen die Andern.

— Ah, Carissima; ah, Roma! jubelte Pompeo tanzend. Welches Glück, daß die Signori Tedeschi Prügel empfingen. Vorwärts, Peppo, Selmo und Sandro; auf der Piazza del Popolo iſt Euer Ruheziel! Vorwärts, Vorwärts!

Und abermals lief er wie ein Windſpiel nicht vor, ſondern hinter ſeinen Gäulen her, ihre Hintertheile noch unbarmherziger dreſchend, als die betrunkenen Bauern die Künſtler bearbeitet hatten.

Dieſe, in Rom angekommen, vollendeten ihr Dreimännerbild und gaben von dem Honorare dafür ein Bankett, wie es ſich noch lange als unübertroffen in den Sagen der zechluſtigen Jünger der Kunſt in Rom erhalten hat.

Digitized by Google

Danaë und der goldene Regen.

Von Anton van Dyck.

An einem höchst unfreundlichen Novemberabende im Jahre 1639 rollte eines der schweren, goldverzierten, mit vier Pferden bespannten Fuhrwerke, wie sie der Hof und der hohe Adel besaß, die schlechten Straßen vom Witehall-Palaste entlang dem Herzen von London zu. Jetzt stirbt in diesem Stadtquartiere das Leben des Londoner, um fünf Uhr Nachmittags beginnenden Tages, schwerlich vor zwei Uhr Nachts. Damals aber, als selbst die ersten Classen der Gesellschaft höchstens drei Stunden mit dem Beginn ihres Tages hinter der Sonne zurückzubleiben pflegten, war es um 12 Uhr — und diese Stunde hatte eben die Glocke St. Paul's, von einigen Hundert andern Glockenschlägen accompagnirt, geschlagen — in London still, öde und wirklich Nacht. Nur mit Mißvergnügen hörte der Bürger, wohl zugedeckt im Bette befindlich, wenn der rasche, klappernde Hufschlag von Rossen, die den „Königstrab" gingen, zu Mitternacht durch die Straßen hallte; wenn die Fenster seines Hauses bebten und klirrten von dem Rasseln einer der Kutschen, welche nach dem Modell der Arche Noah's gebaut zu sein schienen.

Das waren Lords und Ladies vom Hofe des zwar ritterlichen, aber vergnügungssüchtigen und verschwenderischen Karls I., welche sich bestrebt hatten, das Mark von Alt-England zu verprassen. Der Herrenkutsche folgten auf ihrem einsamen Wege sicherlich mehr Flüche und stille Verwünschungen, als sie Straßen durchrollte. Ihre Insassen waren bereits vom Volke heimlich gerichtet, bevor sie noch eine Ahnung davon besaßen, auf welchem Vulkane sie ihre bezaubernden nächtlichen Feste feierten.

Sicherlich aber verdiente derjenige, welcher heute Nacht, einem Herzoge oder einem Fürsten gleich, über St. Martins Lane und Long Acre nach Lincolns Inn Fields fuhr, keinen der Vorwürfe, welchen die Engländer ihrem Könige und seiner Ritterschaft mit schwerem Gewicht auf die Schultern legten. Dieser Mann war ein Arbeiter, wie der fleißige Bürger; er glänzte nicht durch den erpreßten Schweiß seiner Untergebenen, sondern sein fürstlicher Aufwand war von dem von ihm ehrlich „verdienten" Gelde bezahlt. Er führte weder Herzogs- noch Adelswappen, auf welches er seine Hoffähigkeit hätte gründen können. Sein Genie und seine Kunst allein hatten ihn zum Freunde „der Könige" gemacht und ihm die für jeden Mann niederer Herkunft mit ehernen Banden verschlossenen Säle des Herrschers von England und der Großen des Reichs geöffnet.

Anton van Dyck, der niederländische Maler war es, welcher zu so später Stunde durch London fuhr. Er kam vom König in Witehall und wollte, bevor er in seinem palastähnlichen Gebäude in Black Fryars sich zur Ruhe begab, zuvor noch eine jener Gesellschaften des deutschen Grafen von Aremberg besuchen, in welchen sich die ausgezeichnetsten Männer und Frauen der Hauptstadt Rendezvous' zu geben pflegten.

Lincolns Inn Fields war damals und auch später für viele große Herren, namentlich Staatsmänner, ein beliebter Wohnort. In der Umgebung Lincolns Inn, Chancery Lane,

Digitized by Google

Holborn, war eine Art von Hauptquartier der Leute von Rang, Reichthum und Geiſt, eine Geſellſchaft, der ſogar die Repräſentanten des geiſtlichen Standes nicht fehlten; denn damals wohnte der Biſchof von Chicheſter in ſeinem Palaſte bei Lincolns Inn, dicht neben der Kaſerne ſeiner Leibwache, dem Kloſter der Blackfriars.

Der Graf Aremberg wohnte Ecke von Holborn und Chancery Lane und hier war's, wo Anton van Dyck vorfuhr.

In dieſem Palaſte wars ungeachtet der Mitternacht heller Tag. Die Flügelthüren waren weit geöffnet, ſo daß der Lichterglanz weit über den freien Platz ſtrahlte. Rieſen gleich ſtanden zwei weſtphäliſche Portiers, mit Goldtreſſen überladen, jeder eine moderne Art von ſilberner Herkuleskeule in der Hand, zu beiden Seiten des Portals und auf dem Flur, auf den mit Stein-Moſaik gezierten Treppen im Innern flogen engliſche und franzöſiſche Diener und Dienerinnen.

Der Maler ſtieg aus und ließ ſich die Palaſttreppe von ſeinem Diener hinangeleiten. Auf dem Flur legte er ſeinen herrlichen flandriſchen Spitzenkragen glatt, gab ſeinem ſchwarz-ſammetnen ſpaniſchen Mantel einen Faltenwurf, wie es nur ein Römer oder ein Maler verſteht, und nahm den ungeheuren Federhut ab. Einen edleren, ſchöner geformten Kopf, als ihn der Maler zeigte, hatte ſicherlich die hohe Geſellſchaft oben nicht aufzuweiſen. Reizender als van Dycks Haar in Wirklichkeit war, konnte nur er ſelbſt es malen. Eine gewiſſe Abgeſpanntheit, welche auf des Malers Zügen lag, contraſtirte eigenthümlich mit dem Feuer ſeiner großen Augen und mit dem kriegeriſchen Ausdruck, den ſein brauner Schnurrbart und die große, ſpaniſche Imperiala am Kinn der Erſcheinung verlieh.

Die Etikette, das ungeheuerlich Steife, womit damals der Mode nach Leute von Range ſich umgaben, fand in dieſem Palaſte nur bis vor den Thüren des Allerheiligſten, des Geſell-ſchaftszimmers Platz. Van Dyck überwand die Empfangscomplimente des Major Domus, die Anmeldungs- und Einladungsſcene, welche er mit dem franzöſiſchen Kammerdiener aufführen mußte, und ließ ſich geduldig von den genannten beiden dienſtfertigen Geiſtern an den linken und rechten Ellenbogen faſſen und die Treppe, ſo zu ſagen, hinanſchieben. Die Thüren öffneten ſich und van Dyck athmete auf und lächelte, als er den kleinen aber erleſenen Kreis überblickte. Hier hörte jeder Zwang auf! Etwa ſechzehn Herren und Damen begrüßten den Maler mit jenem vertraulichen, graziöſen Lächeln, das, in Frankreich erfunden, die Reiſe um die Welt ge-macht hat, ſeit dem Ernſte der erſten franzöſiſchen Revolution aber von der Erde verſchwunden, oder zur Grimaſſe geworden ſein ſoll. Ueberall begegnete der ſchöne Mann, der jetzt in der kleidſamen Hoftracht, mit dem langen, ſchmalen Degen an der Seite, ohne Mantel eintrat, heitern und bewundernden, oder gar entzückten Blicken. Van Dyck grüßte die Geſellſchaft mit der-ſelben ceremonieloſen verbindlichen Grazie, womit ſie ihn empfangen hatte, und folgte dem kaum bemerkbaren Winke von einer der ſchönſten Hände im Saale. Lady Venetia Digby, ein wahrer Stern von Frauenſchönheit am Hofe Karls I., dieſelbe, deren Reize van Dyck durch eins ſeiner ſchönſten Portraits (in Windſor befindlich) verewigte, beſchied den Maler als ihren Cavalier hinter ihren Seſſel.

Die Geſellſchaft ſpielte. Die Damen ſaßen um einen ſchmalen, langen Tiſch. Die meiſten Herren, außer dem die Bank haltenden Viscount Edgefield, einem geiſtreichen Podagriſten, dem ſchönen Grafen von Aremberg und den beiden renommirten Witzbolden — den einzigen

Digitized by Google

gegenwärtigen Geldarmen — Mr. Frederic Carew und Mr. Killigrew, hatten ſich nicht geſetzt, ſondern ſtanden hinter oder neben den Stühlen der Ladies und pointirten von hier aus. Auch van Dyck, deſſen Leidenſchaftlichkeit blos aufgefordert zu werden brauchte, nahm die Karte.

Hier unter dem graziöſeſten, geiſtreichſten und halb frivolen Gedankenſpiele, immer durch neue Einfälle und Bemerkungen wach erhalten, deren Charakteriſtik wir aus den modiſchen Schriften jener Tage nur unvollkommen kennen lernen können, machte ſich das eigentliche Spiel in einer ſolchen Weiſe, daß ein jeder nicht mit fürſtlichem Vermögen Geſegnete von dieſem Tiſche ehrfurchts- oder grauenvoll zurückgetreten wäre. Der Dichter Killigrew und ſein Nachbar Carew ſpielten daher nur mit Worten, während Lord Edgefield auf einen Schlag Hunderte von Guinees gewann und verlor und dabei keine Silbe, als: ah! ſagte. Dieſer zeitweilige Ausruf bezog ſich jedoch auf ſein ſchmerzendes Bein und nicht auf ſein Spiel.

Ungeachtet aller ſcheinbaren Abweſenheit von Leidenſchaftlichkeit entwickelte ſie ſich dennoch und zwar bei dem Grafen Arundel und bei van Dyck. Durch ihre hohen Sätze brachten ſie Leben in das Spiel; Gewinn und Verluſt wurden bemerkbarer. Arundel verlor fünfhundert Guinees, die er nicht ausbezahlte; van Dyck gewann hundert und funfzig, welche ihm der alte Bankherr, der nie aufs Wort ſpielte, bis auf die letzte Guinee ſofort zuſchob.

Van Dyck bog ſich über die Stuhllehne und die weiße Schulter von Lady Venetia, um ſeiner Beute ſich zu bemächtigen.

— Halten Sie beide Hände hierher! rief Lady Digby, indeß ſie mit blitzenden Augen ſich nach dem Maler umſchaute.

Van Dyck gehorchte. Er ſtreckte ſeine Hände, fein und zart gleich denen einer Dame, über ihren rechten Arm und Lady Venetia füllte ſie mit Goldſtücken. In dem Augenblicke aber, als er dieſelben über ihre Schulter zurückziehen wollte, erhob ſich die Dame mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit zur Hälfte, um einige noch auf dem Tiſche liegende Goldſtücke dem Maler ebenfalls zu übergeben.

Lady Venetia ſtieß an Van Dycks Hände und gleich einem goldenen Regen fielen die Guinees herab. Die wenigſten gelangten zur Erde. Es war ihnen beſtimmt, kurze Zeit an einem der reizendſten Plätze in ganz Alt-England aufbewahrt zu werden. Schon damals trugen die Damen ſo tief ausgeſchnittene Kleider, daß ſie, wie ein ebenſo zarter als witziger Deutſcher ſagte, wie Kleinodien ausſahen, die etwas zu weit aus dem Futteral gezogen wurden. Jetzt liegen die Damenkleider feſt an Schulter und Nacken; damals waren ſie aber weit; der Buſen war mit einem ſteifen, fächerartig ſich ausbreitenden Mieder verſehen, welches zwar bis zur Höhe des Halſes emporſtieg, dennoch aber, eben weil es oben weit vorwärts ſtand, ebenſowenig wie ein pariſer Ballkleid aus dem Jahre der zweiten franzöſiſchen Republik irgend eine Schönheit verſteckte.

Hinter dieſes fächerartige Mieder, welches die Formen der Lady Venetia umſchloß, nicht weniger zwiſchen ihren Nacken und die weiten Rückenfalten ihrer Seidenrobe, fielen van Dyck's Goldſtücke.

— Eine Danaë! bemerte Mr. Carew, als die reizende Dame, ziemlich beſtürzt über die Kälte des goldenen Regens, ſich erhob.

Der vom Glücke begünſtigte van Dyck nahm die Entſchuldigungen der Lady Digby mit

Heiterkeit an, welche ſich zur Zahlung der ſo unwillkürlich vorgeſtreckten Summe während der bekannten vierundzwanzigſtündigen Friſt erbot. Sicher gemacht durch ſeine Erfolge, ſpielte van Dyck weiter, und war bald ſo „glücklich", auch das letzte Goldſtück zu verlieren, welches er beſaß. Die Nacht war weit vorgerückt und Graf Arundel, Mr. Killigrew und der niederländiſche Maler zogen ſich zurück, dem Viscount Edgefield und ſeinen Gegnern das Schlachtfeld des grünen Tiſches überlaſſend.

Als van Dyck nach Black Fryars fuhr, hörte er ſeinen Namen mit Heftigkeit ausrufen und ungeachtet des ſcharfen Trabes der Pferde ward der Kutſchenſchlag aufgeriſſen und ein ſchlanker junger Mann voltigirte in das Fuhrwerk herein. Derjenige, welcher auf ſo unceremoniöſe Weiſe zu van Dyck eindrang, fiel ihm um den Hals und blieb längere Zeit ſprachlos.

— Fiamingo! rief van Dyck in italieniſcher Sprache. Du biſt's?

Carl Fiamingo, einer von van Dycks genueſiſchen Freunden war's, der einzige Italiener, welcher ſich während van Dycks Anweſenheit in den Niederlanden innig und ehrlich an ihn angeſchloſſen hatte.

Carl Fiamingo war Maler. Er beſaß vielleicht nicht weniger Talent als van Dyck; verſtand aber unglücklicherweiſe die Kunſt nicht, ſeine Leidenſchaften in ſo weit zu mäßigen, um mit Beſonnenheit arbeiten zu können. Selten hatte Carl Fiamingo Augenblicke, die er „ſeine Glanzlichter" nannte, Augenblicke, in denen er die herrlichſten, kühnſten Schlachtenbilder zu entwerfen vermochte. Fiamingo malte ganz in der breiten Manier der Niederländer; das Talent, welches er beſaß, in unglaublich kurzer Zeit mit wenigen Strichen und ſchroffen Farben ein Gemälde zu vollenden, war wahrhaft einzig. Van Dyck hatte den kaum dreiundzwanzig Jahre alten Künſtler aus dem Strudel der Ausſchweifungen, worin er verſunken war, zu erretten verſucht; auf ſeine Veranlaſſung hatte Fiamingo Genua verlaſſen und war nach London gekommen. London aber hatte den heißblütigen Italiener erdrückt; hier eben hatte er ſich ſelbſt völlig verloren.

Van Dyck umfing den Italiener. Es war draußen kalt; es regnete weder, noch ſchneite es. Um deſto mehr erſchrak van Dyck, als er Bruſt und Leib des Freundes „bethaut" fühlte.

— Was iſt denn das? fragte er, die Hände abwiſchend.

— Blut, Signor, Blut! rief Fiamingo. Wäre doch der Stoß beſſer geweſen; oder hätte ich denjenigen empfangen, den Lord Wenkworth erhalten hat.

Eine kurze Erzählung folgte. Fiamingo hatte mit ſeinem Buſenfreunde, Lord Wenkworth, Streit gehabt. Im Zuſtande halber Trunkenheit waren Beide dazu gerathen, dieſe Differenz ſogleich auf der Straße mit dem Degen auszugleichen. Wenkworth war von dem verwundeten Fiamingo erſtochen. Wollte der Italiener nicht gehenkt werden; ſo galt es ſchleunigſte Flucht aus England.

Van Dyck hatte ſeine Faſſung wieder erlangt und war entſchloſſen, den italieniſchen Maler zu retten. Geld war das Erſte, welches nothwendig war. Van Dyck, der unglücklich genug war eben jetzt nichts zu beſitzen, ließ ſeinen Kutſcher augenblicklich wieder nach Holborn fahren ... Der Palaſt des Grafen Aremberg war geſchloſſen.

— Nach Ludgate Hill, Lord Henry Digby! rief van Dyck.

Hier waren wenigſtens noch offene Thüren. Van Dyck ſtieg aus und fragte nach Lady

Digitized by Google

Venetia. Sie kam ihm ſelbſt auf dem Corridor des erſten Stockes entgegen, noch vollkommen angezogen. Augenſcheinlich war ſie keine fünf Minuten zu Hauſe geweſen.

— Milady! ſtammelte van Dyck. Ich rufe Ihren Beiſtand für einen unglücklichen Freund an, der in dieſer Minute von London fliehen muß. Mein ſchlimmes Glück heute Abend kennen Sie, ich bitte Sie um ein Darlehn von hundert oder zweihundert Guinees.

Und darauf geſtand er der Dame, warum es ſich heute Nacht handele.

Die Dame kam augenblicklich aus ihrer vornehmen Nachläſſigkeit zu einer feurigen Energie.

— Auch ich, mein Herr, bin von dieſem Geldwolfe, von Lord Edgefield total ausgeplündert! ſagte ſie. Es wird aber dennoch leicht Rath werden. Tom! rief ſie dem Diener zu, iſt Mylord zu Hauſe?

— Nein; iſt geſtern Morgen zur Fuchsjagd abgereiſet! antwortete dieſer.

— Wo iſt der Haushofmeiſter?

Der Geforderte, gerade ein Haushofmeiſter wie ihn Hogarth in ſeiner Mariage à la Mode zeichnete, ein geiziger, felſenehrlicher Murrkopf, erſchien.

— Zweihundert Guinees! ſagte Lady Venetia kurz.

— Von mir? erwiederte Mr. Leakes ſehr ruhig.

Die Dame maß den Alten mit einem flammenden Blicke. Er machte unwillkürlich eine Verbeugung, ſagte aber dann flüſternd:

— Milady, ich bin unendlich betrübt, aber ich habe gemeſſenen Befehl. Ich glaube, Sie werden mir meine Pflicht nicht ſchwerer machen ... Aber, Seine Herrlichkeit, Mylord Henry Digby, haben mir verboten, Ihnen, gnädige Frau, außer den hundert Pfunden, die Sie geſtern Morgen erhielten, bis zu Mylords Rückkehr auch nur einen Halfpenny auszuzahlen. Haben Sie weitere Befehle, ſo ſtehe ich zu Dienſten.

Lady Venetia wandte ſich erboſt und indignirt ab. Sie war völlig erſtarrt. Plötzlich ſchien ihr ein Gedanke zu kommen.

— Folgen Sie mir, Meiſter! ſagte ſie lebhaft. Sie werden Geld haben; denn ich erinnere mich, daß Sie mich vorhin zur Danaë machten.

Van Dyck blieb im Vorzimmer. Die Dame eilte in ihr Cabinet und ließ ſich raſch auskleiden. Die Schnürbruſt nur hielt noch die Goldſtücke.

— Einen Augenblick, Eliſe! rief Lady Venetia. Wir haben keine Seeunde zu verlieren. Bliebe ich ſtehen, ſo würden die Guinees im ganzen Zimmer umher rollen und wir müßten ſuchen.

— Guinees? fragte die Alte erſtaunt.

— Ja doch!

Damit warf ſich die Dame auf ihr prachtvolles Sofa und ließ ſich in dieſer Lage entkleiden. Die alte Eliſe raffte das Geld zuſammen, um ſolches, dem Befehle Venetia's gemäß, dem Maler zu überbringen. Wußte die Dienerin nicht, daß van Dyck in dem Vorzimmer harrte, oder war die Dienerin über der eigenthümlichen Scene verwirrt geworden — genug, ſie öffnete eine Seitenthür des Cabinets, welche gleich der Flügelthür ebenfalls ins Vorzimmer ging, und gab auf dieſe Weiſe dem harrenden Maler einen vollen Anblick der Schönheit ihrer Gebieterin.

Van Dyck faßte ſich bald, nahm das Geld und ſchied. Flamingo ward gerettet. Er

kam glücklich nach Milano, welche Stadt einige ſeiner ſchönſten Schlachtenbilder aufzuweiſen hat.

Van Dyck aber konnte von dieſem Abende an die Erinnerung an die Danaë nicht aus den Gedanken ſchlagen, um ſo mehr, als Lady Venetia es beharrlich verweigerte, ihn zu ſehen.

Der Meiſter gehorchte ſeinem innern Drange und malte ſeine herrliche Danaë mit der Alten, wie der Herr des Olymps ihr in dem blitzenden Goldregen naht. Die Danaë und die Dienerin waren herrliche Portraits von Lady Venetia und Mrs. Eliſe. Kaum vollendet ſandte van Dyck das Bild zu der Dame, die er längſt heimlich anbetete, mit dieſen Zeilen:

— Hat die Kunſt Ihre Schönheit zu verewigen vermocht: ſo wird die Danaë aufhören zu erröthen.

Am andern Tage fuhr die Dame ſelbſt vor dem Palaſte des Malers in Black Fryars vor und ſeit dieſem Augenblicke ward die „Danaë des van Dyck" in dem Prachtſaale Mylord Digby's für die Bewunderung der hohen Welt frei ausgeſtellt.

Die Brüder.

Von C. L. Vogel.

Der Schöpfer dieſes ausgezeichneten Bildes iſt Chriſtian Leberecht Vogel, ein in der Künſtlerwelt oft genannter und geſchätzter deutſcher Hiſtorienmaler. Er ward 1759 zu Dresden geboren. Sein Vater, welcher bei Hofe angeſtellt, beſtimmte ihn für ſeine Beſchäftigung, obgleich ſich bei dem Knaben das entſchiedenſte Talent für ſeine Kunſt zu regen begann. Noch ſehr jung, machte Vogel Aufſehen durch ſeine Zeichnungen und Malereien, namentlich durch ſeine Portraits, wie er denn als kaum 12jähriger Knabe ſein eigenes Portrait in Paſtell vollendete.

Der Hofmaler Schönau ward auf den vielverſprechenden Knaben aufmerkſam und nahm denſelben als ſeinen Schüler an. Raſch bemächtigte er ſich der Elemente ſeiner Kunſt, und begann auf der Kunſtakademie zu Dresden mit ſo glänzendem Erfolge ſeine Studien, daß ihn die Akademie als ihren Penſionair annahm. Im Jahre 1780 verließ der Künſtler Dresden und begab ſich nach Wildenfels im Erzgebirge, um die Familie des Grafen Solms zu malen. Erſt im Jahre 1804 kehrte er von hier als Mitglied der Kunſtakademie nach Dresden zurück, ward in Folge ſeiner theoretiſchen Kunſtkenntniſſe 1814 an derſelben Profeſſor und ſtarb den 6. April 1816.

Vogel blieb der urſprünglich von ihm aus einer Art unbewußten Triebes eingeſchlagenen Richtung, derjenigen des Portraits, getreu und verſuchte von hier aus ſeinen Aufſchwung in die höheren Regionen der Kunſt zu nehmen. Faſt alle ſeine größeren hiſtoriſchen und Genre-Stücke weiſen auf dieſe Portrait-Richtung zurück. Im Portrait war Vogel ausgezeichnet; es war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, dergleichen zu malen. Er lieferte daher eine große Anzahl derſelben, die ſich ſämmtlich durch eine klare, mehr anmuthige, als ſcharfe und ſchlagende Charakteriſtik bemerklich machen.

Unter ſeinen größeren hiſtoriſchen Stücken verdient das Altarblatt in der Kirche zu Lichtenſtein hervorgehoben zu werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine höchst geistreiche Auffassung, eine leichte und gefällige Anordnung seiner Gegenstände, zeichnet unsern Künstler aus. An Zahrtheit seines Pinsels ist er unvergleichlich und seine Zeichnung athmet die hinreißende Weichheit Raphaelischer Formen. Vogel vermag es aber nicht, sich seiner Individualität zu entäußern, besser, darüber hinauszuschreiten, um sich durch den Glanz und die Macht des Colorits über das Anmuthige und Sanfte zu erheben.

Die Perspective vernachlässigt Vogel sehr, er ignorirt sie nicht selten. Er scheint es wie absichtlich zu verschmähen, durch umfassende Composition, oder durch Beiwerk das Interesse des Beschauers zu zersplittern und die Aufmerksamkeit desselben von einigen wenigen Menschengestalten abzulenken, welche er mit dem ganzen Reichthum seiner schöpferischen Phantasie ausgestattet hat.

Vogel ist, ungeachtet seiner fleißigen Studien, namentlich der italienischen Meister, durchaus deutsch geblieben.

Das vorliegende Bild, in welchem sich der Künstler vielleicht auf seine höchste Höhe gestellt hat, charakterisirt ihn vollkommen.

Ein tiefpoetisches, heimliches, lautloses Leben und Weben, eine Innerlichkeit, die sich so zwanglos gestaltet, als sei sie nur durch einen aus tiefster Brust ausgehauchten, seelenvollen Seufzer zum sichtbaren Sein geschaffen, bewundern wir namentlich in diesem Bilde Vogels.

Ein unendlicher Reiz ist über die beiden Kinderfiguren ausgegossen. Das ist nicht blos die Idylle, die blauäugige, engelsanfte, fesselnde, deutsche Göttin Vogels! Hier erkennt man durchaus dichterisches umfassendes Ergreifen des Lebens, seinem vollen Inhalte nach. Man findet hier nicht nur das außerordentlich entwickelte Talent eines Künstlers — und in der That kommt Vogel selten hierüber hinaus — sondern es läßt sich hier eine geniale Composition nachweisen und eine solche, welche aus dem wahrsten Wesen Vogels und aus seiner Grundrichtung, dem Portrait, geradewegs hervorging, und daher mehr als ganze Reihen seiner übrigen Bilder für ihn und seinen Gehalt Zeugniß ablegt.

Diese „Brüder" nämlich könnten Portrait sein, so unmittelbar schließt sich die hier hervortretende künstlerische Conception Vogels an das nicht blos wahre, sondern wirkliche Leben an. Sie könnten es sein, sinds aber nicht. Es finden sich hier keine zufälligen — schlechten — Besonderheiten, kein Eigenthümliches — als höchstens der deutsche Nationaltypus — es findet sich kein Apartes, wodurch das Portrait in seiner niedern, dem universellen Zenith als blos individueller Nadir gegenüberstehenden, Richtung befangen bleibt.

In den Brüdern sind die Individuen zu Trägern des allgemeinen Begriffs hindurchgedrungen, ohne daß jedoch das Individuelle diesem Begriffe aufgeopfert wäre.

Vogel hat in seinen „Brüdern" keine bloßen Kinder, sondern das Kindesalter, die erste Jugend gemalt. Eben durch den großartigen Inhalt dieses in die Welt der Gestaltung getretenen Begriffs, eben durch die Macht dieser hier vollständig zur Erscheinung gekommenen Idee besitzt dieses Bild — in seinem von aller Symbolik entkleideten wahren Leben — eine fesselnde, bezaubernde, unterjochende Gewalt.

Die Brüder sind kein Idyll mehr, nur das im ewigen Frieden und waffenlos Bezaubernde des Idylls zeigt sich als ein Attribut desselben. Dieses sich selbst genügende, wahr-

Digitized by Google

haft paradieſiſche Sein, der mährchenhafte Beginn des zum Bewußtſein ſich hinkämpfenden Menſchenlebens, ſteht hier eben in ſeiner reizenden Hülfloſigkeit und Waffenloſigkeit, eng an das höchſte Leben, an die Liebe gebunden, den übrigen Phaſen des menſchlichen Daſeins überwältigend, ſiegreich gegenüber.

Es iſt die ewige nur in der Kindheit ſich abſpiegelnde Mythe einer goldenen Zeit, die unverlöſchbare Geſchichte vom Garten Eden, die Jeder ſich als letztes Ziel ſetzt, eben weil ſein Urſprung darin wurzelt.

Schaut dieſe Brüder an, mag es ein Greis, mag es Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau ſein! Sobald der erſte, durch das blos Aeußerliche einer vollendeten Formenſchönheit bewirkte, Zauber einen Wunſch aufkommen läßt, ſo zeigt er ſich bei Jedem in dem Gedanken: Wäret Ihr Kinder doch die meinigen! Euch, Euch möcht' ich als mein eigenſtes Eigenthum beſitzen!

Ein ergreifend poetiſcher, wehmüthiger Gedanke! Du willſt, nach der Bedeutung des Bildes, welche wir vorhin herauskehrten, nicht etwa dieſe Kinder ſelbſt, Du willſt die Kindheit, **Deine Kindheit, Dein Eden, Dein Paradies** in ihnen beſitzen, welches Dir rückwärts entſchwand, während Du daſſelbe vorwärts noch nicht zu faſſen vermagſt! Die vollkommene Glückſeligkeit, die göttliche Exiſtenz, die Du nie wieder als nur in Hoffnung in der wirklichen Welt erreichen wirſt, die Dir dann noch unerreichbar iſt, wenn das Auge zum letzten Schlummer ſinkt!

Deuteſt Du jetzt, ſinniger Beſchauer, den unendlichen Reiz dieſer Kindergruppe?

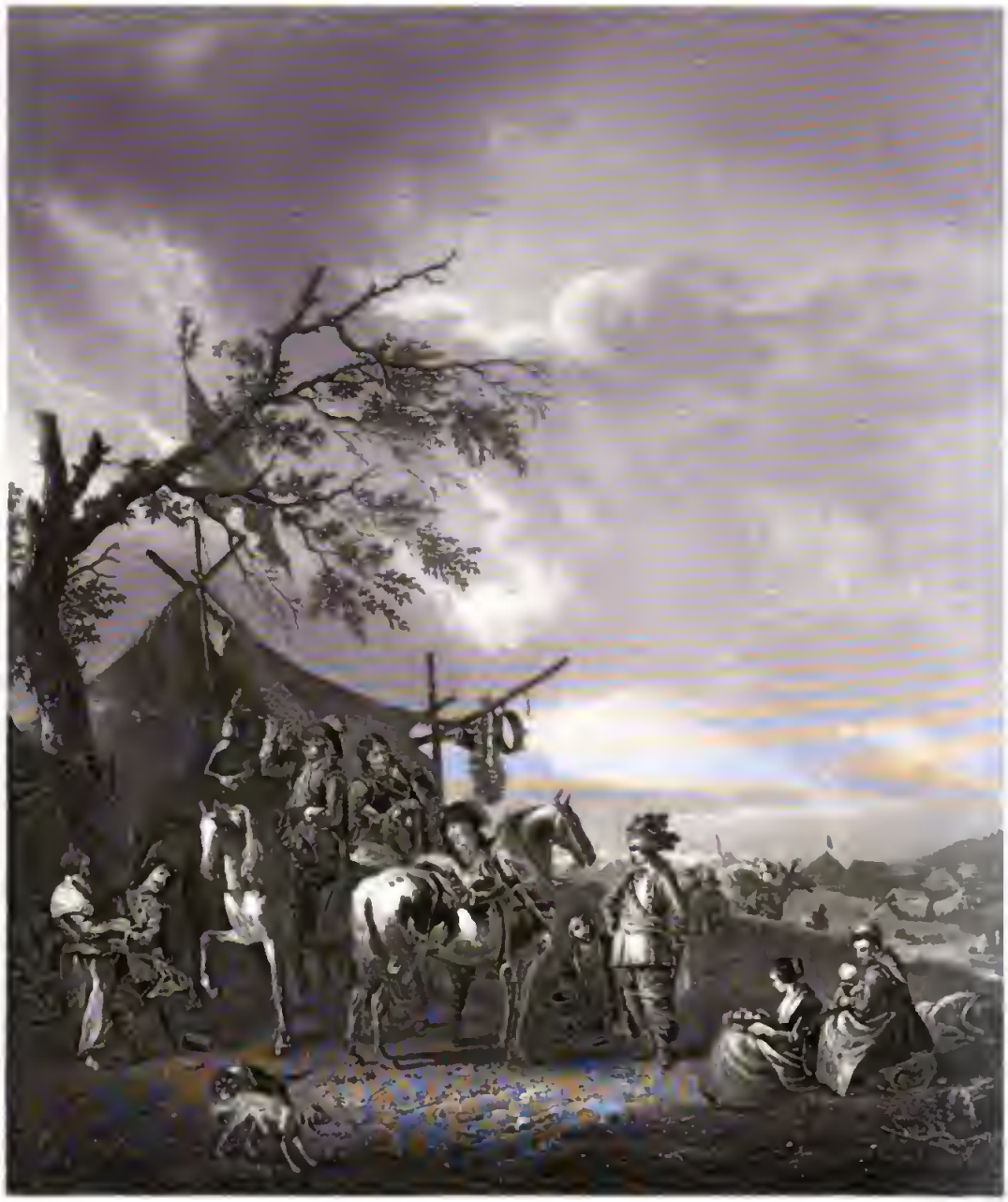
Der allgemeine Gehalt zwar, wozu ſich der liebenswürdige Künſtler in dieſen „Brüdern" aufſchwang, kann, auf Dich ſelbſt bezogen, unendlich variiren. Immer aber wird er Dich feſſeln! Er kann lieblich, ſanft, rührend, elegiſch ſich in Dein Leben voll edler, freier, menſchlicher Anſtrengungen und Genüſſe ſchlingen! Eben ſeines göttlichen Genügens wegen wird dieſer Inhalt aber gepanzert in ſchreiendem Contraſt mit der Wirklichkeit ſich dem von widerwärtigen, blos materiellen Intereſſen bewegten Leben mit ſcharfer Kante gegenüberſtellen, und entweder ein bitteres Zürnen mit der wirklichen Umgebung oder melancholiſche Trauer veranlaſſen, bis die in dem Gedanken des jenſeitigen Gartens der ewigen Jugend liegende Tröſtung und Erhebung ſich geltend zu machen vermag!

Wir wollen es nicht verſuchen, in unſern Reflexionen über dies Kunſtwerk wieder einen Rückſchritt zu machen, um von dieſem Punkte aus das Bild auf ein Beſonderes zurückzuführen, das heißt hier: auf den Grund des Gemäldes hin die Bedeutung der Kindheit dem bewußten Leben gegenüber in einer novelliſtiſchen Skizze individuell und apart zu faſſen.

Wir wollen den Eindruck des Bildes dadurch nicht beſchränken. Wir übergeben vielmehr das Blatt — welches auf äußerſt gelungene Weiſe das Colorit des Originals andeutet — nur mit dem Wunſche, daß daſſelbe erhebend, beſänftigend, veredelnd das Gemüth des Beſchauers berühren möge! Und das iſt bei Naturen, die für das rein Geiſtige, wie für das zur Idee hindurchgedrungene Materielle, alſo für die Schönheit, Sinn und Empfindung haben, unfehlbar .....

Deuten wir aber zum Schluß noch auf den Umſtand hin, daß das Bild des älteſten Knaben

Digitized by Google



Digitized by Google

die geiſtvollen Züge des Sohnes des Meiſters, des jetzigen Herrn Vogel von Vogelſtein, eines Sternes am deutſchen Kunſthimmel, zeigt: ſo möchte dadurch Manchem ein intereſſantes Feld von Betrachtungen geöffnet ſein.

Der Wildprethändler.

Von Gabriel Meyn.

Tom Boſch war im Jahre 1632 das ſchönſte Edelgut in der Umgegend des alten Lugdunum Batavorum, Leydens. Wenige Bewohner dieſer Stadt mochte es damals geben, welche von keiner Wallfahrt nach dem Gute des „ſtillen Edelſonkers" zu erzählen wußten. Tom Boſch lag etwa drei Stunden von Leyden, den alten Rhein hinaufwärts. Das Schloß ſelbſt war in der niedrigen, breiten, niederländiſchen Manier gebaut und zeigte vorn ein ziemlich feſtes Thor mit einer alten Zugbrücke, die über den ſehr breiten und tiefen Schloßgraben ins Innere der Beſitzung führte. Vom Schloßhofe aus ſah man die ſämmtlichen Gebäude, das Herrenhaus, die prachtvollen Viehſtälle und Scheuren in einem unregelmäßigen Viereck um ſich. Hier war noch das Altholland, wie es etwa im Jahre 1432 war. Die Pietät gegen die alten Herren hatten dem jungen Beſitzer nicht erlaubt, an dieſen ehrwürdigen, maleriſchen Gebäuden mit den weit überſtehenden Dächern und endloſen Gallerien ringsum etwas zu verändern.

Ein damals modiſches Paradies that ſich aber auf, ſo wie man den mit bemalten Thonſtücken gepflaſterten Flur des Herrenhauſes durchſchritten hatte. Hier öffnete ſich ein reich vergoldetes künſtliches Gitter von Eiſen, und ein Blumengarten nahm den Beſucher auf, welcher ſelbſt den Apathiſchſten der apathiſchen Holländer in lebendiges Entzücken verſetzte. Beet reihte ſich an Beet, rechts und links vor der Sonne blitzten die venetianiſchen Spiegelſcheiben von zwei ungeheuren Treibhäuſern, und wohin das Auge blickte, begegnete ihm eine hundertfarbige Pracht von Blumen, wovon die meiſten ihre hundert und tauſend Goldgulden koſteten. Dieſer übrigens nicht große Blumengarten hieß das Rad. Seine mit ſchneeweißem Sande beſtreuten Wege waren ſo kunſtvoll und verſchlungen angelegt, daß man, wollte man nicht unverrückt entlang der Gewächshäuſer ſpazieren, genau eine halbe Stunde gehen mußte, um durch die, dem Schloßgitter gegenüberliegende Pforte in einen kleinen Wald zu gelangen. Man kann ſich kaum das behagliche unendliche Vergnügen denken, mit welchem die Mynheers und ihre „Frouwen" und Kinder die Windungen dieſes bizarren Weges langſam durchmarſchirten, um regelrecht in den Wald zu gelangen, der keinen Steinwurf weit entfernt war. Das Talent des Mynheers tom Boſch hatte in dieſem blumengeſchmückten Irrgarten das Geheimniß gefunden, durch die Nationaltugend, die unſägliche Geduld ſeiner Landsleute, ihnen einen unvergleichlichen Genuß zu verſchaffen.

Den Eingang in den kleinen Wald bewachte eine Gruppe von ſandſteinernen Waſſergöttern, welche eine grünliche Fluth aus ihren Muſcheltrompeten in ein ſteinernes Becken bliesen, in welchem eine große Anzahl von Goldfiſchen erſchrocken ſchwamm. Dann kamen einzelne Gruppen großer und einige Alleen kleinere Bäume, nach dem Lineal und Winkelmaaß von acht

Digitized by Google

Fuß hohen, mauerähnlichen grünen Hecken durchkreuzt. Hier waren Sitze, Eremitenklauſen, Miniatur-Schäfereien, auch einige Statuen, ein Teich mit einem kleinen Kriegsſchiffe, und um die Wunder voll zu machen, ſo ſangen Canarienvögel und Dompfäffchen, Staare, Amſeln und Papageien in den vergoldeten Käfigen, die zwiſchen den Zweigen der Bäume aufgehangen waren. Die Eremitage war die zarte Maske für eine Niederlage des vortrefflichſten Bieres, welches ein als Türke gekleideter, alter Holländer für wenige Stüber ausſchenkte; in der Schäferei konnten die Damen Milch und Thee und Kaffee von einer Schweizerin erhalten und das ſchöne Kriegsſchiff war im Innern ein kleines Magazin, wo ſich die Mynheers umſonſt ihre thönernen „Pipje's" ſtopfen und anbrennen konnten. Kurz, es war dies hier wahrhaft der holländiſche Garten Eden, nach welchem man, namentlich von Leyden aus, wirkliche Wallfahrten anſtellte.

Der Beſitzer dieſer Herrlichkeiten ließ ſich ſehr ſelten vor den Gäſten ſehen, die Sonntags ſehr zahlreich zu kommen pflegten. Reginald tom Boſch war etwa dreißig Jahre alt, unverheirathet und lebte ſo eingezogen, daß er überall, wie wir ſchon ſagten: „Der ſtille Edeljonker" genannt wurde. Man erzählte ſich von ihm allerlei Seltſamkeiten. Sicherlich waren die meiſten dieſer ſeltſamen Eigenheiten dem Schloßherrn angedichtet. Durch dieſen Umſtand jedoch wurde das Vergnügen der Gäſte, welche ſich von dem ſonderbaren Edeljonker erzählten, durchaus nicht vermindert und das heiße Verlangen, ihn irgendwo im Garten ſchlau zu erwiſchen, oder ihn am Fenſter im Schloſſe zu ſehen, um nichts herabgeſtimmt. Da indeß dieſe letzten Wünſche regelmäßig nicht in Erfüllung gingen: ſo ſetzten ſich die Mynheers in die Eremitage, tranken Bier, ſprachen von Tulpen und Canarienvögeln, von Statuen und Fontainen, von Conſtantinopel und der Türkei, bis ſie am Ende den alten türkiſchen Mundſchenken doppelt erblickten und ihre Gedanken rundum gehen fühlten, als wären dieſelben in dem Irrgarten des ſtillen Junkers eingeſperrt.

Was dieſen betraf, ſo war ſo viel außer Zweifel, daß er vor etwa zehn Jahren ſich heftig in eine junge Bäuerin verliebte. Seine alte Mutter hatte vergebens Alles verſucht, um ihn von dieſem Mädchen zu trennen. Statt der Antwort ſchwur Reginald, daß die ſchlanke Jantje-Doortje ſicherlich ſeine Frau werden würde. Die alte Dame tom Boſch aber ward todtkrank und kurz vor ihrem Ende vermochte ſie ihren Sohn zu dem feierlichen Verſprechen, die verhaßte Doortje aufzugeben. Sobald Reginald ſich von der Betäubung, in welche der Tod ſeiner Mutter ihn verſetzte, erholt hatte, fiel ihm ſein Verſprechen mit drückender Schwere aufs Herz. Er wagte nicht, ſein der Todten gegebenes Wort zu brechen, ward ſehr tiefſinnig, ging zur See, fand, als er zurückkehrte, ſeine geliebte Doortje vor Gram ebenfalls geſtorben und fing nun an, förmlich das Leben eines Einſiedlers zu führen. Einige Verwandte im Haag ſuchten ihn dieſem Hinbrüten zu entreißen, indem ſie ihn nach vieler Mühe bewogen, für die Regierung der Niederlande eine Reiſe nach dem Morgenlande zu machen. Reginald tom Boſch reiſte wirklich mit ſeinem Diener, dem ſpäteren Mundſchenken in der Eremitage ſeines Parkes, ab nach Conſtantinopel und Jopahan, und kam erſt nach acht Jahren wieder zurück. Er legte den Irrgarten, ein Bild ſeines Innern vielleicht, an, öffnete tom Boſch den frohen Gäſten, war ſelbſt aber einſilbiger und zurückgezogener als je. Namentlich durfte in ſeine Gemächer kein Frauenzimmer dringen und begegnete er einer ſeiner Dienerinnen, ſo konnte ſie ſicher ſein, daß Reginald ihr finſter den Befehl zuwinkte, ſich zu entfernen, damit er ſeinen Weg fortſetzen konnte.

Digitized by Google

Reginald war ein sehr hübscher Mann. Die Sonne des Morgenlandes hatte ihn dunkler gefärbt, als selbst die Matrosen in Rotterdam es waren; sein Haar war, ganz gegen die niederländische Mode damaliger Zeit, kurz vom Kopfe geschoren, dagegen hatte er einen vollen Bart, wie ihn sicherlich der Schah von Persien nicht schwärzer und länger besaß. Die Bauern hatten von diesem Barte Anlaß genommen, den Junker den „schwarzen Ruprecht" zu taufen. Sein Diener, eben der alte „türkische" Jan, hatte sich veranlaßt gesehen, seinem Herrn diese Neuigkeit getreulich zu überbringen. Sonst hatte Reginald die über ihn umlaufenden Gerüchte mit unerschütterlicher Seelenruhe vernommen. Als ihm dieser neue Ehrentitel aber insinuirt wurde, stand er heftig auf, setzte seinen persischen Turban ab, ergriff seine seit lange in Ruhestand versetzt gewesene Karbatsche und prügelte den alten Türken-Jan erbarmungslos durch.

Sonderbarerweise hatten diese Karbatschenhiebe bei weitem auffallendere Folgen für den, der sie verabreichte, als für den, der sie empfangen hatte. War dem stillen Junker diese ungewöhnliche Bewegung in Hinsicht auf sein körperliches Befinden so ungemein heilsam gewesen, oder war er dadurch, daß er den Alten bearbeitete, seines Ingrimmes, den er so lange mit sich herum trug, ledig geworden, so daß er im Innern Luft bekommen hatte, oder hatte dieser Zorn, der Reginald ergriff, vermöge der bewirkten körperlichen und geistigen Erschütterung bei ihm eine Art von Krisis in seiner Gemüthsverstimmung vertreten — gleichviel: der Junker war seit dem Karbatschentage ein Anderer geworden.

Er ging in seinem Garten und Parke spazieren, statt sich zu verstecken, und zwar Sonntags, wenn die meisten Gäste anwesend waren, am liebsten. Er unterhielt sich zwar mit Niemand; doch grüßte er die Damen mit ritterlichem Anstande und großer Freundlichkeit, statt wie sonst finstere Grimassen zu machen. Seine halborientalische Tracht hatte er abgelegt. Die Fremden konnten ihn nur an seinem großen Barte und daran erkennen, daß er, wenn er in dem Irrgarten war, immer über die Beete von einem Wege zum andern sprang, was keiner der Gäste sich je erlaubt haben würde.

Diese Periode in dem Benehmen des Junkers tom Bosch war gewiß eine sehr liebenswürdige. Kaum aber hatte seine Dienerschaft sich zu dieser Veränderung Glück wünschen können, da trat ein neuer Umschwung bei ihm ein, unausstehlicher, als sein ganzes vorheriges Treiben. Er hatte an keinem Flecke Ruhe mehr, quälte seine Umgebung mit den widersprechendsten Befehlen, reiste häufig nach Leyden und kam jedesmal unglücklicher, als er gewesen war, wieder zurück. In gleicher Zeit fing Reginald an, türkische Verse zu machen; denn in den acht Jahren seiner Abwesenheit hatte er es ziemlich verlernt, sich im Holländischen mit Geläufigkeit auszudrücken. Der Türke Jan machte ausfindig, was Mynheer Reginald fehlte: er hatte sich verliebt und zwar mit einer Heftigkeit, die in Anbetracht selbst seiner Liebe zu der schönen Jantje-Doortje unerhört war.

Unter den Damen welche von Leyden kommend, sein Paradies zu besuchen kamen, hatte Mynheer Reginald eine gefunden, deren Schönheit ihm die so schwer wiedererlangte Besinnung fast vollständig geraubt hatte. Zweimal war diese Schöne in tom Bosch gewesen und jedes Mal hatte sie eine ehrwürdige alte Dame zur Begleiterin gehabt. Statt sich in die andere Gesellschaft zu mischen, hatten sich diese Unbekannten an eine heimliche Stelle des Parks gesetzt und

Digitized by Google

waren nicht müde geworden, einen dicht neben ihnen im Käfig hüpfenden Gympel zu bewundern, welcher ungemein sauft die Melodie des lebensfroben Freiheitsliedes: „Rasch siebenzehn Provinzen“ ohne Anstoß sang. Reginald hatte sich ihnen zu nähern gesucht; er wollte den Damen die ganze Vortrefflichkeit des kleinen Sängers anschaulich machen, um wenigstens ein Wort, ein Lächeln, einen Dank vielleicht von der Schönen zu ernten; noch mehr, er wollte ihnen seinen Liebling auf zarte Weise schenken — vergebens; er konnte nicht den Muth finden, hinter seiner Taxushecke hervorzutreten. Weinend fast sah er die Fremden sich erheben, durch den Irrgarten wandeln und im Schloßhofe ihr geschmackvoll gebautes und noch schöner bemaltes kleines Fuhrwerk besteigen. Augenblicklich ließ auch er sein Pferd satteln und, von dem Türken-Jan gefolgt, zog er fast gleichzeitig mit ihnen in Leyden ein. Gewiß hätte er die Wohnung seiner unbekannten Göttin erkundet, wenn ihn sein unglückliches Pferd, durch einen Trupp muthwilliger Studenten erschreckt, nicht am Thore höchst unsanft abgesetzt hättte. Mynheer Reginald sah sich genöthigt, sich in einen Wagen packen und sofort wieder nach seinem Schlosse zurück führen zu lassen. War sein Sturz wirklich so bedenklich gewesen, oder hatte sein Aerger über den Unfall die Folgen desselben verschlimmert, — genug, der Junker blieb für längere Zeit an sein Zimmer gefesselt.

Er sah sich also genöthigt, sich wegen der Auffindung seiner Herzenskönigin auf seine Abgesandten zu verlassen. Der Türken-Jan hatte durch zwei seiner Entdeckungsreisen, von denen er nichts als die langen Gastrechnungen aufzuweisen hatte, seine totale Unfähigkeit bewiesen. Der Alte war indeß nicht ganz so einfältig, um nicht periodisch einen oder den andern guten Gedanken zu haben. Eines schönen Morgens brachte er einen Mann in einer großen Blouse, mit einer Pelzmütze und nackten Knieen in das Zimmer des Verliebten und stellte ihn Reginald als Mynheer Matthies vor. Matthies war fast eben so alt, als der Türken-Jan; seine kluge Miene, durch sein weißes Haar und einen schönen Bart von derselben Farbe noch gehoben flößte dem Junker sogleich ein großes Vertrauen ein.

— Mynheer tom Bosch, sagte Jan, hier habe ich endlich den Mann, den Sie gebrauchen; Matthies kennt alle vornehmen Herren und Damen in ganz Leyden.

— Wie kommst denn Du zu solchen Bekanntschaften? fragte Reginald halb ungläubig, den Alten musternd.

— Mynheer; ich gehe jede Woche zwei Mal nach Leyden und sitze unter dem trockenen Baume dicht hinter dem Rathhause, wisset Ihr . . .

— Den Teufel weiß ich! rief der Junker.

— Und da kommen die schönen Frauen und Mädchen zu mir . . .

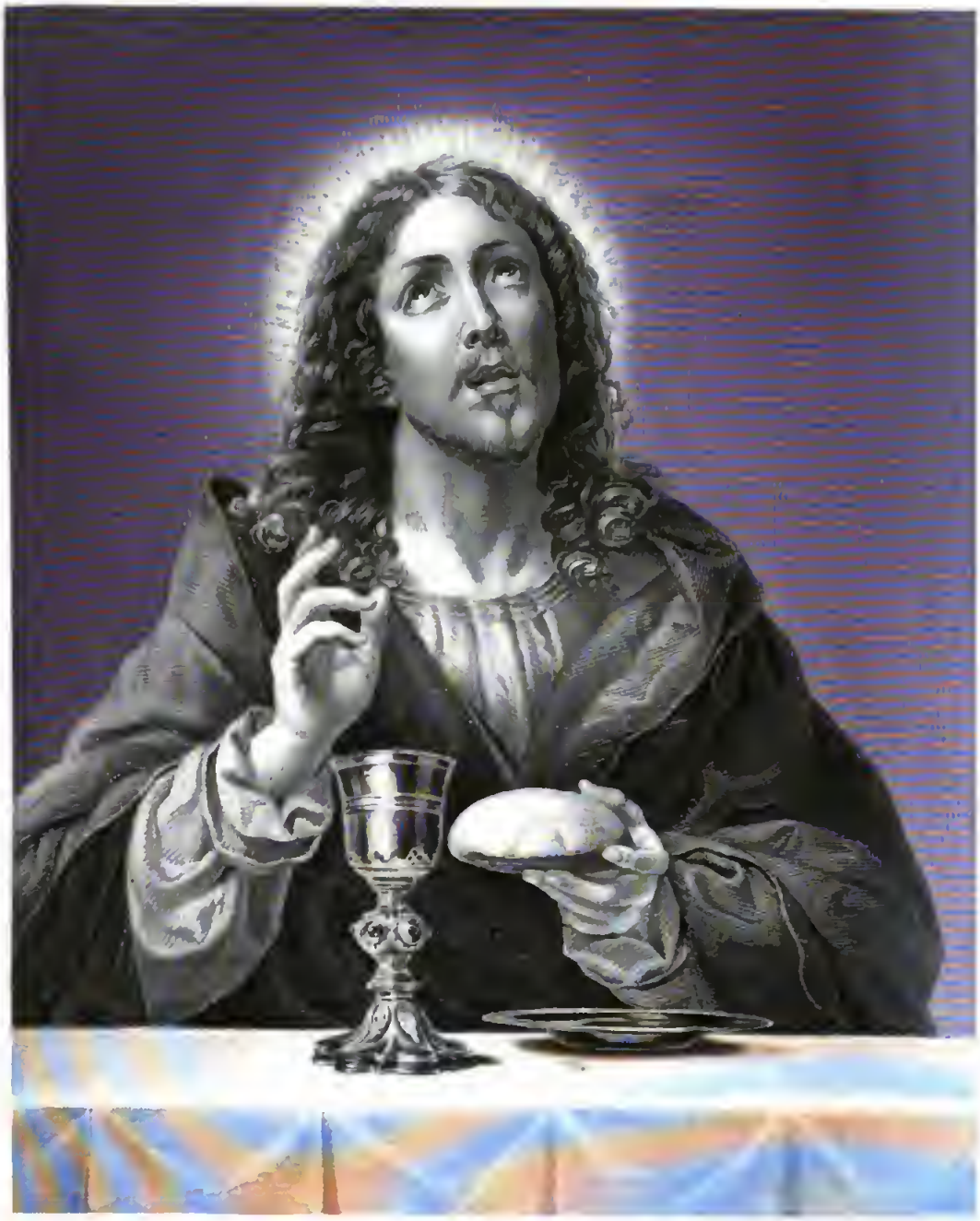
— Zu Dir?

— Ja, und holen mir meine Hasen und Rebhühner, meine Rehe und Schnepfen und Krammetsvögel und dann die lieben wilden Enten ab.

— Was bist Du denn?

— Ein Wildpretbändler, Mynheer.

— Ah so; Du bist der Schurke, welcher den Wilddieben Alles abkaust, was sie in meinem Jagdrevier gestohlen haben! Aber gleichviel; machst Du mir die Dame ausfindig, die ich



Jesus

Digitized by Google

meine, ſo will ich Dir auf ein ganzes Jahr und umſonſt die Benutzung meiner großen und kleinen Jagd abtreten.

Matthies' Augen fingen an zu leuchten.

Reginald fing jetzt an, dem Wildprethändler die Unbekannte zu beſchreiben.

— Sie iſt von mittlerer Größe und hat das zarteſte Geſicht, welches ich je ſah. Ihr Haar iſt braun, die Augen blau, und wenn ſie lächelt, was ſie ſehr oft thut, ſo, merke drauf, ſo glänzen die Augen auf eine unbeſchreiblich anmuthige Weiſe . . . Verſtehſt Du mich?

— Ja ſo ziemlich; aber ich hörte lieber, wie ſie angezogen iſt, Mynheer; da hätte man etwas Untrüglicheres.

— Sie hat eine ſeidene Flügelhaube und eine Jacke mit weißem Pelz beſetzt; warte einen Augenblick . . . und eine ſchwarze Taſche mit ſilbernem Schloß; auch eine Schürze von Neſſeltuch . . .

Matthies fuhr ſich höchſt unbefriedigt mit der Hand durch ſein dichtes Haar.

— Nun! fragte tom Boſch geſpannt.

— Mein lieber Herr Junker . . . aber ſo ſind die Damen faſt Alle, Alle! erwiderte der Wildprethändler.

— Mynheer, wenn Ihr nicht böſe werden wollt, ſagte der Türken-Jan, ſo weiß ich noch ein gewiſſes Kennzeichen. Die Dame hatte einen weißen, ſchwarzgefleckten kleinen engliſchen Wachtelhund bei ſich.

Matthies ſtieß einen freudigen Ausruf aus.

— Iſt das der Hund, welcher die Leute beißt, derſelbe welcher mir immer meine Hühner und Enten im Korbe todt machen will? Doch das wißt Ihr ja nicht, Mynheer! Aber ohne mich zu rühmen, will ich faſt behaupten, daß dann Eure Dame eine meiner beſten Kunden iſt.

Und nun fing Matthies ſeinerſeits an, die Fremde zu beſchreiben. Reginald erkannte die Geliebte in der Schilderung des Alten ſo ſicher wieder, daß er befahl, ſofort anzuſpannen, um nach Leyden zu fahren. Matthies hatte die helle klare Stimme der Schönen gerühmt; er hatte darauf geſchworen, daß die, welche er meinte, Ohrgehänge von großen glänzenden Perlen in der Form eines Kreuzes trage, und namentlich dieſer letzte Umſtand ließ Reginald nicht mehr zweifeln, daß er endlich am Ziele ſtehe.

Mit dieſer Gewißheit ſchien ihn ſein bisheriger Muth durchaus zu verlaſſen. Der Junker hielt mit den beiden Alten einen großen Rath, wie es am geeignetſten anzuſtellen ſei, daß er ſich dieſer Dame nähere. Matthies ward dazu auserſehen, die Zuſammenkunft des Junkers mit der Fremden einzuleiten. Reginald ließ vor allen Dingen ſeinen Dompfaffen, welcher von den „ſiebenzehn Provinzen" ſang, holen, den ſchönſten ſeiner Puterhähne auf dem Hofe einfangen und fügte noch einen allerliebſten goldweißen Hahn hinzu. Matthies nahm dieſe Thiere in Empfang, holte ſeine Körbe, nahm noch einen feiſten Rammler und eine gerupfte Gans aus eigenen Kräften zu ſich und packte Alles auf den eleganten Wagen des Junkers. Matthies und der Türken-Jan ſetzten ſich auf den Bock und der Junker kroch in den Kutſchenkaſten, mit großer Selbſtverläugnung das Zwitſchern des Dompfaffen und das ſcheue Geſchrei des Hahnes anhörend und ſich mit dem eigenſinnigen, kollerenden Puterhahn, welcher ſtete Angriffe auf ihn riskirte, abquälend. Schneller als diesmal war der Wildprethändler ſicher nie

nach Leyden gekommen. Matthies nahm seinen Platz am Rathhause, unweit eines Kanals ein, Reginald drückte sich in eine Ecke hinter einen Vorsprung des dunklen Gemäuers. Der Wildprethändler war bald von einigen Gruppen von Frauen umgeben, welche entweder den Puter oder den Hahn und den Hasen, alle aber den Gympel kaufen wollten, dessen Käfig an einem Zweige des verdorrten Baumes hinter dem Rathhausfenster aufgehangen war. Man wurde nicht müde, den singenden Vogel zu bewundern.

— Ist schon Alles verkauft! brummte Matthies höchst gleichmüthig auf die beträchtlichen Summen, welche ihm für seine Herrlichkeiten angeboten wurden. Sehr mißmuthig entfernten sich endlich die Käuferinnen.

Endlich kam über die Kanalbrücke eine jugendliche reizende Gestalt, von einem lautbellenden Hündchen begleitet.

— Mynheer! murmelte Matthies, sich rückwärts wendend.

— Sie ist's! Sie ist's! stöhnte Reginald und zitterte wie im Fieber.

Jetzt kam die Dame um die Ecke des Rathhauses und blieb verwundert vor dem Wildprethändler stehen, als das Dompfäffchen mit den zierlichen Verbeugungen, welche diese Thiere während des Singens zu machen pflegen, ihr seine Melodie entgegenschmetterte.

— Da seid Ihr, Myvrouw; rief Matthies freudig, indeß er den schreienden Hahn aus dem Korbe nahm und ihn der Schönen präsentirte. Dies Hänschen und mein Puter und der Gympel? Wie? Heute werde ich wahrlich eine goldene Tasche lösen!

— O, sagte die Dame, an ihren schönen Fingern zählend, mit nachdenklicher Miene, das wird mir viel, viel zu theuer sein. Ich begreife Euch heute nicht. Dieser unvergleichliche Vogel — ist er nicht aus dem Bosch, aus dem Garten? Wie kommt er in Eure Hände? Und ich müßte mich sehr irren, wenn ich den Calecuter nicht auch auf dem Schloßhofe dort gesehen hätte.

— Ihr habt Recht, schöne Jungfrau. Aber laßt Euch sagen: ich bin blos hier, um Euch diese Thierchen anzubieten; handeln aber müßt Ihr mit dem da, mit dem Edeljunker tom Bosch selbst? He, Mynheer, wo seid Ihr denn?

Reginald hatte keine Wahl, so gern er sich in diesem Augenblicke in das innerste Kämmerlein seines Schlosses gewünscht hätte. Sehr ungraziös und verlegen stand er seiner Angebeteten gegenüber und bemühte sich, einen erträglichen Grund zu finden, um der Dame seine Geschenke anzubieten.

Eben jetzt kam ein schön gekleideter Mann über den Platz daher geschritten, das lange Haar im Winde wallend, den mächtigen Federhut weit aus der geistreich geformten Stirn gerückt. Er sah die Gruppe vor sich mit breitem, offenem Lächeln an.

— Ach, Mynheer, sagte er zu Reginald, indeß er die Dame mit leichtem Kopfnicken grüßte, würdet Ihr hier wohl einen Augenblick zu mir treten, damit ich mein Bildchen, welches ich vorhin begann, vollenden kann. Ich bin der Maler Gabriel Metzu.

Reginald trat zur Seite und sah jetzt, daß der Maler ein Kärtchen und einen Bleistift in der Hand hielt und mit großer Schnelligkeit die Umrisse der Scene vollendete, wie Matthies der Dame den Hahn vorhält.

Digitized by Google

— So, jetzt geh und steh immerhin wie Du willst, Anna! sagte Metzu, seine Skizze einsteckend.

Tom Bosch ward bleich wie der Tod.

— Ihr, Ihr, stammelte er, den Maler fest am Mantel fassend, Ihr kennt diese Dame so genau?

— Wie sollte ich nicht? Es ist die Schwester meiner Hausfrau, Mynheer.

— Gott sei Dank! Also nicht die Hausfrau selbst.

— Aber, wäre denn das ein solches Unglück, wenn sie es nun wäre? fragte Metzu, hell auflachend.

— Ja, Mynheer, ja! brach Reginald aus. Es wäre mein Tod gewesen, denn ich, ich liebe Eure Schwägerin bis zum Wahnsinn.

— O, o! und wer seid Ihr denn?

— Ich bin der Edeljunker tom Bosch.

Metzu besann sich einen Augenblick. Dann erwiderte er:

— Mynheer, ein solches Capitel läßt sich nicht wohl auf dem Markt am Rathhause besprechen. Ist's Euch recht: so lade ich Euch in meine Wohnung ein.

— Ich werde aber nicht gehen, ohne diesen Dompfaffen und diese Hähne mitzunehmen ...

Matthies schleppte den Herren die Käfige und den Puter nach. Anna war tief beschämt entflohen. Sie mußte aber doch Ursache gefunden haben, dem Edeljunker zu verzeihen; denn nach etwa einem halben Jahre zog sie an der Seite ihrer Verwandten als die Edelfrau tom Bosch in das holländische Paradies ein.

Das Fest des Ahasverus.

Von Paul Rembrandt.

In dem „das Fest des Ahasverus" genanntem Bilde besitzen wir eine der umfassenderen Compositionen Rembrandt's van Ryn. Sah man nur seine, die täuschendste Naturwahrheit athmenden, charakteristischen hochpoetisch aufgefaßten Portraits: so erkennt man, wenn man das unvergleichliche Helldunkel, bei welchem meist das Licht in die Schatten spielt, wegdenkt den Meister kaum wieder. Ein gewisser düsterer Ernst, der seine Portraitauffassung charakterisirt, verschwindet in seinen historischen Gemälden vor einer unklaren, ungeordneten Phantasie jedesmal um so auffallender, als die Zahl der Figuren seiner Gemälde sich vergrößert. Selten hat der Maler in figurenreichen Bildern durch einen glücklichen Wurf erreicht, was ihm im Grunde an Kunst der geschmackvollen Composition abgeht, und in solchem Falle möchte immer sein Stoff, wie etwa derjenige der „bewaffneten Bürgermiliz von Amsterdam", genau seiner komischen, bizarren und phantastischen Eigenthümlichkeit entsprechen. Wo Rembrandt anfängt zu componiren, stellt sich, statt der klaren Uebersicht der Gruppen und des Verständnisses einer zusammengeschlossenen Handlung, Verworrenheit dar und nur in einzelnen Partien gelingt es ihm,

durch künſtleriſche Anordnung das Intereſſe des Beſchauers zu feſſeln. Rembrandt's gänzliche Abwendung vom Idealen in der Zeichnung ſeiner Köpfe und Figuren, der unverkennbar holländiſche Typus ſeiner Geſtalten ſtehen im eigenthümlichen Contraſte zu den Ideen, welche er in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden zur Erſcheinung zu bringen ſtrebt.

Glänzender aber als auf ſeinen, wenige Figuren enthaltenden Stücken zeigt ſich bei ſeinen größeren Gemälden die merkwürdige, unvergleichliche Kunſt Rembrandt's in der Beleuchtung und Färbung. Ueber den Reizen ſeines Helldunkels vergißt man faſt die Alltäglichkeit der Phyſiognomie, die ſelten tadelfreie Zeichnung ſeiner Geſtalten, welche indeß immer voll Leben und ausdrucksvoller Bewegung ſind.

Eines derjenigen Bilder, welches dieſen ſonderbaren Genius in ſeinen ganzen Eigenthümlichkeiten zeigt, iſt das Feſt des Ahasverus. Der Stoff iſt ein bibliſcher und dem Buche Eſther, namentlich dem zweiten Cap. deſſelben, Vers 17. 18., entnommen. Ahasverus, welcher ſeinen Fürſten und Reichswürdenträgern ein prunkendes Mahl und Feſte bereitete, die hundert und achtzig Tage währten, fühlte ſich von der Weigerung ſeiner Königin, am Tiſche der Männer neben ihm zu erſcheinen, ſo empört, daß er die Königin verſtieß. Die ſchönſten Jungfrauen von Perſien und Medien wurden auf ſeinen Befehl ihm darauf zugeführt, um aus den Mädchen eine neue Sultanin zu erwählen. Dies Glück traf die ſchöne Eſther, eine Tochter des unterdrückten jüdiſchen Volkes, welches zu Suſa und im ganzen Königreiche in der Sklaverei ſchmachtete.

Rembrandt's Bild ſtellt das Feſt vor, welches Ahasverus veranſtaltete, um den Großen ſeines Reichs die neue Königin im vollen Glanze ihrer Würde vorzuführen. Sie thront, mit der Krone und mit reichem Schmucke verſehen, neben dem mit Blumen bekränzten Herrſcher an der Spitze der Tafel und ringsum zeigen ſich an den Theilnehmern des Feſtes bereits die beſeligenden Kräfte des kredenzten Weins. Ein Paar im Vordergrunde, auf ſchwellende Divans gelagert, küßt ſich; gegenüber am Tiſche ſucht ein Mann ſeiner Nachbarin, einer verſchämten, jungen Frau, in einem goldenen Becher die Gabe des Bacchus mit Gewalt einzuflößen. Außer einem alten Weibe im Vordergrunde, welches das Tiſchtuch emporhebt, um — echt holländiſch und Rembrandtiſch zugleich — deſſen Feinheit und Muſter mit verächtlichem Auge zu prüfen, iſt die linke Partie des Bildes unwichtig. Mehr intereſſirt ein ſilberner, blumenumgebener Tafelaufſatz vor der „ſchönen" Königin, die, wie eine holländiſche Dorfbraut, mit über der Taille aufgelegten Händen und aufgelöſtem Haar gleich einer ſehr dicken Chriſtmarktspuppe daſitzt.

Dieſer Tafelaufſatz iſt ebenfalls von holländiſcher Erfindung; in der Mitte deſſelben ſteht eine Art von Gefäß, wahrſcheinlich den Mundbecher des Königs vorſtellend; eine Form, welche einem gewundenen, oben und unten abgeſchnittenen dicken Rebenſtamme gleich ſehen kann. Ahasverus ſelbſt liegt halb auf ſeinem „goldbelegten, auf Marmorſäulen ſtehenden" Throne und zwar auf goldgeſtickten Teppichen. Sein aufgelöſtes, blumengeſchmücktes Haar erinnert an den Schmuck Nero's bei ſeinen Orgien in Bajae. Hinter dem Throne des Königs ſchließt ſich eine ausdrucksvolle, aber deßhalb doch ſehr ſchwer zu erklärende Gruppe zuſammen. Der König zieht ſeinen Ring vom Finger und ſagt einem alten, aufmerkſam zuhörenden Weibe hinter dem Throne etwas ſehr Wichtiges: denn ein Kämmerling — wahrſcheinlich nach ſeinem verſchmitzten,

Digitized by Google

Digitized by Google

boshaften Gesichte der „böse Hamann“ — legt den Finger und zwar den Daumen auf den Mund, zum Zeichen, er werde nichts ausplaudern, indeß zwei Musikanten im Hintergrunde eifrig einige Worte zu erlauschen streben. Ein dicker Eunuch mit federgeschmückter Kappe schmunzelt rechts; ein gleichgültiges Dienergesicht zeigt sich neben ihm.

Die ganze Composition des Gemäldes entbehrt eines hervortretenden Gedankens. Das Einzige, was man unzweifelhaft errathen kann, ist der Befehl des Königs an seine Vertrauten, das Schlafzimmer der neuen Königin in Bereitschaft zu setzen. Die feierliche, offizielle Hochzeit scheint erst heute gefeiert zu werden.

Dies so inhaltleere, ganz das eigenthümlichste Gepräge Rembrandtischer Erfindung tragende Gemälde ist dagegen von einer Pracht der Malerei, welche unvergleichlich genannt werden muß. Streiflichter von außerhalb des Bildes treffen die Partien links; die Vordergruppe zeigt sich im tiefsten Schatten, weil jenseit derselben auf der Tafel — dem Beschauer jedoch unsichtbar, — das Licht steht, wodurch die Königin so hell angestrahlt wird, daß das Auge zu ihr, als dem Mittelpunkte des Gemäldes, immer wieder zurückkehrt. Dem Könige hat Rembrandt nach seinen sonderbaren Einfällen, da er ihn halb in Schatten hüllte, sicherlich nur ein secundäres, halbes Interesse bereiten wollen. Vorn im Bilde steht ein goldener Kühlnapf mit einer Weinkanne drin und hinter dem Glanzpunkte des Bildes, der Esther, sieht man eine hell beleuchtete Tapete, genau mit den Mustern der Brüsseler und Antwerpener goldgepreßten Ledertapeten des siebzehnten Jahrhunderts versehen.

Abgesehen von der unübertrefflichen Technik des Meisters, wodurch er die siebzehn Theilnehmer des Festes auf frappante Weise von einander zu halten weiß, abgesehen von dieser Färbung, welche fast zaubergleich wirkt, steht es um das Costume, welches er anwandte, so wie um das Charakteristisch-Altpersische des Ganzen äußerst bedenklich. Um den Tadel zu mildern, ist indeß hervorzuheben, daß die Quellen, woraus wir Schlüsse auf damalige Kleidung und häusliche Sitten der Perser ziehen können, damals allerdings noch nicht so bekannt waren, als heute. Die Kopfbedeckungen der Männer haben meist einen alttürkischen Anstrich; das Costume ist seltsam zusammengewürfelt und reine Phantasie des Malers. Sonderbar genug ist indeß die Kleidung des Königs, wenn der Rock nur weiter zu den Füßen hinabreichte, nicht so bedeutend von dem Costume verschieden, welches nach Porter und Ouselmy, Morier und Rey (Sculpturen der Chil-minar von Persepolis) die Könige der Dynastie trugen, der Ahasverus angehört.

Das Bankett entspricht indeß weniger der persischen als der holländischen Sitte: Frauen wurden nur ausnahmsweise berufen, Theil an solchen Festlichkeiten zu nehmen, und in solchem Falle war die Erscheinung der Weiber so ungewöhnlich, daß die Königin Vasthie lieber Thron und Reich verlor, als bei dem Gastmahle des Königs erschien.

Dieser König, welcher in der Bibel, Buch Esther, Ahasverus heißt, ist unzweifelhaft derselbe, den Esra und Nehemia Artbasastha, das ist, Artaxerxes nennen und mit dem Artaxerxes I., genannt Langhand (Longimanus) dem Sohne und Nachfolger des großen Xerxes, den die Profangeschichte kennt, aller Wahrscheinlichkeit nach eine und dieselbe Person. Ahasverus, richtiger Ach-asch-veroich, ist übrigens ein Titel und kein Name, den mehre persische Herrscher führten und welcher „Der Glanzvolle oder der Majestätische“ bedeutet. Artaxerxes re-

gierte von 465 bis 424 v. Chr. Geb., vermählte sich also mit der Esther im J. 459 v. Chr. Herodotus beschreibt den Artaxerxes Langhand als einen der schönsten und tapfersten Männer, dessen Hände aber bis zu den Knien hinabreichten. Xerxes II. war sein Nachfolger.

Es wird aus dem Buche Esther zur Genüge klar, daß sie und Mardochai, ihr Pflegvater, die Retter der im Perserreiche zerstreuten Juden wurden, als der Vezier Hamann sie sämmtlich auf einen Tag ermorden lassen wollte. Daher ist die schöne und kluge Esther noch jetzt bei den Israeliten gefeiert und das fröhliche Fest der Purim, wobei sie gesegnet, Hamann und sein Weib Seresch aber verflucht wird, hat ihr Andenken bis heute geheiligt. Das Fest fällt gewöhnlich auf den vierzehnten und fünfzehnten des Monats Adar und ward, gleich nachdem die Juden nach Hamanns Hinrichtung die Anhänger des Veziers ermorden durften, fast ebenso eingeführt, wie es in unsern Tagen noch besteht.

Christus mit der Dornenkrone.

Von Guido Reni.

Reich ist die Zahl der gleich Sonnen unter den Planeten hervorglänzenden Meisterschöpfungen in der Malerei, welche gerechten Anspruch auf ewigen Ruhm besitzen. Und dennoch sind der Bilder, die die unsterbliche ideale Schönheit zur Erscheinung bringen, der Werke, in denen siegend der höchste Adel, die herrlichste Weihe der Menschennatur hervortritt, nur sehr wenige.

Als die reinste Perle der Malerkunst aller Zeiten darf die in der Dresdener Gallerie bewahrte Sixtinische Madonna Raphaels von Urbino gelten, welcher der Göttliche heißt. Neben diese reinste Verklärung des Menschlichen dürfen sich, was die Dresdener Gemäldesammlung betrifft, nur zwei Meisterschöpfungen stellen, in denen der ideale, poetische Schwung des schaffenden Genius die höchste, unübersteigbare Staffel erreichte.

Diese beiden Gemälde sind der Christus della Moneta des Tizian, und der mit Dornen gekrönte Christus des Guido Reni.

Diese Gemälde machen geradezu einen Commentar unmöglich oder unausstehlich. Man sehe und bewundere, das ist Alles! Hier ist der Erlöser, der wahre Christus in seinem göttlichen Leiden, in seinem Geiste, den selbst „Engel nicht zu ergründen vermögen!" Das ist das Bild der unbeschreiblichsten körperlichen Qual, ohne daß die Majestät des Gottgebornen sich deshalb nur einen Moment lang verkennen und übersehen ließe. Dieser Christus ist ein Bild der Empfindung wie dasjenige Tizians, der Christus mit dem Pharisäer, ein Bild des Gedankens, wie die Madonna di Sancti Sixti, ein Werk, in welchem sich beide Mächte mit einander verbinden.

Die Höhe, wie sie in dem gekrönten Christus sich zeigt, erreicht Guido in keinem einzigen seiner andern Bilder wieder. Man darf nur ein diesem Christusbilde in Auffassung und Be-

Digitized by Google

handlung ähnliches Bild, die trauernde, schmerzenreiche Madonna — an sich höchst vortrefflich — betrachteten, um die ungeheure Kluft zu ermessen, wodurch dieses Christusgemälde von demjenigen der Madonna getrennt wird.

Es ist nicht genau zu bestimmen, aus welcher Periode der Blüthe des Meisters dieses wahre Meisterstück stammt, das hier, in unserm Bilde so höchst meisterhaft wiedergegeben wurde, wie selten eine andere der vielen Copien dieses Kopfes; doch läßt sich leicht schließen, daß der gekrönte Christus der zweiten Periode der Wirksamkeit des Malers angehören muß, in welcher er nur wenige, aber desto ausgezeichnetere Gemälde schuf.

Guido Reni wurde im Jahre 1575 zu Bologna geboren. Seine erste Bestimmung war zum Musiker, und das Gefühlvolle, welches hier seinen ernsten Ausdruck bei dem Künstler fand, blieb nachher, als er zur Malerei überging, bis in die letzte Periode seiner Laufbahn sein Angelstern. Dionysius Calvaert war Guido Reni's erster Lehrer, dann ward er der Schüler der berühmten Caracci, deren Schule noch heute in Reinheit und Strenge der Zeichnung unvergleichlich gilt. Die Rigorosität der hier eingesogenen Grundsätze ward bei Reni sehr bald durch ein bei ihm maßgebendes Studium der Antike gemildert und sein Bestreben, das gefälligste, sanfteste Colorit zu erreichen, machte seine Schöpfungen noch milder.

Bei den Caracci war eine Schule im Sinne des Worts und diese streng wählerischen, das Fundament aller Malerei, Zeichnung und Composition im Auge habenden Eklektiker, bildeten keine eigentlichen Maler, wie denn die Caracci selbst im Malen, engeren Sinnes, wenig Ausgezeichnetes, dagegen viel Schroffes, unnatürlich und abstoßend Gefärbtes geliefert haben. Guido Reni fing erst dann an wirklich zu malen, und nicht blos geisterreiche, strenge Studien zu liefern, als ihn Caravaggio Amerighi mit seinem kraftvollen, lebenglühenden Naturalismus begeisterte. Hier nimmt Guido Reni einen wahrhaft jugendkräftigen, herrlichen Aufschwung; er besitzt die reine Zeichnung seiner Meister, ohne ihren peniblen Styl; seine Erfindung erwacht lebensfrisch, poesiereich, und sie ist wahr und schlagend, tritt mit breiter, majestätischer Behandlung auf, ohne so roh, wie diejenige Caravaggio's, noch so geistesarm, wie die des Guercino da Cento zu sein. Die Bilder aus dieser Zeit, die ersten, fast unwillkührlichen Blüthen des Genies sind selten, aber höchst werthvoll, namentlich für den, welcher den genialen Meister genau studiren will. Seine zweite Stufe bewahrt die Vorzüge, wodurch sich Reni in seinem ersten Anlaufe zur Kunst auszeichnet; huldigt aber einer, der Antike nachgebildeten zwanglosen Anmuth, die in einigen wenigen Fällen sich zur idealen, großartigen Grazie durchbildet. Seine Färbung wird glühender, natürlicher, seine Behandlung der Gewandung, der Haare, der Gesichtszüge seiner Figuren kühner und markiger, seine Composition einfacher und grandioser. Die Fleischpartien stehen dem Schaffen des Tizian gleich. Aus dieser, der herrlichsten Zeit der Blüthe des Reni, muß unser dornengekrönter Christus stammen. Rasch wie er gestiegen war, sank der Maler. Die Technik herrscht vor, noch bewundert man eine mannigfaltige lebhafte Phantasie an seinen Werken; aber diese Gebilde des Genius werden auf eine gleichförmige, trockene Weise zur Erscheinung gebracht; die Manier tritt immer unverhüllter hervor, welche der Erfindung und Composition ihre tödtenden Fesseln umschlingt. Ein weichlicher, sentimentaler, mondscheiartiger, silbergrauer Ton breitet sich erkältend über seine Gemälde, und trifft derselbe auch zuweilen mit dem Geiste des Stoffs und der Composition bewundernswürdig zusammen, so er-

ſcheint die ganze Manier doch, ſieht man mehre Stücke aus dieſer Zeit neben einander, ſchwach und geiſtesleer.

Die dem Guido Reni angeborene Kraft, das großgehaltene Graziöſe zu entwerfen, dauert bis in ſeine letzte, allerdings gegen ſeine erſte Blüthe unbedeutende Periode. Aber die Idealität ſeiner Geſtalten, ein bedeutungsreicher, nicht ſelten düſterer Ernſt — an den Caravaggio erinnernd — welcher in ſeiner erſten und zweiten Künſtlerphaſe ſo mächtig aus ſeinen Gemälden anſpricht — er iſt verſchwunden.

Immer aber bleibt Reni's Phantaſie reich, ſeine Compoſition gedankenvoll, inhaltſchwer, ſeine Zeichnung richtig, ſeine Gewandung von großartiger Anlage, ſeine Behandlung — alles Manierismus ungeachtet — ſauber und delicat. Selten nur hat einer ſeiner Schüler an ſeine Oelgemälde die Hand angelegt, wie Manche, nicht vertraut mit ſeinem wechſelnden Entwickelungsgange, haben behaupten wollen. Reni's letzte Bilder, meiſt in dringendſter Geldverlegenheit und zur Bezahlung ſeiner Spielſchulden gearbeitet, ſehen traurig aus neben Bildern ſeiner Glanzepoche, wie es unſer Chriſtus hier iſt.

In Rom wie in Bologna beſaß Reni immer viele Schüler. Seine Akademie in der letzten Stadt ſoll faſt immer nicht weniger als zweihundert Schüler gezählt haben, die er die Elemente der Kunſt in der ſtrengen Weiſe der Caracci erlernen ließ. Sein Genie ging auf keinen ſeiner Schüler über, die ſich meiſt an ſeine vorletzte Manier hielten und wirklich Manieriſten und Epigonen wurden. Von den Schülern die Reni bildete, haben Geſſi, (deſſen Magdalena wir geben) Simone Contarini, Andrea Sirani und beziehungsweiſe deſſen Tochter Eliſabetta, Semenza, Domenico, Maria Canuti und Gignani den meiſten Ruf erhalten. Eine weichliche, zierliche und unkräftige Weiſe der Malerei iſt das Bezeichnende für faſt ſämmtliche Leiſtungen dieſer Schüler.

Guido Reni ſtarb 1642 in Bologna, wo er in der Kirche zu San Domenico begraben liegt.

Viehſtück.

Von Adrian van der Velde.

Eine reizende Gewandtheit beſitzt van der Velde, das Idyliſche, die tiefſte, glückliche Einſamkeit des Landlebens, wahr und anſprechend zu malen. Seine Hirtenſtücke werden, was die Zwangloſigkeit ihrer Compoſition, das in ihnen ausgeprägte tief innere Genügen, ihre heitere, lebenvolle Ruhe betrifft, ſicherlich unübertroffen bleiben. Meiſt iſt die Landſchaft ſelbſt bei van der Velde nicht von überwiegender Bedeutung und ſeine Staffage erhebt ſich nicht ſelten zum Genrebilde, dem indeß ein gewiſſes Zerſtreutes, zufällig Zuſammengebrachtes faſt immer anklebt.

Van der Velde's vorliegendes Bild iſt, was die Kunſt des Malers betrifft, Thiere darzuſtellen gewiß von beſonderer Bedeutung. Seine Auffaſſung des Charakters der Hausthiere iſt

Digitized by Google

Digitized by Google

leicht und zwanglos und dennoch von großer Wahrheit, obgleich van der Velde in genauer, charakteriſtiſcher Zeichnung und gleicher Weiſe in der eigenthümlichen Gruppirung der Thiere weder dem Roos, noch dem Berghem, oder dem Wouvermann und Wenix gleich kommen dürfte. Hauptſache iſt bei van der Velde außer der herrlichen Behandlung des Baumſchlages eine lichtvolle, wahre und warme Malerei, welche über ſeine Genreſtücke und Landſchaften einen ſtillen, aber mächtig ergreifenden Zauber ausgießt. Auf unſerm Bilde hat ſich der Meiſter darin gefallen, eine ganze Reihe von Hausthieren zu malen, Kühe, Schaafe, Ziegen, Schweine, ein Pferd und Hühner. Das Bild iſt von allem Frappanten, draſtiſch Wirkenden der Compoſition durchaſts entkleidet; es würde eine faſt antike Einfachheit athmen, wenn namentlich die kleinen Ziegen wegfielen, deren unruhige Bewegung nicht zu der Stille des Bildes paßt. Ein ächt holländiſcher Zug von Komik iſt in einem nicht wohl näher anzudeutenden Punkte ausgeſprochen.

Der Bahnbrecher.

Von Gerard Honthorſt.

Man konnte die beiden Männer auf dem halb erleuchteten, weiten Flur kaum erkennen.

Der Eine war eine wahre Rieſengeſtalt, hochbeinig, ſehr breitſchulterig, ein angehender Fünfziger. Dieſer trug einen ungeheueren Federhut und war ungeachtet der Abendſtunden in höchſter Galla: in weiten Pluderhoſen, ſeidengepufftem Oberwamms und mit einem Sammtmäntelchen verſehen, wie die Gerichtsperſonen es zu tragen pflegten. Dieſer Coloß hatte ſeinem Körper gemäß ziemlich grobe Züge; große waſſerblaue Augen und einen gewaltigen ſtruppigen Bart. Sein Haar ſpielte ins Graue und ſtand in unregelmäßigen Partien ſtarr unter dem Hute hervor.

Der Andere war ein höchſt elegant gewachſener und ſchön gekleideter Herr von ein und zwanzig Jahren, mit friſchem ſchalkhaftem Geſichte, braunen Haarlocken, mit einem Stutzerhute auf dem Kopfe, und in ein Jagdwamms gekleidet. Auch trug er einen reichen Hirſchfänger durch eine goldgeſtickte Schärpe um die Hüften geſchürzt.

Die Männer waren in angelegentlichſter Unterhaltung. Der Alte ſchien ſehr aufgeregt und predigte auf den Jüngling, zwar mit unterdrückter Stimme, aber höchſt eifrig ein. Dasjenige, was er vortrug, war ſicherlich für ihn eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit, — eine Lebensfrage.

Dieſe Perſonen waren: der Alte, Mynheer Claas van Slyker, Stadthouder der guten Stadt Amſterdam, und der Jüngling, Hendrik Ter Schuiring, ein nordholländiſcher Edelmann, und der Bruder der Baroneſſe Elizabeth von Leuwenbroeck, der Eigenthümerin dieſes Gebäudes, welches wohl den Namen eines Palaſtes verdiente.

— Ich verſichere Euch, Herr Junker Ter Schuiring, ſagte der Rathsherr, indeß er ihm ein Schächtelchen, reich mit Gold und Perlmutter verziert, aufzudringen ſuchte, daß es die aus-

gezeichnetſten Kindern Flora's ſind, welche ſich aus dieſen koſtbaren Keimen entwickeln werden. Ja koſtbar! Dritthalbtauſend Gulden, wie der Haarlemer Blumiſt beſcheinigen kann! Aber was ſind dieſe Gulden gegen ein einziges Lächeln Eurer huldvollen Schweſter ...

— Mynheer, erwiderte Hendrik, den Hut ungeduldig rückend und den Alten mit einem blitzenden Blicke betrachtend; dieſes geht mir dennoch über den Scherz hinaus. Ich fürchte wahrlich — gerade heraus — für Euren Verſtand ...

— Ach ja, ſeufzte Slyker, an ſeine Stirn faſſend, Ihr habt ſehr Recht! Sagt nur, ich bin wahnſinnig — aber dieſe Obſtruction in meinem Kopfe iſt aus einer der erhabenſten Leidenſchaften hervorgegangen ...

— Geht, geht doch! Träfe Euch Leuwenbroek, ſo könnte ſich eine unangenehme Scene für Euch ereignen! ſagte Hendrik, welcher das Käſtchen, das ihm der Rathsmann geſchickt in den Arm gelegt hat, vergebens wieder zurückzugeben verſuchte.

— Mag der Baron kommen! rief Slyker jetzt beinahe mit lauter Stimme. Ich weiche nicht, bevor ich ein Wort des Troſtes von der ſchönſten Dame Amſterdams empfangen habe! Gern will ich für Elizabeth der Gefahr trotzen, von Eurem Schwager hier ermordet zu werden!

— Gijsbert Leuwenbroek, ſagte Hendrik, allmählig aufgebracht werdend, wird Euch, Mynheer, nicht ermorden, ſondern von ſeinen Dienern durchprügeln laſſen. — Geht, oder ich ſelbſt werde Euch in Abweſenheit des Hausherrn für Eure Unverſchämtheit züchtigen. Wie? Soll eine geachtete, tugendhafte Dame, die Gemahlin eines angeſehenen Edelmannes, durch die Narrheit eines alten Tropfes in Gefahr kommen, den tadelloſen Glanz ihres Rufs einzubüßen?

Slyker war durchaus nicht aufgebracht, wie man es hätte erwarten ſollen. Er zeigte eine große Niedergeſchlagenheit.

— Urtheilt von meinen Empfindungen, ſagte er mit tragikomiſchem Pathos, wenn ich Euch nochmals inſtändig bitte, mir nur auf zehn Minuten mit der Baroneſſe Leuwenbroek ein Geſpräch unter vier Augen zu vermitteln. Ihr könnt Euererſeits von einem Millionair, wie ich bin, einigen Nutzen für Eure Gefälligkeit erwarten. Fordert und ich bin bereit, Euch zu dienen ...

— Noch ein Wort, unterbrach ihn Hendrik mit Eiſeskälte, und Ihr erhaltet Ohrfeigen. Die Achtung vor Eurer Stellung bewegt mich, Euch dieſes zuvor anzuzeigen; Ihr hättet Eure Belohnung ſonſt ſchon empfangen.

— Und Ihr, mein Herr, ſagte Slyker, ſich ſtolz aufrichtend und die Hand an ſeinen Degen mit einem ſchön geflochtenen, goldenen Korbe legend, und Ihr hättet, wäre ich nicht in Eure Schweſter verliebt und hätte ich nicht auf Euch und Eure Vermittelung meine Hoffnung geſetzt, ſchon das Vergnügen gehabt, nach Eurer erſten Beleidigung gegen mich niedergeſtoßen zu werden.

Eine Pauſe trat ein. Hendrik ſchien nicht mehr zu wiſſen, was er dieſem Manne gegenüber ſagen ſollte.

— So aber, fuhr Slyker fort, bitte ich Euch nochmals. Nehmt dieſes Käſtchen, gebt es Eurer Schweſter, klagt ihr meine Leiden; vergeßt ſogar dieſes Geſpräch nicht, denn es beurkundet mehr, als alle Verſicherungen, meine Liebe und verſprecht mir, daß Ihr ein gutes Wort für mich einlegen wollt.

Hendrik ſah den Alten groß an, ſagte aber nichts. Bevor er ſich genug geſammelt

Digitized by Google

Digitized by Google

hatte, um antworten zu können, schlüpfte ein altes Frauenzimmer, nach flandrischer Sitte ein buntes Tuch um den Kopf gewickelt, die Stufen einer weiten Treppe herab und kam an die beiden Männer heran.

— Mynheer Hendrik, murmelte sie, und auch Ihr, Mynheer Slyker, Ihr solltet doch wissen, daß man solche Angelegenheiten, wie Ihr sie verhandelt, nicht mit Posaunenstimmen bespricht.

— Ach, Agathe! sagte Slyker erfreut, als er die alte Wärterin Elizabeths erkannte. Offenbar war sie ihm sehr günstig gestimmt.

— Und weiter sind dies Sachen, welche von Männern allein niemals gehörig in Ordnung gebracht werden können. Wir haben auch ein Wort dazu zu sagen und ich insbesondere, Mynheer Slyker, wenn Ihr erlaubt. Ich habe Alles angehört; ich weiß, wie das Spiel steht. Sage Euch, Mynheers, mit einem Worte, was ich will: Ihr, Mynheer, nehmt bis auf Weiteres Eure Tulpenzwiebeln wieder mit nach Hause, und Mynheer Hendrik und ich wir werden über das Fernere uns zu verständigen suchen. Auf jeden Fall werdet Ihr die Baronesse allein sprechen, wenn Ihrs wünscht: das kann des Anstandes und Eures Ranges wegen keine Dame der Welt, und wäre es die Königin von Spanien, abschlagen!

Es fehlte wenig, so hätte der verliebte Rathsherr die Alte vor Freude umarmt.

— Du giebst mir das Leben wieder, Agathe! sagte er. Ich fasse wieder Hoffnung und Muth . . .

— Davon später, Mynheer! sagte die Alte. Uebrigens wird Mynheer vom Hause, der Baron Leuwenbroek, sehr bald zurückkehren . . . Würde vielleicht Euch oder dem Herrn unbequem sein . . .

— Verstehe! Verstehe! Aber ich . . .

— Sollt Alles wissen; werden Euch Nachricht von unserm Entschlusse geben; dürft später fragen und sagen, was Ihr wollt, und sollt auf der Stelle Resolution haben . . . plapperte die Flamländerin.

— Ach die Resolution! seufzte Slyker. Ihr wollt mich ab und zur Ruhe verweisen . . .

— Wer weiß? sagte Agathe.

— Wirkt mir das Rendezvous aus, Agathe; ein Wort so gut wie tausend und ich werde mich so dankbar zeigen, als wäre ich der König beider Indien und nicht der bescheidene Rathsherr der alten Stadt Amsterdam.

Und in stolzester Demuth hob er sich empor, so daß er wenigstens noch zwei Zoll länger wurde.

Agathe sah ihn mit ihren großen, klaren Augen starr an. Eine sonderbare Bewegung zuckte über ihr schmales, faltiges Antlitz. Einen Augenblick richtete auch sie sich stolzer auf, sie sah verachtend auf den Graubart — dann aber verschwand dieser Ausdruck schnell und spurlos und sie fiel wieder in ihr Plappern, welches durchaus theilnahmlos, fast gedankenlos schien.

— Rendezvous? Ihr verlangt viel, sehr viel! Wollen aber sehen. Glaube nicht, daß Baronesse Elizabeth . . . Und doch . . . Wer ergründete das Herz eines Weibes?

Slyker drückte enthusiastisch die dürre Hand der alten Amme. Sie entzog sie ihm heftig

— Jetzt geht! drängte ſie. Ihr wißt ja jetzt — und wir wiſſen auch — ſollt Nachricht haben!

— Aus Gnade, noch ein Wort . . . Wann? Wann?

Agathe blickte ſinnend auf einen Fleck, dann faßte ſie den alten Herrn feſt ins Auge.

— Ihr wollt's . . . erwiderte ſie und ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, faſt boshaften Ton angenommen. Sollt Euren Willen haben. Haltet Euch bereit . . . Nachricht wenigſtens erhaltet Ihr in Zeit von einer Stunde. Nun aber: lebt wohl!

Slyker, ſein Käſtchen mit Tulpenzwiebeln unter'm Arm widerſtrebte nicht, um die Alte nicht etwa in üble Laune zu verſetzen, ſondern empfahl ſich und ging nach der Thür. Er war faſt berauſcht vor Freude. Als er auf die Straße kam, mußte er, ein amſterdamer Kind, ſtill ſtehen und ſich erſt beſinnen, welchen Weg er denn einzuſchlagen habe, um nach ſeiner Wohnung zu gelangen.

Zu Hauſe angekommen, warf er ſich in größter Bewegung auf ſein glänzendes Lotterbettlein. Dann ſprang er auf und muſterte ſich im Spiegel. Der ſonſt ſo kalte und unerſchütterliche Hageſtolz, in ſeinem Alter von dem Strahl aus den ſchönen Augen einer jungen Dame faſt zauberhaft berührt, empfand das volle Fieber von Qual, Schmerz, Hoffnungsloſigkeit und Sehnſucht, welches im Frühling der Gefühle die jugendliche Bruſt durchzuckt.

Indeß der Alte, mit großen Schritten auf und abmarſchirend und wie ein neuer Roſcius geſticulirend, einen glänzenden Monolog hielt, ſteckte die alte Agathe plötzlich den Kopf in's Zimmer.

Slyker ſchrie faſt auf. Die Dame trat ein und machte ihm eine Meldung, die er ſelbſt in ſeinen kühnſten Phantaſien, wenigſtens noch heute Abend nicht, für möglich gehalten hatte.

Wir ſind die vermittelnde Scene dem Leſer noch ſchuldig.

Als Mynheer Slyker den Palaſt Leuwenbroek verlaſſen hatte, ſah Hendrik die alte Agathe ſtarr an; dann ſetzten Beide die Hände in die Seiten und fingen auf's Signal ein Lachduett an, welches kein Ende nehmen zu wollen ſchien. — Beide hatten ſich vollkommen verſtanden.

— Aber wie, gute Agathe? brachte Hendrik dann hervor. Wie ſoll dieſer Schwachkopf beſtraft werden? Ich ſehe, daß ich ihm gegenüber, wenn ich mich mit Dir vergleiche, eine alberne, durchaus der Gewandtheit ermangelnde Rolle geſpielt habe. Ich überlaſſe es daher Dir, die Züchtigung dieſes Narren zu unſerer Revanche und zu ſeinem Wohle zu beſtimmen. Sie darf aber weder zu gelinde, noch zu grauſam ſein . . .

— „Etwas Grauſamkeit iſt ſpaniſche Mode," ſagte Moritz, als der ſpaniſche Cardinal-Legat für Oldenbarnevelt bat! erwiderte Agathe ſehr heiter. Ich verſichere Euch, Ihr ſollt zufrieden ſein und Mynheer Slyker ebenfalls. Laßt uns gleich Hand an's Werk legen.

— An welches Werk? flötete eine weiche Stimme dicht hinter den Verſchwörern.

Elizabeth Leuwenbroek wars, in der That reitzend genug, um einem Dutzend der „ehrenfeſteſten" alten Rathsherren die Köpfe zu verdrehen. Sie lauſchte halbernſt auf die Nachricht von dem Beſuche des Herrn Slyker, verdammte aber, obgleich ihr der ganze verliebte Unſinn deſſelben berichtet war, dennoch die beabſichtigte Züchtigung des Alten.

— Ich verbiete Euch, ſagte ſie eindringlich, Euch an dem Menſchen zu vergreifen, laßt

Digitized by Google

ihn mit seiner Marotte seinen Weg gehen; denn er ist seiner Ueberspanntheit wegen eher zu bemitleiden als zu verdammen ...

Hendrik murmelte und Agathe schüttelte den Kopf, als Elizabeth abging.

— Wir werden dennoch? fragte der Jüngling.

— Sicher! Wer kehrt sich an die Dame? Sie hat schon Mitleid mit dem Narren, weil er sie schön findet ... Gut, Mynheer Slyker, wir werden wetten, daß Ihr sobald Niemand wieder mit Euren Huldigungen beglücken sollt, um Euch das Mitleid einer schönen Dame zu erschleichen! — Baron Hendrik, laßt Pieter und Dirk und Jan kommen, wir gehen sofort ab, um unseren Plan auszuführen. Daß die Leute aber ordentliche Stöcke mitnehmen ...

— Aber geschlagen wird er auf keinen Fall! meinte Hendrik rasch.

— Fügen muß er sich, fügen, und da werden die Stäbe nicht unnütz sein.

Die drei Trabanten erschienen mit ihren Stöcken. Jan, der Koch, war jung, mit einer dicken Pelzmütze auf dem Kopfe; Dirk war der Jäger, ein durchwettertes Gesicht, und Pieter, mit einem Apostelbarte und grauem Kopfe, war der alte Kutscher. Sie sahen sehr unternehmend aus. Agathe ging voran und Hendrik folgte mit den dienstbaren Geistern. Der Zug ging zuerst nach dem Hause des Rathsherrn. Wir haben Agathe schon ankommen gesehen.

— Folgt mir, Mynheer! sagte die Alte mit sibyllinischer Kürze.

— Ich werde also Elizabeth — sehen — brachte der Ueberraschte hervor.

— Folgt mir nur! Macht Euch aber etwas unkenntlich. Legt Eure Staatskleidung ab und geht im Wamms mit; Eure Erscheinung könnte sonst Verdacht erregen.

— Das ist wahr! murmelte Slyker und legte rasch das überflüssige Zeug ab, setzte eine Mütze auf, nahm seinen Stock, aus Rücksicht auf eine podagristische Zehe, in die Hand und hinkte hinter der alten Dame her. Die Uebrigen folgten in einiger Entfernung.

Dame Agathe schritt wacker darauf los und vertiefte sich in entlegene Stadttheile.

— Immer fort! rief sie, wenn Slyker bedenklich still stehen wollte. Und er ging wieder. Bei einem niedrigen Häuschen bat sie ihn einzutreten. Sie blickte nochmals aus der Thür und nun drängten sich Hendrik und die Diener auch auf den engen Flur. Slyker hatte sich in eine Ecke geflüchtet. Der Inhaber des Hauses erschien mit einem Wachsstocke in der Hand; ein schöner, großer, verschmitzt sehender Mann, und lud die Gäste ein, näher zu treten.

— Allons! Mynheer! riefen Agathe und Hendrik, indeß die Diener die langen Stäbe aufhoben. In die Stube hinein!

Der arme Slyker mußte hervor und ging halb sein Geschick ahnend, mit einem bewegten Blicke auf das Heer seiner Feinde in das Zimmer. Der große bärtige Herr setzte sehr höflich einen Stuhl hin.

— Wem ist's von Euch gefällig? fragte er, eine Zange von der Wand nehmend, wo mehre Instrumente eines Zahnarztes hingen.

Hendrik zog den Rathsherrn auf den Stuhl.

— Mir? Das glaube der Teufel ... stammelte Slyker ... Habe in meinem Leben keine Zahnschmerzen gehabt ...

— Ihr habt jetzt Angst, sagte der Zahnbrecher, dann pflegt sich's auf eine Minute zu geben aber heraus muß er, das ist so sicher wie Amen nach der Predigt.

Digitized by Google

— Verſteht ſich, Meiſter! rief Hendrik. Gebt mir die Kerze und thut Eure Schuldigkeit. Mynheer, wollt Ihr Euch in die entſprechende Poſitur bringen, oder nicht?

Mynheer Slyker gab ſich gefangen.

— Welcher iſt es? fragte der Meiſter, an einige Zähne klopfend.

— Der da! rief Agathe, auf den Eckzahn in der Unterkinnlade deutend.

Mynheer Slyker wollte noch ſprechen, aber die Zange war ihm ſchon im Munde — der Zahnarzt ſtand hinter ihm. Hendrik leuchtete; Pieter ſtützte ſich auf ſein Knie und ſah aufmerkſam zu; der Jäger hatte die rechte Hand des Rathsherrn gefaßt und der Koch zog den Geldbeutel, um den Meiſter zu bezahlen. Dieſer ſah am mitleidigſten aus. Agathe zeigte ſich, ſtoiſch ihr Werk betrachtend, im Hintergrunde. Der Meiſter aber und Hendrik lachten, wie ausgemachte Schalke.

Es krachte und Mynheer ſprang mit triefenden Augen und verſtörter Miene auf, indeß der Meiſter den kerngeſunden Zahn triumphirend in die Höhe hielt. Nur einige Augenblicke beſann ſich der alte Hageſtolz, welcher ſo grauſam-komiſch getäuſcht wurde, dann wankte er, für die übrigen Zähne und für ſeine faſt ausgerenkte Kinnlade fürchtend, zum Hauſe hinaus und ſeiner Wohnung zu. Die Verbündeten zogen lachend ab.

Mynheer Slyker aber war wie durch ein Wunder nicht allein von ſeiner Leidenſchaft für Elizabeth Leuwenbroek, ſondern von der Zuneigung zu allen möglichen jungen Damen von Stund an auf's Gründlichſte geheilt, ſo zwar, daß er ſpäter wegen ſeiner Weiberfeindſchaft förmlich berüchtigt wurde.

Die heil. Magdalena nach der Geißelung.

Von Marco Antonio Franceſchini.

Der Meeresküſte entlang, etwa fünf Stunden entfernt von Genua, trieb ein junger Menſch an einem Spätnachmittage des Jahres 1672 ſein ſchon ziemlich warm gerittenes Roß ſo eifrig zu raſchem Trabe an, daß man ſchließen konnte, der Reiſende ſetze in ſein edles Thier das Zutrauen: daſſelbe werde ihn noch heute zur Nachtherberge in Genua führen.

Das Roß ſo wenig als der Reiter waren aus dieſer Gegend. Dieſer ſchlanke, ſchwanenhalſige Schweißfuchs war unendlich von den unſchönen Piemonteſiſchen Gebirgskleppern verſchieden und erinnerte in Gang und Haltung an die edlen Roſſe, welche von engliſchen Pferdezüchtern damals in der Nähe von Bologna zu ziehen verſucht wurden. Sattelzeug und Zügel waren mit Muſcheln und Lederfranzen nach mittelitalieniſchem Geſchmacke geziert.

Der Reiter war in der kleidſamen Tracht eines bologneſer Studenten, im Sammtwamms mit großem, weißem Kragen und Stulphandſchuhen und in langen, gelben Stiefeln, die bis auf den Oberſchenkel reichten. Ein übermäßig langer Degen, ſchmal, aber zu Hieb und Stoß geeignet, mit einem kunſtreich verſchlungenen Handkorbe, fehlte dem jungen Manne ebenfalls

nicht; ſtatt des mächtigen Studentenhutes mit der wehenden Feder drauf trug er jedoch ein einfaches Sammtbaret, das als ganzen Schmuck an der Seite nur einen mit Edelſteinen gezierten, glänzenden Ring zeigte, deſſen zierlicher Durchmeſſer leicht errathen ließ, daß eine ſchöne Damenhand das Kleinod getragen habe.

Das eigenthümliche Baret ließ den Malerſchüler erkennen. Der Künſtler ſprach aus dem ſanftblickenden Auge, aus der halb ſchwärmeriſchen Beſchaulichkeit, womit der Reiter die herrlichen Tinten betrachtete, welcher die immer raſcher ſinkende Sonne über das Meer zu ſeiner Linken und über die Gebirgsgegend der Küſte ausgoß. Von Zeit zu Zeit hielt der Reiſende ſein Roß einige Minuten an, entblößte eine Hand, zart wie diejenige einer Dame, und zeichnete raſch einige Hieroglyphen in ſein Taſchenbuch, um die wechſelnden Lichteffecte und das Verſchmelzen der Farben in dieſer abendlichen Landſchaft durch ſeinen einfarbigen Stift feſtzuhalten. Dann ging's raſch wieder vorwärts auf der ſchlechten, faſt durchaus menſchenleeren, ſteinigen Straße.

Kurz vor Sonnenuntergang erblickte dieſer bologneſiſche Reiter auf dem Schnitte eines ſanft anſteigenden Theiles der Straße eine von einem berittenen Cavaliere begleitete mächtige Caroſſe, welche ſich ſo langſam fortbewegte, daß er dieſelbe bald einholte. Als er in die unmittelbare Nähe des Fuhrwerkes kam, hielt der Begleiter deſſelben ſein durchaus abgetriebenes Pferd an, ritt mitten auf die Straße, machte gegen den Jüngling Front und zog, nachdem er die Halfterklappe von ſeinen Piſtolen zurückgeſchlagen, einen Degen, welcher eine Art von Zwillingsbruder von dem Bratenſpieße des Malers zu ſein ſchien.

Dieſer hielt ſehr betroffen ſein Pferd an und zog ſeine Waffe faſt ohne es zu wiſſen. Derjenige, welcher ihm hier ſo unerwartet den Weg verrannte, war ein Mann von etwa dreißig Jahren, in durchaus franzöſiſcher, halb militairiſcher Tracht, mit dem Federhute eines Cavaliers verſehen. Der Blick aus ſeinen dunkelglühenden Augen erweckte für dieſen hohen und ſchlanken ſchnurrbärtigen Kämpfer unwillkürliche Achtung, zumal bei dem zierlich gebauten Maler, der augenblicklich einſah, er werde, wenn ihm nicht die Schnelligkeit ſeines Roſſes zur Hülfe komme, dieſem Schlagfertigen erliegen.

— Qui vive? rief der Cavalier. Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr von mir?

— Signor! antwortete der Bologneſe; ich müßte mich ſehr täuſchen, oder Ihr ſeid kein Straßenräuber, dem es um meine freilich nicht ſchwere Börſe zu thun iſt . . .

— Wie! Ein Bandit, mein Herr? rief der Andere erſtaunt aus, erſt den Maler und dann ſich ſelbſt und ſeinen in Unordnung gekommenen Anzug muſternd. Morbleu! Wie dürft Ihr Euch unterfangen, einen Edelmann für einen Landſtraßenräuber zu halten . . .

Der Maler ſtieß ſeinen Degen in die Scheide und ritt dreiſt an den Franzoſen hinan.

— Mein Herr, ich ſehe, meine Erſcheinung macht Euch nicht weniger beſorgt, als im erſten Momente die Eurige Euren ergebenſten Diener.

— Beſorgt? ſagte der Franzoſe, faſt höhnend ſeine Lippen aufwerfend.

— Si, Signor! Es iſt mir nicht beigekommen, Euch oder jene Kaleſche zu verfolgen!

— Ah, mein theuerſter Mann, wie kannſt Du den Feind verfolgen, bevor du ihn geſchlagen haſt . . . murmelte der Franzoſe, aber es war erſichtlich, daß ihn dieſe friedlichen Auseinanderſetzungen ſehr erleichterten. Sein Blick war wenig düſter, ſeine Miene weniger gepreßt.

Er ließ ſeinen bisher erhobenen Degen ſinken, faſt unwillkürlich mit demſelben vor dem Italiener ſalutirend.

— Ich denke auf meiner friedlichen Reiſe keine Feinde zu finden! ſagte der Jüngling ſich zum Gegengruße anmuthig verbeugend. Ich heiße Marco Antonio Franceſchini, bin Maler, ein Schüler des berühmten Meiſters Cignani in Bologna, und befinde mich nach einer ziemlich beſchwerlichen Reiſe zum erſten Male in dieſer Gegend, um zu verſuchen, ob ich Cartons zu muſiviſchen Arbeiten für den Rathsſaal zu Genua zu liefern vermag . . .

Der Franzoſe zog ſeinen duftenden Lederhandſchuh aus und reichte dem Künſtler die Rechte.

— Ich begrüße Euch, Herr Maler, und verſichere Euch meiner aufrichtigen Hochachtung. Ich bin der Chevalier La Touche, Colonel im erſten Regiment der Fußgarden des Königs von Frankreich, komme von Torino und werde verſuchen, vom erſten beſten Flecke dieſer Küſte aus nach irgend einem franzöſiſchen Hafen zu reiſen, und ſolltet Ihr mir bei dieſem Verſuche bis Genua Geſellſchaft leiſten und vorkommenden Falls Euren tapfern Arm zu Dienſten ſtellen wollen, ſo werden Euch zwei edle Herzen für Euren Freundſchaftsdienſt auf immer Dank wiſſen.

Antonio Franceſchini war nichts weniger als feig und zaghaft, und ſein Degen wußte ſchon von mehr als einem blutigen Rencontre zu erzählen.

— Ich bin der Eurige! ſagte er daher und ritt dich neben La Touche, der ſein ermüdetes Pferd in einem faulen Trabe zu erhalten ſich bemühte.

Die Kutſche ward, ungeachtet ſie mit vier ſtarken Mauleſeln beſpannt war, bald eingeholt. Ein blendend weißer Arm ſchlug die grünen Vorhänge inwendig von den Fenſtern zurück und ein hinreißend ſchönes Frauenantlitz ſchaute mit einem angſtvollen Blicke auf die beiden zur Seite des Schlages trabenden Männer.

La Touche ſtreckte, dem Maler einen vielſagenden Blick zuwerfend, die Hand grüßend nach der reitzenden Dame aus. Er ſchien fragen zu wollen:

— Iſt hier ſelbſt für einen Fremden nicht genug Urſache, um zu fechten und nöthigenfalls zu ſterben?

Franceſchini war faſt erſchrocken über den hohen Stand der augenſcheinlich flüchtigen Dame, auf welchen ihre beiden reich gekleideten Dienerinnen und ein in der Hinterchaiſe ziemlich angſtvoll ſitzender rabenſchwarzer Negerknabe ſchließen ließen.

La Touche ſah den Künſtler bedeutungsvoll an; dann ſagte er nach längerem Schweigen:

— Eine Frage ſchwebt auf Euren Lippen: wer iſt dieſe Dame? Ich ſage Euch, Freund, ſie iſt heute nichts als ein liebendes Mädchen, als die Geliebte desjenigen, der neben Euch reitet. Und zur Rettung eines Liebespaares möchtet Ihr, ein Künſtler, der Herzensempfindungen verſteht, noch wohl beſſer beitragen können, als dadurch, daß Ihr uns einfach Geſellſchaft leiſtet. Wollt Ihr für jene Kutſche ſammt den vermaledeiten, lahmgewordenen Maulthieren, ſo wie ſie da ſind, Euer feuriges, kräftiges Pferd mir abtreten? Uns iſt ein Pferd wahrhaft mehr als ein Königreich, es iſt unſer Leben werth . . . . . Meine Dame fürchtet den Sattel nicht, und ſind wir Beide beritten, ſo können wir unbemerkt fortkommen, ſtatt jetzt gleich dem Großmogul zu reiſen.

Franceſchini war leicht eraltirt. Er ſtieg ſofort vom Pferde und ſchwor, er werde für die Dame nicht allein bis nach Genua, ſondern bis an's Ende der Welt zu Fuß gehen. Die

Digitized by Google

Dame stieg aus und La Touche bemühte sich, den Maler zu überreden, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Mitten in dieser Unterredung stieß La Touche einen furchtbaren Soldatenfluch aus und rief:

— Flieh, Maddalena! Wirf Dich auf diesen Fuchs; wir werden mit diesen Canaillen fertig werden oder dabei umkommen . . .

Maddalena aber floh nicht; sie suchte vielmehr den Geliebten mit ihrem zarten Körper zu decken. Die Verfolger, diesmal die wahren Verfolger, kamen heran, drei Männer auf vortrefflichen Pferden; voran ein bejahrter Herr in fürstlicher Kleidung und mit Brillant-Schnallen am Hute.

— Kamerad! rief La Touche, indeß er sich hinter sein Roß stellte und Maddalena fester in seinen linken Arm schloß; Kamerad, der Franzose hat hier keinen Pardon zu erwarten..... Gereut Dich Dein Wort, so tritt zur Seite . . . Hier wird Nichts geschont . . .

La Touche feuerte trotz des Kreischens der Dame und der vorderste, alte Cavalier sank taumelnd zur Erde.

— Mein Vater! seufzte die Italienerin und schwankte ohnmächtig auf den Gefallenen zu.

— Hunde! rief ein kraftvoller Mann, sein Pistol auf Franceschini abbrennend und dann mit hochgeschwungenem Degen auf ihn, der ihm am nächsten stand, eindringend. Mörder des Prinzen von Carignan, Ihr werdet Eurem Geschicke nicht entgehen.

Franceschini sparte seine Pistolenschüsse, parirte den Hieb und dankte dafür mit einer ächten bologneser Innerquart, die dem Reiter durch Rippen und Rücken fuhr. Während dieses Engagements war La Touche, jetzt zunächst von Kampfeslust hingerissen, vorwärts gesprungen, um den dritten zu entwaffnen. Kühn faßte er den Zügel des Pferdes und rief:

— Florina, Du warst nie mein Freund, ergieb Dich und wir werden sehen, wie unsere Sachen stehen . . .

Florina aber, kaum zwanzig Jahre, ergab sich nicht, antwortete auch nicht, als durch einen Pistolenschuß. La Touche ließ die Arme sinken, stand aber unerschüttert; dann faßte er seinen Feind und warf ihn vom Pferde.

— Ich bin ein verlorner Mann! schrie er mit lauter Stimme. Aber Du, Freund, stirbst wenigstens mit mir.

Der Stiletstoß, welcher den Piemontesen stumm machte, war La Touche's letzte Kraft. Er streckte sich als Sieger über seinen Feind aus, in demselben Augenblicke: Maddalena! murmelnd, als diese selbst sich über ihn warf, als könnte sie durch die Gewalt ihrer Liebe sein fliehendes Leben aufhalten.

In kaum einer Minute hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten, obgleich Amadeus, Prinz von Carignan, nicht gestorben war. Er nahm die Hülfeleistung Franceschini's dankbar an, wies aber seine Tochter Maddalena finster von sich.

— Lebt dieser fränkische Abenteurer? fragte er, nachdem er sich mit Mühe erhoben hatte und mit Franceschini's Hülfe auf die Kutsche zu schwankte, mit matter Stimme.

— Todt! erwiderte der Maler eintönig.

— Die Heiligen seien gepriesen! Das wenigstens ist ein Atom der Rache, die centnerschwer

Digitized by Google

meine Bruſt bedrückt. Und Du? Ungehorſame, maßlos Elende, verblendetes Geſchöpf ohne Gefühl und Ehre, Du? Ich kenne Dich nicht . . . Ich weiß nicht, ob ich in nächſter Minute ſterben werde, aber den ſchwerſten Fluch, den ich Dir auferlege, kann ich auch in dieſer Minute vor Gottes Richterſtuhle verantworten.

Franceschini ließ den Kutſcher bei den Todten zurück, ließ die beiden Dienerinnen zu Fuße gehen und hob die ohnmächtige Maddalena auf den Kutſcherſitz, indeß er ſelbſt eines der Maulthiere beſtieg. So fuhr er langſam bis Mitternacht, wo er, an einer einſamen Herberge anderthalb Stunden von Genua angekommen, den Prinzen von Carignan abladen und auf ein ſorgfältig bereitetes Lager betten konnte.

Der Prinz war edel genug, den Maler als ſeinen treuen Diener zu bezeichnen und ihm den Auftrag zu geben, von der Stadt einen Arzt herbeizuholen. Maddalena, faſt geiſtesabweſend, ward in einem feſten Kämmerlein verſchloſſen.

Kaum aber war Franceschini zehn Minuten unterweges, da hörte er lautes Rufen hinter ſich. Maddalena mit ihrer Lieblingsdienerin und dem afrikaniſchen Knaben eilten trotz des ſchlechten Weges nach und ſtanden jetzt athmenlos neben ſeinem Pferde.

— Um der ewigen Barmherzigkeit willen, ſagte die Prinzeſſin, rettet mich! Rettet mich vor meinem Vater, noch mehr, rettet mich vor mir ſelbſt. Geleitet mich nach Genua, geleitet mich zum Kloſter Unſerer lieben Frau der Hülfe, damit ich ruhig ſterben kann.

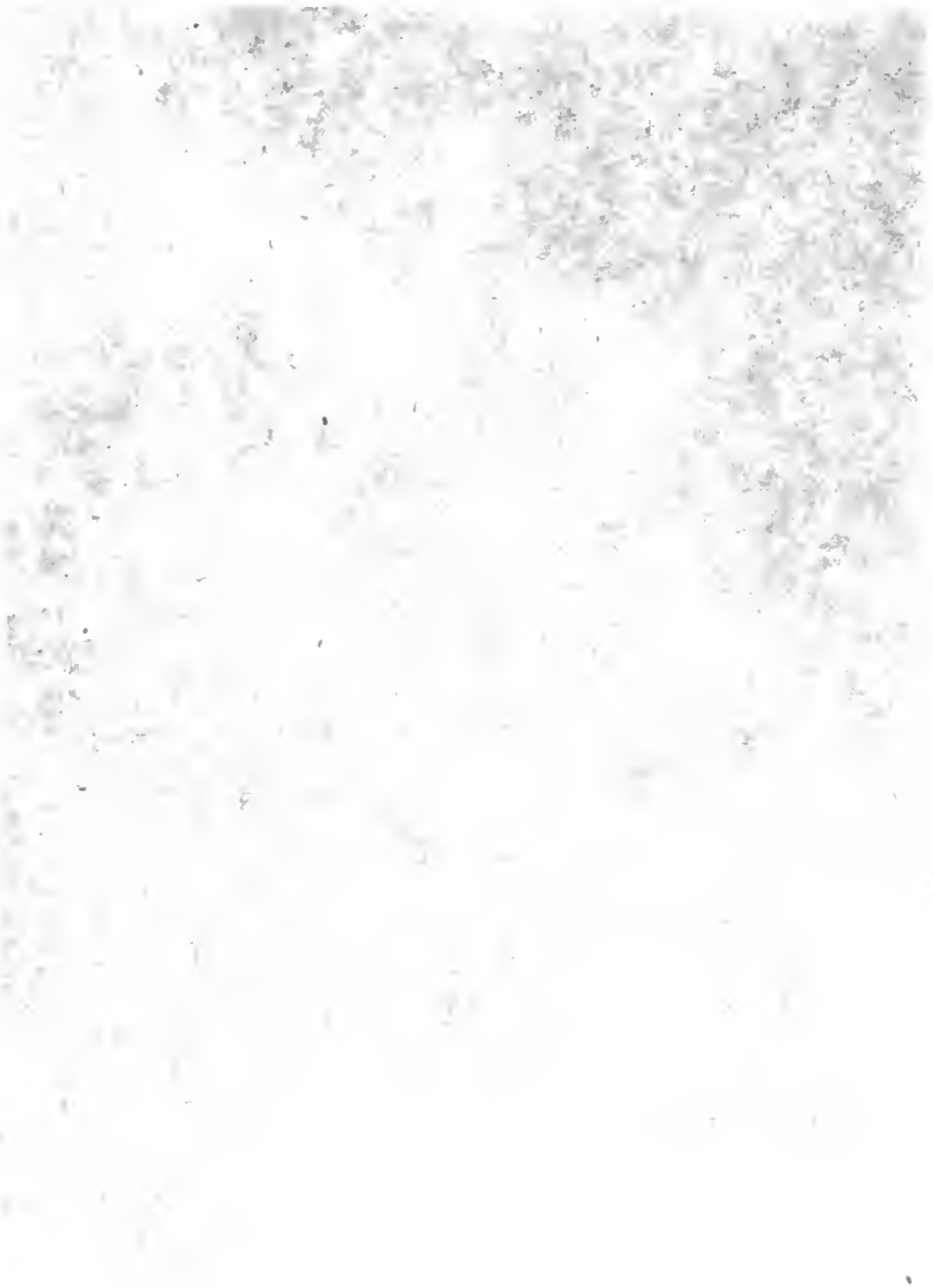
Franceschini gehorchte; er fand einen Arzt auf und brachte ſeine Schützlinge zum Kloſter. Hier erſt konnte er ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen. Jene Piſtolenkugel hatte zwar nur ſehr ſanft gefaßt, dennoch war ſeine Streifwunde an der Bruſt nicht gering. Als die Kloſterfrauen den vornehmen Flüchtling voll Mitleid empfangen hatten, war es ihm dunkel vor den Augen und er ſank in demſelben Augenblicke bewußtlos vor Maddalena auf das Pflaſter des Kloſterhofes, als er von ihr ewigen Abſchied nehmen wollte.

Als der Maler wieder erwachte, fand er ſich auf den harten Lager einer kleinen Nonnenzelle ausgeſtreckt und zwei fromme Schweſtern ſaßen neben ihm. Er beſann ſich raſch, was geſchehen war, und ſein Entſchluß war bald gefaßt. Es däuchte dem Künſtler hier in Genua nicht geheuer ..... Ihn kannte Niemand ..... Niemand noch hatte ihn außer den Nonnen geſehen . . . Es galt ſchleunigſte Entfernung von dieſem gefährlichen Boden.

Bevor er aber ging, wollte er die unglückliche, durch verbotene Liebe unglücklich gewordene Prinzeſſin von Carignan noch einmal ſehen. Seine Bitten bei der Aebtiſſin drangen endlich durch, man öffnete ihm die Zelle der neuen Magdalena. Ohnmächtig werdend befand ſich Maddalena in den Armen ihrer Dienerin, indeß eine Novizin und eine Kloſterſchweſter ſich um ſie bemühten, um ihr Muth einzuſprechen und ſie auf ihr Lager zu bringen. Zu Boden geſchleudert war ihr reicher Schmuck, den der kleine Neger kaum aufzuheben wagte. Maddalena ſelbſt war halb entkleidet und ihre ermattende Hand hielt noch die Geißel, mit welcher ſie die grauſamen Bußzüchtigungen an ſich vollzogen hatte, welchen ihr zarter Körper, ohnehin von Seelenqual verzehrt, in kaum fünf Monaten unterlag . . .

Franceschini ging zur See von Genua ab und kam wieder auf das ſichere Gebiet der Santa Chieſa. Das Bild der Maddalena aber verließ ihn nie mehr, und begeiſtert von jenem

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Angedenken ſchuf er eins ſeiner ausgezeichnetſten Oelgemälde, das die glänzenden Vorzüge Cignani's und Guido Reni's in ſich zu vereinigen ſcheint.

Das Feldlager.

Von Philipp Wouverman.

Es iſt bewundernswerth, mit welcher Leichtigkeit Wouverman ſeine Stoffe zu variiren verſteht, um immer neu zu bleiben. Dies Feldlager, obgleich ein in weiten Kreiſen bekanntes und beliebtes Gemälde, ſteht der Compoſition nach jedoch nicht in der Reihe des Beſten, das Wouverman geliefert.

Leben und Bewegung ſind vortrefflich und charakteriſtiſch, wie immer bei dieſem Meiſter. Eine Gruppe von Soldaten und zwar Reitern iſt vor einer im linken Mittelgrunde ſtehenden Marketenderbude verſammelt. Ein Trompeter bläſt, augenſcheinlich kein Signal, ſondern ein luſtiges Reiterſtücklein für ſeine Kameraden, von denen der eine mit entblößtem Haupte zärtlich ſeinen Weinkrug betrachtet, indeß der andere eine prächtig gezeichnete Schäcke beſteigt. Einen der erſchütternden Contraſte, welche der Krieg herbeiführt, ſtellt Wouverman hier mit ſeinem parteiloſen Pinſel dar, welcher mehr objectiv arbeitete, als vielleicht jetzt ſchon anerkannt iſt.

Ein Krüppel, deſſen Beine wahrſcheinlich von einer Stückkugel fortraſirt ſind, bettelt die im Mittelpukte des Bildes ſtehende Figur eines vornehmen, ſchwer geharniſchten Reiters an. Dieſe Gebrechlichkeit des Armen, welcher kunſtvoll auf zwei kleinen Handböcken mit den Händen zu gehen verſteht und dieſe herrliche, faſt übermüthige Kräftigkeit des Küraſſiers, den der nächſte Augenblick zu dem machen kann, was ſein armer beinloſer Nachbar iſt, laſſen ſchwerlich ungerührt. Ein Soldat links verſucht mit freundſchaftlicher Gewalt das Schenkmädchen zu einem Schleifer zu veranlaſſen, indeß er ſelbſt ſpringt, ſo hoch er kann.

Rechts im Vordergrunde ſitzt eine junge Brodverkäuferin, vielleicht zu dem Krüppel gehörend. Neben ihr eine, ein Kind ſäugende Frau, mit ihrem ſchlafenden Manne.

Im Mittelgrunde zeigt ſich ein von ſeinem Weibe erweckter betrunkener Bauer und ein anderer Bauer, welcher auf ſeinem Eſel Waaren in's Lager bringt. Die Schildwache hält dem Erſchrockenen das Gewehr entgegen, worüber er ſelbſt ſammt ſeinem Eſel aus voller Kehle zu ſchreien anfängt.

Der Hintergrund wird durch das Lager ſelbſt und einen Fluß ausgefüllt, in welchem ſich die Soldaten baden. Hinten iſt die Leinenſtadt, ſo weit das Auge reicht, mit lebhaft bewegten kleinen Figuren verſehen. Das ganze Bild macht, eben ſeiner ernſten Wahrheit und Lebendigkeit wegen, einen faſt tragiſchen Eindruck, denn „nur ein Schritt, nur ein Haar" iſt's, wodurch das ganze Feldlager, dieſe luſtige Stadt des Kriegs, von feindlichen mörderiſchen Kugeln und Schwertern, an deren Wirkung der Krüppel erinnert, geſchieden wird.

Digitized by Google

Die Wildprethändlerin.

Von Gabriel Metzu.

Dies äußerſt delicat gezeichnete und ausgeführte Bild iſt das Seitenſtück zu dem „Wildprethändler" von demſelben Maler. Die Bilder dürften an künſtleriſchem Werthe einander ſo gleich ſein, daß es ſchwer werden würde, zu Gunſten des einen einen Vorzug nachzuweiſen. Doch wollen wir bemerken, daß der Kopf der Wildprethändlerin an ſprechendem, naturgemäßem Ausdrucke denjenigen des Wildprethändlers ſichtlich übertrifft, wogegen aber das Geſicht und das Haupt des letzteren wiederum wirkſamer erſcheint. Die kaufenden Damen auf beiden Gemälden, ächt holländiſche Schönheiten, zeigen ſehr wenig von dem Geiſte, der ſonſt die Figuren des Meiſters belebt. Einen Humor, wie ihn Metzu liebt, finden wir auf dieſem Gemälde in dem einfältigen Diener der Dame, welcher bereits das Waidmeſſer zum Abſtreifen des Haſen zieht, wodurch die Händlerin bewogen wird, das Thier noch nicht zuzuſchlagen, ſondern einen höhern Preis zu verlangen. Dieſe humoriſtiſchen Züge ſind bei dem ſanften Metzu ſo ſchüchtern und wenig in die Augen fallend angebracht, daß ſie eben ſo leicht überſehen, als geſehen werden können. Die Umgebung iſt hier einfacher als auf dem Bilde des „Wildprethändler", übrigens faſt genau ſo arrangirt. Malerei und Ausführung beider Stücke ſind höchſt vortrefflich.

Die Fähre.

Von Nicolaus Berghem.

Jan van Goyen, oder Göeyn, im Haag 1566 geſtorben, war der Lehrer Nicolaus Berghem's. Der Ruf des Goyen war zu einer Zeit ſo hoch geſtiegen, daß man ſeine Werke denen J. van Ruisdael's an die Seite ſtellte, obgleich Goyen in ſeiner Compoſition ſich faſt immer wiederholte und nur in der, in ſeinen Bildern meiſt mehr als in denjenigen von Ruisdael hervortretenden, Staffage mit dem großen Dichter von Landſchaften ſich meſſen könnte.

Nicolaus Berghem erreichte ſeinen Meiſter in der warmen, höchſt naturgetreuen Farbengebung, überflügelte ihn aber durch eine reiche Phantaſie. Seine Landſchaften ſind, obwohl höchſt naturwahr, nichts weniger als der Natur abgeſchrieben, ſondern nach gefälligen und wirkſamen Ideen angeordnet. In ſeiner Landſchaftscompoſition vermeidet Berghem jedoch faſt ſtets die großen Contraſte des Bodens ſowohl als der Beleuchtung, und richtet ſein Streben darauf, durch Zuſammenſtellung des Gleichartigen einen harmoniſchen Eindruck bei dem Beſchauer hervorzubringen. Daher haben Nicolaus Berghem's Gemälde einen Anſtrich von Claſſiſchem, von klarer, kräftiger Ruhe, was namentlich bei den von ihm radirten und geſtochenen Blättern überraſchend hervortritt.

Digitized by Google

Herrlich iſt ſtets ſeine Staffage. Sie zeigt meiſt eine geſchloſſene Scene von großer Lebhaftigkeit der Erfindung und charakteriſtiſcher Wahrheit, eine Handlung, die ſich auf's Genaueſte in ihrer Wirkung dem Eindrucke anſchließt, den die Landſchaft macht, in welcher ſie vorgeht. Oft zeigen die Scenen die vortrefflichſten, humoriſtiſchen Züge. Nicolaus Berghem verſtand es nicht minder, Thiere zu malen, welche er mit den menſchlichen Figuren auf ſeinen Bildern mit großer Kunſt zu gruppiren weiß. Seine Zeichnung iſt correct, die Ausführung genau, die Beleuchtung, namentlich der Partien des Hintergrundes, brillant.

Der Meiſter, 1624 zu Haarlem geboren, ſtarb 1683 in ſeiner Vaterſtadt. Es iſt ſehr oft nach ihm in Kupfer geſtochen und radirt; ſeine eigenen Radirungen, faſt ſämmtlich in feſten Händen, behaupten, wie ſeine zahlreichen Gemälde, einen ungewöhnlichen Werth.

Gerard Dow.

Von ihm ſelbſt gemalt.

(Schreibt.)

Auf dieſem Selbſtportrait hat der Meiſter mehr Phantaſie und einen freieren Wurf der Compoſition entfaltet, als wir, bei allen ſeinen ſonſtigen bekannten Vorzügen, bei ihm zu finden gewohnt ſind. In dieſem Bilde iſt das Bedachte, Gehaltene, welches bei Dow ſowohl, wie bei ſeinen Schülern hervortritt, ſo wenig zu finden, daß man vielmehr die weiche Breite der italieniſchen Schulen in der Anordnung, neben dem zierlichen Pinſel des Holländers in der Ausführung bewundert. Dow iſt uns eine neue Erſcheinung in ſeiner ächt künſtleriſch-phantaſtiſchen Umgebung. Seine Lieblingsverzierung, ein ſchön gewobener Vorhang, erſcheint hier ſo frei und claſſiſch drapirt, wie es auf den bisherigen, hier gegebenen Gemälden kaum annähernd der Fall iſt. Die antike Gladiatorengruppe zeigt unwiderſprechlich, wie tief der Maler auf das Weſen der Antike einzugehen das Talent beſeſſen hat. Eine freie Compoſition, würden dieſe Gladiatoren, in Erz ausgeführt, ſich den ausgezeichnetſten antiken Vorbildern der Römer, denn dieſen gehören ſie dem Style nach an, zur Seite ſtellen können. Auf den Schirm machen wir als auf ein Curioſum aufmerkſam. Die Viola da Gamba war damals noch das hervorragendſte Inſtrument des Orcheſters, als die Leiſtungen Baltazarini's, Viotti's u. ſ. w. die Violine noch nicht zur Königin der Inſtrumente erhoben hatten. Ungeachtet aber damals die Geige als ein zu ſchwer zu behandelndes Inſtrument angeſehen wurde, hat ſich doch der auch in muſikaliſcher Hinſicht kunſtfertige Meiſter von ſeiner geliebten italieniſchen Geige auch auf unſerm Bilde nicht zu trennen vermocht. Neben Dow's Eigenbilde behauptet dasjenige von Adrian Oſtade jedoch, was Leben und Wirkung auf den Beſchauer betrifft, bei Weitem den Rang.

Digitized by Google

Jesus.

Von Carlo Dolce.

Dieser Jesus mit dem Kelche vor sich, wie er, das Brod in der Hand, die Danksagung mit nach obengerichtetem Blicke spricht, ist eins der Hauptbilder Dolce's und steht neben seiner heiligen Cäcilia und der Herodias mit dem Haupt Johannes des Täufers, alle drei in Dresden, und neben der büßenden Magdalena in Florenz, dem Johannes in Berlin und Christus am Oelberge in Paris. Des ungemein zarten und hinreißenden Ausdrucks wegen ist dieser Jesus in seinen zahlreichen Nachbildungen ein Lieblingsstück der religiös gesinnten Herzen geworden, vielleicht noch mehr, als der grandios gehaltene, dornengekrönte Christus des Guido Reni es ist. Der Seelenmalerei der tiefsten, sanftesten Empfindung, wie sie Dolce zu erfassen und darzustellen wußte, begegnen wir hier im hohen Maße. Dennoch wird die Weichheit dieser Figur nicht weichlich, noch weniger ist die dargestellte begeisterte Empfindung sentimental. Dolce's deutsche Nachbildner haben nur zu oft den Fehler begangen, in die höchst anmuthigen, weich gehaltenen Bilder desselben eine Sentimentalität zu legen, die Dolce eben so wenig, als irgend ein anderer älterer Maler kennt. Nur selten ist Dolce's Zartheit wirklich manierirt, nie ist sie bloße Grimasse, wie bei vielen seiner Nachahmer. Dieser lieblich zarte Hauch der Auffassung quillt tief aus dem Herzen des Meisters und sie ist stets geistreich genug, um nicht von dem Weichen in's Weibische zu fallen. Die Ausführung dieses Jesusbildes ist ungewöhnlich sorgfältig; der Ton der Färbung warm und naturgetreuer, als Dolce sonst gewöhnlich denselben zu wählen pflegt.

Carlo Dolce gehört der gediegenen florentinischen Malerschule an. Das herrliche Florenz war seine Vaterstadt, wo er im Jahre 1616 geboren wurde. Er war des lieblichen Vignoli's Schüler, den er jedoch an Anmuth und Adel der Zeichnung bald übertraf. Sein zart besaitetes Gemüth umfaßte bald allein die Heiligenmalerei, und die gläubige Innigkeit, die ihn beseelte, trägt keinen kleinen Theil der rührenden, fesselnden Macht, die uns aus seinen Bildern entgegenweht. Was den großen Wurf der Zeichnung nnd eine gewisse Kühnheit der Composition betrifft, so möchte sein Christus am Oelberge den Preis verdienen. Sonst ist eine schwungreiche Phantasie nicht das Eigenthum des Künstlers, und seine sehr einfachen Entwürfe sind immer empfunden, selten gedacht. Der Meister starb 1686, bis an sein Ende sich selbst und seinem eigenthümlichen Genius getreu, seiner Gefühlsinspiration gehorchend und das auf blendende Größe und Reichhaltigkeit der Composition gerichtete Streben beharrlich von sich weisend. Seiner eigenthümlichen Richtung und Begabung wegen konnte er keinen ausgezeichneten Schüler heranbilden. Die besten Werke Dolce's sind sehr oft durch den Stich von den besten Meistern copirt. Eine Vergleichung mit diesen ältern Strichen dürfte die Vorzüglichkeit, womit unser Künstler den Jesus auffaßte, noch mehr herausstellen.

Digitized by Google

Jagdſcene.

Von Philipp Wouverman.

Da wo Altflandern in einer ſcharf vorgeſchobenen Spitze an Frankreich ſtieß, in einer wenig bebauten, dafür aber deſto maleriſcheren Gegend, aus Waldſtrecken und Haiden mit einzelnen Hügelreihen gebildet, ſtand ein altes Herrenſchloß inmitten einer hügeligen, von dichtem Walde umgebenen Lichtung.

Die Beſitzer dieſes Schloſſes und zugleich des Grundes und Bodens auf viele Meilen weithin waren ſeit unvordenklichen Zeiten die Herren von Boprès. Der Krieg aber hatte die Reihen dieſes Stammes gewaltig gelichtet, und als der letzte Mann deſſelben, Caſtre Teophile de Boprès, im Alter von faſt neunzig Jahren ſtarb, hinterließ er nur eine Erbin, ſeine jüngſte Großtochter, Diana de Boprès, welche genau ſiebzig Jahre jünger war als er.

Diana ſtand in einer ſehr unruhigen, wechſelvollen Zeit als die Herrin weitläufiger Beſitzungen da. Sie fürchtete indeß weder die franzöſiſchen, noch die niederländiſchen Soldatenhaufen, denn ſie beſaß unendlich wenig, was die Raubluſt dieſer Herren zu reizen vermochte, die in Hinſicht auf Erpreſſungen in der Regel keinen Unterſchied zwiſchen Freund oder Feind finden konnten. Château Boprès war mit reſpectablen Mauern verſehen und ein zwar ſehr maleriſcher, aber doch ein Trümmerhaufen. Nur das eigentliche Wohnhaus war beſſer bewahrt, und Diana hatte im Geſchmacke ihrer Zeit dadurch eine bedeutende Verſchönerung bewirkt, daß ſie die ehrlichen altersgrauen Mauern mit profaner Kalktünche anſtreichen ließ. Im Innern war dies auf ſolche Weiſe, wie eine Inſchrift über der Thür beſagte, „renovirte" Herrenhaus mit ſeinen niedrigen ſchmalen Zimmern, mit den vielen halbrunden Erkerſtübchen, ungemein wohnlich und bequem. Die Menſchen jedoch waren in dieſem Schloſſe zu ſpärlich anzutreffen, als daß ein Fremder ſich hier in dieſen öden Hallen und Gemächern, heimiſch hätte finden können.

Diana von Boprès beſaß, wie geſagt, keine Angehörigen und hatte das Misgeſchick, durch ihren verſtorbenen, unſäglich proceßſüchtigen, alten Großvater mit den ſämmtlichen edlen und unedlen reichen Familien der Nachbarſchaft verfeindet zu ſein. Sie blieb alſo einſam und verlaſſen, und nur einige Gläubiger ſtatteten ihr von Zeit zu Zeit Beſuche der unangenehmſten Art ab.

Zuerſt weinte Diana über ihre Einſamkeit und fürchtete ſich auf dem Schloſſe, daß ſie ſchon längſt „das Eulenneſt" getauft hatte. Der Menſch gewöhnt ſich jedoch, mit Ausnahme des Sterbens, endlich an Alles. Auch Diana vergaß es, daß ihre Wohnung von allen Menſchen abgewandt liege, daß dieſelbe ein Aufenthalt für alle möglichen Menſchen, nur nicht für ein ſchönes zwanzigjähriges Edelfräulein ſei; ſie dachte nicht mehr daran, daß das einzige weibliche Weſen, welches ſich außer ihr auf Boprès befand, die getreue Kammerjungfer, Köchin, Gärtnerin und Viehmagd Geneviève, ungeachtet ihrer ſonſtigen Vorzüge, unbeſchreiblich dick, häßlich und dumm war; ja es kam der jungen Dame nur ſehr ſelten in den Sinn, in welcher wahrhaft

ſchutzloſen Lage ſie ſich befand, da ſie nur einen Jägerburſchen und einen halb blödſinnigen Bauer als männliche Beſatzung ihres Schloſſes aufzuweiſen hatte.

Alle dieſe vielen und ſchweren Bedenken kamen ſeit längerer Zeit nicht bei der ſchönen Diana auf; denn eine Leidenſchaft hatte ſich ihrer bemächtigt und regierte in ihrem Herzen mit unbeſtrittenem Scepter. Diana war nicht etwa verliebt. Das wäre ſo ziemlich unmöglich geweſen: denn wenn ſie ſich auch noch ſo genau beſann, ſo erinnerte ſie ſich doch nicht, je einen andern ſchönen, jungen, vornehmen Cavalier geſehen zu haben, als ihren unglücklichen Bruder, der zur Schlacht auszog und gleich in den erſten Minuten ſeiner erſten Schlacht den Tod fand. Ihr Jäger Pierre, mit dem ſonnverbrannten, pockengrubigen Antlitze und der ungeheuren Stülpnaſe, durfte zu wenig Anſprüche auf Schönheit erheben, als daß ihn Diana anders angeſehen hätte, als um auf Unkoſten ſeiner Monſtre-Naſe ihm fortwährend Anzüglichkeiten ſagen zu können.

Diana's Leidenſchaft war — die Jagd. Die Bewohner von Château Boprès hatten in dem Winter, als Theophilus, der Neunzigjährige, ſtarb, zu ihrer größten Beſtürzung einen ganz eigenthümlichen Gläubiger — den Hunger nämlich, bei ſich anklopfen gefühlt. Pierre hatte es übernommen, dieſen Gaſt zu verbannen. Aber ſo fleißig der treue Burſche auch Tag für Tag mit ſeinen Hunden arbeitete, ſo ward es ihm dennoch zu ſchwer, die ſämmtlichen Hungrigen auf dem Schloſſe mit Wildpret zu verſehen. Pierre mußte nothwendig Beiſtand erhalten, und nachdem man hierzu ohne Erfolg einen Bauerburſchen der nächſten Dorfſchaft zu verwenden verſucht hatte, entſchloß die ſchöne Erbin von Boprès ſelbſt ſich dazu, das edle Waidwerk aus lieber Noth zu betreiben.

Pierre ſtöberte einen alten Damenſattel auf und reſtaurirte ihn mit bedeutendem Aufwande von Zeit und Mühe. Er ritt auf dem Schloßhofe das beſte der vorhandenen Pferde, einen ſchönen Dunkelbraunen, für die Herrin zu und brachte für ſie die Leibflinte des verſtorbenen Großvaters in brauchbaren Stand.

So bedacht konnte das Fräulein de Boprès an einem ſchönen Herbſtmorgen mit dem häßlichen Pierre hoffnungsvoll aufbrechen und am Abende mit dem angenehmen Bewußtſein zurückkehren, zwar ihren einen Jagdhund mit einer guten Ladung Schrot angeſchoſſen, durch ihr umſichtiges Verfolgen eines Rehbocks aber auch es dem Pierre möglich gemacht zu haben, denſelben durch einen Blattſchuß zu erlegen. Aber allgemach ward Mademoiſelle de Boprès eine Jägerin, gegen deren Kunſt ſich ſelbſt der brave Pierre nicht zu behaupten vermochte. Sie fürchtete ſich nicht mehr, ihre Flinte abzuſchießen und traf mit einer Sicherheit, die dem alten Jäger nicht ſelten Thränen der Bewunderung auspreßte. Tag für Tag ſah ſie der Wald und das weite, öde, hügelige Revier hoch zu Roß, von ihren Hunden gefolgt, mit eleganter Gewandheit auf der Spur des Wildes, und noch tief in der mondlichten Nacht hörten die Bauern der Dörfer an den Grenzen der Beſitzungen der Donna Diana ihre Schüſſe knallen.

Diana ward ſehr bald in der ganzen Umgegend bekannt als wilde Reiterin und Jägerin. Sie freute ſich, als die alte Geneviève, von ihren mehre Stunden entfernt wohnenden Verwandten zurückkehrend, ihr dieſen Umſtand meldete, gerieth aber in eine ihr bisher noch unbekannte traurige Beſtürzung, als die Dienerin den Namen hinzufügte, unter welchem man Donna Diana verſtehe. Das Fräulein hieß nämlich: die arme oder die zerlumpte Jägerin, und der Pater

Digitized by Google

Guardian eines benachbarten Kloſters, der Diana in ſeinem Leben nie geſehen hatte, hatte dieſer Gottloſen, die nie eine Kirche beſuchte, den Titel: die Reiterin von der erbärmlichen Geſtalt, gegeben.

So hatte Diana noch nie geweint als an dieſem Abende. Jetzt erſt ſah ſie ihre Armuth ein und glaubte zu fühlen, daß ihr bisheriges Leben ſchrecklich, elend, bedauernswerth und ihre jugendliche Luſt an der Natur und dem friſchen Waidwerke ein ganz unzureichender Erſatz für die zarten Vergnügungen ſei, die andern jungen Edeldamen an den Höfen der Fürſten und in den reichen, prächtigen Städten Belgiens bereitet wurden. Diana war gebildet, faſt hätte man ſie, die mit ihrem alten Großvater fertig Latein zu reden verſtanden, gelehrt nennen können. Der verſtorbene Boprès beſaß viele und gute Bücher, und von den jungen männlichen Zweigen der Familie, welche in Paris, in London und am deutſchen Kaiſerhofe ehrenvolle Poſten bekleidet hatten, waren nicht wenige Werke nach dem Stammſchloſſe geſandt, welche die ganze Eleganz und Galanterie der damaligen Zeit athmeten. Diana hatte, ſeit ſie allein war, ſehr wohl in den Stunden ihrer Einſamkeit gelernt, wie es in der Welt draußen eigentlich beſchaffen ſei, und ihre Phantaſie hatte ſich auf ihren abenteuerlichen Streifzügen nicht ſelten mit glänzenden, romantiſchen Plänen beſchäftigt. Noch aber war immer ihre Leidenſchaft für die Jagd ſiegreich geblieben, und ſie hätte ſich um keinen Preis von Boprès fortgewünſcht.

Als Geneviève aber an jenem Abende zurückkehrte, war Dianens erſter und einziger Gedanke, fort von dem alten Schloſſe zu kommen. Aber ſie ſah ein, daß hierbei, wie ſie in ihren Träumen vorausgeſetzt hatte, nicht blos ihr Wille hinreichte. Sie konnte ihren Zuſtand nicht ändern. Sollte ſie Boprès verkaufen? Wer denn wollte ihr einen genügenden Preis bieten in einer Zeit, wo nichts ſeltener als eben Geld war, wo ſelbſt die Soldaten, franzöſiſche, niederländiſche und deutſche, ſowie ſie, vor- oder rückwärts wogend, dieſe Gegenden paſſirten, kein Geld beſaßen, obgleich ſie daſſelbe nahmen, wo und wie ſie es erlangen konnten? Diana konnte Boprès für einen Spottpreis verſchleudern, dann den Preis in irgend einer Stadt verzehren — ſehr wahr. Aber dann der rettungsloſeſten Armuth, die gar keine Wehr mehr gegen das wirkliche Elend beſitzt, anheimfallen — eben ſo wahr. Diana war alſo, was ſie bei dem Gefühle ihres jugendlichen Muthes, bei ihrem unſchuldigen Stolze auf ſich ſelbſt und ihr ehrwürdiges, edles Geſchlecht nie geahnt hatte, die arme Jägerin, die zerlumpte Amazone, wenn auch nicht die Dame von der erbärmlichen Geſtalt.

Daß ſie wenigſtens das Letztere nicht war, ergründete ſie vor einem ungeheuer großen, aber vor Alter bereits ſehr blind gewordenen Spiegel, deſſen urſprüngliche Heimath Paris war. Ihre ſchlanke, junoniſch üppige Geſtalt, ihr reiches, dunkelbraunes Haar, die Züge ihres friſchen Antlitzes und der glänzende Strahl ihres blauen Auges waren über allen Tadel erhaben. Ihre Haltung war ſtolz und frei und zeugte von der Federkräftigkeit ihrer ebenmäßigen Glieder, die in friſcher Luft geſtählt waren. Aber zerlumpt waren die Kleider dieſer fürſtlichen Geſtalt und von Geneviève dabei unterſtützt, weinte Diana über die Stellen ihres alten, grauen Tuchkleides, deren verdächtige Beſchaffenheit das Abſcheulichſte, was es in dieſer Hinſicht giebt, ſauber aufgenähte Flicken nothwendig gemacht hatte. Die Garderoben der Großmutter, der Mutter und der alten Tanten wurden noch an demſelben Abende einer ſtrengen Muſterung unterworfen,

welche es höchſt problematiſch ließ, ob aus den mürben, ſonſt ſo glänzenden Reſten mehr als ein einziges Kleid ſich für Diana herſtellen laſſe.

Einmal durch ein einziges Urtheil der Welt aus ihrer Ruhe geriſſen, konnte ſich das Edelfräulein nicht mehr von dem neuen Gedankengange, welcher ſich ihrer Einbildung bemächtigt hatte, losmachen. Sie wollte gekleidet ſein, wie es ihrem Range gebührte, und Niemand ſollte auf den Einfall kommen können, ihr die Aermlichkeit ihres Anzugs zum Vorwurfe zu machen.

Nach längeren Debatten mit Genèvière, wobei auch Pierre als ſtimmfähiges Mitglied zugezogen werden mußte, ſtellte ſich ein Mittel heraus, um ohne fühlbaren Schaden zu Gelde zu gelangen. Der Nachbar der Boprès war ein Herr von Albala, urſprünglich ein Spanier, welcher ſich hier angekauft hatte. Der alte Herr de Boprès hatte mit dieſem Edelmanne ſeit etwa fünfzehn Jahren einen Proceß geführt, welcher die einzige angenehme Unterhaltung des Großvaters der Donna Diana gebildet hatte. Es handelte ſich um ein, dicht an Albala's Beſitzungen anſtoßendes Hölzchen, in der Umgegend nur das Streithölzchen genannt. Diana wollte das Streithölzchen an den Mann verkaufen, welcher nach dem Beſitze deſſelben ein ſo hartnäckiges, leidenſchaftliches Verlangen bewieſen hatte.

Diana hatte den Herrn d'Albala noch nie geſehen, aber eben weil er ihr fremd war, faßte ſie Muth, ihm gegenüber ihr Vorhaben auszuführen. Mit großem Aufwande von Kunſt fertigten Diana und Genèvière die nächſten Tage einen leidlichen Anzug, und bald konnte Diana die Freude genießen, ſich einigermaßen als Dame gekleidet im Spiegel zu bewundern. Genèvière machte ihrer Herrin eine Friſur, die an Höhe mit der jeder Herzogin wetteifern konnte, und eine Minute ſpäter ſaß Diana hoch zu Roß, den ernſten Pierre hinter ſich, und trabte mit ihm zum Schloßhofe hinaus nach dem Hauſe des Marquis.

Als dieſe immerhin ungewöhnliche Cavalcade auf dem Hofe des Marquis ankam, ward's ſchnell an allen Fenſtern und Thüren lebendig. Zahlreiche Diener kamen vor das Haus und ſahen ſich, ſehr ungewiß, was hier zu thun ſei, an, und zwei kleine, ſehr hübſche Pagen ſtanden und ſtießen und knippen ſich heimlich, indeß ſie auf die Dame und ihren Ruſticus von Diener mit den Fingern zeigten. Pierre hob ſeine Herrin vom Pferde, band die Thiere an und folgte Dianen, ſeine getreueſte Flinte in der Hand behaltend.

Der Marquis ſelbſt trat der Fremden auf dem Flur entgegen. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, deſſen Geſicht, ſtark markirt, die ſpaniſchen Nationalzüge zeigte. Der Marderpelz, welchen er als Hauskleid trug, war ſo prächtig, daß Diana ſich heimlich ſeufzend geſtand, wie wenig ſie hier mit ihrem, für Schloß Boprès allerdings ungewöhnlichen, Anzuge zu prunken vermöge.

Albala war die gewandte Höflichkeit ſelbſt. Diana machte ihm den Vorſchlag, er möge das Streithölzchen kaufen, und er ging mit Bereitwilligkeit darauf ein, obgleich er geſtand, an dem Hölzchen liege ihm weniger, als an ſeinem Rechte darauf. Noch in derſelben Stunde empfing die Herrin von Boprès einen bedeutenden Preis in guten Goldſtücken ausbezahlt und empfing die Einladung, den Tag wenigſtens bei Albala hinzubringen. Der Marquis war unverheirathet und ſo galant, als es ein Cavalier der damaligen Zeit immer ſein konnte. Herr d'Albala ſchien ungemeines Gefallen an ſeinem Gaſte zu finden, und er drückte dies auf die zarteſte Weiſe von der Welt aus. Diana war entzückt, denn ſo verbindlich hatte ſich noch Niemand je mit ihr

Digitized by Google

Digitized by Google

A Portrait Ein Bildniß

Digitized by Google

unterhalten, und ſie verſchwieg dies nicht. Der Marquis nahm ihren Arm und zeigte ihr ſeine reiche Bibliothek und eine vortreffliche Gemäldeſammlung, meiſt aus Bildern von ſpaniſchen Malern beſtehend. Diana ſtaunte; denn obgleich Schloß Boprès nicht wenige Herren im Stahlkragen und Harniſch, mit unendlichen Pluderwämmſern und ſchweren Flambergen und Damen mit ellenbreiten Knippfraiſen und thurmhohen Lockengebäuden im Bilde aufweiſen konnte, ſo hatte das junge Mädchen dennoch nie eine Ahnung von drm Zauber gehabt, den ein in Farbengluth prangendes Meiſtergemälde auszuüben vermag. Völlig hingeriſſen aber ward Diana, als d'Albala ihr ſein Gewächshaus öffnete nnd ihr eine tropiſche Natur mit aller ihrer geheimnißvollen Pracht in den damals noch ſehr ſeltenen Pflanzen und Blumen erſchloß. Blumen waren Dasſenige, was Diana über Alles liebte; ihr Entzücken war daher unbeſchreiblich, als d'Albala von den ſchimmernſten Blüthen einen Stranß pflückte und ihr denſelben überreichte.

— Wie glücklich ſind Sie, Herr Marquis! rief Diana aus.

— Glücklich! erwiderte der Spanier, betroffen von dieſer Aeußerung. Glauben Sie in der That, Donna Diana, daß Jemand in einem einſamen Leben, wie es das meinige iſt, Glück finden kann?

— Herr Marquis, erwiderte Diana zögernd, auch ich bin auf Boprès ſehr einſam, und wahrlich noch um Vieles mehr als Sie. Ich habe ſehr oft faſt entbehrt, und doch, denke ich, bin ich nicht unglücklich geweſen.

Albala lächelte fein.

— Wie alt ſind Sie, wenn Sie entſchuldigen? fragte er ſanft.

— Ich werde zwanzig Jahr . . .

— Sehen Sie? Als wenn man ſich mit zwanzig Jahren ennuyiren und abgrämen könnte. Aber werden Sie doppelt ſo alt auf Boprès, ſo werden Sie, reizendes Fräulein, ſicherlich verſtehen und zugeben, was ich ſagte.

— Vierzig Jahre! flüſterte Diana für ſich. Das iſt ja gräßlich.

In dieſem Augenblicke ahnte ſie, was ihr denn eigentlich zu einem menſchlichen Lebensglücke fehle; ſie fühlte, daß ſie ein Weib war, das Liebe geben und empfangen ſollte, und mit faſt abergläubigem Schrecken bebte ſie vor der Perſpective zurück, einſt auch das zu werden, was ihre verſtorbenen Tanten waren: alte, abgehärmte, lebensſatte Jungfern.

Albala geleitete die Edeldame eine gute Strecke Weges bis zu einer romantiſchen Stelle der Landſchaft auf Diana's Gebiete. Hier war leichtes Buſchwerk; der Wald, zu welchem ein romantiſcher Hohlweg führte, war nahe, und über die Wipfel der Patriarchen der Eichen und Buchen erhoben ſich ſtolz einige ſteil anlaufende Hügel, die erſten Vorpoſten einer ſanft ſich hinziehenden Bergkette.

Diana deutete auf eine Quelle dicht am Wege, deren Waſſer klar wie Diamant blitzte und auf einen Sitz unter einem knorrigen Eibenbaume und ſagte:

— Marquis, da ſehen Sie meinen Lieblingsplatz, den ich ſicher jeden Tag einmal beſuche, Geſtehen Sie, daß eine heiterere und reizendere Gegend zu denken unmöchlich iſt.

Albala blickte die Dame und dann die Landſchaft träumeriſch an. Er war ſeit längerer Weile ſehr ſchweigſam geworden. Jetzt antwortete er gepreßt:

— Ihr Lieblingsplatz? Er möchte ſich an dem wüſteſten Orte der Welt befinden, ſo

würde ich ihn doch entzückend nennen. Ich weiß, daß Sie, will mir doch das Glück wohl, mich hier zuweilen sehen werden, denn es ist gewiß, dies hier wird von nun an das unabänderliche Ziel meines täglichen Spazierrittes werden.

Der Ton, in welchem Albala dies sagte, war so eigenthümlich, daß Diana den Spanier fragend anblickte. Er aber drückte seine hohe, mit Federn gezierte Pelzmütze in die Augen, setzte seinem Rosse die Sporen ein und flog pfeilschnell von dannen.

Von diesem Tage an hatte d'Albala keine Ruhe mehr auf seinem Schlosse. Er ritt täglich nach Diana's Ruheplatze, und hatte die unaussprechliche Freude, seiner schönen Nachbarin mehr als ein Mal zu begegnen. Es ward Regel, daß der Marquis allemal mit ihr verabredete, wann die nächste Zusammenkunft sein werde, und diese war noch nie über zwei Tage hinausgeschoben worden. Albala war glücklich, denn mit einer Gluth, die er nie in seinem Herzen zu tragen geglaubt hatte, flammte in ihm eine täglich mächtiger und unwiderstehlicher werdende Liebe auf. Diana war in gewissem Sinne noch glücklicher als Albala, denn sie empfand nicht die Qualen des Zweifels und der Furcht vor einem drohenden Misgeschicke, wie sie die Brust d'Albala's bewegten, sondern überließ sich mit der ganzen Hingebung der Jugend der Freude, glänzende Kleider zu tragen und ein herrliches Roß zu tummeln, daß sie von d'Albala zum Geschenk empfangen hatte, und dem reinen und ihr so ganz neuen Genusse, welchen ihr der Umgang mit einem höchst gebildeten Manne gewährte, dessen einziges Streben war, Diana zu gefallen.

Mit einem Male jedoch erwachte Diana aus dem angenehmen Traume, der sie umfangen hatte, und Bestürzung und Rathlosigkeit bemächtigten sich ihrer. Sie empfing diese Zeilen von Albala's Hand:

„Geliebte Diana!

Am ersten Tage, als ich Sie erblickte, nannten Sie mich glücklich, obgleich ich in jener unvergeßlichen Stunde mehr als je die niederdrückende Gewißheit hatte, daß mein Leben traurig, öde und freudenleer sei. Meine Ahnung hat sich verwirklicht, daß Sie, Diana, es sein würden, welche mir meine unerträgliche Lage doppelt fühlbar machen würden. Viel habe ich in dieser kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft gelitten, so viel, daß ich unfähig bin, mein bisheriges Schweigen zu bewahren. Offen gestehe ich Ihnen das, was so oft sich in leisen Hindeutungen über meine Lippen drängte, ohne daß Sie es je versucht hätten, meine Worte in meinem Sinne zu deuten. Ich liebe Sie, Diana, und urtheilen Sie von der Stärke meiner Empfindungen daraus, daß ich den Muth habe, dieselben auszusprechen. Ich bin mehr als noch einmal so alt als Sie, und mit Ihrer reizenden Schönheit verglichen, bin ich nur noch eine unfreundliche Ruine. Aber ich weiß auch, daß sicherlich Niemand mehr Sie und die leiseste Bewegung versteht, welche durch Ihr Inneres zittert, als ich, daß Niemand so völlig sein ganzes Wesen Ihnen hingeben kann, als Derjenige, den man kalt und unbeugsam nennt. Ich weiß, daß ich, wie vielleicht der Schönste und Würdigste, reich genug an Geist und Herz bin, um ihnen das ungetrübte Glück des Lebens bereiten zu können. Ja, wenn Sie wollen! Können Sie sich entschließen, Ihrem bisherigen, väterlichen Freunde näher anzugehören? Können Sie meine Gattin werden? Sie sollen das Wort, das Sie an mich bindet, nie, nie bereuen ... Ich hoffe, und doch bemächtigt sich meiner eine unsäg-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

liche geheime Angſt . . . In drei Stunden habe ich Antwort; Sie ſehen mich bald auf ewig zu Ihren Füßen, oder ich ſcheide von dieſem Fleck Erde auf immer.

Juan d'Albala y Storda."

Der feſtlich geſchmückte Page ſtand vor Diana, und ſein helles Seidenkleid, ſeine ſchöne breite Schärpe contraſtirte ſeltſam mit dem düſtern alten Zimmer, wo ihn Diana empfing. Faſt befangen blickte das Kind an die Wände mit den Ledertapeten und den alten Bildern. Es ſchien für ſeinen Herrn nichts Gutes zu ahnen.

— Nein! ſagte Diana feſt und laut, aus ihrem Sinnen erwachend.

Diana vermochte kaum ſich zu faſſen. Sie hatte etwa eine Empfindung, als ſei ſie unbewußt an einen tiefen Abgrund getreten, deſſen erſtarrende Nähe ſie erſt jetzt endeckte. Bei dem lebhaften Mädchen hatte ſich der bisherige Freund im Nu in ein abſchreckendes Weſen verwandelt.

— Was ſoll ich meinem Herrn, dem Marquis, antworten, gnädige Dame? fragte der Page ſehr ſchüchtern.

— Antworte ihm, rief Diana mit funkelndem Blicke, daß Derjenige, welcher Freundſchaft zu erbärmlich eigennützigen Zwecken misbrauchen kann, der tiefſten Verachtung würdig iſt.

Der Page verbeugte ſich tief und ging. Marquis d'Albala begegnete ihm faſt dicht vor Schloß Boprès.

— Ihre Antwort? keuchte er.

Kaum konnte der Page durch Drohungen gezwungen werden, ſeinem Herrn die volle, vernichtende Antwort der Herrin von Boprès zu überbringen. D'Albala ſagte gar nichts; aber ein Zorn bemeiſterte ſich ſeiner, eben ſo glühend als nachhaltig. Seine ſüdliche Natur machte ſich geltend und er gelobte im Herzen der Angebeteten volle Rache. Aber noch immer flammte ſeine Liebe mächtig empor und verwarf verzweifelnd alle Anſchläge, welche die Rache zur tiefen Demüthigung Dianens beſchloſſen hatte.

Der Marquis entſchloß ſich kurz. Ich will mich rächen; aber die Liebe ſelbſt ſoll meine Rache ſein! flüſterte d'Albala ſich zu und machte die umſichtigſten Anſtalten zur Ausführung eines eben ſo ſchlauen, als unverantwortlichen Planes.

Der Edelmann verbarg ſich längere Zeit, und in der ganzen Gegend ging das Gerücht, er ſei nach Spanien abgereiſt. Diana athmete erleichtert auf, aber ſchon nach einigen Tagen ward ihr von Albala eine Ueberraſchung bereitet, wie ſie dieſelbe nie geahnt haben mochte. Es war früh Morgens um drei Uhr, als unten im Schloſſe Boprès die Jagdhunde anſchlugen, ſo daß Diana aus tiefem Schlummer erwachte.

Fünf oder ſechs vorſichtig verlarvte Männer traten gleich darauf in ihr Schlafzimmer und führten, ohne Klagen oder Widerreden gelten zu laſſen, die kaum halb angekleidete Dame mit Gewalt zu einer im Schloßhofe ſtehenden, inwendig feſt verwahrten Kutſche. Diana hörte Geneviève ſchreien, den Pierre im Stalle fluchen, er ſei geknebelt, und die Jagdhunde wüthend bellen.

Soviel Diana bemerken konnte, verfolgten die bewaffneten Räuber den Weg nach dem Schloſſe des Marquis. Die Gefangene gerieth faſt außer ſich vor bittern Zorn, als ſie jetzt,

Digitized by Google

nachdem die erſte Betäubung vorüber war, über den möglichen Urheber dieſes Bubenſtücks nachdachte. Das Fenſterchen hinten in der Kutſche hatte man zu verwahren vergeſſen. Sie blickte hinaus und glaubte hinter ihrem Fuhrwerke den Marquis unter ſeiner dichten Verhüllung zu erkennen, wie er ſteif und unbeweglich im Sattel ſitzend, als Arrièregarde dem Zuge nachzukommen ſuchte. Diana zerbrach das Fenſter und rief mit durchdringender Stimme:

— Herr von Albala! Herr von Albala! Ich habe Sie erkannt! Verſuchen Sie nicht, dieſen Gaunerſtreich weiter zu treiben.

Der muthmaßliche Marquis rührte ſich nicht bei dem Anrufe; aber ein beſonderes Leben zeigte er, als zwei Reiter, welche bisher der Kutſche vorangetrabt hatten, im Galopp zurückritten und ihm mit den Geberden des Schreckens etwas meldeten.

Diana lauſchte athmenlos, und es gelang ihr, ihre Thränen ſo weit zu unterdrücken, daß ſie durch eine Ritze der Fenſterblende an der Seite des Wagens gewahren konnte, was draußen vorging.

Der Weg kreuzte ſich hier. Auf dem einen Seitenwege ſprengten im kurzen Galopp vier Reiter daher. Der erſte derſelben war ein junger, ſchöner Cavalier, auf einem ſchäumenden Schweißfuchſe. Den Hut weit aus der Stirn geſetzt, ſo daß ſeine langen Seitenlocken frei flogen, ſang dieſer Reiter ein ſpaniſches Lied, das, uralt und hundert Mal umgeformt, noch heute ſeine Macht über die Herzen der Spanier nicht verloren hat. Es hieß etwa:

Serenos, alegres,
Valientes, osados
Cantemos, soldados
El himno á la lid!

De nuestros acentos
El orbe se admire,
Y en nosotros mire,
Los hijos del Cid!

Vor den Verlarvten machte der junge Soldat Halt. Er betrachtete dieſe ſonderbar ausſehende Escorte der dicht verwahrten Kutſche mit unverhehltem Erſtaunen. Dann zog er ſeinen langen Stoßdegen von Toledo und kam mit ſeinen drei Gefährten dicht heran.

— Mui Señor mio! rief er denjenigen an, den Diana für den Marquis d'Albala angeſehen hatte, indeß er ſich dann der franzöſiſchen Sprache bediente. Mein Herr! Erlauben Sie mir die Frage, weswegen der Carneval hier zu Lande ſo ungewöhnlich zeitig einfällt?

— Wer ſind Sie?

— Enriquez Sancho d'Albala! rief der junge Mann, ein Name, der ſich ſicherlich in dieſer Gegend nicht ohne Ruhm hören laſſen darf, denn mein Oheim trägt denſelben. Was aber habt Ihr in Eurer Kutſche, Señores, die Ihr mir verzweifelt verdächtigt auszuſehen die Ehre habt . . .

Der Angeredete antwortete nicht. Diana fing jetzt aus allen Kräften zu ſchreien an und der junge Cavalier kam dicht an die Kutſche.

Digitized by Google

— Oeffnet dies Fuhrwerk, Banditen! rief er. Und als die Begleiter der Kutſche auf ihn mit gezogenem Degen eindrangen, faßte er ſein Reiterpiſtol und feuerte.

— Dasmal war's nur Dein Roß; die zweite Kugel erhältſt Du ſelbſt, Amigo! rief der Spanier.

— Folgt mir! rief der Reiter, welcher hinter der Kutſche geweſen war, nach dieſem blutigen Vorſpiele des Ernſtes. Und er ritt im Galopp davon, von ſeinen Helfern begleitet.

Enriquez d'Albala befreite die Gefangene, und jetzt erſt, nachdem er ihr Misgeſchick erfahren hatte, bereute er es, ſelbſt dem Kutſcher die Flucht nicht verwehrt zu haben. Einer ſeiner Diener nahm die Zügel, während der Spanier die Erlaubniß erhielt, ſich in das Fuhrwerk neben Diana zu ſetzen.

Anderthalb Stunden ſpäter, als ſie ausgefahren war, kam Diana auf Boprès wieder an. Sie hatte auf dieſer kurzen Tour nichts weiter verloren, als ihr Herz. Das Mädchen war untröſtlich, als Enriquez Abſchied nahm, um ſich zu ſeinem Oheim zu begeben. Diana wagte es nicht, ihm zu entdecken, wen ſie als den Anſtifter dieſes unerhörten Raubes insgeheim anklagte. Enriquez ſchied mit dem Verſprechen, bald wiederzukehren.

An demſelben Tage jedoch empfing Diana ein Billet von der Hand des Marquis von Albala, in welchem er ſchrieb:

— Geliebte Diana, die ich bald Tochter nennen werde!

Vergeſſen Sie und ſchweigen Sie; aber kommen Sie nach Ihrem Lieblingsplatze und ich werde ſuchen, Sie für die erlittene Unbill reichlich zu entſchädigen. Enriquez iſt mein Vertrauter; er weiß, was geſchah. Er wird mit mir kommen. Glauben Sie, daß ein Spanier, der ſich einen Augenblick von ſeiner Leidenſchaft hinreißen laſſen kann, ebenfalls edel genug denkt, um der Beleidigten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. D'Albala.

Diana ſchwankte. Aber der Kriegsrath auf Boprés, von Geneviève und Pierre gebildet, entſchied. Diana ſchmückte ſich, ſo ſchön ſie es vermochte, und ſetzte ſich zu Pferde. An ihrem Lieblingsplatze traf ſie, als ſie von Geneviève und Pierre geleitet ankam, den Marquis d'Albala mit einigem Gefolge. Bevor Diana noch angekommen war, mußte d'Albala's Page ſchon den Verſöhnungstrunk einſchenken. Diana, eine neue Hinterliſt fürchtend, bat ſich Waſſer, aber keinen Wein aus, und Geneviève bückte ſich, um einen dargereichten Krug mit dem kriſtallenen Naß der geliebten Quelle anzufüllen. Pierre, das Gewehr ſchußgerecht quer über den Sattelknopf gelegt, war auf dieſſeit der Quelle, um mit ſeiner Kugel ſeine Herrin vor jedem unerwarteten Angriffe zu ſchützen. Es war der Marquis ſelbſt, welcher graziös die Dame umſchlang und ſie nach der Quelle führte, indeß er auf einen im Gebüſche aufgeſtellten Satyr wies und ſagte:

— Die beſte Statue meines Gartens ſtehe hier als Zeichen meiner unſinnigen Anmaßung, um mich täglich an die Reue zu erinnern.

In dieſem Augenblicke hallten im Hohlwege Hufſchläge. Freudig erſchreckt blickte ſich Diana um. Enriquez d'Albala hielt dicht vor ihr und ſprang vom Pferde. Der Marquis ergriff ſeines Neffen Hand und zog die widerſtrebende Diana heran.

— Ein d'Albala ſollte Sie beſitzen! rief der Alte; durch einen ſonderbaren Irrthum glaubte eben ich dieſer d'Albala zu ſein. Hier aber iſt der Rechte... Haben Sie noch Einwendungen, Diana, wenn ich Ihnen in Ihrem Retter den Erben meiner ganzen Habe zuführe?

Digitized by Google

Diana ſchüttelte ſanft das Haupt. Die Jagdhörner erklangen, und wie durch Zauber liefen im Wald verſteckt geweſene Diener herbei, um Tafeln aufzuſtellen und mit Speiſen und Wein zu belaſten, indeß die Edelleute der Umgegend herbeitraten, um ihren Glückwunſch zu der Verlobung des herrlichen Paares darzubringen.

Ländliches Feſt.

Von Antoine Watteau.

Die italieniſche Oper war zu Ende und von der Porte de Saint Martin in Paris bewegten ſich ganze Züge von Sänften durch die benachbarten Straßen. Aus den dunklen Pforten des kleinen Gebäudes, das mehr einem großen Thespiskarren, als dem eleganten Palaſte des jetzigen Theâtre des Italiens ähnlich war, ſchlüpften die letzten Nachzügler hervor, einzelne Gruppen von meiſt jungen, eleganten Modeherren, die ſich auf dem kleinen Platze vor dem Theater aufſtellten und ſich über die wichtige Angelegenheit beriethen, wie die Nacht hinzubringen ſei. Dann kamen, tief in ihre dunklen Mäntel gehüllt, flüſternde Damen und Herren mit Papierrollen in den Händen. Sie hatten des Lebens wechſelvolles und buntes Spiel hinter ſich, und ihre Lage bot mehr als eine Aehnlichkeit mit derjenigen der Schatten in der Unterwelt, denen der Tod nach dem letzten Acte den Vorhang zugezogen hatte — es waren die Schauſpieler und Schauſpielerinnen.

Man erkannte leicht den dicken Alleſſandro Farini, den liebenswürdigen Herrn, welcher mit ſeiner weichen Flötenſtimme bis an's hohe „E" hinaufſäuſeln konnte. Farini war in Conſtantinopel geweſen und hatte nicht allein vor dem Großherrn, ſondern auch vor den Sultaninnen und Odalisken des Serails geſungen. Die ſchönſten Hände des Orients hatten den Sänger mit Kaffee und Scherbet bedient, und kein männliches Geſchöpf des Erdballs, außer dem Sultan ſelbſt, konnte ſich rühmen wie Farini, daß die Favoritin des Allmächtigen ihm die lange Waſſerpfeife angebrannt habe. Farini hatte, als immerwährende Erinnerung an dieſe conſtantinopolitaniſchen Triumphe, ein Coſtüm beibehalten, welches faſt durchaus orientaliſch war. Es fehlte höchſtens der Turban, den er durch ein damals beliebtes, breites Baret erſetzte.

Unverkennbar war auch die Schönſte der italieniſchen Künſtlerinnen, welche ruhig neben Farini ging und ſeine Schmeicheleien, ſüß wie Maccaroni und Marzipan, mit eigenſinnigem Schweigen anhörte. Es war dies Signora Maria Chiarini. Ihr Fuß war weltberühmt, man nannte ihn „den unſichtbaren". Ein bekannter Witzbold, der, wo zwei oder drei Bühnenkünſtler oder Künſtlerinnen verſammelt waren, ſich regelmäßig mitten unter ihnen befand, der ſogenannte Abbé Saint Foix, nannte die kleinen Füße der Chiarini nur „die abweſenden", und behauptete in Anweſenheit der Signora Maria ſo maliciös: ſie ſei wie ein Paradiesvogel ganz fußlos, daß

Digitized by Google

Digitized by Google

ihm die erbitterte Dame eine Ohrfeige gab. Diese Ohrfeige betrachteten die Schauspieler als eine neue Art von Ritterschlag, und nannten seit dem Augenblicke, als Maria's Hand „leicht wie der Westwind", aber kräftig gleich derjenigen des Vulcans, die Wange Saint Foix' berührte, diesen nur dem Chevalier de Saint Foix. Der eitle Bonmotsfabrikant und Spötter schien dem Himmel zu danken, auf eine so angenehme Art in den Adelstand erhoben zu sein, und unterzeichnete sich von da an nur mit Hinzufügung seiner neuen Würde. Signora Chiarini konnte ihn durchaus nicht leiden, obgleich er nie müde ward, in Gedichten, die zuweilen nicht schlecht waren, ihre herrliche Taille, die Grazie ihrer Bewegungen und die ausdrucksvolle Schönheit ihrer edlen Gesichtszüge zu preisen. Auch heute Abend lief Saint Foix neben der Sängerin und bot ihr vielleicht zum hundertsten Male den Arm, den sie durch eine stolze Bewegung des Kopfes ausschlug.

Saint Foix war klein, hager, mit struppigen, emporgesträubten, schwarzen Haaren und einem scharf markirten Gesichte, das sich durch buschige Augenbrauen, funkelnde kleine Augen und eine große Nase auszeichnete. Außerdem war er in den Schultern schief und bildete sich unendlich viel auf seine dünnen Beine und großen Füße ein, worüber er unbarmherzig spottete, wenn ihm sonst nichts Besseres für seine Laune in den Wurf kam.

Saint Foix war verheirathet nnd besaß eine ausgezeichnet schöne Frau, von der er feierlich behauptete, sie sei rasend in ihn verliebt. Er trieb, wenn sie gegenwärtig war, fortwährend Possen, weil sie, wie er sagte, sich nie besser amüsire, und hatte Madame de Saint Foix ihr Kind bei sich, so machte es der schwarze Kobold so arg mit seinen Sprüngen und Gesichterschneiden, daß nur sehr genaue Bekannte diesen entzückten Bajazzo um sich duldeten. Es war sehr merkwürdig, daß Madame Saint Foix alles Ernstes in diese scurrile Figur verliebt schien. Sie erschien nie anders öffentlich, als mit ihrem Gemahl, und das war sehr selten. Noch seltener sah man sie ohne ihr Kind, ein Mädchen von etwa fünf Jahren, welches von der Mutter die Schönheit, von dem Vater die unausstehlichste Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit geerbt hatte. Der Ruf der jungen Frau war so ausgezeichnet, wie man ihn damals selten fand. Es schien, genauer betrachtet, jedoch nichts als incarnirter Stolz, daß Madame de Saint Foix unerbittlich alle Huldigungen zurückwies, die ihr von gewiß liebenswürdigen Männern zu Füßen gelegt wurden, und man prophezeite daher ihren Fall, sobald sich ihr ein Anbeter nahe, ausgezeichnet genug, um diesem Stolze schmeicheln zu können. Saint Foix jedoch hatte mit kaltem Blute seine Frau an den Hof gebracht und sie mit allem Verführerischen umgeben, so sicher war er ihrer.

Signora Chiarini bewahrte nicht minder eigensinnig ihren Ruf als unbezwingliche Schöne, und um so mehr, als man, aller ihrer Strenge gegen ihre Anbeter ungeachtet, behauptete, sie wisse dennoch mehr von Liebe, als in den an sie gerichteten Liebesbriefen zu lesen sei. Diese Tugendheldenschaft machte die Madame de Saint Foix und die Signora Chiarini zu Freundinnen, was jedoch durchaus nicht hinderte, daß Beide aufeinander wegen ihrer Schönheit maßlos eifersüchtig waren. Noch mehr, Jede suchte die Andere auf alle Weise in eine Liebesintrigue zu verwickeln, um den Ruhm der Unbesiegten nicht mehr mit ihr theilen zu müssen. Die Chiarini schickte die besten ihrer Anbeter zu Madame de Saint Foix, um dort ihr Glück zu versuchen, und diese machte es in Bezug auf ihre Nebenbuhlerin genau eben so. Doch ging Madame de Saint Foix bei dieser Gelegenheit aufrichtiger und consequenter zu Werke als die Italienerin; denn während diese sich nicht überwinden konnte, den schönsten der Cavaliere, welche ihr den Hof mach-

Digitized by Google

ten, den Marquis de la Boulaye, der Madame de Saint Foix zu überweisen, opferte diese letztere den ausgezeichnetsten und graziösesten ihrer Adonisse, den täglich berühmter werdenden Maler Antoine Watteau, ohne einen Seufzer auf und beschwor ihn, der Chiarini zu huldigen, indeß sie hinzufügte: sie wolle schwören, daß die Künstlerin in ihn sich auf's Unbeschreiblichste verliebt habe.

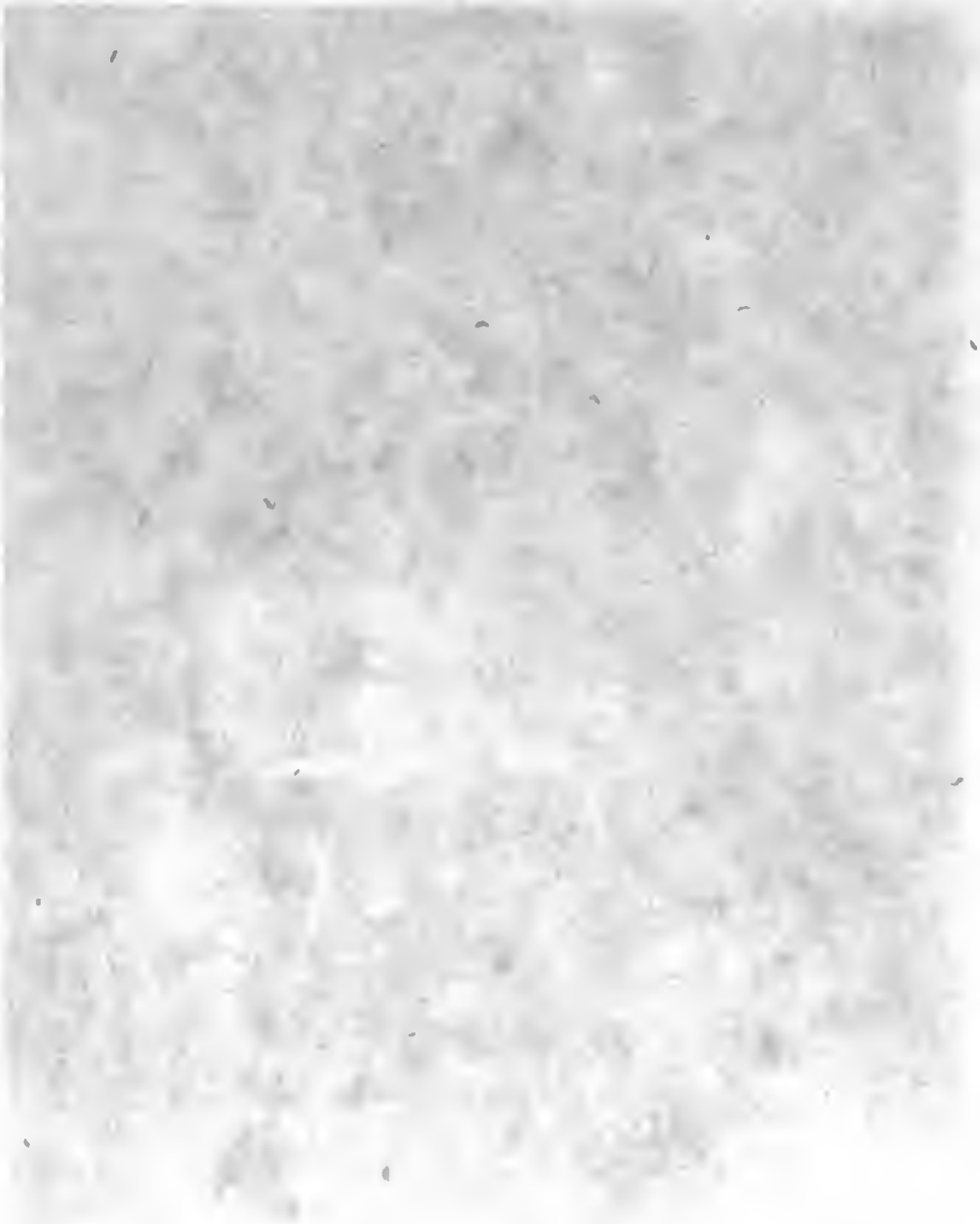
Diese Menschen, welche wir soeben zeichneten, fanden sich vor dem italienischen Theater des Königs zusammen: Saint Foix und Farini, die Chiarini und ihre schöne Nebenbuhlerin, wie gewöhnlich ihr Kind neben sich. Man schien zuerst beabsichtigt zu haben, sich blos etwas umständlich gute Nacht zu wünschen; die Unterhaltung aber dehnte sich bereits über eine halbe Stunde lang aus, und Saint Foix war schon zum zwanzigsten Male auf die „unvergleichliche" Idee gekommen, noch einige Freunde aufzugreifen, um bei irgend Jemand, welcher seine Zimmer dazu herzugeben gesonnen sei, eine Nacht Attika's zu feiern, unter der Bedingung jedoch, daß das attische Salz die Gestalt von unverfälschtem Falernerwein annehme. Während dieser Debatten trat eine andere Dame zu der ziemlich bunten Gruppe.

Diese war prätenziöser gekleidet als Signora Chiarini oder Madame Saint Foix. Zwei Fackelträger gingen ihr zur Seite, und die Sänfte, welche sie soeben verließ, blitzte von ungeheurem, vergoldetem Schnitzwerk.

Saint Foix beeilte sich, der Frau „Marquise" seine Huldigungen darzubringen, indeß Farini sich stolz von ihr abwandte, vermuthlich, weil sie dafür bekannt war, daß ihr nichts gleichgültiger war, als Huldigungen, wie sie der arme Sopransänger in seiner Gewalt hatte.

Es war damals, im Jahre 1708, die Zeit, wo man keine zehn Schritte in Paris machen konnte, ohne über einen Marquis oder Grafen zu stolpern. Der Marquisen und der Gräfinnen waren natürlich nicht wenigere vorhanden, und unter den männlichen wie den weiblichen mit Adelstiteln Geschmückten befand sich nur ein zu großer Theil von Menschen, deren ganze hochadelige Ahnenschaft etwa in einem Federhute und einem Degen, oder in einer ungeheuerlichen Hoffrisur, in Schuhen mit rothen Absätzen und einem Elfenbeinfächer bestand. Sie waren kaum auf eine so anständige Weise zu Adeligen gemacht, als der verwachsene Saint Foix.

In dieser Classe rangirte man die Marquise la Bresson, welche, gleich einer den Wolken entsteigenden Juno, die beiden Tugendheldinnen begrüßte. Es ging eine unverbürgte Sage, zufolge welcher Madame la Bresson an einem schönen Morgen mit einem bescheidenen Bündel unter dem schönen Arme zu Fuß in Paris eingerückt sein sollte. Dieser sagenhafte Bündel hatte ein altes grünes Seidenkleid, zwei alte Atlasschuhe, einen kleinen Spiegel, Pomade und Puder, einen Fächer, eine Schachtel mit Schönpflästerchen und ein Paar lange seidene Handschuhe mit vergoldeten Quasten enthalten. Hiermit bewaffnet, hatte sie dem Markte oder der Foire de la Porte de Saint Martin beigewohnt und glücklich die Bekanntschaft eines alten Herrn von Bresson gemacht, den sie bald so vollständig bezauberte, daß der Bonhomme sie in aller Form Rechtens heirathete, aller Wahrscheinlichkeit nach zu großem Schaden seines irdischen Lebens, das er, gequält und geängstigt, etwa fünf Monate nach seiner letzten glorreichen Dummheit verließ. Madame erbte zwar bedeutende Schulden, konnte aber als freie Marquise auftreten, und nahm ihre Maßregeln so diplomatisch, daß sie durch die Freigebigkeit ihrer Anbeter noch nie um eine Sänfte und um einige Bedienten, noch weniger um elegante Kleidung und Schmuck verlegen



Digitized by Google

gewesen war. Diese Dame hatte Saint Foix die Jahrmarkts-Marquise getauft, und dieser Name war von ihr nicht wieder wegzuwischen.

Madame la Bresson fing, gleich einem Rattenfänger, alle Liebhaber weg, welche sich um Signora Chiarini sowohl, als um Madame Saint Foix bemühten, um sie bald darauf mit der naivsten Ungenirtheit gegen die neuen Ankömmlinge zu vertauschen, welche sich in den Schönheitsnetzen der Tugendhaften gefangen hatten. Signora Chiarini hatte Alles angewandt, um den Marquis de la Boulaye vor ihr zu bewahren. Dennoch hatte ihn die Jahrmarkts-Marquise erobert.

Saint Foix behauptete steif und fest, Madame la Bresson habe etwas Hyänenartiges, indeß sie die Todten verzehre, welche die Tugendheldinnen hinopferten. Die Marquise war gewiß, in der Nähe derselben immer Jemand zu erwischen, der seiner Rolle als seufzender Seladon bei der einen oder der andern der marmornen Schönen gründlich überdrüssig geworden war und Bedürfniß verspürte, sich dadurch, daß er Madame la Bresson anbetete, zu gleicher Zeit von seinen Liebesklagen zu erholen und sich an den Kaltsinnigen zu rächen.

Heute Nacht erbot sich Madame la Bresson mit der ihr eigenen Gefälligkeit, ihre Säle zu öffnen, um die Gesellschaft, welche sich immer mehr überzeugte, daß sie sich nun heute nicht trennen könne, aufzunehmen.

— Aber nothwendig müssen Sie, lieber Saint Foix, für Cavaliere sorgen! rief die Marquise. Ich werde noch einige Damen zu finden wissen und dann werden wir, gelingt mein Plan nur einigermaßen, uns morgen Abend um diese Zeit acht Stunden von Paris befinden, um... rathen Sie... was zu thun?

— Es ist doch dort nicht etwa Jahrmarkt? bemerkte Saint Foix mit großer Ruhe.

Der Castrat lachte sehr boshaft.

— Jahrmarkt? Pfui doch! Niemand denkt daran. Wir werden nach Les sept Fontaines reisen, dem reizendsten Dorfe in ganz Frankreich, parole d'honneur.

— Sept Fontaines? sagte die Chiarini, plötzlich sehr aufmerksam werdend. Das Dorf und das Schloß darin gehört ja dem Marquis la Boulaye, denke ich?

— Sehr richtig! erwiderte die Marquise mit einer Art Triumph. Da Sie dieses aber wissen, wird es Ihnen nicht schwer werden, Mademoiselle, das Uebrige des Geheimnisses zu errathen.

— Wirklich, nein, ich begreife Sie durchaus nicht, Frau Marquise! stammelte die Italienerin.

— Ich desto besser! sprach Madame Saint Foix. Der Marquis la Boulaye beabsichtigt ohne Zweifel seiner Angebeteten seine Güter, sein Schloß zu zeigen...

— Welches er gesonnen ist, nicht mit ihr zu theilen! schloß Saint Foix. Ich kenne diesen Theodor; er ist in gewissen Punkten ein höchst unzuverlässiger Taugenichts. Ich warne Sie also, Madame la Marquise.

— Und Sie, bester Herr de Saint Foix, erwiderte die Marquise, sind in gewissen Punkten ein höchst boshafter Mensch, was ich Ihnen ebenfalls zur Warnung sage. Der Marquis wird mich, wie ich Ihnen hierdurch eröffne, morgen mit so vielem Eclat als möglich nach Sept Fontaines entführen...

Digitized by Google

— Was? riefen die Zuhörer wie auf's Signal.

— Ja, entführen, sage ich, um sich mit mir sobald als möglich, ich hoffe morgen Abend, zu verheirathen ...

— Unmöglich! rief die Signora Chiarini, indeß die Madame Saint Foix, sich ungeheuer ärgernd, stillschwieg.

— Nein, erlauben Sie! sagte Saint Foix, im höchsten Grade bei der Aussicht auf einen öffentlichen Scandal entzückt; erlauben Sie, auf das Entführen zurückzukommen. Wer wird entführt werden?

— Pardieu! das ist denn doch eine ungewöhnliche Beschränktheit. Ich! Ich!

— Aber, Madame, es fehlen ja die allernothwendigsten Voraussetzungen, damit der Begriff einer Entführung nur halb herauskommt. Wem denn, entschuldigen Sie, will man Sie entführen? Ihren Kammerzofen, oder Ihren Bedienten, oder der Männerwelt von ganz Paris, oder blos einfach Ihrem Zimmer ...

— Bah! Der Marquis entführt mich, um mich wider den Willen seiner Aeltern in der ländlichen Abgeschiedenheit seines Schlosses zu heirathen ...

— Immer besser, Madame la Bresson! Sie also entführen den Marquis ... Ah, ah ... Ich dachte mir's, und so allerdings gewinnt das Ding an Wahrscheinlichkeit und bon sens bedeutend. Aber gleichviel, geht die Reise nach Sept Fontaines, wofür ich zum voraus das wohlwollendste Vorurtheil habe, so betrachten Sie mich als den Ihrigen, Madame. Ich bevorworte jedoch ausdrücklich, daß Sie während dieses Feldzuges alle erſinnliche Mühe für Proviant anwenden werden.

Oh, keine Sorge! Aber werden wir wirklich heute Nacht vor dem Theâtre des Italiens residiren? Allons, wir werden einen Lohnkutscher aufsuchen und uns nach meinem Hôtel in Saint Germain begeben ...

— Sehr wohl, Frau Marquise! sagte die Chiarini. In diesem Falle erbitte ich für mich Ihre Sänfte bis zum Quartier latin; denn ich bin gesonnen, heute Nacht in meiner Wohnung zu schlafen.

— Gern, gern, Signora, obwohl mir Ihr Entschluß leid thut. Höchst wahrscheinlich werden wir heute Nacht ausgesuchte Herrengesellschaft haben ... Der Graf Arnaud ... der Maler Antoine Watteau ... Pierre Mabonne vom Theatre français und seine Schwester Therese ...

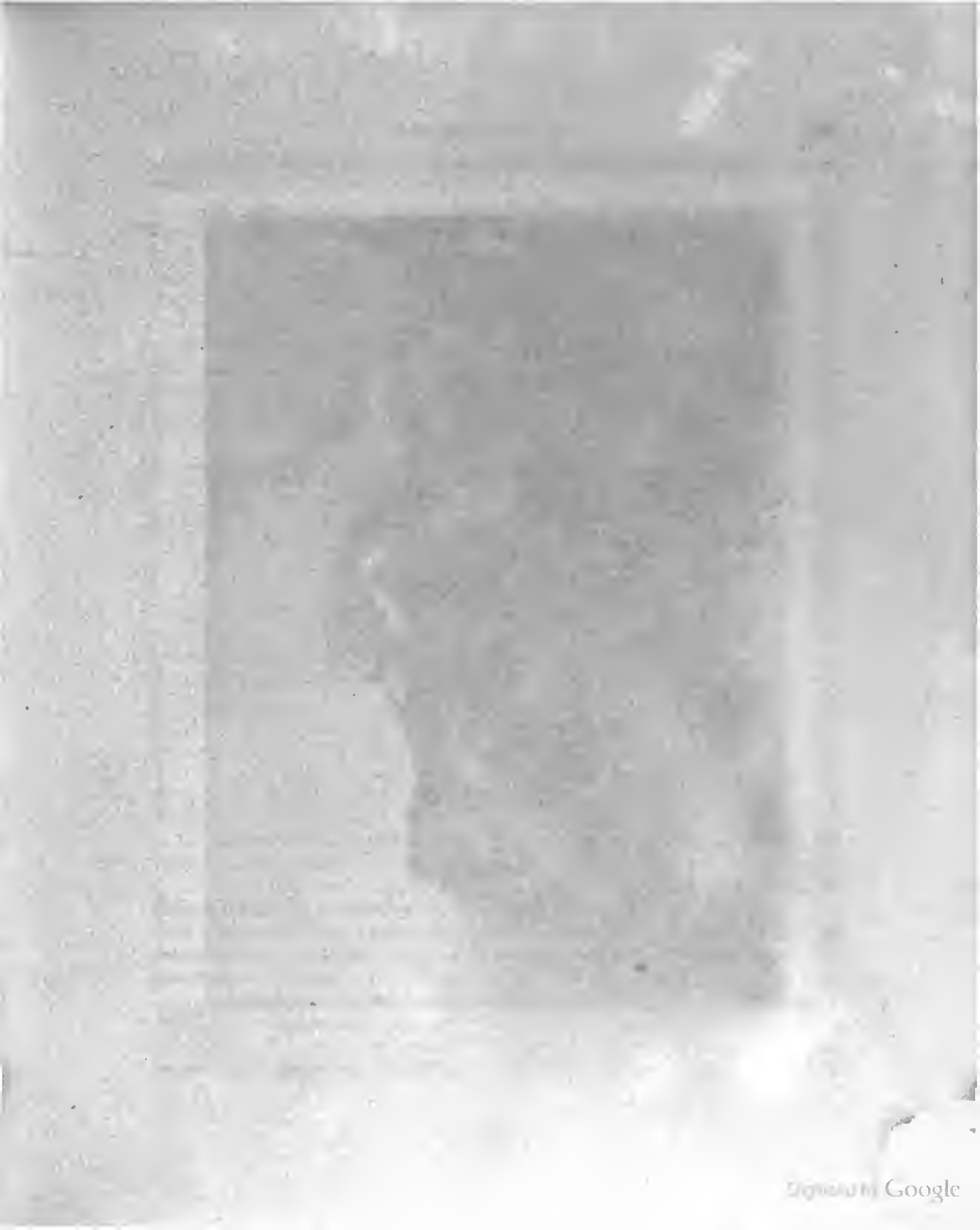
— Aber diese letztere bitte ich jedenfalls von der Liste der Cavaliere in Abzug zu bringen! bemerkte Saint Foix.

— Sie doch mit Ihren ewigen Bemerkungen! Kein Wort kann man reden, ohne daß Sie nicht Veranlassung nehmen, boshafte Correcturen anzubringen .... Und dann mein Bräutigam Theodor Boulaye ... Doch, entschuldigen Sie, Madamoiselle; ich vergaß, daß Sie gewiß am wenigsten dadurch bewogen werden, uns zu begleiten, wenn sie die Aussicht haben, von einem Kreise glänzender Schmetterlinge sich umschwärmen lassen zu können.

— Männlicher Schmetterlinge! berichtigte Saint Foix abermals.

Die Chiarini besann sich nur einige Secunden. La Boulaye würde in den Sälen der Marquise erscheinen, und sie konnte es nicht über sich gewinnen, den Ungetreuen noch ein Mal vor

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

dem ungeheuren Salto mortale in den Armen der Marquiſe de la Foix zu ſehen und zu ſprechen.

Sie verbeugte ſich daher, als die La Breſſon ihr den Arm bot und häkelte ſich an ihre Nebenbuhlerin ſelbſtverleugnend an. Die übrige Geſellſchaft folgte: Saint Foix, ſchon im voraus gaſtronomiſche Wonnen empfindend, Farini für ſich menſchenfeindlich oder vielmehr weiberfeindlich murmelnd, aber dennoch allmälig bei dem Gedanken an den zukünftigen Falerner guter Laune werdend.

Der Platz vor dem italieniſchen Theater war leer geworden. Jetzt erſt trat ein ſchlanker und junger Mann aus dem Schatten eines Mauervorſprungs, ſeufzte tief auf und ſchaute den Verſchwundenen ſehnſüchtig nach. Zuerſt folgte er ihnen mit raſchem Tritte, dann ſtand er unſchlüſſig ſtill, lief eben ſo eilig rückwärts, um abermals mit verdoppelter Schnelligkeit ſeinen erſten Weg zu machen, doch nur um ſich bald zum zweiten Male umzuwenden und in ein, von heftigen Geſten begleitetes, halblautes Selbſtgeſpräch ſich zu vertiefen.

Lautes Gelächter unterbrach ihn in ſeiner poetiſchen Beſchäftigung, und langſam trat ein anderer in einen Mantel gehüllter Mann an ihn heran.

— Iſt Maître Antoine Watteau wirklich geſonnen, hier unter freiem Himmel den „Arlequin Miſanthrope" nachträglich aufzuführen, damit die Nachtwächter eine Idee von theatraliſcher Kunſt bekommen? fragte der Angekommene.

— Ah, Du biſt's, Boulaye! ſagte Watteau zerſtreut. Ich verſichere Dich indeß, daß ich heute Nacht zu nichts weniger aufgelegt bin, als dazu, Deine ewigen Schraubereien anzuhören.

— Vortrefflich, Antoine! Ganz wie ein Miſanthrop geantwortet. Ich bin jedoch, mit Deiner menſchenfeindlichen Erlaubniß, der Meinung, daß Schraubereien, wie Du es nennſt, im höchſten Grade Dein Geſchmack ſind... Würde ich ſonſt wohl verſuchen, meinen Buſenfreund damit zu unterhalten? Denke doch gefälligſt an dieſen ſchiefen Saint Foix! Ich habe mit wahrer Verwunderung geſehen, wie Du Dich von dieſem boshaften, naſchhaften, gefräßigen Pavian ganze Stunden lang auf die groteskeſte Manier, die es geben kann, ſchrauben nicht nur, ſondern aufziehen ließeſt... Wie? — Aber Du wirſt mir einwenden: dann war auch Madame Saint Foix gegenwärtig, welche die Güte hatte, mich wie mit einem undurchdringlichen Schilde gegen die Stöße und Hiebe des Chevaliers de Saint Foix zu verpanzern. Auch gut! Ich werde, da ich es unmöglich unterlaſſen kann, mich über einen Miſanthropen luſtig zu machen, Madame de Saint Foix holen, damit Du an meinen Witzen über Dich nicht etwa Gelegenheit nimmſt, auch gegen mich, den letzten Deiner Freunde, der trotz Deiner Unausſtehlichkeit bei Dir ausharrte, im Ernſte wüthend zu werden.

Sobald Theodor de Boulaye den Namen der Madame de Saint Foix genannt hatte, ging mit dem Maler eine raſche Veränderung vor. Er hatte bisher die Arme gekreuzt, den Kopf tief herabgeſenkt und ſtand, von Theodor abgewandt, in der vollkommenſten Attitude eines Tirannen oder Böſewichts der Bühnenwelt unbeweglich da. Jetzt warf er den Mantel zurück, ſchob den Federhut aus der Stirn, ergriff den Marquis ſanft am Arm, zog ihn dicht an ſich und flüſterte mit zärtlichem Tone:

— Ich ſah ſie heute Abend! Hier ſtand ſie, hier!

— Und wo ſtandeſt denn Du? fragte Theodor.

Digitized by Google

— Dort, hinter jenem Pfeiler...

— Ich dachte mir's. Weiter nur...

— Ich hörte jedes ihrer Worte, ja ich glaube jeden ihrer Athemzüge, und dennoch, während ich von Leidenſchaft verzehrt wurde, fand ich nicht ſo viel Muth, um hervorzutreten und mich ihrer Geſellſchaft anzuſchließen.

— Glaub's gern! Antoine! Warum gehſt Du ohne mich, wenn Du der Dame Deines Herzens Deine Aufwartung machen willſt?

— Ich habe gebetet — lache nicht — gebetet, daß ein gütiger Engel Dich des Weges führen möge. Vergebens! Da biſt Du zwar, aber nur um meinen Schmerz durch Deine Sarkasmen um ſo bitterer zu machen.

— Alberne Redensarten! brummte de Boulaye. Wohin denn hat Saint Foix Deine Göttin entführt...

— Zu der La Breſſon. Sie müſſen Dir begegnet ſein.

— Ich dächte nicht, Watteau.

— Dieſer buckelige Affe hatte ſich ſo feſt an ſie angeklammert, daß es faſt unmöglich ſchien, mit ihr zu ſprechen.

— Was? Er hielt ihr vielleicht die Ohren zu?

— Ach! ſeufzte Watteau über ſeinen unverbeſſerlichen Freund.

— Aber was wollen dieſe Saint Foix's bei der Breſſon? fragte de la Boulaye. Du haſt doch gehört, was ſie ſprachen. War Niemand weiter in der Geſellſchaft?

— Doch ja! Der fette Farini und die Signora Chiarini. Die Breſſon ſprach davon, daß der Comte d'Arnaud und weißt Du, Pierre Mabonne und Du und ich ſelbſt heute Nacht in ihren Sälen erſcheinen würden.

— Höre, Antoine! rief Theodor, wäre ich nicht überzeugt, daß Du keineswegs die Abſicht haſt, mich durch Deine fortwährenden Schwachſinnigkeiten aufzubringen, ſo würde ich Dich hier auf der Stelle erwürgen.... Signora Chiarini..... Fort doch, fort, damit wir ſobald wie möglich bei dieſer Marquiſe vom Jahrmarkt ankommen. Das Erſte zuletzt und das Letzte zuerſt! ſo heißt's bei Dir. Ich begreife nicht, wie Du nur im Stande ſein kannſt, ein einziges, nur halb vernünftiges Bild zu malen, Du Nebenbuhler „des Raphael". Aber jetzt ſehe ich's, Du biſt keineswegs zu bedauern, wenn Du im Puncte der Liebe die unbarmherzigſte Lection empfängſt, die noch je einem ſo haſenherzigen Liebhaber, wie Du es biſt, zu Theil wurde.... Ich frage Dich, gehſt Du mit mir oder nicht..... Eigentlich verdienſt Du, daß ich Dich hier ſtehen laſſe, um nach Belieben heute Nacht Deine früheren intereſſanten Monologe fortzuſetzen...

Watteau fing an ſich zu entſchuldigen, indeß er den Freund in der Furcht, er möge ihm entwiſchen, ſehr feſt am Arme hielt. Beide machten ſich jetzt auf den Weg und ſuchten mit aller Geſchwindigkeit, welche ſie auftreiben konnten, das Hôtel der Jahrmarkts-Marquiſe zu erreichen. Unterwegs verſuchte es der Maler, den Marquis zu bewegen, daß er ihm über die zukünftige Entführung der La Breſſon einigen Aufſchluß geben möge.

— Du wirſt es ſehen, welches Stück eigentlich geſpielt wird! erwiderte Theodor. Auch Du wirſt mit nach Sept Fontaines fahren.

— Ja! Vorausgeſetzt aber, daß Madame de Saint Foix ebenfalls von der Partie iſt.

Digitized by Google

— Saint Foix ſchlägt meine Einladung nicht aus, ſagte Theodor, und daß daher auch Deine tugendhafte Göttin nicht fehlen wird, brauche ich nicht erſt beſonders zu verſichern.

Watteau drückte ſeinem Freunde die Hand und Beide gingen nicht, ſondern trabten dem Faubourg de Saint Germain zu.

In den Sälen der La Breſſon war eine glänzende Geſellſchaft verſammelt. Hatten hier auch viele Herren und Damen, deren Ruf nicht der beſte war, Zutritt, ſo war doch ſo viel gewiß, daß hier Niemand anweſend war, der ſich nicht durch Geiſt, Talent oder Schönheit und geſellige Vorzüge ausgezeichnet hätte. Meiſt gehörten die Gäſte den „freien Schichten" der Geſellſchaft an: es waren Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Dichter, Gelehrte, Maler, Bildhauer und vornehme Abenteurer beider Geſchlechter, doch aber auch hörte man hier Namen vom reinſten Klange und vom höchſten Adel Frankreichs.

Als die beiden neuen Gäſte eintraten, erhob ſich die Herrin des Hauſes und flog auf Theodor de la Boulaye zu, welcher ſich mit ſeinem ſüßeſten Lächeln verbeugte und die etwas zu fleiſchige Hand derjenigen küßte, welche ihn Paris und allen ſeinen geheimen Anbeterinnen zu entführen im Begriffe ſtand. Eine dieſer Anbeterinnen ſchien ſich bis jetzt noch nicht in den Sieg der Marquiſe de la Foire gefunden zu haben. Das war Signora Maria Chiarini. Und gleich als hätten die Blicke derſelben eine magiſche Anziehungskraft, ſo wandte ſich das Auge Theodors de la Boulaye ſelbſt dann noch nach ihrem blühenden edlen Antlitze, als ſeine Lippen ſich auf die ausgepolſterte Rückenfläche der Hand der La Breſſon hefteten. Watteau lächelte. Der Sittenmaler hatte einen ſeiner charakteriſtiſchen Züge der Natur abgelauſcht, welche er mit ſo großer Virtuoſität und Feinheit in ſeinen Gemälden wiederzugeben verſtand.

Er ſelbſt, Watteau, wagte es dagegen nicht, ſeine Geliebte, die Madame de Saint Foix, nur anzublicken, und unbeſchreiblich war ſeine Verwirrung, als ſein boshafter Freund, der Pavian, wie ihn die Freunde früher nannten, als Saint Foix ſelbſt herbeieilte, den Maler eilig und dienſtfertig an beide Arme faßte und ihn ſo gleich einem unglücklichen Kriegsgefangenen zu ſeiner reizenden Frau ſchleppte.

Die Madame de Saint Foix empfing den jungen Maler liebevoller als ſie es je gethan hatte. Watteau verdiente gewiß die Aufmerkſamkeit ſelbſt der ſchönſten Frau im hohen Grade. Er war jung, ſchön gewachſen, mit glänzend ſchwarzem, kurzgeſchornen Haare und geiſtreichen Mienen. Sein Blick, ſchüchtern und verſchämt, gleich demjenigen eines jungen Mädchens, war faſt unwiderſtehlich, wenn er ihn bittend erhob. Und dieſer junge Menſch war ein Berühmter, dem ſelbſt die ausgezeichnetſten, eigenſinnigſten Kunſtkenner die glänzendſte Laufbahn und einen Ruhm prophezeihten, wie ihn bisher in Frankreich kaum ein Lebrun genoſſen hatte. Es war geradezu unmöglich, daß eine Dame dieſen ſo genialen, beſcheidenen, ſchönen und — um den Reiz voll zu machen — ſchwermüthigen Maler mit kalter Grauſamkeit behandelte. Madame de Saint Foix hatte dies bisher allerdings gethan, und nichts hatte vielleicht der Glorie ihrer Tugend mehr geſchadet, als eben dieſer Umſtand; denn an ihm ließ ſich faſt unwiderleglich beweiſen, daß die reizende Frau ſich mit Gewalt zwinge, ihre Empfindungen zu unterdrücken aus der bizarren Urſache, weil ſie den Ruf ihrer Unempfindlichkeit nicht einbüßen wollte.

Saint Foix war die Unverſchämtheit ſelbſt, kam aber heut Nacht ſehr außer Faſſung, als ſeine Gemahlin den Maler mit einem ſchwärmeriſchen Blicke ihrer blauen Augen empfing, ihm

die Hand reichte und ihm zuflüſterte: er möge ein Tabouret nehmen und ſich zu ihren Füßen niederſetzen.

— Es iſt endlich Zeit, Antoine, ſagte die Saint Foix, daß ich Ihnen ein Geheimniß offenbare, was ich Ihnen aus Eigennutz nur zu lange verbarg.

Watteau verſtummte; ſeine Aufregung machte ihm eine Antwort unmöglich. Saint Foix aber krähte:

— Du, Eliſe, Geheimniſſe, von denen ich nichts weiß? Großer Gott! jetzt ſehe ich's ein, welches mein Schickſal ſein wird — ich werde eben ſo gut in einen Rehbock, wo nicht gar in einen Hirſch verwandelt werden, als dieſe Andern, die wahnſinnig genug waren, in Paris ſich zu verheirathen.

Madame de Saint Foix blickte den Buckeligen mit großer Misachtung an.

— Dein Bewußtſein ſagt Dir, was Du verdienſt! erwiderte ſie. Das iſt traurig genug.

— Ich habe gar kein Bewußtſein mehr, entgegnete Saint Foix, ſeit ich weiß, daß Du anfängſt, zu intriguiren. Ich will wiſſen, was Ihr hier abzureden im Begriffe ſteht.

— Sehr gut, Monſieur! erwiderte die Frau. Dann wandte ſie ſich an Antoine Watteau und fuhr kaltblütig fort: Sprechen wir engliſch, mein verehrter Freund, und überlaſſen wir es meinem Gemahle, hier in dieſer Geſellſchaft für ſich einen Dolmetſcher aufzuſuchen.

Saint Foix wüthete, hatte aber ſo viele Contenance erlangt, daß er ſich entfernen konnte, genau ſo, wie es die andern Ehemänner zu machen pflegten, die er immer ſo ſehr beſpöttelt hatte.

— Antoine! flüſterte die Dame dem Maler zu. Ich will Sie mit einem Male für lange Monate des Schmerzes und der Trauer entſchädigen, und Sie für die Standhaftigkeit belohnen, womit Sie mir ſo lange im Stillen treu blieben.

— Ach, Madame, ich errathe es; jetzt erſt wollen Sie mir den letzten Troſt rauben und mein Herz brechen ... ſtammelte Watteau, dem die tiefe, melancholiſche Bewegung der ſchönen Frau nicht entgangen war.

— Hören Sie mich an! ſprach dieſe Letztere. Ich bin für Sie verloren; denn ich werde ſammt meinem Kinde in ein Kloſter gehen, um mich von einem ekelhaften, qualvollen Verhältniſſe mit einem Schlage zu befreien. Ich hatte mein Gelübde dem Himmel bereits geſchworen, bevor ich Sie zuerſt erblickte. Empfangen Sie das Geſtändniß, daß Sie und nur Sie es waren, wodurch ich verhindert wurde, dies Gelübde zu erfüllen. Aber meine Verblendung, als könnte ich in der Welt Ruhe und Glück finden, nachdem ich einmal an dieſen abſcheulichen Poſſenreißer durch die Noth gekettet wurde, iſt vorüber. Ich will keine Seligkeit durch ein Verbrechen erkaufen ... Wir werden uns bald nicht mehr ſehen und dieſe Trennung wird eine ewige ſein .... Vorher aber empfangen Sie von mir den Wink, auf welchem Wege Sie ſich über meinen Verluſt tröſten und Ihr Glück erbauen ſollen ... Maria Chiarini liebt Sie, Antoine ... Ich hab's heute Abend aus ihrem eigenen Munde gehört. Die La Breſſon moquirte ſich darüber, daß Theodor de la Boulaye der Chiarini entriſſen ſei, da bekannte das edle Mädchen offen, daß Sie ihr Alles wären, daß ihr Herz aber für la Boulaye nie geſchlagen habe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ah, Madame, wenn das auch Wahrheit wäre, seufzte der Maler, indeß er ihre kleinen Hände preßte, was hülfe es mir, da ich für Niemanden als für Sie Liebe hege und hegen werde?

— Scherzen Sie nicht, Antoine! Ich bin eine alte Frau mit einem Kinde von fünf Jahren...

— Madame, die Venus ist auch Mutter...

— Ah, Watteau, Sie werden empfindsam und dann sind Sie unausstehlich! sagte Madame de Saint Foix übellaunig.

Sie besaß nämlich die den Damen aller Zeiten anklebende Schwäche, sich durch das Anzetteln von Liebesintriguen zwischen Andern dafür zu entschädigen, daß sie selbst als Hauptperson an dergleichen Unterhaltungen keinen Antheil nehmen durfte.

— Sehen Sie, da kommt die Italienerin! fuhr die Frau besänftigter fort. Ist sie nicht reizend, göttlich? Und dies Mädchen liebt Sie.... Sehen Sie, wie kalt Theodor de la Boulaye von ihr empfangen und zu der Bresson zurückgewiesen wird, die gleich einem Haifische ihre Beute in Empfang nimmt? Bemerken Sie diesen verwirrten Blick, welchen Signora Maria auf Sie richtet... Da ist sie... Sie wissen genug...

Der Maler erhob sich und machte eine sehr steife Verbeugung. Madame de Saint Foix flüsterte der Sängerin einige Worte in's Ohr... Die Chiarini stutzte; dann aber ward sie sehr aufgeräumt.

— Bon! lispelte sie, Watteau die Hand reichend. Ich nehme mein Wort nicht wieder zurück... Herr Watteau, ich bringe Ihnen meine Huldigung dar... Bemerken Sie aber wohl, daß ich nicht besiegt wurde, sondern freiwillig als Siegerin vor Ihnen stehe.

— Ach, meine Dame! murmelte Watteau, der sich in diese neue Situation durchaus nicht finden zu können schien.

— Sie scheinen sehr unglücklich! sprach die Chiarini mit einem ziemlich verachtenden Seitenblicke auf den Fassungslosen.

— Ach ja! stammelte dieser, kaum wissend, was er sagte.

— Tropf! flüsterte die Italienerin, die schönen Lippen aufwerfend. Geben Sie mir Ihren Arm, mein Herr, und gehen Sie mit mir durch die Säle und vergessen Sie nicht, mich Ihren Freunden und namentlich dieser Jahrmarkts-Marquise als Ihre Verlobte vorzustellen.

— Ja, ja!

Watteau gehorchte und machte in der Gesellschaft die Runde. Die Chiarini triumphirte und der Maler sah bei diesem unerwarteten Ereignisse aus wie ein Leichendiener. Die La Bresson schien sich aufrichtig über diese Neuigkeit zu freuen; Theodor de la Boulaye aber, der neben ihrem Stuhle stand, ward bleich wie ein Gespenst.

— Andere Menschen können sich auch verloben, wenn Sie erlauben! murmelte die Chiarini.

— Dem Teufel habe ich erlaubt, sich zu verloben, aber nicht Ihnen, Madmoiselle! sagte der sehr leidenschaftliche Marquis. Signora Maria, wollen Sie jetzt noch in diesem Augenblicke ein einziges Wort hören?

— Ich weiß nicht, was Sie wollen können, erwiderte die Sängerin. Vermuthlich aber

wollten Sie die ſchöne Braut an Ihrer Seite und nicht mich anreden..... Kommen Sie, Antoine; es iſt längſt zwei Uhr Morgens... Beſorgen Sie mir eine Sänfte...

Der Maler ſchied mit der neuen Geliebten, die ihn unterwegs mit Vorwürfen über ſein kindiſches Benehmen überhäufte und ihn endlich an ihrer Thüre ſtehen ließ, ohne ihm nur gute Nacht zu wünſchen. Antoine ſchlug ſich vor die Stirn. Er war wüthend, außer ſich; er begriff dieſe Italienerin nicht... Und dennoch! Er hatte nie im Leben eine Geliebte beſeſſen. Ein ganz eigenthümliches Gefühl bemächtigte ſich ſeiner. Dies von ganz Paris bezaubernd genanntes Mädchen war die Seinige. Ihre Hand hatte in der ſeinigen geruht, ſie hatte ihm Liebe geſchworen, und ſeine Bitte um einen Kuß war vielleicht doppelt und dreifach erhört. Maria hatte wirklich im Sturme ſein Herz erobert, und noch waren keine drei Stunden vergangen, da war Monſieur Watteau ſo verliebt in ſeine neue Braut, daß er auf die Zeit, während welcher er die Saint Foix, das Eigenthum eines Andern, anbetete, als auf eine glücklich vorübergegangene Periode bemerkenswerthen Schwachſinns zurückblickte. Allem Anſcheine nach war ſeine jetzige Herzensdame ſo wild und unbändig, daß dem ſanftmüthigen Watteau das Herz ängſtlich pochte, wenn er daran dachte, daß dieſe Tirannin beſtimmt ſei, ſeine Ehegenoſſin zu werden.

Früh am andern Morgen kam der Läufer des Marquis Boulaye und überbrachte dem Maler die Einladung nach dem Sept Fontaines. Sie war zugleich auf die Signora Chiarini gerichtet und ein beſonderes Billet ſchärfte es dem Maler ein, keineswegs ſeine ſchöne Braut in Paris zurückzulaſſen. Watteau eilte ſo ſchnell als möglich zu ſeiner Tirannin.

Sie empfing ihn höchſt übellannig. Watteau konnte kaum an ihr reizendes Negligee, an ihre kleinen Pantoffeln denken. Nur mit Mühe vermochte er die Sängerin zu bewegen, ihm zu folgen. Er trieb im Quartier latin mit nicht geringer Mühe eine Sänfte auf, packte die eigenſinnige Schöne hinein und lief zu Fuß nebenher, weil Signora Chiarini behauptete, dem Manne gebühre erſt nach der Hochzeit eine Porte Chaiſe.

Als ſie in der Straße anlangten, wo der Marquis de la Boulaye wohnte, konnten ſie kaum vorwärts dringen. In langer Reihe waren vorſündfluthliche große Karoſſen aufgefahren, in denen die niedlichſten und kühnſten Geſichter ſich bemerklich machten. Signora Maria ſtieg aus und hüllte ſich feſt in ihren Shawl. Ein finſtereres Geſicht hatte ſie noch nie gezeigt, als heute, zumal als ſie gewahrte, daß Damen vom Theater français ſie mit ſpöttiſchen Blicken betrachteten und höchſt wahrſcheinlich bonmots in Bezug auf die Bemühungen zum Beſten gaben, die der Marquis la Boulaye ſo hartnäckig aufgewandt hatte, um die Chiarini zu gewinnen. Heute war Madame la Breſſon die Königin des Feſtes, und zwar eines Feſtes, das zum glänzenden Finale eine Hochzeit aufweiſen konnte. Die zahlreichen Diener kamen heran und legten die Kammern in Beſchlag. Auch für ſie war eine Kutſche vorhanden, und Theodor de la Boulaye flog herbei, um ſeinen Freund zu umarmen und der Chiarini eine Verbeugung zu machen, die ſie faſt mit Thränen in den Augen erwiderte.

— Antoine! ſagte Boulaye; Du fährſt unmittelbar hinter mir, denn mein einziger, obwohl menſchenfeindlicher Freund wird mir heute zur Seite ſtehen...

Ernſter war Theodor nie geweſen, als heute; ſo ernſt und ſo trübſinnig, daß Watteau fragen mußte:

— Aber Theodor! Iſt das die Miene eines glücklichen Bräutigams? Biſt Du etwa

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

durch Deine Familienverhältniſſe genöthigt, Paris dieſe Demonſtration zu machen: ſo kannſt Du mir wenigſtens den ſchlimmen Humor dieſes Tages anvertrauen.

— Komm und ſiehe! erwiderte Theodor einfach.

Der verwachſene Saint Foix kam an Watteau's Wagen heran, aufgeräumt wie ein boshafter Affe heute, beſtand er, obwohl vergebens, darauf, daß Madame de Saint Foix mit in Watteau's Wagen Platz nehmen ſolle. Hatte der Bucklige im Sinne, dem armen Maler eine neue Tortur zu bereiten?

Endlich war Alles zur Abreiſe bereit. Sechzehn Wagen ſetzten ſich in Bewegung, und nach den verſchiedenſten Abenteuern ward endlich Abends das Dorf erreicht, welches Les Sept Fontaines hieß.

Hier angekommen, lagerte ſich die Geſellſchaft im Garten des Schloſſes. Watteau war heute verliebter als je, die Chiarini ſpröder, als er früher nur geahnt hatte. Der dicke Farini in ſeinem orientaliſchen Coſtüme gab das Zeichen, daß die Geſellſchaft ſich niederließ. Der grüne Raſen ward zum Sopha. Madame de Saint Foix mit ihrem Kinde lagerte ſich neben Farini und Saint Foix ſelbſt bemühte ſich, ſeiner Frau auf die groteskeſte Weiſe den Hof zu machen. Er umarmte ſie und kollerte ſich mit ihr, der Weinenden, auf dem Raſen umher, indeß Watteau, im höchſten Grade unglücklich, neben der Chiarini zu Füßen einer ſteinernen Venus ſaß und ſeine ganze Unterhaltungsgabe aufwandte, um ſeiner Göttin nur ein einziges Lächeln abzugewinnen.

Theodor de la Boulaye ging am Arme der La Breſſon vorüber. Ihr nicht eben ſehr edles Geſicht drückte höhniſche Verachtung aus; als ſie neben dem Maler Watteau und der Italienerin vorüberging. Die ganze Geſellſchaft war auf den Act der Trauung geſpannt, welcher bald folgen ſollte. Es ward zu Tiſche geblaſen. Geblaſen ſagen wir, denn ein herrliches Muſikcorps war mitgekommen, damit die Luſt der Geladenen nicht etwa einſchläfere.

Theodor kam zu Watteau und führte ihn in die Tiefen eines ausgezeichneten Kellers.

— Du, Freund, biſt vollkommen nüchtern trotz Deiner Braut! Suche hier den Wein für den Tiſch und für unſere ſpätere attiſche Nacht aus! bat de la Boulaye.

Und Watteau fing mit zwei Küſern an, den Wein zu koſten.

Als er wieder zur Oberwelt gelangte, war ſeine erſte Frage nach der Signora Chiarini. Sie war verſchwunden. Bald aber vernahm er, daß die Marquiſe de la Breſſon nicht minder eifrig ihren Bräutigam ſuchte, als er die Italienerin aufzufinden ſtrebte. Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft kam in Bewegung. Der Bräutigam Theodor La Boulaye war eben ſo wenig aufzufinden, als die ſchöne italieniſche Sängerin. Das Pfeifen und Muſiciren der Hochzeitsgäſte ſchien ſich in Wehklagen verwandeln zu wollen.

Da rollte ein Wagen um elf Uhr auf den Schloßhof. Heraus trat der Marquis im Bräutigamsſtaate und die einfach angekleidete Maria Chiarini. Sie trug einen Kranz von Myrthe und ſah unbeſchreiblich glücklich aus. In einem Augenblicke waren ſie von den Neugierigen umringt.

— Es hat eine Hochzeit ſtattgefunden! ſagte Theodor mit hallender Stimme. Es thut mir leid, daß die Erwartungen von vielen der hier Anweſenden einigermaßen getäuſcht wurden. Mit Gewalt habe ich meine Braut zum Altar geführt: denn ich wußte, ihr Stolz war zu groß,

Digitized by Google

als daß sie je dem flehenden Worte der Liebe Gehör gegeben hätte. Sie aber, Paris und Frankreich werden Zeugen sein, ob ich der Mann bin, Signora Maria Chiarini glücklich zu machen, dieselbe, welche ich Ihnen hiermit als Marquise de la Boulaye feierlich vorstelle.

Die unter Thränen lächelnde Italienerin verbeugte sich leicht und schmiegte sich dann an den Arm ihres Gatten. Madame de Saint Foix schien ganz einfältig geworden; Watteau mochte erst in diesem Augenblicke begreifen, daß er nur von der Chiarini als Liebhaber aufgegriffen war, damit sie ihre Eifersucht gegen die La Bresson, ihren gekränkten Stolz desto besser verbergen könne. Theodor hatte die Chiarini mit Gewalt geraubt. Ob es ihm schwer geworden sein mag, diejenige zum Altar zu führen, welche schon längst ihn heimlich liebte? Kaum glauben wir's. Die La Bresson trug ihr herbes Schicksal mit Geduld.

— Ich bin's gewesen, verkündigte sie, welche diese Partie anstellte, und zwar nur zu dem Zwecke, um dem Marquis Boulaye Gelegenheit zu geben, sich der spröden Italienerin zu bemächtigen.

Diese Contenance war so großartig, daß es selbst Saint Foix für unverantwortlich gefunden hätte, die Jahrmarktsmarquise zu versichern, daß er von ihrer Auskunft kein einziges Wort glaube.

Der Unglücklichste der Unglücklichen war übrigens Antoine Watteau. Von diesem Augenblicke an beginnt sein Weiberhaß, und er hat es nachher nie unterlassen, den Weibern in seinen Gemälden eine solche Darstellung zu geben, daß ihre „Unwürdigkeit" so ziemlich nahe auf der Hand liegt. Er zog sich nach Nogent zurück und starb hier schon im Jahre 1721, nicht älter als siebenunddreißig Jahre.

Mit ihm starb zugleich eine Kunst, welche für seine galante Zeit einer der genialsten historischen Zeugen ist. Nie wieder erstand die graziöse Koketterie seiner Gestalten, die neben der ungemeinen Zierlichkeit der Ausführung einen hohen Platz in der Culturhistorie Frankreichs behaupten. Der Maler ward wirklich ein Misanthrop und verzehrte sich in einem Winkel der Erde, während seine Freunde in Paris Alles erschöpften, was Glück und Lebensgenuß genannt werden kann.

Rembrandt.

Paul Rembrandt, oder niederländisch Rymprandt, van Rhyn, ward im Jahre 1606 in der Nähe von Leyden geboren. Dieser Maler, einer der berühmtesten und originellsten der niederländischen Schule, war der Sohn eines Windmüllers. Unter Jakob van Zwaanenburg in Leyden erlernte er die Anfangsgründe seiner Kunst, und gab schon hier, fast noch ein Knabe, Beweise seines genialen Sinnes für schlagende, pikante Beleuchtung, welche seine ganzen spätern Werke auszeichnet. In Amsterdam machte er sich unter Peter Lastmann und Jakob Pina, zweien nicht unberühmten Malern, die höhere Technik eigen, insofern solche erlernt werden kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom ersten Augenblicke an war Paul Rembrandt jedoch durchaus in Composition wie in Bearbeitung seiner Vorwürfe einer so selbstständigen, originellen Richtung anheim gegeben, daß er sich von seinen Kunstgenossen zurückzog, auf die einsame Mühle seines Vaters sich begab und, Alles, außer der meisterhaften Technik, ignorirend, nur auf sich selbst und die handgreifliche Wirklichkeit sich stützend, zu malen begann. Es war seine unumstößliche Meinung geworden, daß die Natur, gleichviel wie sie erscheine, die einzige Führerin des Künstlers sein müsse. Er erreichte wirklich den höchsten Grad äußerlicher Wahrheit in seiner Kunst, und sein Ruf verbreitete sich sehr bald durch ganz Holland und Frankreich. Paul Rembrandt verheirathete sich mit einer Bäuerin aus Leyerdorp, in welcher er, so weit für einen Künstler von so materieller Richtung ein Ideal stattfinden konnte, sein Ideal der Schönheit gefunden hatte. Als seine Ausgaben stiegen, begab er sich nach dem Haag, wo seine Bilder wahrhaft Rubens'sche Preise erfahren hatten.

Er schloß sich auch hier, wie bisher, vollständig ab, verkehrte nur mit Leuten gemeinen Schlages — seinen Originalen — und ward durch seine Darstellungen des niedern Lebens von Tage zu Tage berühmter, reicher und geiziger. Was er indeß als Maler erwarb, verschleuderte er als Sammler der Meisterwerke der Künstler italienischer und spanischer Schule, so daß er arm in Amsterdam starb; — 1674.

Paul Rembrandt's origineller, nicht selten bizarrer Charakter war seinem Streben als Künstler nachtheilig. Ohne Kenntnisse in den für einen Maler so nothwendigen Wissenschaften der Geschichte, Mythologie u. s. w. und von keinen erhabenen Phantasien gleich Rubens und Van Dyk emporgetragen, blieb er, dem es nur um möglichste Naturtreue und schlagende Effecte zu thun war, einseitig, fast abstoßend, zumal da er über der fesselnden Färbung Composition und Zeichnung selten einer großen Aufmerksamkeit würdigte.

Höchst bewundernswürdig, von wenigen Meistern erreicht, ist er hinsichtlich des Ausdrucks, des Colorits, ganz besonders aber wegen seines Helldunkels. Seine melancholische und dennoch grelle Beleuchtung, seine wahrhaft magische Färbung, wobei entweder das Licht scharf von einer Seite, oder geheimnißvoll oder blendend von oben fällt, fesselt den Beschauer fast unwiderstehlich. Gewöhnlich hat Paul Rembrandt eine ausgezeichnete, fast minutiöse Bearbeituug seiner Köpfe, Figuren und Gewänder, wie auch der Nebensachen und Staffagen. Sein Nacktes ist uncorrect, massig; so prachtvoll er Gesichter und Hände malte, so wenig verstand er, der Anatomie unkundig und der Fleischtöne kaum mächtig, Fleischpartien oder nackte Figuren gleich Rubens zu malen. Seine Gewandung ist reich; die Stoffe sind täuschend nachgeahmt; die Drapirung voll, aber überladen und nur selten von antiker, graziöser Einfachheit; die Perspektive aber ist mangelhaft und voller Fehler.

Es konnte, bei dieser Richtung und Ausbildung des Künstlers, nicht anders sein, als daß von den sehr zahlreichen Gemälden desselben die Portraits und die Portraitstücke einen solchen Rang einnehmen, daß seine geistlich-historischen, seine Conversations-Bilder und sogar seine effectreichen Genrestücke hinter den Portraits zurückstehen müssen.

Nachdem wir erwähnt haben werden, daß Rembrandt, gleich großer Kupferätzer als Maler, mindestens gegen 400 geätzte Blätter lieferte, welche meist unübertrefflich und daher ausgezeichnet gesucht sind, und nachdem wir von seinen zahlreichen Schülern den besten, Govaert Flink,

Digitized by Google

genannt haben, wenden wir uns zu dem vorliegenden Blatte, den Künſtler und ſeine Frau darſtellend, welches heute, nachdem es verſchiedene Male die Beſitzer wechſelte, die Gallerie zu Dresden ziert.

Faſt jedes Bild von Rembrandt iſt bei ſeiner originellen, obgleich einſeitigen Kunſtrichtung ein Erlebtes. Er ſprach, er rauchte, er trank mit den Figuren ſeiner Gemälde; er ſaß mit dieſen ewig holländiſchen Geſtalten am Kamin; er war neben ihnen in den vorſündfluthlichen Schenken; er handelte und feilſchte mit ihnen auf ſeinen köſtlichen Jahrmärkten und Kirmſen, und hörte die ſeltſame Muſik ſeiner zerlumpten Fiedler, Clarinettiſten und Dudelſackpfeifer ſelbſt mit an. Gehen etwa die Bilder Rembrandt's über die bloße geniale Abſchrift der Wirklichkeit hinaus: ſo findet der ſinnige Beſchauer dennoch ſehr leicht den äußern Anſtoß auf, aus welchem die Compoſition des Werkes hervorging. Ohne dieſen äußern Anſtoß malte Rembrandt ſelten; er war ihm nothwendig, und bot ſich derſelbe nicht etwa von ſelbſt dar, ſo machte der Künſtler gefliſſentlich Jagd darauf.

Deutlich weiſt unſer Bild des berühmten Niederländers in der ganzen Situation, in der Coſtumirung, in dem zum Lautwerden, zum Greifen dargelegten beſondern Stück Leben und in dem Ausdrucke, welcher in den Geſichtern der beiden Figuren liegt, auf eine ſolche äußere Anregung, auf eine aparte Urſache ſeines Entſtehens hin.

Das Bild redet und erzählt einen Theil ſeiner Geſchichte, welche wir hier in ihrer ganzen niederländiſchen, wohlbehäbigen Gemüthlichkeit wiedergeben.

Paul Rembrandt hatte ſich mit ſeiner jungen Frau ſeit noch nicht langer Zeit nach dem Haag überſiedelt. Er hatte eine kleine Wohnung in der Nähe der Kathedrale in einem kleinen, aber ſehr lebhaften Gäßchen bezogen. Die Vorübergehenden hatten hinter den mit runden Scheiben verſehenen Fenſterchen des Malers kaum einige ſeiner unſterblichen Bilder geſehen, als ſie auch von früh Morgens bis ſpät Abends die Wohnung förmlich belagerten. In Folge dieſes damals durchaus nicht gebräuchlichen Mittels erreichte es der Maler, daß die Stadt in wenigen Tagen wußte, ſie beherberge ihn in ihren Mauern. Er hatte ſich zugleich dadurch der Nothwendigkeit überhoben, bei den vornehmen Beſchützern und Liebhabern der Kunſt ſich vorzuſtellen: ſie drangen ſelbſt in ſein kleines, aber prächtiges Atelier, und bald ſah ſich der junge Künſtler, ungeachtet des Monopols, welches der Fürſt der niederländiſchen Maler, Peter Paul Rubens und ſeine Schüler, Van Dyk, Vanhoek, Teniers und Andere bisher in ihrer Kunſt ausübten, mit den ehrenvollſten, lohnendſten Aufträgen überhäuft.

Vor dieſen ſeinen Kunſtgenoſſen hatte ſich der eben ſo ſtolze als jedem Zwange durchaus abholde Rembrandt gar nicht ſehen laſſen. Er fühlte, daß er, ungeachtet er dieſer Malerſchule iſolirt gegenüberſtand, ſtark genug ſei, um ſeinen Weg zu finden, ohne — wie es gewöhnlich der Fall war — dem Meiſter Rubens den Hof zu machen oder gar, wie die meiſten ſeiner großen Schüler, unter ſeiner Leitung, nach ſeinen Entwürfen und für ſeine Rechnung zu arbeiten. Dafür wurde er von ſeinem bereits auf der Höhe des Ruhms ſtehenden Kunſtgenoſſen — wie es etwa der Dichter der „Räuber" von Göthe erfuhr — längere Zeit hartnäckig ignorirt.

Ein Zufall führte Rembrandten, welcher die ſeinen Geſellſchaften, wo er ſeinen Kunſtgenoſſen hätte begegnen können, vermied und dafür die Tabernen, die Winkelſchenken, die Bettler- und Zigeunerherbergen und die Paradieſe der Landsknechte beſuchte, den Haager Malern näher.

Digitized by Google

Es war draußen in einer der Vorſtädte, wo ſich ein altes, halb zerfallenes, langes Gebäude befand. Dies war eine Schmiede. Rembrandt hatte dies maleriſche Gebäude mit ſeinem noch viel maleriſcheren Treiben im Innern auf ſeinen Abendwanderungen längſt herausgefunden. So oft er aber auch ſchon hinauspilgerte, um die Schmiede mit ihren Cyklopen zu zeichnen, ſo wenig waren die äußern Umſtände günſtig geweſen, um das Lebensbild in all den ſchlagenden Effecten zu zeigen, deſſen daſſelbe fähig war. An einem Frühlingsabende hatte Meiſter Rembrandt Pinſel und Palette von ſich geworfen, ſeine getreue Pelzmütze abgelegt und ſich, in ſeinen Marderpelz gehüllt, in einen Lehnſtuhl an's Kamin geſetzt. Er erwartete ſeine junge ſchöne Frau, welche in die Stadt gegangen war.

Als ſie endlich erſchien, beklagte ſie ſich über das Wetter, welches ſie länger als gewöhnlich zurückgehalten habe.

— Regnet es etwa? fragte Rembrandt.

— Es fällt ein dichter, feiner Staubregen! erwiederte die ſchöne Jantje. Ich freue mich, daß Du nicht fortgehſt, ſondern den Abend bei mir verbringen willſt.

— O, o, ſchöne Frau, ſagte Mynheer Rembrandt. Nicht ſo voreilig. Laß hören: es iſt etwa finſter draußen?

— Sehr finſter.

— Du haſt nicht bemerkt, wie das Licht in den großen Laternen auf den Straßen ausſieht?

— Doch, Paul; es brennt ſehr trübe und ſieht roth aus!

— Sehr gut, Frau! Und es iſt noch nicht neun Uhr! Dann werden ſie alſo noch arbeiten, und ich muß eilen, damit ich wenigſtens heute Abend die Gelegenheit nicht verfehle . . .

— Wohin gedenkſt Du, Mynheer? fragte die ſchöne Jantje ängſtlich.

— Gieb mir meine Mütze und meine Mappe. Ich muß nach der Schmiede in der Vorſtadt. Dann ſind's noch zwei Tage, mein Bild iſt fertig und Jantje wird einige hundert Gulden mehr im Säckel haben.

Rembrandt hatte ſich nicht getäuſcht. Als er vor die Schmiede kam, ſtieß er einen Ausruf freudiger Ueberraſchung aus. Die Dunkelheit draußen, die ſeltſam beleuchteten, arbeitenden Knappen am Ambos und vor der roth ſtrahlenden Eſſe . . . Der Maler legte ſich über die niedrige Unterthür und fing mit blitzenden Augen zu zeichnen an. Er warf einige Geldſtücke in die Schmiede und veranlaßte die kräftigen, rüſtigen Geſellen zu mehren Stellungen, wie er ſie gebrauchte. Dann ſchlug er ſeine Mappe zu und blieb, mit Kennerauge Studien machend, ſchweigend und aufmerkſam in der Thüre lehnen.

— Mynheer! wollt Ihr uns einen Augenblick Euren Platz abtreten? ſagte ihm Jemand, indeß Rembrandt einen leichten Schlag auf ſeiner Schulter fühlte.

Zwei junge, bärtige Männer ſtanden hinter ihm. Rembrandt erkannte das edle Antlitz Van Dyk's und die entſchiedenen Züge Van Schut's. Er trat lächelnd zurück.

— Das willſt Du malen? murmelte er für ſich. Es iſt Schade, daß Paul Rembrandt dies Bild ebenfalls geſehen hat.

Van Dyk fing ſammt Schut zu ſkizziren an. Rembrandt blieb ruhig zur Seite ſtehen und ſah der Arbeit zu. Er murrte unzufrieden.

Digitized by Google

— Mynheer, mein Bild gefällt Euch nicht! sagte Van Dyk zur Seite blickend.

— Das ist kein Wunder! Malt das fertig, Meister, und es wird Euch selbst eben so wenig gefallen.

Damit ging Rembrandt fort.

— Kennst Du den Mann? fragte Schut den Freund.

— Ich kenne ihn nicht! Aber dieses breite Gesicht muß etwas von der Sache verstehen; denn ich sehe mich genöthigt, eine andere Skizze zu entwerfen, will ich die Beleuchtung so scharf fassen, wie ich es beabsichtigte.

Drei Tage später standen Van Dyk und Schut vor Rembrandt's Wohnung. Seine „Schmiede" war ausgehängt.

— Was sagst Du dazu, Freund? fragte Van Dyk. Dieser Mann malt ein Helldunkel, wie es Rubens und Correggio verstehen, aber er übertrifft sie weit an Keckheit und Kühnheit der Lichter. Dies düstere Bild ist ein Meisterstück ohne Gleichen. Komm, Schut, wir werden den Künstler sehen. Ist der Einsame zu stolz, um uns aufzusuchen, so soll er gewahr werden, daß Van Dyk wenigstens Künstler genug ist, um vor seinem Genie den Hut zu lüften. Dies Bild und meine „Schmiede"! Ich werde dies Bild besitzen und sollte ich dasselbe für mein bestes Stück eintauschen müssen!

Schut aber ging eigensinnig fort. Van Dyk trat bei Rembrandt ein.

— Ich bin Van Dyk, Meister! sagte der schöne Maler, dem kleinen fetten Paul die Hand entgegenstreckend. Ich will Euch begrüßen, um etwas von Euch zu lernen. Wißt Ihr, meine Schmiede taugt wirklich nichts, deshalb komme ich, um mir die Eurige zu holen. Ich biete Euch eins von meinen Gemälden dafür an; Ihr dürft zu mir kommen und Euch aussuchen, welches Ihr wollt.

Rembrandt, so gefaßt, widerstrebte nicht länger. Er zeigte seine Bilder, vertheidigte seine Manier, dem Anstreben von Großem, Ungewöhnlichem gegenüber, und nahm endlich Van Dyk's Arm und ging mit ihm in dessen Atelier.

Rembrandt beachtete die Bilder, in welchen etwas von der Grazie, von der himmlischen Anmuth Raphael's sich zeigte, nicht; er ging kalt vor den reichen, ideellen Compositionen seines Kunstgenossen vorüber und tobte nur hier und da die gelungene Technik; er bekümmerte sich nicht um die Stücke, in denen der junge Van Dyk die menschliche Seele in den verschiedenartigsten Lagen und Zuständen zu malen versucht hatte.

— Gebt mir dies Bild für meine Schmiede und ich bin zufrieden! sagte Rembrandt endlich, auf die „Schnitter" (Les moissonneurs dans les Flanders) zeigend, welches Bild sich noch auf der Staffelei befand. Die Schnitter waren ein Lebensbild, in welchem Rembrandt etwas ihm Verwandtes auffand. Es war unvollendet.

— Dies ist die schlechteste meiner Arbeiten! sagte Van Dyk. Sucht eine andere, Mynheer.

— Die beste, sagt lieber; hier habt Ihr die Wirklichkeit nahezu getroffen.

— Aber ich will nur künstlerische Wahrheit, Meister Rembrandt!

— Ihr wollt über die Natur hinaus und erreicht sie nie, erwiederte Paul Rembrandt. Sie, nur sie ist die ewige Mutter aller Kunst. Sie kann schaffen; der Mensch nie. Er kann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

aus ihren einzelnen Zügen eine Art Ganzes zuſammenſtoppeln, das nennt Ihr: nach der Phantaſie malen; aber dies werden Undinger. Ihr könnt nichts geben, als was Ihr der Natur abſchriebt, ſtahlt; das iſt echt, das iſt vortrefflich, wahrhaft lebendig! Seht dieſe Schnitterinnen, das ſind prachtvolle niederländiſche Mädchen, zum Küſſen, zum Anbeißen; ſie können lachen, ſcherzen, lieben, trinken und unverſchämten Liebhabern Ohrfeigen geben. Was aber gedenkt Ihr, Meiſter Van Dyk, mit dieſer unvollendeten Hauptfigur im Vordergrunde anzufangen.

— Es iſt die Königin der Schnitterinnen! Sie iſt die Trägerin des idealen Lebens in meinem Bilde; ſie erſt ſoll dem gemeinen, alltäglichen Leben den künſtleriſchen Stempel verleihen....

— Ihr wollt alſo jedenfalls ein Unding in das Bild bringen. Dann verlange ich es nicht.

— Nein, einfach eine ideale Geſtalt, ſagte Van Dyk, und ich habe mir ſie im Geiſte noch nicht klar genug gemacht, um ſie malen zu können.

— So geht doch und ſucht Euch Eure Königin der Schnitterinnen. Fangt Euch ein Mädchen, wie Ihr ſie braucht, portraitirt ſie, und gebt mir dann Eure Moiſſonneurs.

— Ich brauche ſie nicht zu ſuchen, denn ein lebendes Frauenbild wird dennoch nie an mein Ideal hinanreichen.

— O, Prahler! rief Rembrandt ſehr aufgeweckt; ſeht Euch vor, daß Ihr nicht etwa einem Mädchen begegnet, an welchem Euer Pinſel zu Schanden wird, vor welchem Ihr geſtehen müßt: meine Kunſt iſt, dieſer Natur gegenüber, todt.

Van Dyk richtete ſich ſtolz auf. Rembrandt aber nahm lächelnd Abſchied und ermahnte ihn abermals, ſich ein ſchönes, wirkliches Modell für die Königin der Schnitter zu ſuchen, und ging fort. Zu Hauſe angekommen, ſagte er zu ſeiner Frau:

— Kennſt Du Van Dyk?

— Ich habe ſein Portrait geſehen, antwortete Jantje.

— Kennſt Du den goldenen Kirchenſtuhl neben dem Königsſtande in der Kathedrale?

— Ei, ja, es iſt derjenige des Rubens!

— Gut, ſchmücke Dich und geh gleich in die Meſſe. Rubens und Van Dyk werden nicht fehlen. Setz' Dich ihnen gegenüber und ſorge, daß Mynheer Van Dyk Dich, ſchönes Frauchen, ſo genau als möglich ſieht. Verſtehſt Du?

— Aber wozu?

— Er hat ein Modell nöthig, welches er nicht aus der lieben Gotteswelt, ſondern aus ſeinem leeren Gehirn holen will. Er wird aber Dich ſehen und marblex! er wird Dich malen wollen und wird Dich auf mein Bild malen. Ich werde dieſem Stolzen eine Schlappe beibringen; ich bin entſchloſſen, ihm gegenüber Recht zu behalten. Geh, Jantje, ſei liebenswürdig; verſtehe mich; aber nicht zu ſehr!

Jantje begriff lächelnd und ſchmückte ſich wie eine Königin, ging zur Kirche und nahm den verabredeten Platz ein. Van Dyk erſchien ſehr bald an Rubens Seite. Sein Blick fiel auf das ſtrahlende, blühende Geſicht der Frau des jovialen Rembrandt, welche, ſanft lächelnd, den blitzenden Blick der Augen des jungen Malers aushielt. Sie ſchien Van Dyk, welcher ungeachtet ſeiner Liebe zum Fräulein Van Maleder nichts weniger als unempfindlich war, auf's Höchſte zu

Digitized by Google

intereſſiren, und die verſchmitzte Jantje that Alles, um ſein Intereſſe noch zu ſteigern. Als ſie aus dem Tempel hinausſchritt, trat Van Dyk an ihre Seite, zog ſeinen Federhut und bat um Erlaubniß, ihr das Meßbuch tragen zu dürfen. Jantje gab es zu, und ging zu dem Hauſe einer Verwandtin, um den Maler über ihre Perſon ſicher zu täuſchen. Dieſes Rencontre wiederholte ſich einige Tage. Jantje ward nachdenklich und Van Dyk fing an, ernſtlich verliebt zu werden. Die ſchöne Frau Rembrandt's wollte ſich zurückziehen; aber Van Dyk ſchwor, er könne ſich dann erſt von ihr trennen, wenn er ihr Portrait beſitze. Jantje mußte ihm ſitzen und der Maler malte ſie richtig als „La Reine des Moissonneurs".

An demſelben Abende ſchickte ihm Rembrandt eine Einladung, zum Nachteſſen nach ſeinem Hauſe zu kommen und jedenfalls, ſeinem Verſprechen gemäß, das Bild: „Die Schnitter", fertig oder nicht, mitzubringen. Van Dyk küßte das Portrait der ſchönen Unbekannten und ſagte ſeufzend ſein Erſcheinen zu.

Es war ſpät, als er bei Paul Rembrandt eintrat, den Mantel zurückſchlug und ſein Gemälde zum Vorſchein brachte. Rembrandt im Feſtkleide, den Federhut auf dem Kopfe, den Degen an der Seite, hielt eine ſchlanke, prächtig geſchmückte Frauengeſtalt auf den Knieen. Van Dyk ſah ihr Geſicht nicht, denn ſie hatte ihm den Rücken zugewandt und machte ſich an dem Tiſche zu ſchaffen, wo das Nachteſſen und ein prächtiger Pfau mit ausgebreitetem Schwanze paradirte.

Rembrandt blickte auf das Gemälde.

— Die Königin der Schnitterinnen iſt ſüperbe! rief er lachend dem ernſten Van Dyk zu. Es iſt gut, Mynheer, daß Ihr meinem Rathe folgtet und ein Portrait ſtatt Eures Ideals liefertet.

— Dies iſt mein Ideal! rief der Maler.

— Wie das meinige! Ihr habt's in Gedanken, ich, wie gewöhnlich, in der herrlichen, fühlbaren Wirklichkeit. Sieh Dich doch einmal um, ſchöne Jantje!

Die junge Frau wandte lächelnd den Kopf und blickte den erſtaunten Van Dyk halb ſchelmiſch, halb ſinnend an.

— Es lebe Jantje van Rhyn! Die Van Dyk'ſche Schnitterin! rief Rembrandt, hoch das gefüllte Glas emporhebend. Und hoch lebe die Natur und Alle, die ihren Fußtapfen folgen, und vergehen möge Phantaſterei und Nebeldunſt! Hoch alle Maler!

— Für dies Mal mögt Ihr Recht behalten! ſagte Van Dyk, indeß er ſich faßte und mit wiederkehrender Heiterkeit der ſchönen Jantje die Hand küßte und mit Rembrandt kräftig anſtieß.

— — — — —

Acht Tage ſpäter hatte Rembrandt das Portrait von ſich und ſeiner Frau vollendet, welches ihn an ſeinen kleinen Triumph erinnerte. Es war lange im Beſitz Goevaert Flinks, dem es Van Dyk vergeblich abzukaufen ſuchte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die heilige Cäcilia.

Von Carlo Dolce.

Vergleicht man die Legende von der heiligen Cäcilia mit dem dieſelbe darſtellenden Bilde des Carlo Dolce: ſo kann man kaum umhin, über die gänzlich ungebundene, von Zeit und Ort unabhängige Auffaſſung des ausgezeichneten Malers zu erſtaunen.

Die heilige Cäcilia, welche eine Erfinderin der Orgel und Schutzpatronin der Muſik genannt wird, ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte Roms und gelobte, obgleich nahe vor ihrer Vermählung mit einem ausgezeichneten Jünglinge, ewige Keuſchheit. Sie hielt nicht allein ihr Verſprechen, ſondern brachte es durch ihre Standhaftigkeit und Beredtſamkeit auch dahin, daß ihr, einer heimlichen Chriſtin, ihr Bräutigam Valerianus und der Bruder deſſelben, Tiburtius, Gehör gaben und ſich taufen ließen.

Cäcilia ſoll, gleich dem Paulus, durch die Erſcheinung Chriſti und ſeiner Engel zum Glauben bekehrt geworden ſein, und ſeit dieſen Viſionen hatte ſie weder Ruhe noch Raſt, bis ſie Andern eine lebendige Vorſtellung ihrer geiſtigen Verzückung geben konnte. Dies erreichte ſie durch die Erfindung der Orgel, auf denen ſie die Lobgeſänge der Engel zur Ehre des Dreimalheiligen ſpielte, wie ſie ſie gehört hatte. Es kann bekanntlich keine Rede davon ſein, daß Cäcilia, welche im Jahre 220 n. Chr. ſtarb, das herrliche Inſtrument erfand, welches Kteſibios von Alexandrien volle 100 Jahre früher zu der Geſtalt und Einrichtung brachte, wie daſſelbe bis zum Jahre 750 beſtand, zu welchem Zeitpunkte Kaiſer Konſtantin und der Khalif Harun al Raſchid der Vervollkommnung der ſogenannten Waſſerorgeln die größte Aufmerkſamkeit widmeten. So viel ſcheint indeß aus der Legende als gewiß hervorzugehen, daß Santa Cäcilia eine Meiſterin im Spiel des damals für ſehr ſchwierig gehaltenen Inſtruments geweſen ſein muß. Nicht minder ſicher kann es gelten, daß die Heilige ſelbſt die Componiſtin der Lieder und Melodien war, die noch kein ſterbliches Ohr gehört hatte. Die Töne der himmliſchen Heerſchaaren quollen, bezaubernd und unwiderſtehlich zum Glauben an den Gottesſohn hinreißend, aus ihrer Orgel hervor. Die göttliche Wirkung ihrer Muſik und ihres begeiſterten Geſanges erregte ſehr bald die Aufmerkſamkeit der Chriſtenverfolger, und die heilige Jungfrau ward mit Valerianus und Tiburtius ergriffen und zum Tode verurtheilt. Sie ward in kochendes Waſſer geſchleudert, ſtarb aber nach den vom Henker empfangenen Beilhieben erſt drei Tage ſpäter. Im Jahre 1821 ward ſie heilig geſprochen und an ihrem Tage, den 22. November, feierte man die großartigen Muſikfeſte, welche den Namen der Jungfrau Märtyrin trugen.

Für die Dichter wie für die Maler ward die Heilige oft der Gegenſtand bedeutender Schöpfungen. Namentlich ſind's Engländer, welche dieſelbe beſungen haben, ſo Chaucer, Dryden, Pope, Addiſon. Des Letztern Jubelhymne dürfte, was den Schwung der Sprache betrifft, den Rang verdienen. Von den Malern ſtehen Raphael, Domenichino, Mignard und Carlo Dolce da, um den Ruhm der heiligen Cäcilia zu verherrlichen. Die Darſtellung von Mignard, faſt

Digitized by Google

den Charakter einer Studie tragend, dürfte die schwächste sein, und Carlo Dolce's Bild darf, auch nicht mit dem der beiden andern Meister verglichen werden. Hier ist keine gotterfüllte Seherin, welche in vollen Orgeltönen und im Gesange die von lichteren Sphären nur ihr hörbar erklingenden Engelshymnen ausströmt, um wunderbar die Herzen der Menschen dem Könige aller Himmel zuzuwenden. Aber eine solche schwungreiche Auffassung ist auch Carlo Dolce's Sache nicht. Er glänzt auf einem andern Felde.

Die sanfteste Weichheit, die zarteste, reinste Innerlichkeit in seinen Bildern wiederzuspiegeln, alle entsagenden, duldenden Tugenden mit der Verklärung, welche sie über das Menschenantlitz hauchen, zur Erscheinung zu bringen, das ist das große Geheimniß seines Meisterpinsels. Und so giebt er auch von der heiligen Cäcilia nach seiner Auffassungsweise ein erschöpfendes Bildniß, von einem engelartigen Ausdrucke in Blick und Mienen. Ihr selbst unbewußt scheint das Geschenk der himmlischen Töne in ihrem Innern zu ruhen. Sie beugt sich leicht, als vernähme sie das Säuseln und Flüstern der schwebenden Heerschaaren; ihr Blick ist vergeistigt, tief in die Welt heiliger Töne versenkt. Wahrlich merkwürdig und selbst dem ungeübten Beschauer auffallend aber ist die erhabene, von keinem Irdischen zu trübende Ruhe der Jungfrau, die wahre Ruhe einer Heiligen, die Carlo Dolce über dies Bildniß ausgoß. Und dennoch thut diese Ruhe der unbeschreiblichen, sanftmüthigen Ergebung der Heiligen nicht nur keinen Eintrag, sondern hebt sie noch vielmehr. Die Malerei dieses Stücks ist weich, ohne matt zu sein, ein Fehler, den Carlo Dolce nicht immer vermeidet; die Drapirung hat das Unklare, Bauschigte, welches der Maler gern anbringt.

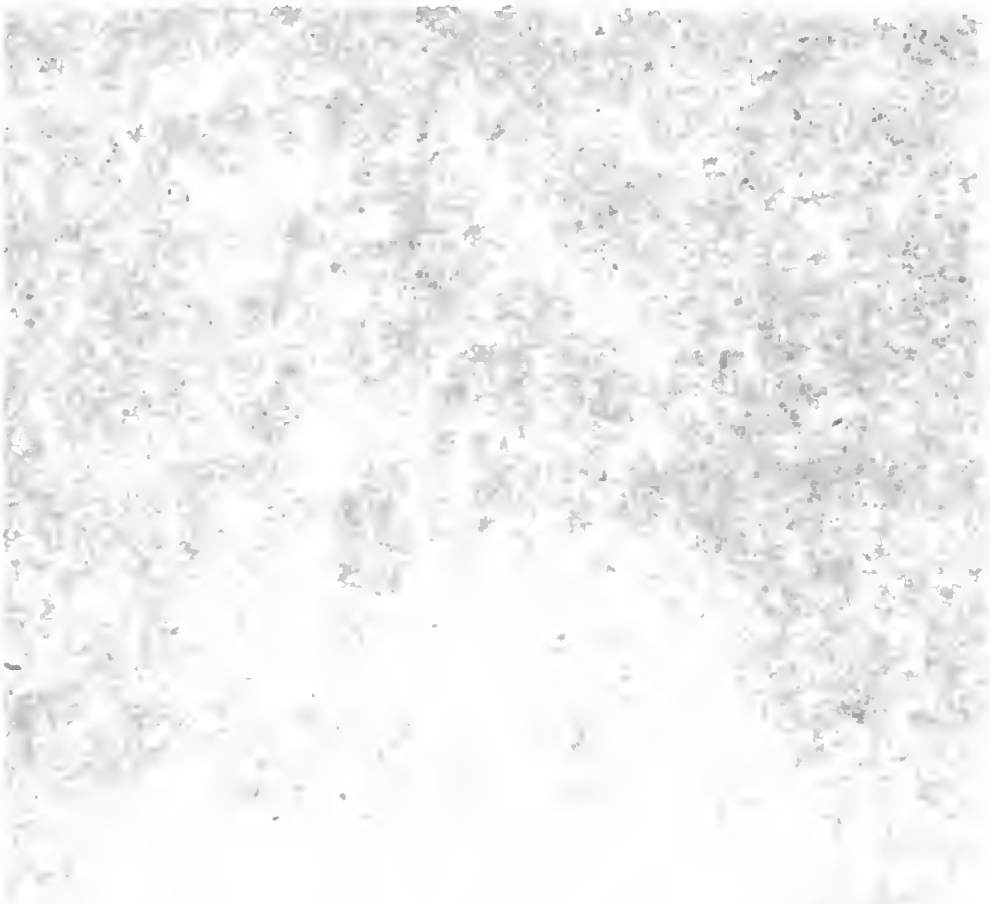
Von einem Maler geschaffen, der als der Zarteste auf dem einen Flügel der glänzenden Reihe der italienischen Meister steht, indeß der Stärkste, Gewaltigste, Michel Angelo, die entgegengesetzte Richtung schließt, verdient dies Bild nicht geringe Aufmerksamkeit. So kann man auch von dem willkürlichen Costume, von der unrichtigen Form der Orgel nach damaliger Zeit absehen. Der Kern und Gehalt des Genius von Dolce, dieses Malers mit dem Kindesgemüthe, bricht glänzend durch alle diese Verhüllungen hervor.

Wildschweins-Jagd.

Von Peter Paul Rubens.

Das alte Antwerpen hatte im Frühlinge des Jahres 1596 einige stürmische Tage erlebt. Die Parteien hatten sich gesondert und standen einander gegenüber; es war zu blutigen Auftritten gekommen, in denen die nationale Partei gegen die dem tirannischen Königshause von Spanien anhängende das Uebergewicht behauptete. Um die katholische Partei vollends niederzudrücken, erschien der Statthalter, Oranien, selbst und streckte über die Stadt seine schon damals eiserne Hand aus. Es ward in den Straßen, wo sonst bis Mitternacht reges Leben zu herrschen

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Roman Soldiers Römische Soldaten

Żołnierze rzymscy

Digitized by Google

pflegte, jetzt mit dem Eintritte der Dämmerung öde und leer, denn Jeder mußte ſich den Kriegerhäuflein, welche die Straßen durchzogen, als in Geſchäften befindlich ausweiſen, außerdem aber eine ordentliche Laterne bei ſich führen. Um ein Viertel nach zehn Uhr waren alle Häuſer ſtockfinſter; es war Befehl des Feldherrn, die Lichter zu löſchen, und wehe den Unbeſonnenen, welche etwa nicht gehorcht hätten.

An einem Abende nach elf Uhr durchzogen die Wachen in Abtheilungen von zwölf Mann hoch zu Roß, geharniſcht, für den Nothfall mit Stricken verſehen, um die eingefangenen widerſpenſtigen oder muthmaßlichen Verbrecher ſofort henken zu können, die ſchweigenden Straßen. Der Hufſchlag der Pferde erdröhnte, die Eiſenrüſtungen und Schwerter der Mannen klirrten und Ausrufe der einander begegnenden Patrouillen und kriegeriſche Commando's erſchallten. Das Wetter war höchſt unfreundlich. Der Sturm fegte die Straßen, und ein feiner, aber dichter Regen veranlaßte die Retter Oraniens, den Kopf zu den Mähnen ihrer Thiere herabzuneigen und die Mäntel hoch emporzuziehen. Sie wenigſtens hätten ſchwerlich einen Einzelnen bemerkt, wenn er ohne Laterne an den Häuſern fortgeſchlüpft wäre.

Der Führer einer dieſer Abtheilungen jedoch bekümmerte ſich um das wahrhaft niederländiſche Wetter nicht. Er hatte den mit einer Stahlhaube bedeckten Kopf ſtolz erhoben und ließ ſeine Augen jeden Winkel durchſpähen. Unermüdlich ritt er von einer Straße in die andere, trieb ſein Pferd durch enge, verdächtige Gäßchen und ſchien durchaus nicht geneigt, heute ſeine Wache vor dem zukünftigen Sonnenaufgange zu beſchließen.

Die Soldaten murrten untereinander.

— Ich möchte nur wiſſen, was er eigentlich ſucht heute Nacht. Mitternacht iſt ganz gewiß ſchon vorüber; ſagte der vorderſte Reiter im Zuge zu ſeinem dicht neben ihm reitenden Kameraden.

— Der? antwortete dieſer; nichts, verlaß Dich d'rauf. Du kannſt es ihm anſehen, daß er gar nicht daran denkt, daß wir hier in dieſem Seehundswetter ſpazieren reiten. Den Spanier hat er im Kopfe und den Parma, und da giebt's noch viele andere Dinge, wie Feſtungen und ſo etwas, die ihm verzweifelt im Wege ſind.

— Ja, ja; Maas und Over-Yſſel wollen auch endlich genommen ſein und Neſter, wie Fort Grove ſind nicht allein dem Oranien, ſondern uns Allen ein Dorn im Auge.

— Siehſt Du, das wollt ich Dir eigentlich ſagen, fuhr der zweite Soldat fort; jetzt denkt er ſich's aus...

— Was denn?

— Wie er den Spanier bedienen und Niederland endlich von dieſen gelben Hunden befreien will. Du wirſt ſehen, es dauert nicht lange mehr: ſo fallen wir wieder über die Katholiſchen her. Ich hab's da an „ſeinem" Federbuſche: er ſchüttelt ihn immer, wenn's bald losgehen wird. Gieb nur Acht d'rauf, hat er dies Schütteln, dann kannſt Du nur Abſchied von Deinen Damen nehmen, denn ſicherlich iſt in zwei Mal vierundzwanzig Stunden Marſchbefehl da.

— Immerhin! ſagte der Kamerad mit einem fürchterlichen Fluche, indeß er ſeinen ſtürzenden Gaul rauh in die Höhe riß. Beſſer eine Kugel, als hier zwiſchen dieſen Spelunken ſich den Hals brechen.

Digitized by Google

Der Führer wandte etwas den Kopf und ſah kaltblütig in die beiden mit ſtarren Bärten verſehenen wilden Geſichter der Reiter.

— Warum meldet Ihr nicht, daß da links oben in den beiden Fenſtern Licht iſt, ſtatt von meiner Helmfeder zu ſprechen? ſagte er mit ſehr gutmüthiger Stimme, nach einem mächtigen Gebäude mit der Rechten zeigend.

— O, mein Prinz, mein Capitain, wollte ich ſagen, es kommt mir, da ich einmal unterwegs bin, auf eine Straſwache gar nicht an. Verſichere Euch daher ganz aufrichtig, ich ſchere mich den Teufel um alle Lichter in den ganzen Niederlanden, wenn Ihr beliebt, Euren Helmbuſch zu ſchütteln.

Der Prinz Moritz murmelte etwas von Gehorſam, von Eſeln und Grobianen und ſchwieg. Die beiden Reiter ſtießen ſich an und nickten ſich zu, als wenn ſie ſagen wollten: — der hat's aber bekommen. Dann ſtrichen ſie ihre Bärte, ſahen den Führer mit einem bewundernden, faſt zärtlichen Blicke an und brummten für ſich: Er iſt doch nur einmal da.... Er hat den Teufel im Leib, aber er iſt der Vater über Alle, die da niederländiſche Küraſſe und proteſtantiſche Tranchirmeſſer tragen...

Die Reiter hielten jetzt vor dem großen Gebäude, in deſſen zweitem Stocke, dem Befehle des Statthalters entgegen, hell und freundlich Licht in die Regennacht hinausſtrahlte. Sie ritten in eine Art von Hof hinein und ſchauten ſehr finſter nach den hellen Fenſtern.

— Wer wohnt hier? fragte Moritz mit klingender Stimme.

— Comte de Lalaing! antwortete ein Soldat; das heißt ein Katholik und Spanier, ſo gut es einen geben kann.

Mit einer heftigen Bewegung ſtieg Moritz vom Pferde.

— Sitzt ab; klopft an die Thür, und wird ſie nicht augenblicklich geöffnet: ſo ſchlagt ſie mit den Streitäxten ein, und feuert Euer Fauſtrohr in's Schloß ab.

Die Soldaten ſchienen ſich zu freuen. Graf Lalaing hatte jedenfalls eine höchſt unangenehme Nacht zu erwarten. In dieſem Augenblicke ſprang einer der Soldaten klirrend vorwärts und verfolgte einen ſchnell an der Hofmauer hinſchlüpfenden, behenden Schatten. Der Menſch wäre entkommen, aber zwei von den übrigen Reiten verrannten ihm das Thor. Der Fremde warf ſeinen Mantel vom rechten Arm und zog einen ſchmalen Degen von anſtändiger Länge, um ſich mit Gewalt Bahn zu machen. Der eine Soldat hielt ihm ein Piſtol entgegen.

Ein zweiter aber ſprang mit gezücktem Schwerte vor und fiel ſofort gegen den Fremden aus, indeß er rief:

— Gleiche Waffen! Klinge gegen Klinge! Thue Deine Schuldigkeit, mein Freund, Du biſt auf jeden Fall verloren. Iſt mein Fauſtgelenk beſſer als das Deinige, ſo ſtoß ich Dich nieder, und fährt mir Deine verdammte ſpaniſche Klinge durch den Leib: ſo hängt man Dich!

Das Handgelenk des jungen und ſchlanken Mannes war das beſſere. Sein Degen ſchnellte die Spitze des Schwertes des Soldaten mit ſolcher Kraft auf das Steinpflaſter, daß die Waffe wie Glas abſprang. Die ganze Scene hatte nur wenige Augenblicke gewährt. Als der Fremde ſich jetzt umſah, um zu entfliehen, hatten die Soldaten einen Kreis um die Fechter geſchloſſen. Sie lobten die Parade des Fremden, lachten den Kameraden aus, zeigten aber dem Sieger ein halbes Dutzend entblößter Klingen und nahmen ihm den Stoßdegen ab.

Digitized by Google

Prinz Moritz trat auf den Entwaffneten zu.

— Ihr ſeid ein tapferer Kämpfer! ſagte er, dem jungen Manne aufmerkſam in's Geſicht ſehend, um ſeine Züge zu erkennen. Finſterer fuhr er fort: Aber dieſe Eigenſchaft giebt Euch, zum Henker, kein Recht, ohne Laterne Nachts die Stadt zu durchſtreifen, auf den Anruf nicht zu ſtehen und Euer Geſchäft hier draußen zu beweiſen und zuletzt gegen die Wachen des Prinzen Statthalters Euren Degen zu gebrauchen. Man wird Euch lehren, in Zukunft als ruhiger Bürger Euch zu benehmen ... Macht dem Herrn da einen Strick um die Hand und bindet ihn an den Sattelbogen.

Mit Indignation trat der Jüngling vorwärts bis dicht vor den Prinzen.

— Ich bin ein ruhiger Bürger, ſagte er mit bewegter Stimme, und ich bitte Euch, da Ihr ein Offizier ſeid, mich vor unwürdiger Behandlung zu ſchützen. Ich fordere eine Unterredung mit Euch allein, um Euch zu überzeugen, daß ich bei meiner Anweſenheit hier nichts im Sinne gehabt habe, was Euch oder dem Prinzen von Oranien irgendwie nachtheilig wäre. Ich berufe mich auf den Statthalter, der es nicht billigt, daß ein unſchuldiger Mann wie ein Dieb und Mörder geknebelt wird!

— So? ſagte Moritz. Kennt Ihr den Oranien denn ſo genau?

— Ich kenne ihn nur, wie ihn die ganze Welt kennt; aber ich weiß, daß der Prinz Moritz ſich von Feldherren, wie Juan von Oeſterreich, wie der Herzog von Parma, die er an Kriegstalent überragt, an Ritterlichkeit nicht übertreffen laſſen kann.

— Da könnt Ihr Recht haben, mein zungenfertiger Herr! bemerkte Moritz trocken und trat mit dem Jüngling bei Seite. Jetzt, fuhr er dann fort, kurze und beſtimmte Antwort auf meine Fragen. Wie heißt Ihr?

— Peter Paul Rubens.

— Rubens; ſo hieß ein Maler von Niederland ...

— Er war mein Vater, erwiderte der Jüngling; und auch ich bin Maler.

— Und was wollt Ihr, mit Eurer Erlaubniß, hier um Mitternacht malen? Gehört Ihr etwa in dieſes Haus?

— Nein!

— Aber Ihr wolltet Euch einſchmuggeln?

— Mein Herr Offizier! ſagte der junge Maler; ich ſehe, Ihr ſeid, Eurem ganzen Weſen nach, mehr Cavalier, als ich nach Eurem erſten Befehle glaubte ...

— In der That, Ihr habt eine eigenthümliche Art, höflich zu ſein, Mynheer! ſagte Moritz und legte dankend die gepanzerte Rechte an den Stahlhelm.

— Gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr keinen Mißbrauch von meiner Erklärung machen wollt und ich werde Euch die offene Wahrheit ſagen. Ich denke, Ihr werdet Grund finden, mich zu entlaſſen.

Mit halbem Lachen ſagte der Prinz:

— Ich will ſehen, was ſich thun läßt, Herr Maler; ich gebe Euch das verlangte Verſprechen. Beginnt indeß jetzt zu beichten, denn mit dem Herrn dieſes Hauſes habe ich ebenfalls noch ein Wort zu reden.

Digitized by Google

Rubens dämpfte seine Stimme, strich sich die nassen Streifen langen Haares aus dem Gesichte und begann:

— Hier wohnt die Gräfin Lalaing.

— Ah, das ist eine Liebesangelegenheit! Ihr habt Madame la Comtesse zu sehen gewünscht?

— Nichts weniger. Die Gräfin ist übrigens Wittwe...

— Thut nichts, Herr Maler!

— Und fünfundsechzig Jahre alt.

Der Prinz brach in ein helles Lachen aus.

— Ja das, mein Freund, das allerdings verändert die Sache! bemerkte er sehr heiter werdend.

— Bei dieser Gräfin ward ich, bevor ich noch wußte, daß ich ein Maler war, Page. Ich habe an der Dame eine gütige Herrin, an ihrem Sohne, dem Grafen, fast einen Freund gefunden: so lange, bis Maria von Lalaing, die einzige Tochter der Gräfin, mich mit einer, mir bis dahin fremden, Leidenschaft erfüllte, mich bezauberte und mich fast wahnsinnig machte. Denn Wahnsinn hieß es, daß ich, kaum siebenzehn Jahre alt und dazu weder reich noch adelig, von der Güte der Gräfin die Hand ihrer Tochter erwartete. Von diesem Augenblicke bis zu meinem Abschiede aus dem Dienste erduldete ich eine Art von Höllenqual; die Comtesse und Franz, der junge Graf, suchten mich mit Gewalt festzuhalten, um mir nach allen Kräften mein Verbrechen zu Gemüthe zu führen. Maria erlitt eine Strafe, die sie mir, der aus diesem Hause entfloh, nicht anzuthun vermochten: sie ward für die Unbesonnenheit, einen armen Pagen geliebt zu haben, in ein Kloster der Ursulinerinnen nach Yfselland gesteckt. Ich ward Maler...

— Bei welchem Meister? unterbrach ihn jetzt der Prinz.

— Bei Theodor Verhaegt und bei Mynheer van Oort.

— Die Meister sind nicht gut, junger Mann. brummte Moritz; fahrt indeß fort.

— Und während der zwei Jahre, von damals bis jetzt — ich bin neunzehn Jahre alt — schrieb mir Maria aus dem Kloster drei Briefe, in denen sie mir ihr Elend klagte und die Niederländer herbeiwünschte, damit sie das Kloster abbrennen und die Nonnen befreien.

— Das ist ein sehr gutgesinntes und verständiges Mädchen! sagte der Prinz. Aber meine — unsere Leute sind doch, meine ich, in der Yfseler Gegend gewesen; haben auch ziemlich aufgeräumt...

— Ihr sagt recht, Herr Offizier: das Kloster, in welchem Maria war, hat Moritz von Oranien geplündert...

— O, o! er selbst wird wohl nicht geholfen haben!

— Aber es ist ausgeplündert, wiederholte der Maler. Maria ist geflohen und zu mir. Bereits am andern Tage aber hatten die Lalaing's ihre Anwesenheit hier erfahren und Gerichtsdiener kamen und führten das Mädchen mit Gewalt fort. Jetzt hat sie mir sagen lassen, wenn ich sie heute Nacht nicht befreien könne: so sei sie verloren; denn sie werde morgen früh von ihrem Bruder mit starker Begleitung nach Valenciennes in ein Kloster gebracht. Da sind ihre Fenster und hier bin ich!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Sehr gut! Und liebt Ihr die Dame wie früher? Thut mir die Gefälligkeit und antwortet mir ehrlich.

— Nein, Mynheer! Ich liebe ſie, aber nicht ſie mehr, ſondern die Kunſt iſt mein Höchſtes, der Inbegriff aller meiner Empfindungen und Gedanken geworden. Dennoch möchte ich Alles daran ſetzen, um die Gräfin Maria vor einem Schickſale zu bewahren, das mit ihrem Weſen im directeſten Widerſpruche ſteht und ſie fernerhin bis zum Tode zu dem elenden Geſchöpfe machen wird, als welches ſie zwei Jahre nicht gelebt, nein, blos exiſtirt hat.

Moritz wandte ſich um.

— Jacob, bewache Du dieſen Mann! ſagte er in ſeinem Befehlshabertone. Ihr da öffnet die Hausthür, da die Leute drinnen nicht neugierig genug ſind, um aus eigenem Antriebe mit uns Bekanntſchaft zu machen.

Einige Streitaxthiebe krachten; da ward die Thür von einer Anzahl von Dienern, die augenſcheinlich in nicht geringer Angſt geharrt hatten, ob das Erſcheinen der Soldaten dieſem Hauſe gelte, geöffnet. Moritz trat raſch ein. Der junge Graf erſchien jetzt im Nachtanzuge und erkundigte ſich ziemlich hohen Tones nach dem Begehr der nächtlichen Gäſte.

— Wißt Ihr nicht den Befehl zum Lichtlöſchen, widerſpenſtiges Volk, ſo wird er Euch verdolmetſcht werden! ſagte der Prinz ſehr aufgebracht.

— Betragt Euch höflich, rief Lalaing, oder ich werde Euch bei dem Statthalter anklagen! Hier brennt nicht ſo viel Licht im Hauſe, außer dieſem, das ich eben anzündete, um Euch zu ſehen, als ein Johanniswürmchen von ſich giebt.

Moritz ging die Treppen hinan zum zweiten Stock, gefolgt von einigen Soldaten.

— Hier muß es ſein! ſagte er und verſuchte eine Thür zu öffnen.

Ein Schrei ertönte drinnen und erſt nach der beſtimmteſten Drohung wurden die Riegel entfernt. In dem erhellten Zimmer ſtand bleich, wortlos die Hände gefaltet, ein ſehr zarter junger Mann in Reiſekleidern. Moritz hatte ſogleich begriffen; Comte de Lalaing erkannte ſeine Schweſter jedoch erſt nach dem erſten überraſchten Anblicken und brach in eine Fluth von Vorwürfen der wüthendſten Art aus.

— Da der junge Herr hier dennoch mehr Licht als ein Johanniswürmchen von ſich giebt, in Anwendung gebracht hat: ſo werde ich denſelben als Gefangenen mitnehmen, damit er beſtraft wird, wie es den Subordinationswidrigen gebührt.

Lalaing war in Verzweiflung.

— Es iſt meine Schweſter! rief er. Wagt es nicht, die Hand nach ihr auszuſtrecken...

— Ihr habt da eine merkwürdige Schweſter. Wißt Ihr, daß Ihr jeden Augenblick Euch noch verdächtiger macht, als Ihr es ſchon ſeid? Dies iſt ein Page, und wenn er ſich auch in Eure Schweſter verwandeln könnte, wie er es nicht kann, ſo wird er dennoch auf die Wache geführt. Marſch!

Der Graf mußte ſich fügen; aber er ſchwor bei allen heiligen und unheiligen Dingen die furchtbarſte Rache an dem Offizier zu nehmen. Er wollte mit zur Wache und ward demgemäß mitgenommen, jedoch ſogleich von zwei Mann fortgeführt.

Der ſchöne Page gelangte mehr todt als lebend in den Hof. Hier erkannte Maria den jungen Maler... Sie gewann faſt augenblicklich Faſſung und Haltung wieder, als ahne ſie einen

Digitized by Google

Zuſammenhang der Begebenheiten. Moritz ging zu Fuß neben den beiden Gefangenen, welche ſich gegenſeitig zu tröſten und Muth einzuſprechen ſuchten. Er entließ ſeine Leute bis auf die erſten beiden Reiter, welche ebenfalls abſteigen und zu Fuß gehen mußten. Der Prinz fragte nach den genaueren Umſtänden der von den Lalaing's gegen dies Mädchen verübten Tyrannei.

— Und Ihr wollt frei ſein?

— Ja, ſo gern ich lebe! flüſterte Maria.

— Wollt Ihr nach dem Haag? Ihr ſeid da ſicher...

Das Mädchen willigte ein, da ſie, wenn ſie frei war, Hoffnung hatte, den Maler wieder zu ſehen. Auf dieſes Wort hielt der Prinz an und ſandte den einen Mann fort. Nach etwa zehn Minuten kam eine gut beſpannte Kutſche im Galopp durch die Straßen gefahren und hielt vor der Gruppe der Wartenden ſtill.

— Nehmt Abſchied! ſagte Oranien und öffnete den Schlag. Aber raſch, ſonſt ſtehe ich für nichts.

Maria gehorchte weinend; der Maler und der Statthalter hoben ſie in die Kutſche, ungeachtet ihres Sträubens. Maria wollte durchaus nicht ohne den Geliebten abreiſen. Moritz flüſterte ihr einige Worte in's Ohr; das Mädchen ſchrie laut auf vor Ueberraſchung — der Wagen aber rollte fort.

— Wollt Ihr mir ſagen, was dies bedeutet? fragte Rubens, welcher glauben mochte, er träume.

— Erinnert Euch, daß ich zu fragen habe! Laßt uns erſt ſehen, ob Ihr vielleicht nicht eben ſo die Unwahrheit in Bezug auf Euch geſagt habt, wie der Graf Lalaing wegen des Lichtes log. Wo wohnt Ihr?

Rubens führte ihn nach ſeinem nahen Quartier.

— Hier! ſagte er.

— Nur aufgemacht, damit wir ſicher ſind.

Der Krämer unten mußte öffnen und hinauf ging's auf das Zimmer des Malers. Die Soldaten blieben draußen.

— Alſo das ſind Eure Malereien? ſagte Moritz, als auf ſeinen Befehl Licht angeſteckt war. Er ſah die fertigen Gemälde und eine Maſſe von Zeichnungen, welche umherlag, aufmerkſam durch, war aber augenſcheinlich von der Kunſt des Gefangenen nicht ſonderlich erbaut. Er machte einen lebhaften Ausruf, als ihm Planzeichnungen in die Hände fielen. Mit blitzenden Augen durchflog er ſie und urtheilte, daß dieſe militäriſchen Sachen bei weitem das Beſte von den vorhandenen Arbeiten wären. Eines dieſer Blätter zeigte er dem Maler von weitem und ſagte ſehr kalt geworden:

— Wollt Ihr mir dieſen Plan vielleicht verkaufen?

— Was für einer iſt's? ſagte Rubens. Die Feſtung Grove? Ich ſchenke ihn Euch mit tauſend Dank für den kühnen Dienſt, den Ihr Marien erwieſet...

Von jetzt an war Moritz nicht mehr zu ſprechen. Er zog noch einige Mal ſehr eilig den Plan hervor, erkundigte ſich, wer ihn aufgenommen habe, und examinirte den jungen Mann, als er gehört, dieſer habe ihn ſelbſt an Ort und Stelle gemacht, ob er auch die Kenntniſſe beſitze,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

eine ſolche Zeichnung richtig zu vollenden. Dann ſagte der Statthalter kurz gute Nacht, ohne nur noch ein Wort über etwaige Beſtrafung oder dergleichen zu verlieren.

Rubens blieb, von den Vorfällen dieſer Nacht ganz betäubt, zurück. Er ſah den Officier nicht wieder, die Geliebte eben ſo wenig, und konnte ſich längere Zeit von dem Andenken an dieſe Begebenheit nicht losmachen. Moritz war auf den Kriegsſchauplatz geeilt, und ſein erſter Schlag, den er führte, war die Eroberung der Feſtung Grove. Wenige Tage ſpäter empfing Rubens durch einen unbekannten Boten hundert Goldgulden und ein ſehr tröſtliches Schreiben von Marien, die jedoch durchaus nichts erwähnte, wo und in welchen Verhältniſſen ſie ſich befinde.

Bald ſollte ſich das Dunkel lüften. Der Statthalter kam abermals nach Antwerpen. Vor ſeiner Wohnung ſtand er eines Nachmittags, eben im Begriff, ſein Pferd zu beſteigen. Er war in einer bequemen Bürgertracht, nur führte er einen Degen. Augenſcheinlich wollte er einen Spazierritt machen. Zufällig kam Rubens die Straße daher, ſah den Prinzen, erkannte den damaligen Commandeur der Wache und blieb ſprachlos vor Ueberraſchung ſtehen. Aber auch der Prinz erkannte den Maler. Er winkte ihn zu ſich.

— Ich habe mit Dir zu reden, mein Sohn, ſagte er mit Hoheit. Ich beſitze jedoch keine Zeit für Dich, als eben dieſe, während welcher ich ausreite. Charles, ſagte er zu dem Reitknechte, gieb Dein Pferd; Du kannſt zu Hauſe bleiben. Setze Dich auf, Rubens — ſo heißt Du doch?

Der Maler gehorchte. Bald waren die Reiter im Freien. Der Prinz hielt erſt nach langer Zeit am Rande eines Wäldchens ſein Roß an. Der Ritt war ſo raſch geweſen, daß Keiner ein Wort geſprochen hatte. Jetzt ſagte Oranien:

— Mein Freund! es iſt Dir gewiß angenehm, daß Du erfährſt: Marie iſt in dem Hauſe des ehrwürdigen Senators Beurhelm im Haag und von der Dame des Hauſes als Kind angenommen. Sie iſt frei und zufrieden. Du aber wirſt Dich nicht mehr um ſie bekümmern; Urſache: das Niederland braucht ſolche Maler, wie Du einer werden wirſt, um auch im Reiche der Kunſt ſich ſelbſtändig und glänzend zu erheben. Du haſt mir einen Dienſt geleiſtet; die Feſtung Grove verdanke ich Dir und Deiner Zeichnung zunächſt, obgleich die letztere nicht ſo fehlerlos war, wie Du rühmteſt. Du wirſt es daher billig finden, daß ich Dich dem Meiſter Otto von Veen übergebe und ein aufmerkſames Auge auf Dich richte.

Rubens wagte kaum ſeinen Dank auszuſprechen, und als er einigermaßen mit ſeiner Rede im Fluſſe war, da ſchnitt ihm der Prinz dieſelbe durch ein lautes: Hallo! Hallo! ab. Aus dem Walde heraus ſtürzte ein Rudel von Schwarzwild, Keiler und Bachen, mit aufgeſträubten Borſten, glühenden Augen und ſchäumenden Rachen, von einer prächtigen Meute wüthend verfolgt. Eine Anzahl von mit Fangeiſen bewaffneter Treiber drang ſchreiend aus dem Walde und ſuchte einem ungeheuren Keiler beizukommen, welcher mit den ſchaumbedeckten Hauern einen Hund nach dem andern niederlegte.

Moritz war ein eben ſo leidenſchaftlicher Jäger als Kriegsmann. Während der Maler mit dem Auge ſeiner Kunſt dies herrliche, bewegte Bild ſammt der im Vordergrunde maleriſch-wilden, in der Perſpektive unvergleichlich klaren, Waldlandſchaft betrachtete, ſetzte der Prinz ſein Pferd in Galopp und griff nach dem Degen, um den vorderſten Keiler zu ſtellen.

Digitized by Google

— Aber hier iſt fremde Jagd! rief Rubens, ebenfalls in Galopp vorſprengend und den Degen, wo nöthig, zum Schutze des Prinzen ziehend.

— Ich muß alle Tage für die Niederländer ihre Feinde, die Spaniſchen und ihre Alliirten jagen, ſo werden ſie nichts dagegen zu ſagen haben, daß ich zur Abwechſelung einmal ihre Schweine jage! rief Moritz, deſſen Wangen ſich bereits vor Jagdluſt rötheten.

— Wir ſind in der Jagd des Grafen Lalaing! bemerkte Rubens nochmals mit lauter Stimme.

— Lalaing? Er hat es leiden müſſen, daß ſeine Schweſter gekapert wurde; ich möchte wiſſen, wie er es anſtellen wollte, zu verhindern, daß wir nicht augenblicklich dieſe verdammte, ſchwarze Beſtie niederſtoßen .... Er führte mehrere Hiebe nach dem Thiere, verfehlte es jedoch. Der Keiler hielt nur kurz Stand, dann rannte er wüthend auf die Treiber los, welche an einem großen umgeſtürzten Baume Stellung genommen hatten. Mit einem halben Dutzend von Hunden am Körper konnte das ſtarke Thier dennoch vorwärts kommen ... Eben in dieſer Secunde kamen, dem Prinzen und dem jungen Maler gerade gegenüber, zwei Reiter mit gezogenen Jagdmeſſern im Galopp aus dem Walde. Der vordere war Graf Lalaing, welcher im Vorbeiſprengen ſeine Waffe dem Thiere in den Nacken bohrte, dann, unfähig, ſein Pferd zu halten, einige Hunde niederritt und ſein Thier erſt unmittelbar vor demjenigen des Prinzen pariren konnte. Der Keiler ward indeß mit Spießen und Fangeiſen zum Hallali gebracht. Rauchend von Blut wälzte er ſich ſterbend zwiſchen der ſiegreichen Hundecolonne.

Lalaing und ſein Begleiter ſchienen ſehr unangenehm überraſcht, als ſie die ungebetenen Jäger betrachteten.

— Ihr, Mynheer! rief Lalaing aus, dann verſtummte er. Er erkannte den Maler, trotz der Unordnung, in welche ſein Haar nach dem Verluſte des Barettes gerathen war; er erkannte den Offizier der Nachtpatrouille, deſſen Name nie von ihm hatte ausfindig gemacht werden können. Dieſe Bekanntſchaft ... der Raub ſeiner Schweſter ... In einem Augenblicke war ihm Alles klar ... Mit hochgeſchwungenem Degen fiel er den Statthalter an.

— Endlich, endlich alſo ... ſchrie er.

— Ja, endlich ſiehſt Du den Prinz Moritz von Oranien! rief Rubens, ebenfalls auf Lalaing eindringend, der Deiner und Deiner Mutter Grauſamkeit gegen ein wehrloſes Mädchen Grenzen ſetzte.

— Warum ſchweigſt Du nicht, Gelbſchnabel! rief Moritz, einen Meiſterhieb als Antwort auf Lalaing's Stoß nach deſſen Kopfe führend. Genirt Euch nicht, Monſieur le Comte; Moritz oder nicht Moritz, wir werden uns ſchon zuſammen verſtändigen ...

Lalaing brach das Gefecht ab, wandte kurz ſein Pferd und ritt ſammt ſeinem Begleiter in raſendſter Carrière waldeinwärts. Er floh über die franzöſiſche Grenze, weil er die Rache des Prinzen ſehr ohne Grund fürchtete.

Der Statthalter warf jetzt einen Blick auf ſeine Umgebung. Der Keiler war todt; die Jagdmannſchaft umſtand ihn und hielt die Hunde von ihm ab.

— Die Beute gehört uns! ſagte der Prinz. Wir haben ſie dem Feinde abgejagt. Bringt das Thier gegen guten Lohn nach dem Palaſte Oraniens, Ihr Leute da.

An dem folgenden Schmauſe ward auch der Maler betheiligt. Es war das erſte Mal,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

daß er sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegte, in denen er später als Künstler und Diplomat so sehr glänzen sollte. Der Statthalter hielt Wort: er wußte von Otto Venius zu erhalten, daß er den Rubens als seinen besten Schüler mit wahrer Unermüdlichkeit heranbildete, und spätere Vorfälle aus seinem Leben beweisen, daß Oranien, ungeachtet seiner wachsenden Schwermuth und tyrannischen Härte, dennoch den von der Feuerwache aufgegriffenen genialen Nachtwandler nie vollständig vergessen hat.

Des Herolds Rast.

Von Nikolaus Verkolje.

Der Rang dieses Künstlers gehört, ungeachtet seiner eminenten Leistungen, zu den weniger genannten in der Geschichte der niederländischen Malerei. Wir wüßten kaum einige der Niederländer, deren Werken wir lieber begegneten, als denjenigen des jüngeren Verkolje. Es sind zwei Künstler dieses Namens: Vater und Sohn. Der Vater, Johannes, hat als Autodidakt — er war der Sohn eines Schmiedes — große Erfolge in der Landschaftsmalerei und im Portrait errungen. Sein Sohn Nikolaus sollte ihn jedoch weit übertreffen. Im Jahre 1673 ward dieser in Delft geboren und wurde bald neben Thomas von Wild, Johannes von der Spriet, Albert Vanderburg und Heinich Steen der ausgezeichnetste Schüler seines Vaters. Johannes führte seinen Sohn zuerst auf seiner eigenen Bahn, und Nikolaus kam als Landschafter seinem Vater fast gleich, erreichte ihn aber selten. Im Portrait dagegen übertraf er ihn bald und gewann den Uebergang zu Genre- und historischen Bildern, die Johannes nicht malte.

Diese letzteren Bilder zeichnen sich durch eine feine, charakteristische Auffassung aus und haben den Vorzug vor so sehr vielen Bildern anderer niederländischer Genremaler, daß sie fast immer ein ganzes Moment, nicht selten von poetischem Inhalte, umfassen und darlegen. Von den historischen Bildern Verkolje's haben eine Bathseba im Bade, ein Petrus, der Christum verleugnet, und ein Moses, den die Thermutis im Nil auffindet, den meisten Ruf erhalten. Die Zeichnung ist correct und immer sehr anmuthig, ohne weichlich zu werden; die Beleuchtung im höchsten Grade künstlerisch und die Färbung frisch und harmonisch. Von seinen Genrebildern dürfte dieser Herold, welcher Rast hält und eine junge Dame einladet, ihm beim Mahle Gesellschaft zu leisten, das ansprechendste sein. Jedenfalls ist keines derselben vollendeter und werthvoller.

Nikolaus Verkolje hinterließ auch eine Sammlung von eigenhändig gefertigten Tuschzeichnungen, welche jetzt ungemein selten geworden sind. Ebenfalls behaupten seine Bilder, deren Anzahl verhältnißmäßig gering ist, einen bedeutenden Geldwerth. Der Maler selbst lebte in angenehmen Verhältnissen in Delft, wo er 1746 starb, ohne einen bedeutenden Schüler gebildet zu haben.

Digitized by Google

Bildniß eines Unbekannten.

Von Ant. Van Dyk.

Glänzender als in diesem Bildniß hat Van Dyk kaum seine bewährte Meisterschaft für die künstlerische Auffassung von Persönlichkeiten dargelegt. Das Portrait eines Unbekannten steht, was den Kopf anbetrifft, neben den unübertroffenen Bildnissen von der Hand Leonardo da Vinci's. Rubens mit seiner mächtigen, strotzenden Virtuosität im Portraitiren, Tizian mit seiner selbst das Leben überbietenden und dennoch im Bilde wahren Farbengluth, sie sinken hier zurück. Ist je der geistige Gehalt, welcher sich in den Formen eines Menschengesichts kund giebt, das Innere eines Künstlers passirend, künstlerisch wiedergeboren, so ist es hier der Fall. Es scheint uns, als wenn die geheimnißvolle Unterschrift dieses Bildes, durch die Vergleichung mit dem abgeschlossen Charakteristischen desselben, eine unwidersprechliche Wahrheit erhielte. Einen so lebensvollen, durchaus individuellen Kopf hat Van Dyk auf keinem seiner Phantasiebilder aufzuzeigen.

In dem Unbekannten sehen wir einen Mann in der Blüthe der Kraft mit kurzgeschornem, von einer Pelzmütze bedecktem Haar, mit langem Schnauz- und Knebelbarte, welcher, in einen reichen Pelz gekleidet, in einem kostbaren Lehnstuhle sitzt. Das Gesicht des Mannes ist ernst, im höchsten Grade geistvoll, die Miene herrenmäßig, ohne stolz oder gezwungen zu sein. Blick, Züge und Haltung deuten unverkennbar auf einen Mann vom höchsten Range. Außer der Kleidung und dem Sessel darf man außerdem hierfür seine schwere goldene Halskette mit einem Schaustück daran, sowie einen nach der Art seiner Fassung höchst kostbaren Ring an seiner Rechten anführen.

Wer aber dieser im höchsten Grade anziehende Mann war, den hier Van Dyk's Pinsel verewigte, ist noch nicht ermittelt, so sehr unterrichtete Forscher auf dem Gebiete der Kunst auch das Dunkel aufzuhellen strebten. Nach einer ziemlich wahrscheinlich gemachten Annahme soll der Unbekannte ein walachischer Fürst, oder Hospodar der Moldau-Walachei gewesen sein Das malerische Costüm des Mannes, welches wesentlich von der zu Van Dyk's Zeiten in den westlichen Ländern Europa's gebräuchlichen Tracht abweicht, würde bei der erwähnten Annahme erklärlich gefunden werden.

Abgesehen hiervon, macht das Bild des Unbekannten einen unfehlbaren, fesselnden Eindruck. Ein einmaliger Blick auf diesen markirt geschnittenen Kopf genügt, um seine Züge sich auf immer einzuprägen. Die Ausführung des Originalbildes ist in Van Dyk's bester, besonnenster Weise gehalten; mit herrlicher Leichtigkeit sind der Bart, das kurze Haar und die Pelzränder der Mütze und des Kaftans gemalt. Die charakteristische Wahrheit dieses Bildnisses hat dasselbe seit langer Zeit zu einem Lieblingsstücke der Kupferstecher gemacht, und wirklich giebt es, außer mehren Stücken von Rembrandt, nur wenige Figurenbilder, welche gleich diesem Portrait der brillantesten Behandlung durch den Stich fähig wären und in ihrer Wirkung derjenigen des Originalgemäldes so auffallend nahe kämen.

Digitized by Google

Landſchaft.

Von Nicolaus Berghem.

Mögen wir uns auch unter den Gemälden der beſten Landſchaftsmaler umſehen: ſo werden wir doch ſchwerlich Landſchaftsbilder finden, welche an duftiger Leichtigkeit den Vergleich mit denjenigen Nicolaus Berghem's aushalten. Seine Bilder, von reicher Phantaſie zeugend und immer einen Hauch von klaſſiſcher Klarheit tragend, ſich herzerquickend und bedeutungsvoll, wie eine Ode des Horaz, welche die idylliſchen und glühenden Freuden des Landlebens feiert. Berghem idealiſirt faſt immer in ſeinen Gemälden, ohne aber der Natur je ungetreu zu werden. Bei aller Abwechſelung ſeiner Compoſition bleibt jedoch der Grundton der Gemälde derſelbe, weshalb faſt alle ſeine Bilder denſelben Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers machen. Die Kritik hat Berghem dies als Einſeitigkeit angerechnet und mit gutem Grunde, und den Wunſch ausgeſprochen: Berghem hätte mögen mehr nach der Natur malen, ſtatt ſich ſeiner Phantaſie ganz zu überantworten. Berghem zeichnete nie nach der Natur, kam überhaupt ſehr ſelten aus ſeiner Vaterſtadt Harlem heraus, muß aber doch, namentlich während er auf dem Bentheimer Schloſſe ein faſt müſſiges Leben führte, ein ſehr genauer Beobachter der Natur geweſen ſein, wie ſich an jedem ſeiner Bilder nachweiſen ließe. Seine in ſpäteren Jahren gemalten Bilder verlieren immer mehr an edler Simplicität und werden verworren. Die Staffage, immer in heiterſter Uebereinſtimmung mit der Landſchaft und manchmal auf's Meiſterhafteſte gruppirt, würde einem Meiſter im Genrefach Ehre machen. Oft aber wäre ihr eine zu große Skizzenhaftigkeit zum Vorwurfe zu geben, und hier würde alſo die Leichtigkeit des Malers zum Fehler. Die Färbung und Beleuchtung iſt durchgehends warm und lebendig und von einer großen Wahrheit.

Die Lebensumſtände des Malers waren immer eigenthümlich. Er ſchien geboren, um ſich fortwährend tiranniſiren zu laſſen. Berghem war ſehr häßlich von Perſon, und ſein Vater, der Maler Pieter von Harlem, konnte den „ſtruppharigen Kobold", welcher überdem in ſeiner Jugend ſehr wenig Talent und noch weniger Fleiß zeigte, nicht leiden. Der Maler hielt eine Zeichnenſchule für Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren, wobei er nicht ſelten übellaunig wurde. Dann mußte der Rücken des armen Nicolaus zum Blitzableiter des väterlichen Unmuths dienen, und zuweilen kamen Perioden, wo der Kobold geprügelt wurde, ſobald er ſich nur blicken ließ. Dann erbarmten ſich die Mitſchüler über ihn und ſtellten ſich vor ihn, damit ihn der Vater nicht erreichte.

— Berg hem! riefen ſie dann wohl, das heißt: verbirg ihn, oder ſteh' ihm bei. Dieſer Ruf ertönte zuletzt jedesmal, ſobald van Harlem Anſtalt zur Execution machte, und das Wort ward zum Spitznamen des Jünglings. In der Folge führte er, wohl aus Rache gegen ſeinen Vater, dieſen Namen in vollem Ernſte. Als er ſich verheirathete, bekam er eine ungebener habgierige Frau, die ihn kaum aus der Werkſtatt ließ und ihn nöthigte, jahraus jahrein angeſtrengt zu arbeiten. Er fügte ſich endlich in ſein Geſchick und lieferte eine ungewöhnlich reiche Anzahl von Bildern. Doch war er kurz vor ſeinem Tode, in ſeinem neunundfünfzigſten Lebensjahre,

Digitized by Google

ſo erſchöpft und abgeſtumpft, daß die Nachfragen nach ſeinen neuen Gemälden faſt aufhörten. Unſer Bild, wo links ſich ein mächtiger Fels erhebt und rechts eine Ausſicht über einen flachen Teich nach einer Waldgegend ſich eröffnet, iſt aus ſeiner mittleren Periode und weiſt Spuren von großer Raſchheit im Malen. Die Staffage, welche verſchiedenes Vieh, einige Weiber und Treiber zeigt, welche ſich ſämmtlich anſchicken, den Teich, oder beſſer vielleicht, die überſchwemmte Wieſe zu durchwaten, dürfte derjenigen auf ſeinem Bilde, die Fähre, angebrachten an künſtleriſchem Werthe nicht gleichkommen.

Eine Dame im Atlaskleid.

Von G. Terburg.

Gerhard Terburg, auch Terborch genannt, einer der größten Maler Hollands, kann mit Recht als der Vater der Converſationsmalerei angeſehen werden, in welcher Dow, Mieris, Metzu und Netſcher ſo große Erfolge errangen. Es iſt vielleicht aus der Urſache, weil Terburg in Holland zuerſt dieſe Richtung verfolgte, daß man ſich gewöhnt hat, ihn als den vorzüglichſten Meiſter in der Schöpfung von Converſationsſtücken zu betrachten. Man führt auch für Terburg's Ueberlegenheit den Umſtand an, daß namentlich die obengenannten Maler ihn ſtets als ihr unerreichtes Vorbild betrachteten.

Doch möchte es Terburg ſchwer werden, definitiv vor einem Dow, Mieris und Netſcher den Rang zu behaupten. Terburg's Phantaſie reicht zu einem vollen Genrebilde nur ſelten aus und er begnügt ſich meiſtens mit höchſt einfachen Situationen, die ſich in der Regel alle innerhalb deſſelben, ſehr enggezogenen Kreiſes bewegen. Selbſt die geprieſenſten Gemälde Terburg's verleugnen ſelten eine eigenthümliche Inhaltsleere, an welche ſich der Beſchauer erſt gewöhnen muß, um die Kunſt des Darſtellers völlig zu würdigen. Terburg, welchem die Erfindungsgabe ſo ziemlich fehlt, wiederholte ſich ſo oft, wie kaum ein anderer Maler. Der Drang zum wahren Schaffen in der Kunſt beſchränkt ſich bei Terburg auf den Drang zum bloßen Malen. Das aber verſteht Terburg auf eine ſo eminente Weiſe, daß ihn die niederländiſchen großen Maler, welche ſeiner Richtung folgten, ſelten erreichen und nie übertreffen. Das Kraftvolle bei aller Feinheit der Ausführung, das Geiſtreiche in der Auffaſſung, welches uns aus den Bildern entgegenſtrahlt, die Dow und Mieris malten, als ſie ſich von Terburg's beſchränkter Weiſe emancipirt hatten, beſitzt Terburg nicht; doch iſt er an treffenden, feinen Nuancirungen des Ausdrucks ſeiner wenig bewegten Geſtalten bei weitem reicher, als Kaſpar Netſcher in ſeiner letzten, ſo überfruchtbaren Periode. Am verwandteſten dürfte dem Terburg Metzu ſein, obgleich der letztere immer noch mehr geiſtige Beweglichkeit beſitzt.

Terburg's Figuren gehören meiſt immer den höhern Ständen an und zeigen eine Vornehmheit in Haltung und Miene, eine feine Gemeſſenheit, wie ſie kaum ein anderer Maler darſtellen kann. Eine eigenthümliche Grazie liegt in dieſen Perſonen, ohne daß man jedoch jedem

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Maler das abſichtliche Ringen nach anmuthigen Haltungen vorwerfen könnte. Terburg's Zeichnung iſt ungemein correct, leicht, frei, zierlich. Der Ausdruck ſeiner Köpfe iſt mehr anmuthig als charakteriſtiſch; Härten in den Zügen derſelben findet man nicht. Das Effectvolle verſchmäht der Maler beſtändig. Harmoniſch und milde wie die Zeichnung iſt auch das Colorit, und in dieſem und in der herrlichen Beleuchtung liegt Terburg's größte Kraft. Alles iſt bei ihm auf's Sauberſte ausgeführt, ohne daß der Gedanke an Aengſtlichkeit der Behandlung je aufkommen könnte. Es iſt bei Terburg eine feine, leichte und breitere Malerei als ſie etwa Dow aufzeigt, dem man oft die Mühe anſieht, welche ihn ſeine Arbeit koſtete.

Die Harmonie der Färbung bei Terburg iſt unvergleichlich, dazu kann ſie kaum wärmer und voller ſein. Es iſt ein Terburg'ſches Stück mit einem Zauber der Färbung angehaucht, wie ihn keiner ſeiner Nebenbuhler in der Gewalt hat. Auch iſt er in der Verdämpfung der Farben, namentlich in der Luftperſpektive vollendeter Meiſter. Zeugſtoffe wußte er mit herrlichſter Wahrheit darzuſtellen.

Die Dame, welche auf dieſem Bilde die Hände wäſcht, während die Zofe aus einem ſilbernen Gefäße Waſſer drüber gießt und mit der linken Hand ein Becken unterhält, hat Terburg ſehr oft gemalt. Es wird Terburg's Gattin ſein: eine friſche, zarte Blondine, mit unverkennbar holländiſchem Geſichtsſchnitte. Sie iſt faſt jedesmal wie hier im reichen weißen Atlaskleide, oder trägt eine Pelzjacke. Zuweilen iſt ſie neben vornehmen Herren oder Offizieren dargeſtellt, oder ſie muſicirt, oder empfängt Unterricht, oder läßt ſich einen Brief überreichen.

Terburg hat während ſeiner langen Laufbahn viel gemalt und die beſten Gemäldegallerien ſind reich von ſeiner Hand geſchmückt. Dresden hat allein drei Bilder, auf welchen dieſe blonde Dame dargeſtellt iſt. Sehr oft wird das Bild Terburg's genannt, welches „die väterliche Ermahnung" betitelt iſt; er wiederholte dies Stück öfter. Noch ſind zwei Bilder zu erwähnen: die Beſchwörung des Friedens zwiſchen den Niederlanden und Spanien zu Münſter am 15. Mai 1648, worauf ſich neunundſechzig Portraits von Geſandten der europäiſchen Mächte befinden, und ein alter Kloſterhof mit einer Schleifmühle, die ein Pferd treibt, während der Schleifer arbeitet, der Eigenthümer des Inſtruments ruhig wartet und eine Frau ein Kind von Ungeziefer reinigt. Man ſieht auf beiden Bildern den Meiſter in einer andern Weiſe wirken, als gewöhnlich. Das erſtere Stück iſt in Amſterdam, das andere in Berlin. Die humoriſtiſche Schleifmühle behauptet einen bedeutenden Kunſtwerth.

Terburg, um 1610 geboren, ſtammte aus einer alten Familie aus Zwoll und war der Sohn eines dortigen Malers. Von einem namhaften Meiſter wurde Terburg nicht gebildet. Er machte eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, ging nach Italien und blieb längere Zeit in Rom, als ein eben ſo unverfälſchter Niederländer wieder gehend, wie er gekommen war. Zur Zeit des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes befand ſich Terburg in Münſter, ein hochgeehrter Künſtler, deſſen Bildniſſe ungemein theuer bezahlt wurden. Dann reiſte er nach Madrid, vom Könige eingeladen, und ward hier ſehr ausgezeichnet, ſogar zum Ritter des Reichs ernannt. Hier in Madrid malte Terburg eben ſo wie in London, welches er ſpäter beſuchte, faſt nur Portraits. Auch in Paris hielt er ſich länger auf. Seine Bildniſſe waren ſehr ähnlich und hatten dabei die geſchätzte Eigenſchaft, daß der Maler unwillkürlich eine ſanfte Anmuth über ſeine Geſichter und Figuren ausgoß.

Digitized by Google

Endlich ſetzte er ſich in Deventer zur Ruhe und ward hier Bürgermeiſter. Er ſtarb 1681. Terburg wird als ein ſehr ſchöner Mann geſchildert, welcher es durch ſeine Sitte und edlen Charakter verſtand, alle Herzen, beſonders diejenigen der Damen, zu erobern. Seine Gemälde zumeiſt in feſten Händen, ſteigerten ſich fortwährend an Werth, ſo daß einige derſelben, wenn ſie zufällig los wurden, mit 6000 Thalern und 45,000 Francs verkauft ſind.

Abraham und Hagar.

Von Adrian van der Werff.

Der Maler dieſes Bildes hat ſich auf dem Felde der Portrait-, Genre- und Geſchichtsmalerei einen bedeutenden Ruf erworben. Van der Werff iſt ein Holländer; ſein Geburtsort iſt Kralingerambacht in der Nähe von Rotterdam, wo er 1659 das Licht erblickte. Obgleich ſein Vater ſehr arm war, ſo brachte er es doch zu Stande, daß ein damals in Rotterdam blühender, äußerſt gewandter Portraitmaler, Cornelius Picolet, den Knaben in die Lehre nahm, wo er ſo raſche Fortſchritte machte, daß Eglon van der Neer, dem Kunſtjünger eine glänzende Laufbahn vorausſagend, ihn zu ſeinem bevorzugteſten Schüler machte.

Von der Portraitrichtung her bewahrte van der Werff bis in ſeine letzte Periode ein inhaltreiches Charakteriſtiſches, welches nie durch die ſpätere bloße Gewandtheit bei dem Entwurfe ſeiner Gemälde völlig verdrängt werden konnte. Dieſe Charakteriſtik, durch eine ſonſt den holländiſchen Malern nicht eigenthümliche Leichtigkeit in Compoſition und Zeichnung abgeſchliffen, giebt den Genreſtücken van der Werff's eine attiſche Würze, wie ſein Lehrer ſie ſelten erreichte. Eine Reiſe, welche er mit dem letzteren unternahm, diente beſonders dazu, dem jungen Maler in ſeinen folgenden Werken eine Eleganz zu verleihen, wie ſie, zum Schaden der Kunſt, damals von den vornehmen Beſchützern derſelben erheiſcht wurde.

Im ſiebzehnten Jahre war Adrian ſo weit vorgeſchritten, um ſelbſtändig zu arbeiten. Es war der kunſtliebende Kurfürſt von der Pfalz, welcher den Künſtler lange faſt ausſchließlich beſchäftigte und dadurch die Urſache wurde, daß Adrian van der Werff bei der vornehmen Welt in Mode kam. Aus ſeiner erſten Periode ſtammen die Portraits der kurfürſtlichen Familienmitglieder und, im hiſtoriſchen Fache, das Bild: Urtheil des Salomon, welches unendlich oft durch den Grabſtichel wiedergegeben wurde. Van der Werff's erſten Bilder ſind markiger, breiter gemalt als diejenigen aus einer ſpätern Zeit, und dieſe frühen Blüthen des Talents müſſen an Pracht und Werth weit über die Productionen des ſpätern Lieblingsmalers der Fürſten geſtellt werden.

Die Richtung, welche van der Werff mit ſeinem ſteigenden Ruhm einſchlug, kommt zunächſt auf Rechnung der an ihn geſtellten Forderungen. Der Maler wurde genöthigt, ſeine Bilder bis auf's Genaueſte auszuführen. Man verlangte von ihm Cabinetsſtücke und er lieferte ſie und ſah ſich genöthigt, die Zierlichkeit in Zeichnung und Färbung ſtatt der großen künſtleriſchen Wahrheit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

derſelben zu verfolgen. Dieſe miniaturartige Ausführung ſeiner Bilder liegt vom Urſprung an nicht in van der Werff's Weſen, wofür namentlich ſeine früheſten Portraits Zeugniß geben. Eine Ausführung mit Dow'ſchem und Mieris'ſchem Fleiße war ihm keineswegs natürlich, daher wird er manierirt und mit Ausnahme des in der Regel mit glücklicher Harmonie gewählten Colorits geht er weit ab von künſtleriſcher Schönheit und Wahrheit.

Van der Werff hat ſtets eine ungemeine Vorliebe für Geld gezeigt, ohne aber, wie der alte Rembrandt, dabei die tiefſte Verachtung gegen die Ideen nnd Wünſche der Leute zu empfinden, welche ſeine Bilder kauften. Seine hohen Gönner liebten den damals modiſchen Ton des Fleiſches, welcher, der Wirklichkeit fremd, elfenbeinglatt ſich zeigt, und Werff eignete ſich nur zu bald dieſe gläſerne, geleckte, unwahre Weiſe in ſeinen Gemälden an. Ebenfalls, und das darf nicht weniger ſtrenge Beurtheilung finden, machte Werff viele Bilder, deren hauptſächlichſtes Verdienſt eine verſteckt ſein ſollende, darum aber nur um ſo unverſchämtere Lüſternheit iſt. Dies Lüſterne verleugnet ſpäter der Maler ſelbſt in ſeinen heiligen Bildern nicht.

Unſer Bild, die Austreibung der ägyptiſchen Sclavin, Hagar und ihres Sohnes Ismael, verbirgt einen Hauch dieſer Lüſternheit nicht; iſt übrigens rein und reizend aufgefaßt und zeigt eine faſt ideale Wahrheit. Auch hat ſich der Maler in der Compoſition einer Einfachheit befliſſen, wie er ſie ſelten erreicht. Die dieſem Stücke zu Grunde liegende wunderſchöne bibliſche Erzählung darf als bekannt vorausgeſetzt werden. Sara, die Frau des Erzvaters, welche ihm keinen Erben geben kann, führt ihm ihre ägyptiſche Sclavin, Hagar, zu, welche den Ismael gebiert. Als aber die Verheißung des Engels erfüllt war und Sara in ihrem hohen Alter den Iſaak, den Einzigen geboren hatte, durch welchen die Völker der Erde geſegnet werden ſollten, ward Sara auf ihre Sclavin eiferſüchtig und trieb den Erzvater ſo lange ein, bis er den Ismael, den Spötter, ſammt ſeiner Mutter, mit wenigen Lebensmitteln verſehen, aus dem Hauſe wies. Dies iſt der Moment des Gemäldes. Später in der Geſchichte ereignet ſich die rührende Scene zwiſchen Mutter und Sohn in der Wüſte, als ſie ſich weit von ihm abſetzt und verzweifelnd ausruft: Ich kann nicht anſehen des Knaben Sterben! Aber die faſt Verſchmachteten wurden durch den Herrn gerettet, welcher ihnen eine Quelle wies, und bald wurden die Nachkommen Ismael's, die Vorväter der Araber — wie dieſe behaupteten — die Herren der Wüſte und ein handeltreibendes reiches Volk.

Höchſt ehrwürdig und bezeichnend ſteht hier der Erzvater, in deſſen Mantelfalten ſich der kleine Iſaak, ſchadenfroh ſeinen bittenden Bruder anblickend, verbirgt. Kaum wagt es Abraham, das weinende Mädchen mit widerſtrebender Hand fortzuweiſen, während ſeine Rechte den Sohn ſegnet. Sara, an einen Pfeiler gelehnt, blickt mit kalter Befriedigung auf ihr Werk, während das Auge Abraham's von feuchtem Glanze umflort ſcheint. Im Hintergrunde beginnt mit der Pyramide die ſteinige, waſſerloſe Wüſte. Die Landſchaft iſt jedoch höchſt nebenſächlich behandelt. Die Zeichnung iſt ſauber, die Gewandungen frei und namentlich beim Abraham in breiter Weiſe gehalten; die Wirkung des Ganzen iſt lebhaft und eindringlich. Doch iſt der Farbenauftrag geleckt, obwohl das Nackte bei der Hagar weicher und elaſtiſcher erſcheint, als dies bei Adrian van der Werff gewöhnlich der Fall iſt.

Dieſer Maler erhielt für ſeine Bilder ungeheure Preiſe; fünf- bis zehntauſend Gulden für ein Gemälde war bei ihm nichts Ungewöhnliches. Von dem Chevalier Page bezog Werff 33,000

Digitized by Google

Gulden. Werff hat, obgleich er so sehr fleißig ausführte, eine nicht geringe Anzahl von Bildern geliefert, von denen Dresden und München die schönsten bewahren. Seinen Adel empfing er vom Kurfürsten von der Pfalz, welcher ihm auch ein Jahrgeld von 4000 Gulden zahlte, das später auf 6000 Gulden erhöht wurde. Werff wurde daher am Ende ein Mann von sehr großem Vermögen, der mit den ersten Familien Rotterdams verwandt war. Für seine Lieblingsstadt Rotterdam zeichnete Werff, der in architektonischer Hinsicht bedeutende Kenntnisse hatte, den Entwurf der jetzigen Börse, und seine Freunde, die Baumeister in Rotterdam, hatten sich sehr oft von seiner Hand der schönsten Risse zu ihren Portalen und Façaden zu erfreuen. Einige dieser architektonischen Zeichnungen, sehr sauber ausgeführt, sind noch vorhanden; anderweite Zeichnungen, die er stets gleich seinen Gemälden auszuführen pflegte, sind im höchsten Grade selten und daher von ganz ausnehmendem Werthe. Nach Werff ist oft gestochen und dabei ist seinen Genrestücken stets der Rang eingeräumt; wohl auch ein Anzeichen, daß seine selten so vollendet als das Bild Abraham und Hagar aufgefaßten geschichtlichen Gemälde diesen Genrestücken an künstlerischem Gehalte nachstehen. Van der Werff starb in Rotterdam im Jahre 1722. Von seinen zahlreichen Schülern verdient sein Bruder Pieter van der Werff besonders genannt zu werden, obgleich derselbe die Manier des Meisters noch weiter auf die Spitze trieb und keineswegs an Phantasie und Compositionstalent dem Adrian gleichkam. Pieter lebte von 1665 bis 1718.

Mutter und Kind.

Von B. van der Helst.

Ueber das Geburtsjahr dieses ausgezeichneten holländischen Bildnißmalers sind die besten Kunsthistoriker nicht einverstanden. Jedenfalls aber muß dasselbe zwischen 1601 und 1613 fallen. Sein Lehrer wird nirgend erwähnt. Um so bewundernswürdiger ist dieser, als Autodidakt anzusehende Maler durch die hohe Vollendung, welche er in seinen Werken erreichte. In seiner vortrefflichen Färbung und Beleuchtung nähert er sich dem alten Zauberer Rembrandt; mit Van Dyk hat van der Helst die breite, klare Behandlung und ästhetische Auffassungsweise der Köpfe gemein und in der Darstellung der Gewandung kann er mit Terburg wetteifern. Ganz besonders zieht die charakteristische, sprechende Wahrheit seiner Portraits an.

Die feine geistreiche Auffassung der Form und des Inhalts menschlicher Gesichtszüge hätten van der Helst den glänzendsten Weg zur naturkräftigen Historienmalerei bahnen können, wenn der Fleiß eine größere Herrschaft über sein unbändiges Gemüth besessen hätte. Er malte, stets im Strudel wilder Zerstreuungen lebend, nur dann, wenn er durchaus Geld brauchte; übrigens betrachtete er seine Kunst ganz als eine Nebensache. Er lachte die Leute aus, welche für seine Bilder schweres Geld bezahlten und dieselben für Meisterwerke erklärten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dieſer Leichtſinn iſt in den Augen des Kunſtliebhabers um ſo unverantwortlicher, als Helſt, bei ſeiner gänzlichen Nonchalance, mehre auf unſere Zeit herabgekommene Bilder malte, welche nur zu genau bezeugen, welcher geiſtreiche, feurige und kräftige Kopf lachend dem höheren Streben in der Malerei den Rücken wandte.

Eines ſeiner Bilder, in welchem er ſeinen höchſten Aufſchwung nahm, gilt heute noch für unübertrefflich. Es iſt das Schützenmahl im Muſeum zu Amſterdam, welches die Bürger dieſer Stadt ihrem Hauptmanne Wits zur Feier des weſtphäliſchen Friedens im Jahre 1648 gaben. Das Gemälde iſt von bedeutender Größe und zeigt vierundzwanzig portraitähnliche, lebensgroße Figuren in herrlicher Gruppirung. Sie ſind in ihren reichen, maleriſchen Trachten mit einer Kraft, Kühnheit und Genauigkeit in der Ausführung gemalt, die in Erſtaunen ſetzt. Die Charakteriſtik dieſer Repräſentanten der alten Bürgerſchaft Amſterdams iſt ſo treffend, daß der Beſchauer vielleicht nirgends beſſere Studien als hier über das alte Wort machen kann: „Hie gut Holland allewege.“

Genreartig gehalten, mit einer guten Doſis feinen Humors gewürzt, iſt das nicht weniger berühmte Bild in der Pariſer Nationalgallerie, wo die vier Amſterdamer Bürgermeiſter tiefſinnig berathen, welcher Armbruſtſchütze beim Vogelſchießen den Preis erhalten ſoll.

Ein drittes Meiſterſtück van der Helſt's, welches unwillkürlich an das Compromiß von de Biefve im Ausdruck der Figuren denken läßt, iſt ein Bild, auf welchem dargeſtellt iſt, wie die Repräſentanten von Holland den bekannten Waffenſtillſtand von 1639 beſchwören.

Wir haben hier eins von van der Helſt's Bildniſſen: eine Amſterdamer Bürgersfrau im Sonntagsanzuge, ihre etwa ſechsjährige Tochter an der Hand haltend. Betrachtet man das Bild, ſo vergißt man ſofort die Kunſt des Malers, vor der überraſchenden Wahrheit, mit welcher der Gegenſtand des Bildes uns entgegentritt. Man ſtellt, ſtatt das Gemälde als ſolches zu würdigen, Betrachtungen an über die Zeit und das Leben, welchem dieſe Frau angehörte. „Jeder Zoll Altholland!“ muß man unwillkürlich ausrufen bei dieſer holländiſchen Gemüthlichkeit, dieſem unerſchütterlichen, ehrenfeſten Wohlbehagen und bei der wahrhaft in's Holländiſche überſetzten Poeſie, welche in dem Gedanken von einer Mutter mit ihrem Kinde unabweislich ſich bei uns hervordrängt.

Dann erſt kann man ſagen: aber wie iſt das gemalt! Breit, ſicher, kräftig ſtellt ſich die Arbeit des Künſtlers derjenigen der beſten Meiſter im Bildnißfache zur Seite. Dies iſt eines derjenigen Portraits, welches der geniale Künſtler deswegen ſo ſprechend wahr malte, um aus vollem Herzen über die dargeſtellte Perſon lachen zu können.

Van der Helſt ſtiftete in Amſterdam, aus welcher Stadt er ſich ſelten entfernte, die St. Lucasgeſellſchaft für Maler, in welcher mehrere angeſehene Künſtler, wie Kretſer, Stokade u. ſ. w., Theil nahmen. Van der Helſt aber wußte es immer ſo einzurichten, daß dieſe projectirte Akademie nie den Hauptcharakter einer Zechgeſellſchaft einbüßte. J. van Dyk nennt van der Helſt den Caſtellan der Doelen, die nach dem Namen des Malers die Helſtendoelen genannt wurden.

Van der Helſt wird gegen 1670 geſtorben ſein.

Digitized by Google

Rembrandt's Tochter.

Von P. Rembrandt.

Eins der Bilder von Rembrandt's Tochter gaben wir bereits: es iſt dies Rembrandt's Tochter mit der Nelke, in welchem der Maler eine Grazie entfaltet, die den Beſchauer unwiderſtehlich hinreißt. In dem erſten Bildniß iſt die Dame, welche hier im Federhute erſcheint und Rembrandt's Tochter mit dem Federhute genannt wird, kaum ſiebzehn Jahre alt, und wir wundern uns nicht, wenn wir leſen, daß das aufblühende Mädchen die ganze junge Männerwelt des Haags bezauberte.

Hier im Hute iſt die ſchöne Blüthe ſchon überreif, faſt verwelkt. Die pikanten Züge der Siebenzehnjährigen erſcheinen ausgeprägt, faſt markirt und der ganze Kopf ähnelt demjenigen Rembrandt's in auffallender Weiſe. Statt der unbewußten Lieblichkeit des jungen Mädchens, ſtatt des offenen anmuthigen Lächelns deſſelben begegnen wir hier einer gemachten, koketten, faſt lüſternen Miene. Hier quillt der Ausdruck nicht mehr aus dem Herzen hervor wie ein klarer, duftiger Strom; das Lächeln liegt blos noch in den Muskeln des Antlitzes und entbehrt alles weiblichen Reizes.

Rembrandt's Tochter weiß hier ihre — vergangene Schönheit und ſucht mit den ſchönen Reſten ſich faſt gewaltſam zu ſchmücken... das ewige Beſtreben alternder Jungfrauen. In dieſer Hinſicht iſt gegen Rembrandt's Tochter mit der Nelke, Rembrandt's Tochter mit dem Hute leer und unangenehm.

Deſto mehr hatte Rembrandt Gelegenheit, bei ihren faſt männlichen Zügen, bei dem lebhaften Muskelſpiel ihres Geſichts die ganze, unbegreifliche Kunſt zu entfalten, welcher er im Helldunkel und in der Beleuchtung mächtig war. Und wenn dieſe Kunſt betrachtet wird, die Macht des Pinſels, welche ſich kaum irgend auf einem Bilde Rembrandt's ſo ſchlagend zeigt als hier, ſo muß ſelbſt ein befangenes Auge erkennen, daß Rembrandt's Tochter im Hute vor demjenigen Bildniß, auf welchem ſie die Nelke hält, bedeutend den Vorrang behält. Leider iſt dies Bild bedeutend nachgedunkelt. Wir wüßten indeß kaum einen Stich, welcher dies Portrait mit ſolcher Nachbildung des Rembrandt'ſchen Clairobſcur darſtellte, als der unſrige, auf dem die Linienmanier dem Effecte der Malerei ſehr nahe kommt.

Digitized by Google

Die Terraſſe.

Von Antoine Watteau.

Die beiden Levers, welche regelmäßig den Beginn des Tages im Verſailler Schloſſe bezeichneten, waren ſoeben eröffnet. Die Elite der Höflinge glitt lautlos nach den Gemächern Ludwigs XIV. Voran ſchritten neun oder zehn Perſonen, meiſtens in reiferem Alter, mit ungeheuren Perrücken verſehen. Ihr Anzug dagegen war abſichtlich vernachläſſigt und machte Anſprüche auf die Bezeichnung Negligé-Toilette. Dieſe „Unangekleideten", welche nur durch ihre Wolken-Perrücken zu verſtehen gaben, daß ſie bei dem Könige ihre Aufwartung machten, hatten das beneidenswerthe Privilegium, bei dem Aufſtehen Ludwigs gegenwärtig zu ſein, mit dem Allmächtigen über das Wetter, über die Jagd, das Theater, über die Neuigkeiten der Chronique scandaleuse zu ſprechen, oder genauer, da eine regelmäßige Unterhaltung durchaus nicht geſtattet war, kleine, geiſtreiche oder fade, witzige, gutmüthige oder boshafte Bemerkungen zu wechſeln. Daneben war es ihnen vergönnt, Zeuge davon zu ſein, wie die bereits ſehr gebrechliche, neunundſechzigjährige Majeſtät von Frankreich ſich allerhöchſt eigenhändig mit ſchweren, langen Seidenſtrümpfen verſah und ſich raſiren ließ. Friſirt war der alte König vielleicht ſchon lange bevor irgend einer ſeiner Hofleute erwachte. Die Geheimniſſe dieſes Levers avant la lettre kamen keinem Sterblichen als dem Signor Pompeo Franceſe, dem erſten Kammerfriſeur, nicht einmal der Frau von Maintenon zu Geſichte, denn Ludwig hatte eine ſehr ſtark ausgeprägte Abneigung, in kahlem Schädel zu erſcheinen, obſchon er in Anderweitem nichts weniger als eitel, oder gegen ſeine zunehmende Altersſchwäche blind war.

Nach den Auserwählten folgten die Perſonen des großen Levers, die glücklichen Zeugen davon, wie Ludwig XIV. frühſtückte. Während ſie eintraten, wurde die kleine Unterhaltung des kleinen Levers erweitert; es durfte ordentlich menſchlich geſprochen werden. Der König hörte in der Regel zu, ohne zu antworten. Doch hatten nur die zum kleinen Lever Berechtigten die Erlaubniß zu ſprechen und irgend etwas vorzutragen, ohne von dem Könige angeredet zu ſein. Zum großen Lever kamen oft Fremde von Diſtinction, und war Ludwig nicht, wie er es gewöhnlich zu ſein pflegte, zu apathiſch, um ſich zuſammenhängend zu unterhalten, brach noch ein Mal wie die ſinkende Sonne durch nebliges, ſchweres Gewölk ſeine noch ſtets unvergleichliche, majeſtätiſche Liebenswürdigkeit hervor, dann pflegten dieſe Minuten zu den intereſſanteſten zu gehören, die man auf dem weiten Boden des intereſſanten Frankreichs irgendwie verleben konnte. Wen der König anredete, durfte ſo lange frei reden, bis es ihm gefiel, eine andere Perſon dadurch auszuzeichnen, daß er ſich an dieſelbe wandte. Entſtand eine Pauſe, ſo fingen die privilegirten Sprechmaſchinen vom kleinen Lever auf eigene Hand an zu ſpielen. Mit einem Worte, dieſe Levers ſtrebten ernſtlich dahin, das feine, geiſtreiche, unvergleichliche China an den Strand der Seine zu verpflanzen und die Franzoſen zu europäiſchen Chineſen zu bilden. Die Höflinge waren zu gelehrig, als daß ſie nicht ihre chineſiſche Metamorphoſe hätten vollſtändig bewerkſtelligen ſollen.

Digitized by Google

Zum großen Lever wurden nicht selten Damen zugelassen, obwohl es Ludwig eigentlich nicht liebte. So war's auch an dem Morgen, welchen wir im Auge haben. Die Herzogin von Maine, die dem Könige im Grunde seines Herzens beinahe so unangenehm war, als er ihren Gemahl, den Herzog, seinen legitimirten Sohn von der Montespan, liebte, war zum Lever gekommen. Sie war eine Priezessin von Charolais-Condé, sah sehr gut aus, war klein, aber sehr graziös gewachsen, trug sich dabei phantastisch und glaubte wegen dieser Albernheit das begründete Recht zu haben, Jeden mit ihren geschraubten Reden, die sie ungemein witzig fand, anzufallen und zu langweilen. Auch der König entging ihr selten. Wandte er sich von der eitlen Zwergin mürrisch und schweigend ab, so ward die Herzogin nur noch aufgeräumter, als sie es gewöhnlich war, und hatte wiederum die glänzendste Gelegenheit, ein schon in Bereitschaft gehaltenes boshaftes Bonmot über die Schwachköpfigkeit des Monarchen und den beispiellosen Erfolg seiner Erziehung durch Madame de Maintenon anzubringen. Bat daher die Herzogin um eine Gunst des Königs, so durfte man ungefähr schon überzeugt sein, er werde sie abschlagen oder erklären, sich darüber zu besinnen. In letzterem Falle kam diese Bitte in das mit Crucifixen gezierte Boudoir der Maintenon, und vor dem furchtbaren Richterstuhle, welcher hier die Gestalt eines schwarzbehangenen Fauteuils hatte, ward dann unfehlbar die Schwiegertochter der Montespan abgewiesen.

Außer der Herzogin von Maine war auch die Gräfin de Noailles zum Lever. Ihr Gemahl war der Sohn des berühmten Herzogs von Noailles, ein ziemlich unbedeutender Mensch, welcher sehr der Aussteuer seiner Frau, 150,000 Francs, bedürftig gewesen war. Dies Geld hatte der König der Gräfin geschenkt und zwar auf Vermittelung der Madame de Maintenon, welche, um den Ruf ihrer unerhörten Uneigennützigkeit zu bewahren, sich sehr selten mit solchen Angelegenheiten einließ. Dasmal aber hatte sie ihrer Nichte nicht widerstehen können und das war die Gräfin Noailles, früher Mademoiselle de Bilette genannt.

Die Gräfin Louise de Noailles, zweiundzwanzig Jahre alt, war gewiß damals, das heißt im Jahre 1707, eine der schönsten Damen am Hofe. Sie war schlank und besaß dennoch eine graziöse Fülle der Formen. Ihr reiches Haar trug sie so einfach als möglich à la chinois, indeß die Herzogin von Maine eine wahre thurmhohe Frisur auf dem Kopfe zu balanciren pflegte. Der duftende, wie zarter Reif auf dem Haar der Gräfin zitternde Puder ließ ihre von Natur zarte und blühende Gesichtsfarbe nur noch reizender erscheinen, und überraschend wirkten ihre glänzenden blauen Augen unter den hochgeschwungenen, schwarzen Augenbrauen auf Jeden, der die Gräfin noch nicht oft gesehen hatte.

Louise de Noailles konnte, gleich der Herzogin von Maine, die Maintenon nicht leiden. Sie ergriff jede Gelegenheit, um sich namentlich über den pedantischen Geist der Wittwe des alten „Bajazzo Scarron" lustig zu machen; ja sie ging sogar so weit, höchst verdächtige Abenteuer zum Besten zu geben, in denen ihre Tante, Madame de „Maintenant", in Gesellschaft der zwei Jahre vorher gestorbenen französischen Aspasia, der Ninon de l'Enclos, der Madame de Pommereuil und der noch schlimmer berüchtigten Madame de Montchevreuil eine Rolle gespielt haben sollte. Hauptsächlich mochte aber diese Bosheit der Nichte gegen die Unentbehrliche des Königs daher kommen, daß sie prinzipiell so sehr wenig für ihre Verwandten that. Als die Maintenon ihr das königliche Hochzeitsgeschenk vermittelt hatte, ließ der Groll der Gräfin nur

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

in so weit nach, daß sie die erstere, mit nicht viel abgestumpfterer Bosheit, meine „neue Tante“ nannte.

Dennoch war Louise der Liebling der Maintenon, vielleicht deßhalb, weil sie ganz rücksichtslos die Wahrheit sagte, wodurch sie in den Abendzirkeln des Königs die Gesellschaft schon oft in so große Verlegenheit gesetzt hatte, daß der Monarch auf einen Augenblick seine wundervolle Haltung vergessen, in helles Lachen ausbrechen und den beiden gefährlichen Witzbolden, dem alten Hofmeister des Dauphin, Herrn von Montausier, dem Misanthropen, und dem Herzog St. Simon, dem großartigen Lügenmeister auf Kosten der Thorheiten Anderer, das Signal geben konnte, unbarmherzig über die durch die Offenheit der Dame Compromittirten herzufallen. Ebenfalls liebte die Maintenon den gutmüthigen Gemahl ihrer Nichte herzlich und bekümmerte sich sehr um das Glück dieser Ehe, vermuthlich weil sie dieselbe angestiftet hatte. Das Höchste, was Louise von ihrer Tante für ihre bitteren Aeußerungen — die einer Andern den Besuch von Pignerol oder gar der Bastille zugezogen hätten — zu erdulden brauchte, war, daß Madame Maintenon sie, die Gräfin, eine Zinngießerin schimpfte. Hatte die Gräfin ihre Tante bis zum Aussprechen dieses Wortes gereizt, so blieb die letztere unbestritten Siegerin und Louise fing an zu weinen. Der Vater ihrer Mutter war nämlich ein Kupferschmied oder etwas Aehnliches gewesen. Die Versöhnung der beiden Verwandtinnen pflegte dann dadurch wieder eingeleitet zu werden, daß Louise de Noailles ihre Tante um irgend etwas bat, was diese zu gewähren sich beeilte.

Diese Aussöhnung war nicht vor langer Zeit erfolgt. Die Gräfin stand also mit der Madame de Maintenon, folglich auch mit dem von ihr gänzlich unumschränkt beherrschten Monarchen im ausgezeichnetsten Vernehmen. Die gewöhnliche Bitte um eine Gnade, welche dem heftigen Finale der Differenzen zwischen beiden Damen zu folgen pflegte, war das mal eine ziemlich ungewöhnliche.

Es war, wie bemerkt, im Jahr 1707, und zwar im Frühling, der diesmal in Frankreich in reizendster Gestalt erschienen war. In Spanien spielten die letzten Acte des dreizehnjährigen spanischen Erbfolgekrieges, in welchem bekanntlich Oesterreich, England und die Niederlande für den Sohn des römischen Kaisers Leopold I., Karl von Oesterreich gegen den von der französischen Macht vertheidigten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, rastlos kämpften, indeß Spanien sich bald dem einen, bald dem andern Prätendenten zuneigte. Die Sympathien der Spanier jedoch fingen seit längerer Zeit an, sich Philipp von Anjou entschieden zuzuwenden. Vielleicht war sein letztes Misgeschick davon die Ursache. Die alliirten Armeen eroberten fast ganz Spanien, trotz des verzweifelten Widerstandes der Franzosen und namentlich der Castilier, und die englischen Kriegsflotten eroberten alle Hafenstädte Spaniens, die nur irgend Bedeutung hatten, ohne Ausnahme und besetzten einige Hauptpunkte der Inseln im Mittelmeere. Den Anmaßungen der Sieger gegenüber wandten sich die Herzen der Spanier dem unerschrocken sich haltenden Philipp und namentlich der Seele aller seiner Unternehmungen, seiner geistreichen Gemahlin, zu. Der Herzog von Berwick, als französischer Oberbefehlshaber, strengte alle seine Gewandtheit an, um neben seinem ziemlich unbedeutenden Heere von Franzosen die unregelmäßigen spanischen Zuzüge zu organisiren, und er konnte es, nach ungeheurer Mühe, wagen, dem englischen General Lord Ralway und dem erbittert für Karl von Oesterreich fechtenden, die feindlichen spanischen Streitkräfte befehligenden General Las Minas die Schlacht bei Almanza

Digitized by Google

anzubieten. Berwick siegte für Philipp von Anjou, Galway und Minas wurden schwer blessirt und ließen 5000 Todte und wenigstens doppelt so viele Gefangene auf Almanza's Wahlplatze.

Unter den Gefangenen waren hundertachtzehn Offiziere, entweder, und das war durchschnittlich der Fall, von hohem militärischem Range, oder aus einer der höchsten Familien Spaniens. Diese vornehmen Herren wurden, während Berwick Arragonien unterwarf, nach Frankreich geführt. Einige dieser spanischen Offiziere, deren Familien in ihrer Heimath einen bedeutenden Einfluß ausübten, brachte man nach Paris und Versailles, nahm ihnen das Ehrenwort ab, daß sie keine Flucht versuchen wollten, und zog sie dann an den Hof und in den Kreis der ungeachtet des Alters der Königin und der Bigotterie der Maintenon noch immer höchst brillanten Vergnügungen desselben, indeß man sie mit Zuvorkommenheiten überhäufte, um sie den französischen Prinzen in Spanien geneigt zu machen. Es ist gewiß, daß nur bei wenigen dieser so liebenswürdig gefangen gehaltenen Männern der beabsichtigte Zweck des Hofes nicht erreicht wurde.

Nicht allein Offiziere, auch eine Dame war den Siegern bei Almanza in die Hände gefallen. Es war die Tochter des eben so umsichtig tapfern als höchst einflußreichen Generals Las Minas y Huesco. Auch der Donna Josita hatte man sich versichern zu müssen geglaubt und sie war mit den Gefangenen nach Versailles geführt. Wie die Officiere hatte die junge Spanierin ihr Wort gegeben, nicht zu fliehen, und sofort war sie von den vornehmsten Damen des Hofes feierlich als Schützling erklärt und mit solcher liebevollen Aufmerksamkeit behandelt, daß Donna Josita gewiß keine Ursache hatte, ihre unfreiwillige Reise nach Frankreich zu bereuen.

Wer sich aber der Spanierin vollständig bemächtigt und alle andern Protectricen derselben verdrängt hatte, das war die Herzogin von Maine und die Gräfin de Noailles. Donna Josita war, des Glanzes, der sie umgab, ungeachtet, nicht glücklich. Sie hätte sich lieber unter dem Zelte ihres Vaters im Getümmel des Feldlagers zur Ruhe gelegt, als hier im Versailler Schlosse in ihrem prächtigen Zimmer mit Malereien von Philipp von Champagne an den Wänden und mit ungeheuren Spiegeln und venetianischen Fensterteppichen geziert. Der General Minas bedurfte ihrer Pflege und sie war fern von ihm gefangen. Ihr einziger Trost war, daß sie in der Sprache ihrer Heimath sich mit ihren Beschützerinnen unterhalten und ihre Klagen aussprechen konnte; denn die Herzogin von Maine schnatterte die Lengua castellana gleich einer beredten Donna von Manzanares, und wenn Louise de Noailles auch die außerordentliche Zungenfertigkeit der kleinen Herzogin nicht besaß, so hatte sie dagegen die Eigenschaft, mit ausgezeichnetem Wohlklange aus dem Gedächtniß eine Menge der schönsten spanischen Gedichte vortragen zu können.

In der ersten Zeit, nachdem die Spanierin in Versailles angekommen war, hatten die beiden Damen dieselbe aus wahrem Egoismus zurückzuhalten gestrebt, denn sie liebten das eigenthümlich bezaubernde Mädchen aus Valencia viel zu sehr, um sich sobald wieder von ihr zu trennen. Kaum aber hatte ihnen Josita ihr Herz, ihre heftige Sehnsucht nach der Heimath und den Schmerz um das Geschick ihres verwundeten Vaters gezeigt, da beeiferten sich die Französinnen um die Wette, es möglich zu machen, daß Josita's Wunsch erfüllt werde.

Es war nach einer vorübergegangenen, stürmischen Scene zwischen Madame de Maintenon und ihrer Nichte die erste Bitte der letzteren gewesen, man möge, wie der General Minas in einem eigenhändigen Schreiben an den König vorgeschlagen, einen besonders von Ludwig XIV. begünstigten jungen Marquis d'Uzelles, der sich in der Gewalt der Engländer befand, gegen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Joſita auswechſeln. Madame de Maintenon konnte unmöglich widerſtehen; aber ſie bemerkte ſehr ängſtlich, daß der Herzog von Berwick hinſichtlich der kleinen Spanierin ausdrücklich an den König geſchrieben habe, daß man durch ſie die bedeutendſten Reſultate in Bezug auf die gegen Philipp von Anjou noch in Waffen ſtehenden Spanier erzielen könne.

— Die Verbindung mit dem General Minas iſt angeknüpft, ſchloß die Maintenon, ſie muß bis zum Ende geführt werden...

— Aber, gnädige Tante, hatte Louiſe mit großer Lebhaftigkeit erwidert, es wird doch Niemand ſo ganz und gar barbariſch ſein, zu beabſichtigen, dieſen ſpaniſchen General dadurch für Frankreich gewinnen zu wollen, daß man ſeine einzige Tochter zum Preiſe ſeines Uebertrittes macht?

— Wer redet denn davon? Nein, der König beſitzt in Donna Joſita blos einen gewiſſen Punkt....

— Joſita wäre ein Punkt? Wenn Sie ſo von der Armen zu reden im Stande ſind, ſo iſt ſie ſicher verloren!

Die Maintenon, keineswegs eine Freundin von empfindſamen Scenen, die ſie nicht ſelbſt angeſtiftet hatte, erhob ſich im höchſten Grade erzürnt über die Komödie ihrer Nichte, die ſich niederwarf, als wenn ſie nie mehr aufſtehen wollte, weinte, und in dieſer angreifenden Situation ihre Tante „bei den Göttern" beſchwor, die kleine Spanierin ihrem Vater zurückzuſenden.

Madame de Maintenon beugte ſich jetzt zu Louiſe hinab, beide Hände wie eine ächte „Dame der Hallen" auf die Hüften ſtemmend.

— Ich wünſchte, ſagte ſie, vor Aerger bebend, daß Sie mit Noailles dieſe unausſtehliche Poſſe aufführten und nicht mit mir; Sie würden dann wenigſtens die ſichere Hoffnung haben, für Ihre Anſtrengung die angemeſſene Belohnung, das heißt eine derbe Ohrfeige zu empfangen.

In einem Augenblicke ſtand Louiſe aufrecht da.

— Noailles? rief ſie. Er mir Ohrfeigen appliciren?

— Meinetwegen, ſagte die Maintenon, ſehr kaltblütig ſich niederſetzend. Das wird ganz Eure Sache ſein, wie Ihr Euch unterhalten wollt. Ich ſehe übrigens, daß Du nach dem kalten Bade ſoeben nüchtern und vernünftig genug geworden biſt, um mit mir ferner von Deinem Schützlinge, der Joſita, reden zu können.

Die Gräfin ſchmollte noch einen Augenblick, nahm aber ein Tabouret, ſetzte ſich und nahm ſich ernſthaft vor, ihre Tante gewähren zu laſſen.

— Es iſt nothwendig, ſagte die alte Dame, daß wir Las Minas gewinnen, denn ſein Einfluß auf ſeine Landsleute, namentlich auf die Truppen, welche noch gegen „Uns" im Felde ſtehen, iſt von größter Bedeutung. Der Vater Deiner Joſita iſt ſchon ſeit langer Zeit in Frankreichs Intereſſe zu bearbeiten verſucht; unerſchütterlich hat er alle ihm gebotenen Vortheile ausgeſchlagen. So lange aber ſeine Tochter hier iſt, hat er ſich uns auffallend genähert und es iſt unzweifelhaft, daß er ſich nach einiger Zeit für den Prinzen von Anjou erklären wird. Um aber des Erfolges unſerer Schritte gewiß zu ſein, müſſen wir zuverläſſig den General bewegen können, die Unterhandlungen fortzuſetzen. Die Anweſenheit Joſita's in Verſailles iſt die Bürgſchaft dafür, daß er nicht mit uns abbricht. Uebrigens werden wir ihm Vortheile genug zu bieten haben, ſollte ich glauben, um von dem Umſtande, daß wir ſeine Tochter gefangen halten, gegen ihn

Digitized by Google

Nutzen zu ziehen. Bewege also Josita, daß sie, wenn sie abermals an ihren Vater schreibt, von Uns ein so einnehmendes Bild als möglich entwirft, ihren Entschluß kund giebt, wo möglich immer in Versailles zu bleiben und dem stolzen Spanier Hoffnung macht, daß für ihn, wenn er der Krone Frankreichs huldige, bereits eine Gouverneurstelle in der Gascogne oder in Guyenne und der Marschalls- oder Admiralstitel in Bereitschaft gehalten würde ...

Aber Louise de Noailles wollte nichts Derartiges hören. Der Refrain ihrer Reden war, daß die Spanierin sobald als möglich ihrem „sterbenden, seufzenden Vater" wiedergegeben werden müsse. Nach vielen andern minder wichtigen Ausflüchten bequemte sich die Maintenon, nachzugeben.

— Nun gut, sie mag also reisen! sagte sie endlich. Ich zweifle aber, ob dieser Act französischer Großmuth im Stande ist, den General, ihren Vater, für uns zu gewinnen.

— Der Herzog von Berwick wird auch ohne ihn Spanien zu erobern wissen.

— Oh, oh! Du weißt also nicht, welchen entschlossenen Widerstand Murcia und Catalonien ihm entgegenstellt ..... Ich versichere Dich, es bleibt uns noch ungeheuer viel zu thun übrig, bis die Krone fest auf Philipp's Haupte sitzt. Aber immerhin. Mag die Spanierin reisen ... das heißt, wenn Seine Majestät der König es genehmigt ...

— Ah, Madame, Sie werden ihn bitten und er wird nicht widerstehen ...

— Sehr wohl, ich will Euch unterstützen, aber Eure Bitte müßt Ihr selbst anbringen. Es wäre gut, wenn der König Josita selbst sähe ...

— Mein Gott, sie ist ja fast jeden Abend im kleinen Zirkel gewesen und der König hat sie mehr als ein Mal angeredet! rief die Gräfin.

— Hat er sie angeredet, so mußte die Spanierin so antworten, daß sie bemerkt wurde. Als ich gestern jedoch von ihr sprach, äußerte der König, er erinnere sich der Fremden nicht, als einer stummen, vom Kopfe bis zu den Füßen in einen schwarzen Trauermantel gehüllten Gestalt.

— Ich werde schon dafür sorgen, daß Josita heute Abend bei der Lotterie des Königs von ihm genauer betrachtet werden soll! sprach Louise sehr lebhaft.

— Aber habt Ihr denn für heute Abend Karten? Außer den Gesandten sind nur Personen von Geblüt eingeladen, meine ich ...

Die Gräfin machte ein ziemlich unschönes Gesicht und zuckte die Achsel.

— Außerdem ist der König Abends immer sehr zerstreut, Nichte! Benutze lieber das zweite Lever, um Josita Minas und ihre Bitte zu empfehlen. Ich werde Seine Majestät heute Abend aufmerksam machen, daß Du etwas bei ihm nachzusuchen hast ...

Wir haben bemerkt, daß Louise de Noailles und die Herzogin von Maine zum Lever gingen. Sie führten Beide mit großer Prätension ihren Schützling, die in schwarze Seide gekleidete Spanierin. Donna Josita's Schönheit strahlte aus der düstern Capa wie ein Stern aus den Wolken der Nacht.

— Desdichada de mi! Ich Unglückliche! seufzte Josita, sich schwach auf den Arm der Gräfin stützend, welche ihr Muth einsprach, während die Dame de Maine Jedem, der es hören wollte, mit lauter Stimme insinuirte, diese Spanierin sei ein Schlachtopfer und zwar ein Schlachtopfer der unverzeihlichsten königlichen Tirannei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Fishery. Der Fischfang

Pöhlen 1916

Digitized by Google

Louiſe de Noailles hatte ihren Schützling zum Könige geführt, im feſten Vertrauen, die Maintenon habe ihr Verſprechen gehalten und der König werde ſeine Schuldigkeit thun, das heißt der Maintenon gehorchen. Höchſt wahrſcheinlich hätte es bei Ludwig nichts weniger als großer Künſte bedurft, um ihn zu veranlaſſen, die arme kleine Gefangene freizugeben. Als die Gräfin de Noailles daher mit Donna Joſita durch die prachtvolle Gallerie des Schloſſes ging, wo die Hofleute ihre unvergleichlichen Ebenbilder in den ungeheuren Spiegeln bewunderten, welche, ſiebenzehn an der Zahl, den Bogenfenſtern gerade gegenüber angebracht ſind, nahm die Dame eine triumphirende Siegermiene an und verkündigte: daß ſie, Louiſe de Noailles, die Spanierin „dem gebrochenen Herzen ihres tapfern Vaters“ zurückgeben werde.

Donna Joſita ſtand dicht an die Edeldame geſchmiegt, ihren großen Fächer von ſchwarzer Seide und Elfenbeinſtäben in der Hand und ließ ſich nur ſelten bewegen, den vielen Herren, welche ſich um ſie drängten, auf ihre Fragen eine Antwort zu geben oder gar ihre unvergleichlichen braunen Augen aufzuſchlagen. Sie war reizend, dieſe Siebenzehnjährige, Unglückliche, und die Herzen der jungen und vielleicht noch mehr der alten Hofcavaliere ſchlugen ihr entgegen. Man beeilte ſich, ihr von allen Seiten die zarten, kleinen Hände zu drücken, nachdem der Herzog de St. Simon, welcher längere Zeit in Madrid war, mit dieſer Freundſchaftsbezeugung unter der Entſchuldigung den Anfang gemacht hatte, ein Händedruck ſei in Spanien Mode; woran er freilich ſo ſehr log, als er zu lügen gewohnt war. Gleichviel aber, dieſer Mode wurde von den Hofleuten in Bezug auf Donna Joſita ſofort gehuldigt, und als einer der Offiziere von den königlichen Mousquetaires, der junge Marquis de la Feuillade, Neffe des berühmten Marſchalls dieſes Namens, der Spanierin die Hand zu küſſen wagte, erhielten ihre Hände im Nu wenigſtens ein Dutzend Küſſe von glühenden Lippen, bis die Gräfin de Noailles, welche ſich mit St. Simon über ſeine Lüge zankte, den Schwarm der jungen Cavaliere zurücktrieb.

Unglücklich genug war die Theilnahme der Herzogin von Maine an dieſer Expedition. Sie war ſehr nachläſſig angekleidet, hatte um ihren magern Hals aber ſchon ein Diamanten-Collier von ungeheurem Werthe geknüpft. Sie trug keine Schleppe, ſondern nur ihr kurzes Morgenkleid, wahrſcheinlich um ihre äußerſt winzigen Füße zu zeigen, ſammt ihrer Kunſt, ſich auf ſo ſpitzigen, hohen Schuhabſätzen zu balanciren, wie ſie gewiß, aus Rückſicht für die gefährdeten Fußknöchel, Niemand anzuziehen wagte. Die Herzogin war bereits friſirt und trug ein coloſſales Kiſſen auf dem Kopfe, über welches man das Toupée geſpannt hatte. Ihr Seitenhaar war nicht ſtark genug, um das Kiſſen vollſtändig zu bedecken. Man ſah, es war von rother Seide. Damit Jeder jedoch unzweifelhaft überzeugt wurde, es ſei allerdings die Abſicht der Herzogin, die innern Geheimniſſe ihres Kopfputzes ſehen zu laſſen, hatte das Kiſſen an jeder Seite eine goldene Troddel, welche über den Ohren hin und her bammelte, ſowie ſie den Kopf bewegte; und ſie war gewohnt, ihn keine Secunde ſtill zu halten. Die Herren ſahen ſich bei dem Anblicke dieſer kleinen Perſon mit großen Augen an; bei ihrer Boshaftigkeit wagte aber Niemand eine weitere Miene, um zu bezeugen, wie ſehr er die Herzogin auffallend und abſurd finde. Nur der Herzog St. Simon, den Madame de Charolais-Maine wegen ſeiner ungeheuren Fertigkeit in der Erfindung von den wahrſcheinlichſten, unwiderſtehlichſten Lügen fürchtete, konnte ſich nicht enthalten, gutmüthig zu bemerken: wie glücklich einer oder der andere der armen Gardeoffiziere ſich fühlen würde, wenn ihm die Herzogin ihre Kiſſentroddeln als Epaulettes zu ſchenken

Digitized by Google

geruhen wollte. Die Herzogin von Maine ſah den Erzlügner mit einem wüthenden Blicke an und machte auf ihren ſpitzen Abſätzen mit Heftigkeit rechts um, ſo daß die Troddeln luſtig ihr um die Ohren flogen, als freuten ſie ſich der von St. Simon gewünſchten Veränderung ihrer Beſtimmung.

Kaum hatte die Dame de Maine erklärt, daß ſie die Donna Joſita Minas dem Könige vorſtellen und um ihre Freilaſſung nachſuchen wolle, ſo reichte die kleine Herzogin dem Mädchen die Hand und betheuerte, daß ſie entſchloſſen ſei, den König zu forciren.

— Aber, meine Liebe .... bemerkte die Noailles mit einem bedeutſamen Blicke auf den Anzug ihrer Freundin.

— Ah bah; als wenn das für dieſen kindiſchen König nicht genügte, der kaum ſeine eigenen Schuhſchnallen zu erkennen vermag! erwiderte die Herzogin halblaut, aber laut genug, um verſtanden zu werden.

Triumphirend blickte ſie im Kreiſe. Alle hatten ſich beſtürzt abgewandt und führten eine ſoeben in der Secunde erſt entſtandene Unterhaltung mit großem Eifer. Nur St. Simon war furchtlos genug, um es nicht zu verbergen, daß er die Läſterung der ſchönen Zwergin gehört habe.

— Madame, ſagte er mit vollkommenſter Kaltblütigkeit, Sie haben Recht, der König leidet an den Augen. Geſtatten Sie mir indeß, Sie davon auf das Beſtimmteſte zu verſichern, daß Seine Majeſtät, wenn es gerade das Wetter erlaubt, von Verſailles aus nicht allein die Baſtille, ſondern ſogar Pignerol ſehen kann.

— So ſehr ſtrengt alſo der König ſich an, um dieſe miſerablen Oerter zu ſehen? fragte die Herzogin unerſchrocken vor der Drohung St. Simon's. Das iſt in der That überflüſſig, denn für ihn iſt Verſailles mehr als Baſtille und Pignerol.

— Hüten Sie ſich, Madame! ſagte Simon, indeß er ſich verbeugte, um in den königlichen Vorzimmern zu verſchwinden.

— Ja, ſo ſteht geſchrieben, rief ihm dieſe nach, hütet Euch vor den falſchen Lügenpropheten!

Von dieſem Augenblicke an hieß St. Simon nur der Lügenprophet. Der neu ernannte Würdenträger beeiferte ſich indeß bei Ludwig XIV., nicht etwa die Herzogin ihrer boshaften Ausdrücke zu bezüchtigen, denn dazu war Niemand weniger der Mann als er; ſondern ihr einen Empfang beim Lever zu bereiten, der geeignet war, die Herzogin für ihre Läſterungen ſofort genügend zu beſtrafen.

St. Simon beſchrieb auf's Burleskeſte den Aufzug der Herzogin, namentlich ihren kurzen Rock und das Troddelkiſſen, ſo daß der König auf ſeine noch immer ſehr reizende Weiſe lachte.

— Die kleine Dame ſpielt zu leidenſchaftlich groteske Komödie, bemerkte der König; man muß ihr daher verzeihen, wenn ſie ſich in ihrem Eifer auch einmal ſo auf der Bühne zeigt, wie ſie nur hinter den Couliſſen angekleidet ſein ſollte.

— Bon, Sire! antwortete der Herzog de St. Simon; Sie werden ſofort Gelegenheit haben, Ihre nachſichtigen Grundſätze in Anwendung zu bringen; denn irre ich nicht gänzlich, ſo beab-

Digitized by Google

ſichtigt die Herzogin, hier beim zweiten Lever Eurer königlichen Majeſtät eine Probe ihrer heitern Kunſtfertigkeit zu geben.

Der König ſah den Grafen groß an, dann ward er ſehr mürriſch und ſagte mit ſchnarrender, lauter Stimme:

— Marquis Laurence — der dienſtthuende Kammerherr — machen Sie den Damen, namentlich der Frau Herzogin von Maine, bemerklich, daß ich heute darauf verzichte, ſie zu ſehen.

St. Simon lächelte ironiſch.

In dieſem Augenblicke aber ſtanden die Herzogin von Maine und die Gräfin von Noailles, zwiſchen ſich die Spanierin an der Hand führend, bereits auf der Thürſchwelle. Louiſe hörte die letzten Worte des Königs und war in Begriff, ſich ſtolz zurückzuziehen.

Die Herzogin aber faßte ihren Schützling feſter und drang, trotz aller Laurence's, mit Donna Joſita in das Audienzzimmer. Louiſe de Noailles konnte, wollte ſie nicht feig erſcheinen, nichts weiter, als der Prinzeſſin, welche ihr Condé'ſches Blut in den Adern zu fühlen ſchien und ſich dem Könige wie zu einem Angriffe näherte, folgen.

— Gerechtigkeit, Sire! rief die Herzogin mit ihrer bewunderten Ausſprache. Gnade! Dies iſt die gefangene Tochter des tapfern ſpaniſchen Generals Las Minas ...

Der König ſtand von ſeinem Fauteuil auf, warf Meſſer und Gabel klirrend auf den ſilbernen Teller und betrachtete mit dem Ausdrucke unzugänglicher Majeſtät im Antlitze die kühne Herzogin vom Kopf bis zu dem Fuße.

— Genug, genug! unterbrach er ſie entſchieden und winkte ihr mit der Hand die Entlaſſung, ohne die arme Donna Joſita auch nur anzuſehen.

— So laß mich doch nicht allein, Louiſe! wandte ſich die Herzogin ſehr aufgebracht an die Freundin, welche ſich im Hintergrunde hielt.

Die Gräfin ſtellte ſich neben ihr auf.

— Ah, ich ahnte! ſagte St. Simon ſehr aufgeräumt; da iſt eine zwar ſehr alberne, doch höchſt ergötzliche Scene fertig.

Die Herzogin von Maine riskirte, ohne St. Simon zu antworten, einen regelmäßigen Fußfall vor dem Könige; Donna Joſita ſank weinend neben ihrer Beſchützerin nieder, und Louiſe de Noailles ſah ſich, edelmüthig genug, genöthigt, ſich ebenfalls auf die Knie zu legen, damit die Dame von Maine ſpäter nicht allein das Gewicht dieſer Scene zu tragen hatte. Louiſe kniete mit einem ſolchen Ernſte nieder, daß die Anweſenden ſich dadurch imponirt fühlten und ihren ſatiriſchen Mienen einen edleren, faſt feierlichen Ausdruck gaben. Dennoch, betrachtete man die Herzogin in ihrer unordentlichen Kleidung, mit ihrer etwas in Verwirrung gekommenen Friſur und hauptſächlich mit den unglücklichen Troddeln, welche in einer Art convulſiviſcher Bewegung ſchienen, ſo wurde die ganze Scene unwiderſtehlich komiſch. Noch immer hielten ſich die Hofleute. Aber als jetzt die knieende Herzogin gegen den auf's Höchſte durch dieſen Knalleffect überraſchten König redneriſch die Hand ausſtreckte und, als ſie unbewußt dazu den einen Fuß bewegte, ihren Schuh verlor, ſo daß ſie erſchrocken aufſprang und nach demſelben ſuchte, da brach ringsum ein helles Gelächter aus. Das Spiel der Damen war um ſo mehr unwiederbringlich verloren, als die Herzogin, anſtatt geiſtreich und den König verbindend, über den Auftritt zu ſcherzen, alle Faſſung verlor und eine ſo aufgebrachte Miene annahm, wie ſie dieſelbe noch nie gezeigt hatte. Es blieb

Digitized by Google

der Herzogin nur Eins übrig, und das brachte ſie denn auch zur Ausführung: ihre Truppen ſammeln, wie ſich St. Simon ſpäter ausdrückte, und ohne einen Kanonenſchuß den Rückzug antreten. Die kleine Dame nahm Louiſe de Noailles an die eine, Donna Joſita an die andere Hand und verließ eiligſt den kleinen Saal, nachdem ſie, ohne noch ein Wort zu ſprechen, dem Könige einen wüthenden Blick zugeſchleudert hatte.

Faſt erſchöpft und erſichtlich außer Faſſung, ließ ſich der König in ſeinen Lehnſtuhl nieder.

— Mein Gott! flüſterte er, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchend, wie hat mich dieſe Perſon alterirt! Das iſt mir geradezu noch nie, nein, noch nie vorgekommen.

— Eure Majeſtät haben alſo heute Morgen die Frau Herzogin zum erſten Male in ihrer ganzen Stärke geſehen? murmelte Fabien de Narbonne. In der That, dann iſt es noch möglich, ſich über den Trouble zu tröſten, welchen ſie verurſacht.

Im Ganzen genommen aber war Ludwig über die auf Anlaß der Donna Joſita geſchehene Verletzung aller Etiquette ſo nachhaltig verdrießlich, daß er Laurence andeutete, die Spanierin ſei zu beſchränken, damit ſie ſammt ihren Freundinnen nicht abermals dergleichen Angriffe unternehme. Nachdem dies geſchehen war, empfahl ſich St. Simon faſt augenblicklich.

— O, ich wette, ſagte der Prinz von Condé, daß dieſer Würdige den Befehl Sr. Majeſtät augenblicklich an die Herzogin überbringt; denn ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ich nicht vorhin bemerkte, daß das Gerücht, dieſer alte Lügenherzog habe ſich in dies Kind, die Spanierin, verliebt, gegründet iſt.

Dies war geſchehen, als die drei Damen wieder in die große Gallerie traten. Sie wurden abermals von einem Kreiſe von Neugierigen umgeben, dem ſich Louiſe de Noailles vergebens zu entziehen ſuchte. Der junge Lieutenant de Feuillade kam athemlos heran. Er ſchien der verweinten Joſita Muth einſprechen zu wollen, wagte es aber nicht, ſich ihr zu nähern, ſondern blieb, wie eine Bildſäule, mit herabhängenden Armen, ſtehen und betrachtete die Schöne, ohne ein Wort zu ſagen.

St. Simon trat näher. Er legte der Spanierin die eine ſeiner ſchneeweißen Hände auf die zitternde Schulter und ſah die Herzogin ſehr gutmüthig, faſt bewegt an.

— Donna Joſita, beſchweren Sie ſich bei der Frau Herzogin, ſagte er; man muß mit Dingen, wie es die Baſtille und die „Sommerwohnungen“ in Pignerol ſind, nie ſcherzen. Erſchrecken Sie nicht; Sie werden von heute an wirklich eine Gefangene ſein. Verlaſſen Sie ſich darauf, der König hat Laurence geſagt, Sie ſollten beſchränkt werden, damit ſich ein tragikomiſcher Vorfall, wie vorhin, nicht wiederhole. Laurence wird Ihnen den ausgezeichnetſten Stubenarreſt geben, den Sie ſich denken können.

Ganz wider Erwarten ſchien die Faſſungsloſigkeit der beiden franzöſiſchen Edeldamen bei dieſer Eröffnung gänzlich zu verſchwinden.

— Was ſagſt Du, Louiſon? flüſterte die Herzogin von Maine mit blitzenden Augen. Iſt das eine Herausforderung?

— Ja, und eine, die ich wenigſtens auf der Stelle anzunehmen entſchloſſen bin, erwiderte die Gräfin Noailles.

— Mesdames, ich denke doch, ſagte St. Simon, daß Sie mich ebenfalls von der Partie ſein laſſen?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Scholar — Der Gelehrte

Digitized by Google

— O ja, lieber Freund, erwiderte die Herzogin; denn ich setze voraus, Sie werden sich, dieser hilflosen Fremden zu Liebe, Ihrer unerträglichen Schwatzhaftigkeit wenigstens auf einige Zeit enthalten ...

— Sicherlich, Madame, wenn Sie hinsichtlich Ihrer liebenswürdigen Extravaganzen dasselbe versprechen.

— So folgen Sie uns!

Die drei Menschen gingen, ihre kleine Spanierin wie im Triumphe zwischen sich führend, durch die Hofleute und zu den Gemächern der Herzogin, welche mit denen Louisens de Noailles auf demselben Corridor lagen. Josita begriff nicht, was sich aus den Stürmen dieses Morgens entwickeln werde.

Als man im Gesellschaftszimmer der Herzogin angekommen war, erschien Laurence und bat Josita, ihm zu folgen.

— Sie wollen die Dame verhaften, Unmensch! rief die Herzogin.

— Ich werde zuvor sehen, fügte die Gräfin hinzu, ob meine Tante hier nicht so viel gilt, um schreiende Ungerechtigkeiten verhüten zu können ...

— Ereifern Sie sich nicht, sagte Laurence hämisch, mit einem Zettel spielend, der augenscheinlich seine Vollmacht enthielt. Ich habe Befehl, diese Donna zu beschränken, das heißt in ihrer Freiheit zu beschränken, und dieser Befehl wird ausgeführt werden. Das Fräulein wird von dieser Minute an Stubenarrest erhalten. Sie würde also ihre Zimmer auf diesem Corridor verlassen und mir nach dem „schwarzen Flügel" folgen müssen.

— Nimmermehr; antwortete die Maine.

— Gut, der Hofmarschall ist der Meinung, daß Mademoiselle de Minas ganz nach Belieben in dieser Beziehung verfügen kann. Sie bleibt also in ihrer Nähe.

Josita ward von St. Simon und ihren Freundinnen nach ihren bisherigen beiden Zimmern begleitet, welche dicht an diejenigen der Herzogin stießen. Der Kammerherr konnte kaum eine boshafte Freude in seinen Mienen unterdrücken.

— Was lachen Sie denn, Herr! fuhr ihn der Herzog hochmüthig an.

— Mille pardons! mein Herzog! Wenn ich Sie sehe, fallen mir nothwendig immer einige Ihrer ausgezeichneten Geschichten ein und da denke ich, ist's eine Ehre für sie, wenn ich nach Herzenslust meine Lachmuskeln in Bewegung setze.

St. Simon sah den klapperdürren Kämmerling vernichtend an, aber es war gewiß, der „Lügenprophet" war dasmal unerhört geschlagen. Alles, was er thun konnte, beschränkte sich darauf, die dürren Schenkel des Würdigen stechend zu betrachten und zu erwidern:

— Ihre Lachmuskeln? Als ob Sie überhaupt noch einen Muskel besäßen!

Josita ward in ihre Zimmer gesperrt. Dieser Gewalt gegenüber schien sie ihren ganzen Muth wieder zu finden; dann auch las sie in den Augen ihrer Beschützerinnen die Gewißheit, sie werde, da man sie durch den Arrest ihres gegebenen Wortes, nicht zu entfliehen, entbinde, weder lange in diesem Zimmer, noch in Versailles, noch in Frankreich überhaupt bleiben.

Laurence schloß hinter der Spanierin die Thüre, steckte den Schlüssel in die Tasche und empfahl sich mit unendlichen Bücklingen. Die Damen zogen sich mit St. Simon wieder in der Herzogin Zimmer zurück, um einen Kriegsplan zu berathen. Der Herzog von Maine erschien

Digitized by Google

jetzt ebenfalls, im tiefſten Negligée, eben glücklich durch eine Gewaltanſtrengung dem Bette entronnen, wo er dem Schlafgotte wahrhaft übermäßige Opfer zu bringen pflegte.

Der Herzog von Maine hatte die ungemein lieblichen Züge der ſtolzen Monteſpan und ſchönes, halblanges, ſchwarzes Lockenhaar, das er, außer bei den feierlichſten Gelegenheiten, ohne Perrücke trug und nie puderte, da er behauptete, der Puder fiele ihm Nachts in die Augen und ſtöre ihn im Schlafe. Seine fortwährende Schläfrigkeit abgerechnet, war der Herzog ſehr liebenswürdig, ſehr ſanftmüthig und eben ſo ſehr in ſeine kleine extravagante Herzogin verliebt, wie dieſe in ihn, was ihm bei Hofe als Dummheit und Trägheit und ihr als eine ihrer überſpannten Marotten angerechnet wurde. Der Herzog pflegte ſich ſehr ſelten mit jemand Anderes als mit ſeiner Gemahlin zu unterhalten, da er aus Bequemlichkeit ſich nicht die Mühe gab, beim Sprechen die Zähne von einander zu bringen, ſo daß er Jedem ziemlich unverſtändlich wurde, welcher nicht ſo einexercirt war, ihn zu verſtehen, als die Herzogin. Daß dieſe mit einer ſo ungeheuren Schnelligkeit ſprach, daß das Ohr ihren Worten kaum folgen konnte, denken wir, haben wir oben bei ihrem Bildniß zu bemerken vergeſſen.

Dieſer Schläfrigkeit des vortrefflichen Herzogs war es zuzuſchreiben, daß er von den Entführungsplänen der Anweſenden in Bezug auf Joſita nichts wiſſen wollte. Plötzlich ſcheint er jedoch vollſtändig wach zu werden, läuft nach der Thüre und blickt auf den Corridor. Die Andern eilen ihm nach und machen einen Ausruf des Unwillens: ein rieſenhafter Mousquetaire in voller Uniform marſchirte als Wache vor der Thüre Joſita's auf und ab.

— Dieſer ſchändliche Laurence! ſchrie der Herzog und machte augenblicklich Vorbereitungen, um ſich zum Könige zu begeben und Genugthuung für die Schmach zu fordern, daß man in ſeiner Wohnung eine Schildwache aufzuſtellen wage.

Die Damen hielten ihn zurück. Jetzt aber widerſtrebte der Herzog nicht länger, ſich dem Complot anzuſchließen, ja ſeine Erbitterung überſtieg die Aufgebrachtheit ſeiner Verbündeten noch um Vieles.

— Ich werde dieſen Coquin von einem Söldlinge eigenhändig niederſtechen! rief Maine.

— Beſtechen wir ihn vielmehr! entgegnete St. Simon, welcher ziemlich blaß geworden war.

— Nein, entſchied die Gräfin, wir laſſen den Hauptmann Donaldſon, den ſchönen Schotten, kommen. Es bedarf nur eines Wortes, und er ſtellt uns hier einen Mousquetaire, der weder ſehen noch hören kann.

— Sehr wohl, Conſine; aber ich verſichere Sie, daß dieſer ſchöne Schotte mir nicht in meine Behauſung kommen ſoll, und daß ich meiner Frau verbiete, ſich an der ganzen Geſchichte nur mit einem Worte zu betheiligen, ſobald dieſer ſchottiſche Flegel nur noch einmal in dieſer Beziehung erwähnt wird.

Dieſe Entſcheidung gab der Herzog in großer Aufregung.

— Du biſt eiferſüchtig? rief die Herzogin, mit unverhehltem Entzücken auf ihren Gemahl zueilend und ihn ſehr theatraliſch, wir glauben aber dennoch, mit ſehr herzlicher Empfindung in die Arme ſchließend. Wie glücklich bin ich doch!

Der Herzog brummte noch etwas zwiſchen den Zähnen, was ſelbſt ſeine Gattin nicht verſtand, ließ ſich aber nach und nach wieder beſänftigen und wurde heiter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ich werde einen Vorſchlag machen! rief er. Wir werden George de la Feuillade rufen laſſen; nicht wahr, theurer St. Simon? Er iſt ohnehin der Liebling unſerer Damen hier.

— Wie es ſcheint, auch derjenige der Donna Joſita! bemerkte St. Simon, der ſich eben ſo ſehr über den kleinen Lieutenant ärgerte, wie ſich der Herzog von Maine über den ſchönen Schotten geärgert hatte.

— Deſto beſſer, mein Lieber, deſto beſſer! rief Maine, eifrig die Hände reibend. Feuillade wird uns eine Schildwache ermitteln, wie wir ſie gebrauchen, und dann — fort mit ihr.

— Ich erbiete mich, die Dame mit einigen zuverläſſigen Cavalieren zu escortiren, und wir werden eher mit dem Degen in der Fauſt ſterben, als unſere Prinzeſſin uns rauben laſſen.

St. Simon richtete ſeine ſchlanke Geſtalt höher auf, indeß ſein Auge gleich demjenigen eines Zwanzigjährigen blitzte.

— Sehr gut! ſchrie der Herzog; aber es kommt hauptſächlich darauf an, daß wir Alle hier uns an der eigentlichen Entführung betheiligen, um Revanche an dem Könige und an ſeinen Satelliten zu nehmen; glänzend heißt das. Ich biete mein Schloß zu Pau als das vorläufige Ziel der Reiſe an...

— Entſchuldigen Sie, gnädiger Herr, aber Schloß Rouvroy dürfte ſich noch mehr als Pau dazu eignen, die junge Dame ſicher zu verbergen...

Dies bemerkte Simon mit einer Verlegenheit, die ihm nichts weniger als gewöhnlich war. Alle ſahen den Herzog an und wechſelten dann einen einzigen, vielſagenden Blick. Dieſer war aber ſo wirkſam, daß alle Drei dem Lügenpropheten gegenüber auf's Herzlichſte und Munterſte zu lachen anſtimmten.

— Parbleu, mein Freund! Es würde ſich da nahezu für die arme Joſita um eine neue Gefangenſchaft handeln! ſagte die Herzogin.

St. Simon ward offenbar übler Laune. Man kehrte ſich jedoch nicht daran. Louiſon de Noailles ſetzte es durch, daß ein in einer einſamen Gegend an der Seine, einige Meilen aufwärts von Pont de l'Arche liegendes Landgut als die erſte Station der Flucht der Spanierin angenommen wurde. Man wollte die Seine hinabfahren, worüber Niemand mehr als der Herzog von Maine entzückt war, der ſich etwas darauf einbildete, vom Seeweſen Kenntniſſe zu haben, und der mit großen Koſten nach einer freilich ſehr unpraktiſchen, von ihm ſelbſt erfundenen Conſtruction ein ziemlich großes Schiff hatte erbauen laſſen, auf welchem er zuweilen diejenigen ſeiner Freunde bewirthete, die es über ſich gewinnen konnten, den Wein des Herzogs mit ſeinen endloſen nautiſchen Vorträgen hinabzuſpülen. Die Abfahrt ſollte ſo glänzend als möglich ſein: mit Muſik und Geſang, und als deshalb die Noailles bemerkte, ob man nicht den Italiener Gherardi vom Theater an der Porte Saint Martin mit ſeiner Geſellſchaft zu miethen gedenke, um ſich im Parke des Schloſſes Schäferſpiele und Luſtſpiele geben zu laſſen, da ſtimmte das herzogliche Paar entzückt bei. Der Herzog nahm in einem Schreiben an den König ſofort Urlaub, St. Simon und die Gräfin nicht minder. Als dies Geſchäft beendigt war, entfernte ſich St. Simon ſeufzend, um, wie er ſagte, einige nothwendige Angelegenheiten vor ſeiner Abreiſe zu erledigen.

St. Simon ging direct zu Le Tellier, einem zwar jungen, aber ſehr häßlichen Lieutenant

Digitized by Google

von den Mousquetaires des Königs. Beide gingen auf dem Kasernenhofe spazieren, bis endlich Simon sagte:

— Hört, wißt Ihr etwas von der Spanierin, mein Freund?

— Wieder die Spanierin? Diable! Eben hört Feuillade auf, mich von ihr zu unterhalten.

— Ach! Kann ich auf Eure Freundschaft rechnen?

— Rouvroy, ich denke, ich habe eine solche Frage nicht verdient. Wort und Handschlag, habt Ihr einen Ehrenhandel etwa?

Sehr gepreßt rückte St. Simon mit seinem Geheimnisse hervor. Er hatte, von heftiger Liebe zu Josita ergriffen, den Entschluß gefaßt, sich ihrer jedenfalls zu bemächtigen, um sie in bester Form zu seiner Gemahlin zu machen. Bis so weit stand ihm nichts im Wege; Josita mußte entfliehen; aber wie später? St. Simon instruirte den Offizier, sich, sobald die Flucht der Spanierin bekannt werde, bei Laurence zu deren Einholung zu melden, und er gab dem Herrn von Tellier einige Zeilen an seinen Freund, den Kämmerer, damit etwa kein Anderer den Auftrag erhalte, die Flüchtige zu verfolgen.

— Habt Ihr sie gefangen und bringt sie wieder auf den Weg von Paris rückwärts, dann, Herzensfreund, ist es Eure Sache, sie entwischen zu lassen, damit ich sie von dannen bringen kann, wohin ich will. Es versteht sich von selbst, daß Ihr sie zum zweiten Male nicht findet ... sagte St. Simon.

— Was? rief der Offizier.

— Und damit Ihr nicht etwa sagt: ich vergäße gegen Euch gefällig zu sein, fuhr St. Simon unerschütterlich fort, als wenn er die aufsteigende Entrüstung Le Tellier's gar nicht bemerkte, so schenke ich Euch hiermit meinen Young Abbas nicht nur, sondern auch meine Schimmelstute Semiramis. Und nun gebt mir Eure Hand, daß Ihr als Freund handeln und schweigen wollt!

Vor Entzücken konnte der Eitle kaum antworten.

— Die beiden besten Pferde in ganz Paris, das heißt in ganz Frankreich! Ihr sagt, Rouvroy, daß sie mein sind?

— Ja!

— Und ich kann sie auf der Stelle in meinen Stall bringen lassen?

— Ja, mein Liebenswürdigster!

— Bon! Hier ist meine Hand. Ich werde thun, wie Ihr wollt. Aber jetzt erlaubt, ich hole mir die Pferde.

St. Simon sandte seinen beiden Rossen einen Seufzer nach, war aber ruhig, da er sicher wußte, sein angelegter Plan könne nicht fehlschlagen, indem er Tellier gewonnen hatte.

Zu derselben Zeit fast war der hübsche, junge George La Feuillade, einer der geistreichsten jungen Edelleute, am Hofe bei dem Herzoge von Maine. Er war so bewegt, daß die drei Verbündeten ihm Trost einzusprechen suchten.

— Du liebst sie also sehr, mein Bester? fragte Maine.

Statt der Antwort öffnete der Lieutenant sein Collet, wo er eine verwelkte Blume trug, welche die Spanierin für den schönen Offizier fallen gelassen hatte.

Ach, le pauvre! flüsterte Louison mitleidig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ward beschlossen, daß Feuillade sich vom Capitain Donaldson ebenfalls Urlaub erwirken und mit nach Chateau Noailles reisen sollte. Das Entzücken des armen Georges kann kaum beschrieben werden. Er küßte den Damen mit Ungestüm die Hände, umarmte den Herzog aus aller Macht, und würde auch die Damen in der Freude seines Herzens umarmt haben, wenn diese nicht geflohen wären und ihn durch ihr Lachen einigermaßen zur Besinnung zurückgeführt hätten. Zugleich versprach er dafür zu sorgen, daß die Schildwache im Augenblicke der Flucht der Spanierin, welche auf den folgenden Morgen festgesetzt wurde, ein gefälliger Mensch sei, auf dessen Treue man rechnen könne.

Früh am andern Morgen, nachdem sämmtliche Betheiligten der Intrigue in angenehmer Unruhe und Sorge die Nacht zugebracht hatten, war Alles bereit. Der Herzog hatte gearbeitet wie ein Bootsknecht, um sein Schiff zu verproviantiren, auf welchem sich die italienischen Schauspieler, zehn Personen, Herren und Damen, und der Signor Poëta, ein Abbé Montucci, berühmt wegen seiner herrlichen Tenorstimme, schon befanden. Jetzt meldete der schwarze Lockenkopf schweißtriefend:

— Die „Amphitrite" ist segelfertig!

La Feuillade befand sich im Zimmer des Herzogs, wie die Herzogin und Louison de Noailles. Der Graf de Noailles war viel zu sehr besorgt, sich am Hofe in eine falsche Stellung zu bringen, als daß er sich hätte bewegen lassen, sich dem eleganten Occupationsheere anzuschließen. St. Simon erschien ebenfalls und nahm sofort das unausstehlichste Wesen von der Welt an, als er den Marquis La Feuillade bemerkte.

— Schweigen Sie, George! lispelte ihm die in ihrem Reisenegligée unvergleichlich reizende Louison de Noailles in heiterster Laune zu. Sie haben an dem Lügenpropheten Jemand, der nur zu sehr geneigt scheint, Ihre Pläne zu durchkreuzen.

Feuillade war in der damals so beliebten Tracht eines Abbé. Er sah in seinem glänzenden, schwarzen Tuchwamms, mit seinen Spitzenmanschetten und der aufgesteiften, gefältelten Halskrause, mit seinem schwarzen Seidenmantel und Baret wo möglich noch frischer und liebenswürdiger aus, als in Uniform. Die entscheidende Minute kam. Der Herzog fragte nach den Weinflaschen, die Herzogin nach ihren Büchern, Feuillade nach der Spanierin, St. Simon schwieg hartnäckig und Louison erkundigte sich mit dringendem Tone, ob der Italiener Montucci wirklich an Bord der „Amphitrite" sei, worauf der Herzog lachend erwiderte, daß er dem Grafen de Noailles darüber eine beglaubigte Bescheinigung ausstellen werde.

Die Herzogin von Maine ging auf den Corridor. Der Soldat blickte aus dem großen Bogenfenster am Ende desselben und, die Ohren durch Dukaten verstopft, hörte es nicht, daß die Dame die Thüren Josita's eilfertig aufschloß, um die bläßer gewordene Gefangene, welche sich tief in ihre Capa gehüllt und den malerischen Rebozzo um den Kopf geschlungen hatte, zu befreien. Die Herzogin zog ihren Mantel über den Kopf, die Gräfin de Noailles nicht weniger, und sofort eilten sie die Treppen hinab zu zwei Kutschen, welche genau nach dem Muster der Arche des alten Noah erbaut schienen.

Die Herzogin stieg mit der vor Freuden Thränen vergießenden Josita in den ersten Wagen; der Marquis La Feuillade folgte ihr augenblicklich, so daß St. Simon so unglücklich war, neben dem heute ungeachtet der frühen Stunde unaufhörlich Witze reißenden Herzog und der wenig

Digitized by Google

lächelnden Louiſon im zweiten Wagen Platz zu nehmen. Nach einer ziemlich unintereſſanten Fahrt erreichte man die Seine.

In einer Bucht derſelben lag die Amphitrite des Herzogs, ein Fahrzeug, welches große Aehnlichkeit mit einer chineſiſchen Yonque hatte, aber ſo klein war, daß Louiſon, welche das Wunderwerk zum erſten Male erblickte, ihre großen Beſorgniſſe äußerte, wie die zehn Schauſpieler ſammt dem Abbate Montucci, die vier Bootsleute und die ankommenden ſechs Perſonen mit zwei Kammermädchen und zwei Bedienten Platz in dieſer Nußſchale finden ſollten. Der Herzog ärgerte ſich hierüber und bemerkte:

— Es iſt ſo viel Platz vorhanden, Madonna, daß Sie keineswegs „hoffen" dürfen, mit dem Signor Poëta vielleicht eine Matratze zur Nacht theilen zu müſſen.

Hierauf nannte die Gräfin den Herzog ein Ungeheuer, wodurch dieſer ſo entzückt wurde, daß er ſich auf eigene Hand ausgelaſſen luſtig bezeigte, und nun eine Maſſe von Geſchichten erzählte, wie ſie die Lieblingsunterhaltung der Pagen und der jüngſten Gardeoffiziere bildeten. Die genialſten, lächerlichſten, ausſchweifendſten, gefährlichſten und verführeriſcheſten Liebesgeſchichten wurden aus Rache für das Schimpfwort der unverbrüchlich ſchweigenden Dame mit einer bei dem Herzoge ungewöhnlichen Zungenfertigkeit vorgetragen, ſo daß ſelbſt St. Simon, bekanntlich der Meiſter nicht allein im Erzählen, ſondern auch im Erfinden ſolcher Geſchichten, ganz verwundert verſtummte. Der Herzog war ſo boshaft, der Gräfin zu bemerken: ſie ſchweige nur deshalb ſo trappiſtenartig, damit ſie beſſer zuhören könne und nicht das Unglück habe, daß ihr irgend ein beſonders anziehender Umſtand entſchlüpfe.

Ein raſcher, italieniſcher, von kunſtfertigen Kehlen ausgeführter Geſang unterbrach den Unermüdlichen. Die Geſellſchaft ſtieg aus; rechts und links breiteten ſich von Gehölz umgebene Wieſenmatten aus, zwiſchen denen die ſtolze Seine ihre breiten, raſchen Wellen dahintrieb.

— O, meine Amphitrite! ſchrie der Herzog, plötzlich ſeiner Natur gemäß wieder Seemann werdend, als er das kleine flaggende Fahrzeug bemerkte, auf deſſen Verdeck Signor Gherardi als Pantaleon und Signor Montucci als Arlequino gekleidet durch einen ſchwülſtigen Dialog die Reiſenden empfingen, indeß ſie von Meergöttern und Nixen und andern Waſſergeſchöpfen tanzend umſchlungen wurden. Jetzt ſchon war das Schiff ganz voll von Menſchen.

Unerſchrocken aber ſchiffte ſich der Herzog ein, nachdem er vorher ſeine Frau, ſowie die tiefſinnige Joſita gezwungen hatte, ein ganzes Glas voll des gelben Seinewaſſers als Präſervativ gegen die Seekrankheit zu trinken.

Die Herzogin von Maine hatte unterwegs ſchon im Vereine mit ihrem ſchönen Günſtlinge, dem Marquis La Feuillade, Alles angewandt, um Joſita zu bewegen, daß ſie ſich von Letzterem nach ſeinem väterlichen Schloſſe führen laſſen möchte. Die Spanierin liebte dieſen jungen Edelmann ohne Zweifel; ſie hatte dies nie heftiger gefühlt, als eben jetzt, da ſie ſich von ihm und von Frankreich für immer zu trennen im Begriff ſtand. Sie geſtand ihm unter einer Thränenfluth ihre Liebe und erklärte endlich, daß ſie ihm folgen werde, wenn er ihr verſpreche, ſie gleich nach ſeiner Ankunft bei ſeinen Aeltern zu heirathen. Die Herzogin erbot ſich, die Liebenden zu begleiten, um den etwaigen Widerſtand der Aeltern des Liebhabers zu beſeitigen, und ertheilte den vor ihr in der Kutſche Knieenden in höchſt bewegter Stimmung ihren Segen als

Digitized by Google

Freundin und Eheprocuratorin. Später ward ſie ſo gut gelaunt, daß ſelbſt der Geſchmack des Seinewaſſers das Lächeln von ihren Lippen nicht verwiſchen konnte.

Die Seinereiſe begann. So kurze Zeit dieſelbe dauerte, ſo gab ſie doch Stoff zu wenigſtens einem der ergötzlichſten Romane von der Welt und St. Simon ſah und hörte hier genug, um bis an ſein ſeliges Ende die pikanteſten Anekdoten zu erzählen. Dieſe Tour bis Pont de l'Arche ward von ihm „die Geſchäftsreiſe" genannt, und gelangte unter dieſem Titel zu einer ſehr zweideutigen Berühmtheit. Es gelang weder dem Herzoge noch der kleinen Herzogin, noch weniger der Gräfin de Noailles, die bisher ſo glänzenden Wappenſchilder ihres Rufs von den auf dieſe Tour bezüglichen boshaften Anekdoten rein zu waſchen. St. Simon nahm überreichliche Rache für die lächerliche Rolle, welche die beiden Liebenden und ihre hohen Verbündeten ihn ſpielen ließen. Gherardi ließ dafür den Herrn von Rouvroy St. Simon ſpäter als Arlequin, le Menteur et Misanthrope, unter ungeheurem Scandal über die Bretter des italieniſchen Theaters ſchreiten. Daß St. Simon nicht gelinde behandelt wurde, darf kaum erwähnt werden, wenn geſagt wird, daß St. Simon Veranlaſſung fand, den Tag nach der Aufführung des Stücks ſich als Geſandter nach Madrid ſchicken zu laſſen.

Nach einer für die Bootsleute äußerſt beſchwerlichen Fahrt, welche außer ihnen und St. Simon Jeden und Jede am Bord der Amphitrite entzückte, langte das Fahrzeug am andern Tage vor der Terraſſe des Schloſſes der Gräfin an. Es wurde Quartier in dem einfachen, aber glänzend im Innern eingerichteten, ländlichen Palaſte genommen, deſſen Ausſtattung St. Simon mit der impertinenten Frage an Louiſon de Noailles bewunderte:

— Reizend, Madame? Jetzt bin ich ſelbſt überzeugt, daß diejenigen Recht haben, welche behaupten, dieſe Schäferhütte habe die ganze Brautausſtattung verſchlungen, welche Ihnen von Sr. Majeſtät ausbezahlt wurde.

— Ihre Ueberzeugung iſt ſehr erklärlich; erwiderte die Herzogin von Maine. Sie leben in der Welt der Dichtungen und Fabeln, welche wohl nur von Uneingeweihten Lügen genannt werden. Iſt's wunderbar, wenn Ihnen die Wahrheit als Dichtung, und nur die Dichtung als Wahrheit erſcheint?

Es ward Toilette gemacht und der ganze Schwarm der glänzenden Fremden ſtrömte in den Park hinaus, welchen Louiſon de Noailles nach einem reizenden Entwurfe Antoine Watteau's aus einem dichten Walde durch Art und Gartenſcheere hatte bilden laſſen. Der intereſſanteſte Punkt dieſes Gartens, welcher zum Aerger der Bewunderer von Lenôtre's Geſchmack weder die ſteifen Hecken, noch die geometriſch angelegten breiten Wege zeigte, der intereſſanteſte Punkt dieſes Gartens war die große Terraſſe, an deren Grundmauern die Seine ſtolz vorüberrauſchte. Rings um dieſe, oben eine breite Stufe und einen Sitz zeigende, lange Terraſſe war duftiges Grün; herrliche Bäume, welche im Mittelgrunde auf einige ländliche Hütten und ein altes verfallenes Kloſter, weiterhin auf ſchön geformte Berge eine unvergleichliche Ausſicht frei ließen, umſchloſſen die Terraſſe und ließen dicht hinter derſelben einen ſanft emporſteigenden Raſenplatz ſehen, der von Natur wie zu einer Bühne eingerichtet ſchien. Unter der Terraſſe war, von Außen nicht ſichtbar, ein Werk angebracht, wodurch die Waſſerkünſte im Park ins Spiel geſetzt wurden. Unmittelbar neben der Terraſſe thronte das ſteinerne Bild der Seine, auf einer umgeſtürzten Urne liegend, ringsum das ſteinerne, epheuumrankte Poſtament reichlich mit ſchneeweißen

Digitized by Google

Fluthen netzend, deren kühlender Hauch dem Sitz auf der Terraſſe einen neuen Genuß hinzufügte. Bereeau's von Roſen winkten allenthalben; ſie hingen bis auf die Terraſſe ihre duftenden Blüthen herab.

Gherardi, der ſtets Bewegliche, fing ſofort, mit dem Antlitz gegen die Terraſſe gekehrt: Galatea im Olymp! zu ſpielen an, nachdem Signor Montucci ganz einfach den Gang des unter den Augen der Zuſchauer erſtehenden Schäferſpieles angegeben und die Rollen vertheilt hatte. Und wirklich fiel die Improviſation der gewandten Acteurs lieblich genug aus, um die Geſellſchaft in die heiterſte Stimmung zu verſetzen. Die Schauſpieler machten eine Pauſe und lagerten ſich unter den Bäumen. Der Signor Dichter trat mit ſeiner Guitarre, womit er den Geſang der eingelegten Couplets begleitet hatte, auf die Terraſſe und ließ ſich in ſeinem Negligée neben Louiſon de Noailles nieder, ſein Inſtrument zu einer Barcarole ſtimmend. Die kleine Herzogin von Maine ſaß auf der Fußſtufe der Terraſſe und blätterte neugierig in einem Rollenhefte der Schauſpieler, während ſie mit dem Herzoge ſo verliebt plauderte, als hätte ihr nie Signor Gherardi, und ihm nie Signora Colombina gefallen. Joſita in ihrer ſchwarzen Capa ſaß neben La Feuillade und ihr Blick zeigte, daß ſie im Herzen nicht wenig von dem Glücke empfand, welches das jugendliche Geſicht ihres Bräutigams verklärte. Nur St. Simon war der einzige Miſanthrop. Mit einer höchſt ennuyirten Miene ſtand er ganz am Ende der Terraſſe, den ſatyriſchen Blick auf den Körpertheil der ſteinernen Mademoiſelle Seine richtend, wovon die Venus Kallipygos den Namen führt. Er hörte nicht auf den Geſang des Signor Montucci, auf das Geplauder der Zofen, welche Blumen von den Büſchen pflückten, auf das Geplärr einer kleinen vierjährigen Schauſpielerin, welche eben unvergleichlich eine Elfin dargeſtellt hatte. Er hatte nur ein Ohr für das Liebesgeflüſter ſeines Nebenbuhlers und der Spanierin, die er dennoch nicht aufzugeben beſchloſſen hatte, obgleich ſie ihn, durch die Kunſtgriffe der Herzogin von Maine, wie er glaubte, bewogen, offenbar verſchmähte. Er wartete mit einer ſolchen Sehnſucht auf Le Tellier und ſeine Mousquetaires, daß ſein Herz ſtärker klopfte und ſeine ſonſt ſo ſehr farbloſen Wangen ſich ſtark rötheten.

Ein Trompetenſtoß kündigte endlich die Ankunft der Verfolger an. Man kann die Verwirrung der Geſellſchaft und die hämiſche Freude St. Simons kaum beſchreiben, als Tellier mit ſeinem blatternarbigen Geſichte, St. Simons „Semiramis" reitend, an der Spitze von fünfzehn Mousquetaires geradezu in den offenen Park ſprengte und bis zwiſchen die Bäume kam. St. Simon war zwar ſehr betroffen, als er ſeinen Zeugen, das Pferd erblickte, war aber unverſchämt genug, ruhig zu ſcheinen.

— Iſt das Ihr Pferd, Rouvroy? ſchrie der Herzog von Maine. Der Teufel hole Sie, verſtehen Sie mich ... Ich werde Sie augenblicklich in den Fluß werfen, damit Sie wenigſtens nicht den Erfolg Ihrer abſcheulichen Verrätherei erleben ...

Tellier ritt bis dicht an die Terraſſe und begann, nachdem er die Geſellſchaft höflichſt begrüßt hatte, mit lauter Stimme zu verkündigen, daß er Befehl habe, die Dame Joſita Minas mit Güte oder mit Gewalt zu verhaften und nach dem Gefängniſſe in Grand-Commun — leichtes Gefängniß im Palaſte der Hofadeligen in Verſailles — abzuführen.

Jetzt erfolgte eine ſehr lebhafte Scene. Der Herzog, die Herzogin, die Gräfin boten dem Offizier große Geſchenke und immerwährende Freundſchaft, wenn er ſeinen Befehl nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Spinner — Die Spinnerin

Digitized by Google

ausführe, ſondern einige Monate Baſtille riskire. Vergebens! Er blickte St. Simon zwar mit einem kläglichen Geſichte an, als hätte er ſagen wollen: Siehſt Du, ich hätte können doch mehr verdienen? blieb aber feſt.

La Feuillade ſtürzte auf ihn zu.

— Camerad! Willſt Du mir meine Braut rauben? fragte er leiſe.

Tellier ſtrich ſeine braunröthlichen Locken zurück und kratzte ſich am Kopfe.

— Eine verdammte Geſchichte, George! Warum ſagteſt Du mir das nicht früher, ſo hätte ich wenigſtens den Befehl nicht übernommen, ſondern hätte mich krank gemacht.

— Krank gemacht? Siehſt Du, das kannſt Du ja noch dieſen Augenblick ...

— Wie? fragte Tellier erſtaunt.

— Du wirſt gleich in dieſer Secunde tödtlich krank; ich bin zufällig hier, ein Offizier der Garde gleich Dir, und weil Du es nicht riskiren willſt, einem der Mousquetaires Deine Gefangene anzuvertrauen, ſo übergiebſt Du mir die Ausführung dieſes Befehls. Das Andere iſt meine Sache und Verantwortlichkeit.

— Gut! Das geht, George! Und Niemand kann mir an's Collet kommen, wenn ich heimkehre. Aber ... parbleu ... Eine ſo große Gefälligkeit .. Siehſt Du? Und Du haſt es immer hartnäckig verweigert, Deinen damascirten deutſchen Degen an mich zu verkaufen ...

— Ich ſchenke ihn Dir! Nun aber raſch!

Tellier ſchnitt eine entzückte Grimaſſe und verſicherte, der Degen ſei ihm lieber, als eine Garde-Compagnie.

Plötzlich zog Tellier mit großer Würde ſein Schnupftuch und brachte es an die Naſe.

— Mein Gott! rief er mit hallender Stimme. Ich glaube, ich werde krank!

— Was, Herr von Tellier! ſchrie St. Simon.

— Hören Sie zu, wenn Sie mich verſtehen wollen! rief Tellier, mit wahrhaft lederner Stirn den Grafen anfahrend. Es iſt ein Blutſturz, oder etwas Aehnliches im Anzuge ... Meine Herren und Damen ... Kommen Sie einem ſterbenden Soldaten zu Hülfe ...

Die Geſellſchaft eilte hinzu und hob, indeß die Herzogin ſelbſt Hand anlegte, den Kranken vom Pferde und legte ihn ſammt ſeinem Taſchentuche auf das Gras nieder.

— George! rief Tellier dann. Herr Lieutenant Marquis La Feuillade. Treten Sie zu mir. Sie ſind hier der einzige Offizier von Sr. Majeſtät Mousquetaires. Ich rufe die Gegenwärtigen zum Zeugen meiner plötzlichen, ſchrecklichen Krankheit, die mich verhindert, die Dame Minas befohlenermaßen zu verhaften. Marquis La Feuillade, ich übergebe Ihnen daher hiermit das Commando über meine Soldaten und dieſe Ordre, mit dem Befehle, dieſelbe ſtatt meiner auszuführen. Habt Ihr verſtanden?

— Ja, Lieutenant Chevalier Le Tellier.

— Und Ihr auch, Ihr Mohren? fragte er die Mousquetaires.

— Ja! brummten dieſe.

— Nun ſo bringt mich an einen Platz, wo ich in Ruhe ſterben kann ... Aber Herzog, ſagte er dringend, eine Flaſche Wein für mich und eine für jeden der Reiter ...

Das innere Ergötzen der Geſellſchaft braucht nicht beſchrieben zu werden. Auf den Wunſch ihres kranken Offiziers ſaßen einige Mousquetaires ab und trugen Le Tellier in das

Digitized by Google

Dickicht des Parks. Hier nahm La Feuillade die Kleidung und Bewaffnung seines Cameraden und dieser kam in La Feuillade's schwarzer Abbé-Kleidung, sorgfältig unterstützt, wieder daher geschwankt.

St. Simon sagte kein Wort mehr. Er hatte gründlich verloren. Mit Zähneknirschen sah er, wie sein Nebenbuhler sich auf seine geliebte Semiramis schwang, die Geliebte auf den Schloßhof geleitete, hier sie eine Kutsche besteigen ließ und mit den Soldaten, dem Fuhrwerke folgend, unter den Segenswünschen seiner Freunde den Schloßhof verließ und sofort den Weg nach seinem ritterlichen Schlosse einschlug. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Herzogin von Maine kühn genug war, ihre kleine Spanierin zu begleiten.

St. Simon trat an demselben Abende, da er nicht so viel Geld bei sich führte, um ein Pferd zu kaufen, welches ihm der Herzog verweigerte, zu Fuß den Weg nach Versailles an, ewige Rache seinen Feinden schwörend. Als er dort endlich anlangte, war La Feuillade bereits mit Donna Josita verheirathet und auf der Flucht nach Spanien.

La Feuillade, der Marschall, war bekanntlich Ludwigs besonderer Liebling gewesen. Auch seinem Neffen hatte er eine glänzende Carrière bestimmt. Desto zorniger war er über diese ausgezeichnete Intrigue. Es fehlte wenig, so hätte er dem Herzog von Maine eine Ohrfeige gegeben, als dieser wieder vor ihm zu erscheinen wagte. Die Herzogin durfte ebensowenig am Hofe erscheinen, als die Gräfin de Noailles, und St. Simon arbeitete eifrig, um seine Feinde vollends zu verderben, wie denn Tellier in die Bastille gesteckt wurde.

Aber Louison drang dennoch zur Maintenon bei Nachtzeit und wußte der Geschichte ihre wahre Gestalt zu geben, vielleicht nur mit Ausnahme der Seine-Reise. Madame Maintenon, keineswegs eine Freundin St. Simons, lachte herzlich ... und am andern Morgen kam Le Tellier, auf St. Simon fürchterlich schimpfend und fluchend, wieder auf dem Schloßhofe zu Versailles an, um sogleich die Wache als commandirender Offizier zu beziehen. Louison erhielt Verzeihung, die Herzogin von Maine kam wieder an den Hof und La Feuillade ward zurückgerufen. Nur St. Simon ging ab, als Gherard sein furchtbares dramatisches Pasquill gegen ihn losgelassen hatte.

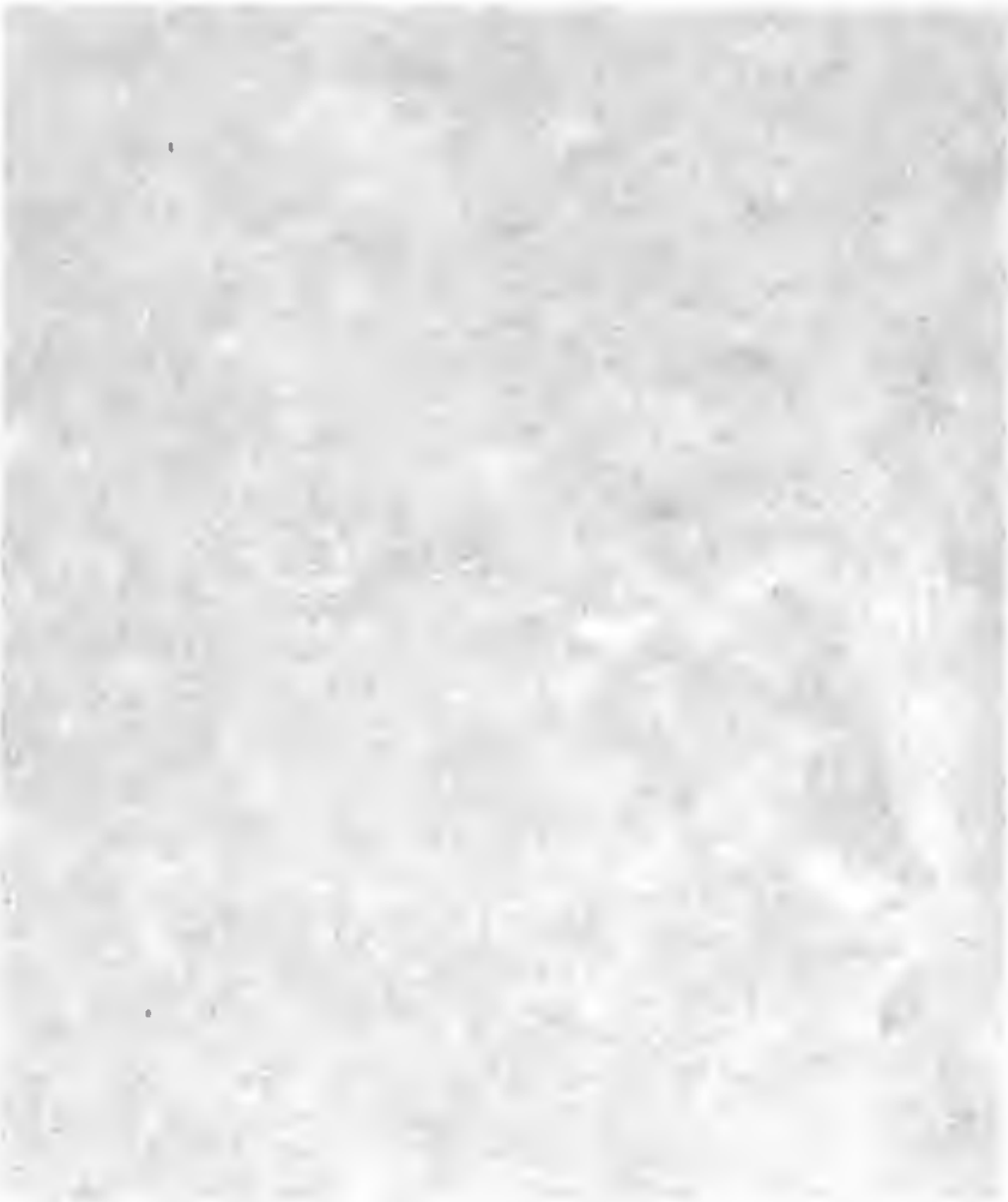
Der Ausfall.

Von Philipp Wouverman.

Abermals wogte im schönen Schwabenlande ein wildes kriegerisches Treiben. Kaum war ein volles Jahr vergangen, als die Schlacht von Tuttlingen, wo die Franzosen den Baiern unterlagen, Schrecken und Elend verbreitete. Jetzt, im Jahre 1644 standen die Franzmänner schon wieder im Breisgau, occupirten den ganzen jetzigen badischen Seekreis und drangen auf Freiburg am Dreisam vor, ohne daß der tapfere baiersche Feldherr, François de Mercy, ein Lothringer von Geburt, und sein getreuer Johannes von Werth, diese Bewegung aufhalten konnten.

Die Franzosen hatten in jüngster Zeit eine ungewöhnliche Rührigkeit entwickelt. Der

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Sieger von Rocroy, Prinz Louis Bourbon-Condé, der spätere große Condé, war an die Spitze des Heeres getreten. Der Jüngling hatte seinen Soldaten wie durch Zauber seinen Feuergeist, seine Rastlosigkeit mitgetheilt, und seine reißend schnellen Bewegungen hatten schon mehr als einmal den baierschen Befehlshaber blutig überrascht. Im offenen Felde gegen diesen ebenso tapfern, als unergründlich listigen französischen General zu manövriren, wollte der ehrliche und brave de Mercy nicht wagen. Er beschloß vielmehr, sich eine feste Operationsbasis zu schaffen, dann aber felsenfest Stand zu halten. Freiburg ward sein Centralpunkt. Durch ihre Lage schon natürlich geschützt, war sie von so vortrefflichen Festungswerken umgeben, daß sie mit Erfolg einem feindlichen Angriffe Trotz bieten konnte. Hier erwartete Mercy seinen Gegner. Vergebens waren die Künste, welche der Prinz von Condé anwandte, um die Baiern in eine andere Stellung zu locken, etwa an die Positionen des berühmten Höllenthals, in die Waldeshöhen und Thalschluchten des Schwarzwaldes, wo der Franzmann gewandt seine Beute als ein Adler umkreisen und mit einem verzweifelten Angriffe hätte vernichten können. Durch seine detachirten Corps hielt Mercy den Condé unaufhörlich in Athem; er wars jetzt, der gegen die Franzosen alle Vortheile des kleinen Krieges ausbeutete, während Condé genöthigt war, wollte er den ihm entschlüpfenden Feind fassen, unter den Mauern Freiburgs einen entscheidenden Kampf zu bestehen.

Allerdings zögerte Condé einige Zeit, bevor er sein Glück jenseit des Rheines auf einen Hieb setzte. Aber das Zögern war durchaus nicht die Sache des jugendlichen Prinzen. Müde der verdeckten und der Scheinmanöver, durch welche sich der alte Degenknopf Mercy nicht im Geringsten irre machen ließ, warf er stolz jede Maske fort. Er reinigte die Umgegend von den baierschen Streifcorps und kehrte, mit seinen Streitkräften einen halben Kreis bildend, wieder nach Freiburg zurück, indeß sein Centrum sich von dem, durch das Siegel'sche Gefecht am 23. April 1848 in weiteren Kreisen bekannt gewordenen, Günterstthal ab auf der großen Straße nach Freiburg fortbewegte.

Den Abend darauf war in der ganzen Gegend ein eigenthümliches und unheimliches Leben. Das ganze hügelige Terrain des dichten und finstern Sternenwaldes war lebendig; hier lagen die französischen Fußregimenter. Nur im Innern des Waldes brannten kleine Feuer, bei denen die Soldaten kochten. Außerhalb des Waldes sah man kaum die etwas heller gefärbten Luftsäulen, welche, über das Blättermeer emporsteigend, die Lagerfeuer verriethen. Kam man zufällig vor eine Lichtung des Waldes, welche es möglich machte, daß man tiefer hineinblickte, so konnte man das Blitzen von Musketenläufen im Wiederschein des fernen Feuers und auch wohl dichte Haufen von geräuschlos sich in den Gebüschen bewegenden und nur vorsichtig murmelnden Kriegsleuten bemerken. Uebrigens war der finstere Waldessaum still und todt, und ein im Feldlager geübtes Soldatenauge wäre erforderlich gewesen, um zu bestimmen, ob ein hier und da fast unbemerkbar hervorragender Gegenstand ein einsamer Busch, oder ein abgestumpfter Baum, oder wie es denn der Fall war, ein französischer Mousquetaire war, der, fest wie aus Eisen gegossen, stehend, mit Falkenaugen das wellenförmige Terrain vor sich bewachte. Weit dehnte sich dieser Flügel der Franzosen aus, damit die Baiern, welche man gleich dem Edelhirsche umstellt hatte, nicht etwa der ihnen zugedachten Vernichtung heimlich sich entziehen möchten. Die Garden Condé's, die sogenannten Plumets, oder Federhüte, die Lieblinge der

Digitized by Google

pariſer Damenwelt, ſehr geſchmackvolle, feine Männer, aber nicht weniger unerſchrockne Degen, campirten bei dem Dörflein Horben, rückwärts vom Sternenwalde. Die Reiterei dagegen war kühn auf der Freiburger Straße vorgeſchoben. Sie hielt bei zahlreichen, freundlich durch die Nacht lodernden Feuern Bivouac auf den Feldern, deren Saat die Roſſe ſich trefflich munden ließen. Hier lag ein Fußregiment aus dem Orleannois, tapfere, kampfesluſtige Burſchen, und das ſchöne Regiment von Monſeigneur, von dem jede Compagnie fünf und zwanzig Mann Schweizer mit ungeheuren, haarſcharfen Partiſanen bewaffnet, beſaß. Vor dem Dorfe, Ebnet genannt, von der Reiterei und dem Fußvolke geſchützt, waren die impoſanten Batterien der Franzoſen aufgefahren. Die Reiterei, wie die Artillerie konnte frei nach rechts und links wirken, um die in den Wäldern verſteckten mörderiſchen Fallen noch zu verſtärken. Derartige Fallen legte Condé mit wahrer leidenſchaftlicher Liebhaberei. Er ſollte auch in dieſer Nacht das Vergnügen haben, ſie wenigſtens etwas wirken zu ſehen.

Merey wußte nichts von der erſt gegen Abend erfolgten ſtarken Beſetzung der weſtlichen Fronte des Sternenwaldes. Er ſuchte den franzöſiſchen Prinzen von Freiburg ſo weit als möglich abzuhalten, um zuvor ſchlagen und dann ſelbſt im Fall der Niederlage noch die Stadt behaupten zu können, während er ſonſt einfach auf ihre Vertheidigung beſchränkt geweſen wäre. Ein ſtarkes Corps, etwa 4000 Mann ſtark, meiſt Infanterie, ſchob ſich um Ebnet auf dem etwas ſchwierigen Terrain fort, um über Horben in den Rücken des Feindes zu gelangen. Am andern Morgen um vier Uhr hatte Merey nämlich beſchloſſen, aus dem Schwaben- und Martinsthor in Freiburg über den Dreiſamfluß hervorzubrechen und die Franzoſen durch den Sternenwald zurück und den Musketen ſeines detachirten Corps entgegenzuwerfen. Er fiel aber richtig in die Falle ſeines liſtigen Gegners. Ungeſtört zog ſich das Corps, die Ebneter Straße umgehend, zwiſchen den herrlichen Weinbergen fort bis zum Waldesſaume, als dieſer, bisher ſchweigend und dunkel, ſich mit einem feuerſprühenden Gürtel umgab, und aus jedem Buſche krachten Musketenläufe, bei deren Blitz man die feſtgeſchloſſenen Reihen der im Hintergrunde aufmarſchirenden Mousquetaires erblickte, wie ſie nach kurzem Zeitverluſte ſich in Marſch ſetzten, die Hecken überſtiegen, durch die Waldgräben liefen und jedesmal etwa fünfzig Schritt mit Haltmachen vordrangen, um den Baiern mörderiſche Salven beizubringen. Neſle, der Befehlshaber der Baiern, ſah die Unmöglichkeit, durchzudringen und zog ſich in großer Unordnung zurück. Sein Glück war's, daß die franzöſiſchen Reiterregimenter bei dem coupirten Boden, zwiſchen den Weinbergen und eingehegten Feldern, nicht raſch genug wirken konnten, um dem Oberſten Neſle ſeinen Rückzug auf Freiburg vollkommen abzuſchneiden und ihn ſammt ſeinen Soldaten bis auf den letzten Mann niederzumachen.

Merey bezog dennoch am andern Morgen eine Stellung vor Freiburg, gab ſie aber ſchon am Nachmittage deſſelben Tages wieder auf, weil die Franzoſen über die Dreiſam ſetzen zu wollen ſchienen, um die entgegengeſetzte Seite Freiburgs mit dem Zähringer- und Predigerthore anzugreifen. Aber Condé that auffallender Weiſe nichts; er blieb drei Tage vollkommen unthätig und ließ den Baiern Zeit, allenthalben an den bedrohten Punkten in Kanonenſchußweite von Freiburg große Schanzen aufzuwerfen und die bereits vorhandenen möglichſt zu verſtärken. Ebenſo machte der franzöſiſche Feldherr keinen Verſuch, einen ſtarken Proviantrain, welcher von der Südſeite her ſich Freiburg nahte, aufzuhalten oder abzuſchneiden, wie er es wohl gekonnt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

hätte. Die Urſache dieſer Unthätigkeit war eine ziemlich eigenthümliche. An dem Abende, als Condé ſeine Falle ſtellte, drang er mit ſeinem Lieblinge, dem im folgenden Jahre ſchon bei Allerheim im ſiegreichen Vordringen erſchoſſenen Major, Xavier de l'Hôpital, bis weit über die Vedetten der Reiterei hinaus nach Freiburg hinzu. Die Baiern waren ſchon wieder zurückgeworfen; der weite Plan war augenſcheinlich von keinem Feinde durchſchwärmt, und der Abend war zu lockend, als daß der Prinz nicht hätte verſucht werden ſollen, eine Recognoſcirung bis unter die Kanonen Freiburgs vorzunehmen. Er ritt unbekümmert unter dem feinen und witzigen Geſpräche, welches ihm eigen war, mit ſeinem Adjutanten im großen Galopp auf der Freiburger Straße, und dann, als hier Verhaue und Aufwürfe ſich zeigten, neben derſelben bis vor die äußerſte ſogenannte Pfeilſchanze der Baiern. Ein halbes Dutzend Schüſſe fielen und harmlos pfiffen die Kugeln durch die Nachtluft weiter, ohne von den Reitern beachtet zu werden. Bei einer Wendung des Weges ward übrigens die Scene ernſthafter. Condé, welcher nicht zu wohl in die Ferne ſah, behauptete hartnäckig, ein großer, breiter Gegenſtand, der ihnen in einiger Entfernung quer vor dem Wege ſich zeigte, ſei ein in der Tiefe liegendes, großes Wohngebäude, während l'Hôpital verſicherte, dieſer Gegenſtand ſei in aller Form Rechtens eine feindliche Redoute. Als Condé mit Entſchiedenheit ſeine Meinung wiederholte, ſchwieg der ſorgloſe l'Hôpital und ritt nur um einige Schritte voraus, um den Prinzen durch ſeinen Körper zu decken, wenn ſich dennoch das impoſante Gebäude in eine impoſante Schanze verwandeln ſollte. In dieſem Augenblicke hörten die beiden vornehmen Abenteurer hinter ſich das dröhnende, unregelmäßige Stampfen eines im vollen Trabe herankommenden Infanterietrupps.

— Ventre-saint-gris! murmelte der Prinz, gleich ſeinem Ahn und glänzenden Vorbilde Heinrich IV. Ich glaube, dieſe deutſchen Elephanten haben den Einfall, mit uns eine Parforce-Jagd anzuſtellen. Laß ausſtreichen, l'Hôpital; ich denke, wir werden, wenden wir uns bei jenem Hauſe links, wieder mit leichter Mühe das Blachfeld gewinnen.

Das wäre möglich geweſen, wenn jenes „Haus" nicht eine mächtige Redoute geweſen wäre, die den Weg verſperrte.

— Wer da? hallte es dicht vor den Reitern, die betroffen die Zügel ſtraff anzogen; und: Wer da? lief der Ruf durch die Kette von Schildwachen neben der Schanze hin.

— Abgeſeſſen! flüſterte Condé und ſtand neben ſeiner ſtolzen Schecke, indeß er ſein Piſtol aus der einen Halfter zog und aus der andern einige Briefe und Zettel nahm, die ihm im Reiterlager eingehändigt waren.

— Aber mein Ajax! ſagte l'Hôpital mit lauter, grimmiger Stimme und zögernd abſteigend, als die Schildwache auf der Bruſtwehr einen donnernden Musketenſchuß auf die in der Dunkelheit unſichtbaren Reiter abfeuerte. Was ſoll mit meinem Pferde werden?

— Etwas Aehnliches, als das, was mit meinem Thiere wird! ſagte Condé, ſprang von der Straße fort und bemühte ſich, über eine ſechs Fuß hohe Mauer zu gelangen, welche einen Weinberg einſchloß.

— Bei Gottes Blut, mein Prinz! Ich kann nicht fort! ſagte l'Hôpital und wollte ſich wieder aufſetzen. Ich will ſterben, bevor ein Baier ſich auf dieſen meinen Kampfgenoſſen in ſechsundzwanzig Gefechten ſchwingt.

Digitized by Google

— Siehſt Du die Schecke! ſprach in hohem Tone der Prinz. Es iſt mein Schlachtroß von Roeroy!

L'Hôpital ſah auf die herannahenden Feinde, auf einen Infanterietrupp, welcher neben der Redoute hervorbrach, zog ſein Piſtol und ſchoß ſeinen Ajar nieder.

— Hurrah! ſchrien die Deutſchen, welche bei dem Pulverblitz ihre Feinde erkannten. Franzoſen! Franzoſen!

Sie feuerten auf's Gerathewohl — und laut heulten und ſchrien die Fußſoldaten, welche aus der Redoute vorgedrungen und jetzt von den Kugeln der eigenen Brüder getroffen waren. Die Mannſchaft aus der Schanze wich zurück, die Verfolger machten bei dem Geſchrei in deutſcher Sprache beſtürzt Halt, und während dieſer kurzen Secunden durchbrachen die beiden Franzoſen die Ranken der Reben und rannten die Weinſtöcke in dem Weinberge nieder, um mit aller Macht das Weite zu ſuchen.

Ungeachtet die Baiern es nicht an der eifrigſten Verfolgung ermangeln ließen, ſo ward es ihnen dennoch unmöglich die beiden entſchloſſenen und liſtigen Flüchtlinge einzuholen und aufzufinden. Gleich verfolgten Mardern benutzten ſie jeden Terrainvortheil, ließen kaltblütig die feindlichen Fußknechte dicht neben ſich vorbeiſtöbern, wandten ſich links und rechts, und ſetzten mit jeder Minute mehr Raum zwiſchen ſich und ihre Feinde.

Nach einer mühſeligen Wanderung von zwei vollen Stunden herrſchte rings um ſie tiefe Stille. Jetzt erſt verſuchten ſie ſich, der Feinde ledig, denen auszuweichen bisher ihre Hauptaufgabe geweſen war, zu orientiren. Sie befanden ſich in einer größeren Nähe von Freiburg, als zuvor. Die Vertheidigungswerke im freien Felde lagen noch weit, weit von ihnen. Condé, welcher bis zu dieſem Augenblicke, voll Vertrauens auf ſeinen günſtigen Stern, ſcherzen konnte, ward mäuschenſtill und ſeufzte nur noch aus gepreßter Bruſt; l'Hôpital, der unerſchrockenſte Krieger, den es geben konnte, fluchte verzweifelnd, und fing dann an, mit völligſter Niedergeſchlagenheit die Folgen darzulegen, welche die unzweifelhafte Gefangennahme ihres Feldherrn für die franzöſiſche Armee herbeiführen würde. Er entwickelte hierbei eine ſolche Scharfſichtigkeit, eine die troſtloſeſte Zukunft malende, orakelartige Allwiſſenheit, daß Condé, außer ſich gebracht, mit den Zähnen knirſchte, mit den Füßen den Boden zerſtampfte und endlich beide Zeigefinger tief in ſeine Ohren bohrte. Einige höchſt vorſichtig unternommene Verſuche, ſich der militairiſchen Außenlinie zu nähern, zeigte erſt vollkommen, wie ſicher der Prinz und ſein Begleiter in der Falle ſaßen. Und immer näher rückte der Morgen, wo die Baiern oder, was ziemlich daſſelbe war, die Freiburger Winzer die beiden Franzoſen einfangen ſollten, wie man etwa einen auf dem Sande liegenden Cachelot fängt, der ſich, während die Ebbe eintrat, in der Nacht zwiſchen den Klippen der Küſte verirrte. Jede Minute zog l'Hôpital ſeine Uhr, um mit zitternden Fingern zu fühlen, denn ſehen konnte er's nicht, um wie viele Augenblicke der Tagesanbruch näher gerückt ſei.

Seit etwa fünfzehn Minuten hatten die beiden, wenige Stunden vorher noch ſo ſtolzen, ſiegesſichern Helden in erbärmlichſter Gemüthsverfaſſung zwiſchen jungen Weinſtöcken auf der feuchten Erde geſeſſen. Es war kein Wort mehr geredet.

Endlich erhob ſich Condé und ſchnallte ſeinen Degen feſt um die Hüften.

— Steh' auf, mein Freund! ſagte er mit einer Stimme, die eben ſo eigenthümlich vibrirte,

Digitized by Google

als diejenige, womit er seine Commando's gab, wenn sein Sieg sich der Entscheidung nahte. Wir werden versuchen, was sich thun läßt. Du verstehst mich. Schlimmer als: todt und in die Hölle! läuft unser Versuch sicherlich nicht ab, und ich bin entschlossen, selbst dies Schlimmste hinzunehmen, wenn ich morgen früh nicht bei meinen Gardereitern sein soll. Komm, mein Xavier! Und sei mir nicht so kleinlaut und beschaulich! Schnalle den Degen fest; Du glaubst nicht, um wie viele Procente man sich leichter fühlt.

L'Hôpital schnallte den Degen sehr fest, schien aber davon keine besonders ermuthigende Wirkung zu spüren. Vorhin hatte der Major die Führung der nächtlichen Expedition übernommen; jetzt trat Condé wieder in das Recht des Befehlshabers ein. Statt die Stadt zu vermeiden, näherte er sich derselben. Er erreichte den sogenannten Schloßberg, wo die kleine Karthause zu St. Ottilien stand. Hier war Alles still; die Baiern hatten den heiligen Ort mit einer militairischen Besatzung verschont.

Vorsichtig umkreiseten die Franzosen die Karthause und suchten in die hohen, schmalen Fenster zu blicken, von denen zwei durch ein mattes Licht erhellt wurden. L'Hôpital vermochte nicht empor zu kommen; der Prinz aber, von ausgezeichneterer körperlicher Gewandtheit, kletterte so lange, bis er die Fensterbrüstung erreicht hatte.

Er sah in dem schmalen, gothischen Stübchen einen Geistlichen, der bei seiner klösterlichen Lampe ungeachtet der späten Stunde höchst eifrig mit Briefschreiben beschäftigt war. Dieser mochte draußen ein Geräusch gehört haben; denn er wandte sich um, schob sein Käpplein aus der Stirn und die ungeheure Brille in die Höhe und horchte einen Augenblick gespannt. Dann nahm er seine Arbeit wieder auf.

Condé hatte in dem einen Blicke viel gesehen. Der etwa fünfundvierzigjährige, ziemlich hagere Mann wies sich durch seine Tracht als einen Jünger Loyola's, als ein Mitglied der Gesellschaft Jesu aus.

— Jesuiten! flüsterte der Prinz, wieder zur Erde herabsteigend; Xavier, mein Freund, Jesuiten!

— Ah, Dieu merci! murmelte l'Hôpital; Jesuiten! Ich hoffe wieder! Mit den Banditen läßt sich alles Mögliche anfangen.

— Und der Fuchs drinnen ist sicherlich ein Franzose! fuhr der Condé lebhafter fort. Sein wirres, langes Haar, seine Miene, besonders sein Blick ist so durchaus französisch, daß ich mich nicht irre, wenn ich sage, wir haben hier einen Landsmann — vielleicht einen Freund und Diener unseres verehrtesten Herrn Cardinals Mazarini und unserer glorreichen Frau Tante, Anna von Oesterreich, vor uns. Dieser Mann soll uns salviren und sollte ich heute Nacht alle meine Güter ihm und seinem vermaledeiten Orden verschreiben!

— Mein Prinz, ja! rief l'Hôpital, jetzt erst wahr und vollkommen seiner Angst um das Schicksal des Feldherrn ledig. Das ist der Punkt, den Ihr festhalten müßt; denn das ist der einzige, dem diese Teufel zugänglich sind. Und rückt nur gleich damit heraus, damit sie sich über unsere großartige Dankbarkeit nicht etwa irren und dem Merey einen Wink geben, bevor wir mit ihnen auf dem Reinen sind...

Condé konnte kaum ein helles Gelächter unterdrücken.

— Ob sie bekommen, was Ihr ihnen versprecht, wird sich am Schlusse unserer Rechnung finden.

Digitized by Google

— Bah! Wir würden ſchlechte Geſchäfte machen, könnten die Herren nicht auf das Wort eines Condé-Bourbon (wohl von demjenigen eines bloßen Bourbons zu unterſcheiden), ein Ding bauen, gleich dem alten Münſter drüben in Freiburg.

Das bemerkte der Prinz in trocknem, faſt froſtigem Tone, indeß er ſeine, von den ſchönen Händen der Gräfin Louiſon de Vervieres empfangene Schärpe losband. Gleich darauf ſtand er wieder am Fenſter, drückte geräuſchlos eine Scheibe ein, deren Splitter in den Falten der Schärpe hängen blieben, öffnete das Fenſter und ſtaud mit einem Satze dicht hinter dem Großvaterſtuhle des Jeſuiten.

Entſetzt öffnete dieſer den Mund; zum Schreien kam er indeß nicht, denn der Prinz umarmte ihn und hielt ihm den Mund zu. In dieſer zärtlichen Stellung, der ſich der Jeſuit, aus allen Kräften ſich ſträubend, in Todesangſt zu entziehen ſuchte, fand folgende Unterhaltung Statt.

— Mein beſter Pater! Mein theuerſter, geehrteſter Herr Pater! Einen Augenblick! Es geſchieht Ihnen nichts, auf Ehrenwort, nichts! Aber beruhigen Sie ſich! Wollen Sie zum Diantre? Schreien Sie, ſo koſtet es mein Leben .... Ich ſteche Sie daher nieder, wenn Sie ſich weiter rühren, oder nur einen Laut machen ...

Dieſe Drohung machte dem Ringen und Zerren der beiden Herren ein plötzliches Ende. Das bisher ſehr aufgetriebene Geſicht des Jeſuiten ward bleich und fahl, und er ſetzte ſich ſehr ruhig wieder auf ſeinen Stuhl, durch Mienen und Geſten den Prinzen bedeutend, daß er unbedingt gehorchen werde.

— „Wollen Sie denn vernünftig ſein, Pater Geronimo?" fragte Condé, der auch jetzt ſeine Neigung zum Scherzen nicht verleugnete, mit dem Worte des ausgezeichneten ſpaniſchen Romanes: „der Ring", der damals Paris entzückte.

— Ich heiße nicht Geronimo ..... bemerkte der Pater mit faſt unhörbarer, fiſtulirender Stimme. Ich heiße Felix und bin Coadjutor dieſes Hauſes, wo auf den Befehl des ehrwürdigen Rectors des Collegs zu Freiburg eine Schule unſeres Ordens angelegt wird .... Sie ſind ein Franzoſe? Hat Condé die Baiern heute Nacht überfallen, beſiegt: ſo bitte ich Sie, Herr Officier, mich glimpflich zu behandeln, denn ich bin ſelbſt Franzoſe, bin zwar Katholik, aber Sie und die Soldaten Frankreichs werden es nicht minder ſein als ich ... Und dazu bin ich hier, um eben ſo wohl für die Intereſſen unſerer allerheiligſten Religion, als für diejenigen Frankreichs, meines Vaterlandes, zu wachen ... Mein Officier, eine ſchwere Verantwortlichkeit würde Sie treffen, wenn Sie es wagten, mich irgendwie zu verletzen, wenn Sie nicht allen Einfluß aufbieten wollten, um mir Schutz und Beiſtand zu gewähren!

Der Prinz blinzelte auf eine ungemein ſchlaue Art mit dem rechten Auge, aber eine Secunde genügte, um ihm zu zeigen, daß er durch eine Verheimlichung ſeiner wahren Lage dieſelbe nicht verbeſſern konnte.

— Pater Felix, erwiderte er daher raſch, Ihr habt nicht meinen Schutz, ſondern ich habe den Eurigen nachzuſuchen. Condé hat die Baiern nicht beſiegt; er hat ſich vielmehr ſelbſt beſiegen laſſen ...

Der Jeſuit nahm plötzlich eine ſehr zuverſichtliche Miene an.

— Der Prinz befindet ſich in der Gewalt Merey's, obwohl dieſer ſelbſt es noch nicht weiß ....

Digitized by Google

Digitized by Google

The Musical Rehearsal. Die Musikprobe

Digitized by Google

— Das wolle Gott verhüten! rief Pater Felix aufſpringend, mit unverkennbarem franzöſiſchen Patriotismus. Condé iſt nicht der Mann, ſich von deutſchen Büffeln fangen zu laſſen ...

Der Prinz umarmte den Jeſuiten mit lebhafter Bewegung.

— Das iſt er gewiß nicht: ſo lange ihm franzöſiſche Herzen zur Verfügung ſtehen! ſagte er. Aber verdammt, Pater Felix, es wird dennoch nicht ſo leicht für mich ſein, wieder zu meinen Mousquetaires zu gelangen ...

Pater Felix ſah jetzt erſt den Jüngling mit prüfendem Blicke an. Seine Hutfeder war freilich geknickt, ſein ganzer Anzug in großer Unordnung; dennoch verrieth ſeine prächtig geſtickte Wäſche, der unſchätzbare Diamant auf dem Knopfe ſeines goldenen Degengefäßes, noch mehr ſein edles Geſicht, das ungeachtet der Jugend des Prinzen — er war dreiundzwanzig Jahre alt — hohen Ernſt zeigte, ſowie ſein blitzendes Falkenauge den Fürſten und Feldherrn.

— Sie ſind Condé, der Prinz Louis von Condé? ſagte der Jeſuit mit Ueberraſchung, indeß er ſich ehrfurchtsvoll verbeugte. Ja, ich erkenne Sie, mein Fürſt ... Aber welche verzweifelte Situation!

Es erfolgten jetzt von beiden Seiten nähere Erklärungen. Der Jeſuit, welcher ſich hier im Lager der Deutſchen befand, diente allerdings den Zwecken ſeines Ordens, aber nicht minder dem Manne, welcher angefangen hatte, gleich dem großen Richelieu, Frankreichs Geſchicke mit feſter Hand zu leiten. Pater Felix war Berichterſtatter des Cardinals Mazarini, und zwar mit Vorwiſſen ſeines Ordens, der eben ſo glücklich geweſen war, ſich eine kräftige Begünſtigung des franzöſiſchen, allmächtigen Miniſters zu erſchleichen und zu erringen. Der Orden wirkte mit dem Erfolge, welchen jeſuitiſche Beſtrebungen, namentlich in jener Zeit, immer aufzuweiſen hatten, dahin, daß die Politik Mazarins, die Uneinigkeit der Deutſchen und die Verwirrung ihrer Angelegenheiten noch mehr zu vergrößern, um ſie Frankreich gegenüber ohnmächtig zu machen, reiche Früchte trug. Mazarin ſelbſt verrieth ſeine deutſchen, proteſtantiſchen Bundesgenoſſen und ließ wiederum durch ſeine Creaturen die Katholiken an die Proteſtanten verrathen. Nach Mazarins hinterliſtiger Politik hatte der Prinz Condé den Befehl, die franzöſiſche Armee aufs Aeußerſte zu ſchonen, ſo wenig wie möglich zu ſchlagen, aber durch Contributionen und Brandſchatzungen ſo viel Geld als möglich zuſammenzuraffen.

Pater Felix war zu ſehr Jeſuit, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, daß ſeine Pflicht gegen Mazarin die Rettung Condé's von ihm erheiſchte, obgleich der Prinz die Macht der Kirche angriff, für welche der Jeſuitismus zu kämpfen verbunden war. Er ſah es augenblicklich ein, wie hoch ſeinem Orden ein Dienſt gleich der Rettung des franzöſiſchen Befehlshabers, der dazu ein Condé war, bei Hofe angerechnet werden würde, und er war feſt entſchloſſen, für den Prinzen das Aeußerſte zu wagen. L'Hôpital ward an der Schärpe Condé's ins Zimmer gezogen, die Fenſter wurden dicht verhängt und ein Kriegsrath begann.

Um die beiden Krieger vollends zu beruhigen, erklärte ihnen Pater Felix, daß er im Stande ſei, ſie wochenlang zu verbergen. Er ſei das einzige Ordensmitglied in der Karthauſe, und außerdem wohnten hier nur noch zwei ſogenannte Scholaſtiker, beide Römer von Geburt, die durch das eifrigſte Studium ſich zu ihrer bevorſtehenden Prüfung für einen höhern Ordensgrad vorbereiteten.

— Und dann, fuhr Felix fort, iſt noch die Wirthſchafterin der Karthauſe hier ...

Digitized by Google

— O weh! Ein Weib? ſagte der Major. Sorgt dafür, guter Vater, daß die uns wenigſtens nicht ſieht. Das Geheimniß iſt zu viel werth, als daß ein Weib daſſelbe verſchweigen könnte.

— Eben auf dies Frauenzimmer baue ich einen Plan! bemerkte Felix. Weder Sie, edler Prinz, noch Sie, Herr Major, ſind von hoher Geſtalt; Sie beſitzen Beide ſchönes, langes Haar und Ihr zarter Bart läßt ſich noch ſpurlos vertilgen. Hände und Füße ſind bei Ihnen völlig damenartig. Sie werden ſich daher in Athanaſia's Anzüge theilen, ſich als Mädchen verkleiden und von ihr ſelbſt mit Tagesanbruch über die Schanzen hinausgeleitet werden.

Xavier ſchwor freilich, er werde ſich lieber braten laſſen, als ſeinen Degen zurückzulaſſen und Weiberkleidung anzuziehen; aber Condé nahm mit wahrem Intereſſe an dem Komiſchen des Rettungsmittels daſſelbe an und verlangte, ſofort ſeine Metamorphoſe zu bewerkſtelligen.

— Laſſen Sie Athanaſia kommen! rief der Prinz.

Pater Felix unterdrückte einen Anflug von Verwirrung und klopfte dann an eine Seitenthür des Gemaches. L'Hôpital winkte dem Prinzen mit bezeichnender Miene; der Jeſuit aber nahm ein ungewöhnlich ernſtes Weſen an.

— Athanaſia iſt meine Tochter! ſagte er in ſchwermüthigem Tone. Die Tochter meines unvergeßlichen Weibes, deren Tod mich die Welt unerträglich finden ließ und mich dem Dienſte der Kirche in die Arme trieb. Sie ſehen, Sie dürfen in Bezug auf dies Kind eben ſo ruhig ſein, als ich, obgleich ſie Gelegenheit gehabt hat, unſere Unterhaltung nach Mädchenart zu belauſchen.

Die Blicke des Prinzen ſchienen mit einem Male einen ganz neuen Ausdruck erhalten zu haben. Sein leidenſchaftliches, keine Zügel kennendes Gemüth war, nach dem unſtäten Funkeln ſeiner Augen zu ſchließen, plötzlich durch dies „Kind des Jeſuiten" in Flammen geſetzt und er erwartete mit der höchſten Spannung die Erſcheinung Athanaſia's.

Das Mädchen trat bald aus der finſtern Zelle hervor. Sie hatte ſich vollkommen angekleidet; dennoch war ihre Toilette in dem Dunkel reizend nachläſſig gerathen. Athanaſia ſtand von dem Lichtglanz einige Secunden geblendet, dann konnte ſie die großen, ſchwermüthig blickenden, braunen Augen aufſchlagen, doch nur, um ſie ſofort vor den brennenden Blicken des Prinzen und des forſchenden l'Hôpital wieder zu ſenken. Dies hohe, ſchlanke Mädchen mit den friſch wie Morgenroth erglühenden Wangen, dem üppigen, gekräuſelten Braunhaar, das in ſeiner Unordnung faſt antik aufgebunden erſchien, übte auf den Condé einen Eindruck, wie er, der galanteſte — beſſer, ausſchweifendſte — Cavalier am franzöſiſchen Hofe, ihn ſeit ſeinem erſten Verlieben nicht erprobt hatte. Der Jeſuit bemerkte dieſe Wirkung der Schönheit ſeiner Tochter mit ſcharfem Auge und nahm ſie bei der Hand, gleichſam als wolle er ſie inſtinktmäßig gegen dieſen Raubgeier weiblicher Tugend ſchützen.

Athanaſia entfernte ſich, um ihre Kleider zurecht zu legen. Mit reizender Schamröthe auf den Wangen kehrte ſie zurück und lud die beiden Cavaliere ein, in ihrem Schlafzimmer ihre Verwandlung zu bewirken. Die Secunde drauf befanden ſich die beiden Soldaten in dem klöſterlich einfachen und ſaubern Cloſet, wo kurz vorher ein bezauberndes, jungfräuliches Weſen ſchlummerte. Hätte die Aufregung des Prinzen noch neuer, glühender Nahrung bedurft — hier war ſie auf der Breite jedes Zolles vorhanden. Er achtete nicht auf l'Hôpitals Fluchen, als derſelbe ſeine Stiefel

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

und ſein Wamms ablegte und feierlich betheuerte, daß ihn nichts in der Welt zwingen werde, ſich ſeiner kurzen Pluderhoſen zu entledigen. Er vertiefte ſich in die Welt, welche um ihn war, eine Welt, die ſo verſchieden von den ihm genügend bekannten, prächtigen Cabinetten liebeskranker, großer Damen, und dennoch in ihrer Einfachheit unendlich reizender war. Träumeriſch legte er endlich Athanaſia's Kleider an. Er hörte es kaum, daß Xavier in helles Lachen ausbrach, als er ſeinen neuen Feldherrn muſterte, und überſah es, daß l'Hôpital gerade mit der geſpreizten Grazie der Donna Maria Mancini, der Nichte Mazarins, wie zum Menuet antrat. Mit Gewalt faſt zog ihn der Major mit ſich fort in die Klauſe des Pater Felix.

Dieſer lächelte ebenfalls; Athanaſia aber betrachtete die beiden „Mädchen", indeß ſie hell auf zu lachen begann.

Dieſe Mädchen waren wahrlich nicht häßlich. Und als Athanaſia erſt dem Prinzen und dann ſeinem Begleiter das Haar aufgeflochten und daſſelbe mit einer kleinen, ſteifen Haube geſchmückt hatte, als der gefältelte Ringkragen um den Hals der „Schönen" gelegt war, da hätten ſie ſelbſt unter Frauen für Frauen gelten können.

Der Morgen war hereingebrochen. Condé verſicherte den Jeſuiten ſeiner ewigen Dankbarkeit, umarmte ihn, ſchenkte ihm den Diamant ſeines Degens und machte ſich dann zu der ſeltſamen Fahrt bereit, das franzöſiſche Lager zu gewinnen. Athanaſia verſah die Freundinnen mit Reiſetüchern, nahm ſelbſt ein ſolches und ging mit einem merkwürdigen Muthe zu dem Officier der Feldwache, zwiſchen zwei Schanzen aufgeſtellt. Athanaſia ſprach einigermaßen deutſch, die Franzoſen aber wußten kein Wort. Mit einer liebreizenden Schüchternheit ſtanden ſie einige Schritte entfernt, als Athanaſia dem Baier verſtändlich machte, daß dieſe beiden burgundiſchen Mädchen, ihre Verwandtinnen, ihre Brüder zu ſehen gekommen ſeien, die bei den Condé'ſchen Reitern dienten, und bat, daß man ſie nicht aufhalten möge, ins franzöſiſche Lager zu gehen.

— Ihr wollt Euern Bräutigam beſuchen? ſagte der Officier, ſich Condé nähernd und ihm ſchmeichleriſch den ſtarken, weißen Nacken klopfend, indeß er ſehr geläufig franzöſiſch ſprach. Eigentlich gönne ich Euch dieſen Schelm-Franzoſen nicht... Aber geht immerhin, wenn Ihr ſie von uns grüßen und ſie bitten wollt, uns ſobald als möglich zu attakiren, damit ſie die nothwendigen deutſchen Hiebe ausgezahlt bekommen. Und Du ſagſt, wandte er ſich an Athanaſia, daß Du wieder zurückkehrſt? Wo biſt Du denn hier in Freiburg?

— Dort, in der Karthauſe der Väter Jeſu wirthſchafte ich! ſagte Athanaſia.

Das Weſen des Mädchens athmete eine ſolche kindliche Reinheit, daß der baierſche Schnurrbart es nicht wagte, die grob-witzelnde Antwort, welche ihm wegen dieſer Auskunft auf den Lippen ſchwebte, auszuſprechen.

Die drei Mädchen wanderten zwiſchen den Schanzen fort, oft von den Schildwachen angerufen und geneckt. Condé nahm Athanaſia's Arm, um ſich ihrer zu verſichern; dann muſterte er mit Flammenblicken die Feſtungswerke, die Schanzen, die Zahl der Karthaunenſchlünde, welche ihm entgegenſtarrten, und jegliche Terrainverſchiedenſchiedenheit, mochte ſie auch unbedeutend erſcheinen.

— Hier, hier, murmelte er, werden wir in einigen Tagen einen heißen Strauß zu beſtehen haben, Freund Xavier, oder Xavière. Hier will ich zur Nachtzeit meine ganze Reiterei durchbringen, ohne daß ich nur eine richtige Salve zu befürchten habe.

Digitized by Google

— Mardi! sagte l'Hôpital, hätten wir gestern Abend diesen „todten Paß" gewußt, so hätte ich meinen Ajax noch und meinen Degen und meine goldenen Sporen, und müßte nicht, par Dieu! hier wie ein Bergschotte spazieren.

— Ich segne unsre Unwissenheit! sagte der Prinz. Denn ohne diese würde ich wahrscheinlich nie das Glück gehabt haben, Athanasia zu sehen.

— Ein Glück ist das? fragte das Mädchen erstaunt. Ah, wohl; denn sonst wären Sie gefangen . .

— Ich bin sicherer gefangen, als mich die Baiern je fangen werden . . .

Und nun begann Condé, der seine wahrste Zuneigung, seine Liebe zu der Tochter des Jesuiten mit jedem Augenblicke mächtig wachsen fühlte, von seinen Empfindungen hingerissen, seinen Angriff auf das Herz Athanasia's. Er bot alle seine feine Kunst auf, um in die Seele des Mädchens nicht allein den Gedanken der Liebe, sondern auch des Liebesgenusses zu schleudern, und er erreichte, was er beabsichtigte: Athanasia's Wangen glühten, ihr Auge ruhte auf ihrem Begleiter mit einem heißen, sinnenden Ausdrucke, sie ward ernster und ihre Stimme war unsicher geworden.

Nie wohl wäre Athanasia in so kurzen Minuten dem Prinzen so nahe gerückt, um von seinen Worten getroffen und im Herzen verwundet zu werden. Der Umstand, daß Condé als Mädchen neben ihr ging, daß sie anfangs nicht im Stande war, den Gedanken abzuwehren, dies sei wirklich ihre Freundin und kein schöner Jüngling, hatte sie unbefangen, heiter gemacht und sie dem Prinzen vertrauter gemacht, als es ein längerer freundschaftlicher Umgang vermocht haben würde. Sie war wirklich waffenlos von dem Prinzen überfallen, und er, er sorgte dafür, daß das Mädchen, so lange sie ihn begleitete, nicht aus diesem süßen Rausche der Empfindungen hinausgelangte, welcher das Erwachen der ersten Liebe begleitet.

Fern standen die baierschen Vorposten hinter den Wandelnden. Die Sonne stieg majestätisch über den Horizont, und vorwärts auf dem wellenförmigen Blachfelde traf ihr Strahl die breiten Hellebarden der Schweizer und die Schwerter der schweren Reitergeschwader, die in Linie rückten.

— Sie werden drüben angreifen, um den Condé zu holen! sagte dieser.

— Ja, und den l'Hôpital! ergänzte der Major.

— Diese köstlichen Minuten sind zu Ende, Athanasia! Ich muß eilen, damit diese Wahnsinnigen drüben sich bei ihrer miserablen Aufstellung hier nicht die Köpfe einrennen. Drum nur noch ein Wort, Mädchen! Geh voraus, Xavier!

— Ah, ich gehe, ich laufe schon! rief dieser, seine Röcke aufnehmend und sich in vollen Galopp versetzend. Mögen sie mich auslachen in meinem Schottencostüm . . . Aber da schwenkt meine Schwadron auf mit dem Esel, dem alten Courbière an der Spitze . . . . . He! Tonnerre! Hunde! Courbière, wo wollen Sie hin? Halte-là! Was wollen Sie mit meiner Schwadron anfangen, Herr von Courbière . . .

L'Hôpital, eine wahre Amazone, rannte mitten zwischen die Reiterei und stellte den dicken Hauptmann wüthend zur Rede . . . . Ein unauslöschliches Gelächter erfolgte . . . . Ein endloses Hurrah, in das allmälig die ganze französische Linie einstimmte, rollte von Corps zu Corps.

Condé versuchte es vergebens, Athanasia zu bewegen, ihm zum französischen Lager zu folgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Venice Venedig

Digitized by Google

Welche Verſprechungen, welche Schwüre ſtrömte er hervor, Schwüre, die er feierlich zu halten entſchloſſen war... Nein! war die Antwort. Aber Eines errang er dennoch: Athanaſia wollte ihn wiederſehen, wiederſehen, ohne daß Pater Felix es gewahr werden ſollte. Sie beſchwor ihn aber, er möge nicht, ihr zu gefallen, ſein Leben abermals auf's Spiel ſetzen. Mit geheimem Vergnügen, mit ſüßer Angſt hörte ſie es dennoch, daß Condé ſchwor: es werde nicht wieder Mitternacht, bevor er an ihrem Kammerfenſter ſei.

Condé zog einen herrlichen Ring aus ſeinem Buſen.

— Es iſt ein Andenken an diejenige, welche ich bisher am meiſten liebte! ſagte er mit bewegter Stimme. Er gebührt Dir, Athanaſia, denn Du, meine Retterin, biſt von heute an der Stern meiner Seele... Leb' wohl, leb' wohl... Einen Kuß...

Er raubte ihn der Widerſtrebenden.

— Um Mitternacht! rief er ihr zu, warf noch einen Kußfinger zurück und eilte dann dem Lager ſeiner Soldaten zu.

Wie träumend, wie berauſcht kam Athanaſia in der Karthauſe an. Es war ein ganzes Lebensalter, das ſie bis zur Nacht durchlebte. Sie war wie im Fieber. Wie bewachte ſie jetzt jede Bewegung der Franzoſen, der Baiern. Mit welcher Heftigkeit richteten ſich die bisher zwanglos und ohne Ziel zerſtreuten Gedanken auf den einen Gegenſtand, der ſich plötzlich zum Herrn ihres Innern gemacht hatte...

Am Abende erſchien Condé allein, jedoch in Mannstracht, vor der Karthauſe; am andern Abende abermals; aber diesmal durfte er nicht draußen ſtehen.

Pater Felix aber rief ſeine Tochter in der Nacht, und kaum konnte der Prinz noch durch einen Sprung ins Freie entkommen. Der Jeſuit ſah aus dem Fenſter und er mußte ſich zu erkennen geben. Condé gab vor, er habe ihm Mittheilungen machen wollen: Freiburg ſolle überrumpelt werden; er erwarte von dem Pater Notizen über den Platz.

Dieſe Nachrichten gab der Jeſuit mit großer Ruhe. Condé ſah, daß ſeine Ausrede wahr gemacht werden, daß Freiburg einem Handſtreiche unterliegen könne, und er theilte ſeine augenblicklich entworfene Dispoſition des Angriffs dem Pater mit.

— Ich werde an Eurer Seite ſein, bemerkte Pater Felix, und werde Euch zum Sturme auf den ſchlecht gebauten und ſchlecht vertheidigten Thurm an dieſer Stadtſeite führen. Ich werde den Rector unſeres Collegs für Frankreich vollends gewinnen, und für Geld finden wir reichlich Bürger und Soldaten, welche das Thor ſammmt dem Fallgatter im entſcheidenden Augenblicke öffnen...

Der Angriff ward von dem Prinzen beſchloſſen. Er wollte am folgenden Morgen ſehr früh zwiſchen den Schanzen durchbrechen und zuerſt mit der Reiterei vordringen... Der Jeſuit ward vollſtändig unterrichtet und beordert, ſich bereit zu halten. Condé ſchied.

Am andern Morgen ſchienen plötzlich die Würgengel zwiſchen den Weinbergen zu hauſen. Die erſte Schanze ward — ein ſeltener Fall — von der franzöſiſchen Reiterei genommen, und an der Spitze der Mousquetaires drang Condé faſt unaufgehalten bis zu St. Ottilien vor. Der Jeſuit erſchien, grüßte den im kriegeriſchen Schmucke ſtrahlenden Prinzen und führte ihn einen anſteigenden Weg hinauf zu den ſchweigenden Mauern, die von einem mächtigen Thurme überragt wurden.

Digitized by Google

Condé ließ jetzt das von dem Jesuiten mit den von ihm gewonnenen Deutschen in Freiburg verabredete Zeichen geben, damit die Ausfallpforte geöffnet werden möchte. Es waren dies drei Carabinerschüsse. Sofort öffnete sich die Pforte und die Franzosen, Condé und l'Hôpital an der Spitze, sprengten mit gezogenen Schwertern den aufsteigenden Schwabenpfad hinan und über die in zwei mächtigen Bogen über den Fluß führende Brücke ...

— Jesus — Maria! dröhnte ihnen da das Feldgeschrei der Baiern tausendstimmig entgegen. Vor ihnen schien sich die Hölle aufzureißen, und auf zehn Schritte Entfernung empfingen die Franzmänner aus der dichten Rauchwolke, welche die Ausfallpforte, die Mauern, selbst den Thurm des Schwabenthores plötzlich umhüllte, einen Hagel von schweren Musketenkugeln, der Männer und Rosse niederschmetterte.

— Nous sommes trahis! Verrathen sind wir, verrathen! heulten die Franzosen und wandten sich zur Flucht, die der Prinz so wenig aufzuhalten vermochte, daß er selbst mit fortgerissen wurde. In dichten Reihen drängten die Baiern nach und ihre rollenden Musketensalven wurden, vereint mit dem Karthaunendonner aus den Schießscharten der Mauern der Stadt, zum vollständigen Schlachteoneert.

Unaufhaltsam wichen die Franzosen der ersten Geschwader. Condé sammelte sie wieder und führte seine Tapfern gegen das baiersche Fußvolk, dessen Reihen, durch immerwährenden Nachzug aus der Stadt, von Minute zu Minute dichter und unerschütterlicher wurden. Der Prinz hatte sich von der ihm bereiteten furchtbaren Ueberraschung erholt, und es gelang ihm, das Gefecht zum Stehen zu bringen. Er sprengte zu l'Hôpital, welcher wie rasend daher galoppirt kam, und gab ihm den Befehl, die in diesem Augenblicke nachrückenden neuen französischen Geschwader, welche siegesgewiß auf den Kampfplatz eilten, zum Rückzuge zu beordern.

— Mardi! Wenn jener Hund todt ist, so wird Alles geschehen! schrie der Major und ritt mit hochgeschwungenem Degen auf einen Mann los, welcher eiligst die Stadt zu gewinnen strebte.

Es war dies kein Anderer, als Pater Felix, welcher seinen Rückzug noch nicht hatte bewirken können. Aus seinem Verstecke, einem trockenen Graben, war er entsetzt gewichen, als einige französische Cavalleristen unmittelbar über ihn fortgesetzt waren. Felix hatte seinen Oberhabit weggeworfen, wodurch die baiersche Schärpe, die er vorsichtig umgebunden hatte, sichtbar wurde; seinen großen Hut besaß er längst nicht mehr; ein kleines Faustrohr, welches er zu seiner Sicherheit zu sich gesteckt hatte, hielt er krampfhaft in der Linken, ohne eine Idee zu haben, dasselbe zu gebrauchen.

L'Hôpital verfolgte den mit lautem Geschrei um Hülfe fortrennenden pfäffischen Schurken bis fast vor die Musketen der Baiern, die sofort den Jesuiten von seinem Verfolger befreiten. L'Hôpitals Pferd ward drei-, vierfach getroffen und wälzte sich sammt seinem Reiter, der betäubt liegen blieb, sterbend auf dem Boden.

Prinz Louis Condé, seine große Pflicht gegen das Heer bedenkend, hatte seinen schönen Fliegenschimmel gewandt, um das Blachfeld zu gewinnen.

— Nicht zum Fußknechte, zum General gebar mich meine Mutter! murmelte er mit Publius Cornelius Scipio, als er mit verhängten Zügeln vom Wahlplatze sprengte, vorläufig seine Reiter ihrem Geschicke und ihrer Tapferkeit überlassend. Es war höchste Zeit für den Feld-

Digitized by Google

herrn, seine Truppen vor der vereinzelten Vernichtung durch Herstellung einer Schlacht zu bewahren; denn der brave Mercy ließ Truppen auf Truppen aus dem Thore von St. Martin vorrücken, und bereits sah man zur Linken des Schlachtplatzes die Eisenhelme und blanken Küraſſe der baierschen schweren Reiter, welche in gewichtigem Trabe dem Fußvolke zu Hülfe kamen.

Diese Bedenken hielten jedoch bei Condé nicht Stich, als er seinen getreuen l'Hôpital anscheinend leblos stürzen sah. Noch hatte er sein Schwert so wenig gezogen, als Tilly das seinige je während der Schlacht zog; jetzt aber blitzte der Stahl in seiner Hand und er rief mit Posaunenton:

— Kameraden! Voran! Ich werde den l'Hôpital weder lebend noch todt in der Gewalt des Feindes lassen, und soll dieser verfluchte Platz mein Kirchhof werden!

Ein halbes Dutzend französischer Reiter, welche bereits das Weite suchten, folgten dem Feldherrn. Ihnen aber warfen sich drei vortrefflich berittene, soeben als die ersten ihres Regi' mentes auf dem Wahlplatze ankommende baiersche Küraſſiere entgegen. Ein riesiger, lanzenbewehrter Bretagner stieß den ersten derselben sogleich nieder; dann steckte der Franzose kaltblütig die Lanze links in den Schuh und zog den Degen. Condé war zugleich mit dem zweiten Baier, einem Officier, handgemein geworden, während der dritte, ein wilder Kämpe auf einem unschätzbaren, schneeweißen Schimmel, allein zwei Franzosen in die Flucht trieb, von denen der eine, ein Trompeter, angstvoll auf seinem mit einer Standarte nach damaliger Sitte geschmückten Instrumente zur Retirade blies. Condé führte einen erbitterten Hieb auf seinen Gegner. Durch eine geschickte Wendung des Baiern aber traf er den Küraß desselben .... Die Toledoklinge des Prinzen sauſete klingend über seinem Kopfe und fiel zur Erde; Condé hatte nur den Stumpf seines Schwertes in der Hand.

Glücklich leuchtete der Stern des Feldherrn, als der edle Schimmel des dritten baierschen Küraſſiers, mit furchtbarer Gewalt hintenausschlagend, den leichten Renner des Prinzen traf und ihn über den Haufen warf. Der sicher tödtliche Hieb, welchen Condé's Gegner auf sein Haupt führte, ging über dem Federhute des Niederstürzenden fort. In der nächsten Secunde ward der Officier auf immer stumm gemacht, denn der Bretagner bohrte ihm sein Schwert durch den Leib.

Einen augenscheinlich gefährlicheren Moment als diesen des wüsten, wilden Reitergefechts hat der große Condé während seiner langen Kriegerlaufbahn sicherlich nicht durchlebt. Sein Verderben war nicht weiter von ihm entfernt, als die Schneide eines scharfen Säbels breit ist. Mercy selbst mit seinen Küraſſieren brauſete heran — eben als der Fliegenschimmel Conde's mit zwei Kraftansätzen emporsprang und den in Carrière fliehenden französischen Cavalleristen folgte. Der arme l'Hôpital blieb in der Hand des Feindes.

Die Franzosen vermochten die beiden vorhin genommenen Schanzen nicht zu behaupten, und in großer Unordnung kamen sie bis nach Ebnet. Hier stellte Condé sein Heer auf; die Reserven langten vor Horden an; die Infanteriemaſſen kamen in's Gefecht gegen die immer mehr sich entwickelnden baierschen Streikräfte, und um neun Uhr Morgens, also nach vierstündiger Anstrengung, konnte der jugendliche Held Frankreichs seinerseits dem General Mercy das Uebergewicht seines Genies und die Bravheit seiner Soldaten fühlbar machen.

Mercy ward in seinem Siegeslaufe aufgehalten und ward Schritt vor Schritt wieder auf

Digitized by Google

Freiburg getrieben, wo ihm seine eigenen, den Rückzug hindernden Schanzen blutige Verluste bereiteten. Die Baiern indeß schrieben sich nicht weniger als die Franzosen die Ehre des Sieges zu. Für Mercy galt indeß, wie die Folge zeigte, der Tag wirklich als ein verlorner. Als einige Tage später, hauptsächlich wegen l'Hôpital, von Condé die Auswechselung der Gefangenen vorgeschlagen wurde, konnte Mercy für drei seiner Baiern nur jedesmal einen Franzosen anbieten.

Die Karthause zu St. Ottilien hatte, da der Kampf in ihrer unmittelbaren Nähe gewüthet, bedeutend gelitten. Die Kanonenkugeln hatten Dach und Mauern durchlöchert; die Fenster waren zerschmettert; die Insassen aber geflohen. Es war gewiß, der Jesuit hatte die Franzosen an Mercy verrathen; l'Hôpital aber brachte, als er wiederkehrte, erst etwas Genaueres über den Schurkenstreich des Paters Felix, indeß er dem Prinzen einen aus Mercy's Händen kommenden Brief übergab.

Dieser enthielt folgende Zeilen:

— Mein Prinz! Als Du in höchster Bedrängniß warst, da handelte ich an Dir als Ehrenmann und Franzose, um Dich mit Verachtung der Gefahr, welcher ich selbst mich dadurch aussetzte, zu retten. Du hast mir dadurch gelohnt, daß Du, der Reiche, dem wie dem König David so viele Schafe zu Gebote standen, dem Armen sein einziges Lamm raubtest und dasselbe unbarmherzig Deiner Schändlichkeit opfertest. Du hast Athanasia ins Verderben geführt. Meine Rache ist es, die Dir die Niederlage von Freiburg bereitete. Diese Rache hat nur erst begonnen. Von jetzt an zittere bei jedem Schritte, den Du thust; denn das Unglück, durch meine Hand bereitet, wird Dir nimmer fern sein, bis es Dich hingetrieben hat zu dem Teufel und seiner Genossenschaft, der Du angehörst ... P. Felix de Joliette, Coadj. S. J.

Hätte Louis Condé ein gutes Gewissen gehabt, so würde er über diesen Brief eines fanatisch Aufgeregten gelächelt haben; so aber machte derselbe bei ihm einen tiefen Eindruck. Dieser wurde noch verstärkt, als am folgenden Tage beim Reeognosciren unmittelbar aus der Nähe eines französischen Pikets ein Schuß auf ihn abgefeuert wurde, dessen Kugel seinen goldenen Schnabel am Sattelknopfe zerschmetterte. Condé wollte es sich nicht gestehen, daß die Kugel von dem Jesuiten oder seinen Freunden kam. Er schämte sich seiner Unruhe, seiner Besorgnisse; schrieb aber dennoch an den Cardinal Mazarin, obgleich dieser kein Freund von ihm war, um ihm die Verrätherei seines Berichterstatters anzuzeigen.

Sechs Wochen später erhielt Condé durch Vermittelung des päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hofe zu Wien einen mit St. Peters Fischerringe gesiegelten Brief. In dem Umschlage lag ein Blatt des Inhalts:

— Auf den mir durch Se. Eminenz, den Cardinalbischof von Fraseati auferlegten Wunsch seiner Heiligkeit, des Papstes, ist der P. Coadjutor Felix Nathanael de Joliette der Mission der Gesellschaft Jesu zu Cantong in China zugetheilt und demgemäß von Ancona über Alexandria nach seinem Bestimmungsorte abgegangen. So bescheinigt's: der Pater Ordens-General der Gesellschaft der Väter Jesu.

Ein weiterer Schritt des Prinzen Louis, durch Mazarin das Geschick Athanasia's zu erkunden, blieb erfolglos. Der Cardinal behauptete ein hartnäckiges Schweigen, und Condé konnte nur vermuthen: Athanasia, seine reizende, liebende Retterin, sei ihrem Vater nach dem fernen Osten Asiens gefolgt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Marten Engelbrecht.

Digitized by Google

Die heilige Familie.

Von Hannibal Caracci.

Der Name Caracci oder Carracci ist einer der glanzvollsten in der Geschichte der italienischen Malerei. Es sind sechs Künstler, welche, zu derselben Familie gehörend, diesen Namen führten. Doch bezeichnet man, wenn die Caracci genannt werden, mit Hinweglassung der drei unberühmten und mittelmäßigen Maler, nur drei Mitglieder der Familie: den Ludovico, Annibale (Hannibal) und Agostino (Augustin). Das Wirken dieser drei Caracci steht in so genauem Zusammenhange, daß man von dem einen Caracci kaum reden kann, ohne die andern nicht gleichfalls erwähnen zu müssen. Die Caracci haben gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit vereinter Kraft eine Reform italienischer Kunst zu Stande gebracht, welche von größter Bedeutung für die Richtung der Italiener in der Malerei, als auch anderer Völker werden sollte, die durch das Studium der italienischen Kunstwerke ihre Bildung zu veredeln strebten. Die Caracci betraten in einer Periode den Schauplatz, in welcher die Kunst in Italien mit einer auffallenden Schnelligkeit von der erhabenen Höhe herabsank, auf welcher die Raphael und Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Correggio und Tizian glänzen. In kaum fünfzig Jahren schien Alles verloren, was die edelsten Geister im Verlaufe von fast dreihundert Jahren errungen hatten. Die unsterblichen Werke der großen Meister schienen ganz machtlos geworden zu sein, denn auf der einen Seite spreizte sich die gehaltloseste, weichlichste Manierirtheit, während auf der andern ein roher Naturalismus erstand, vor welchem jeder geistige Aufschwung unterzugehen drohte. Es war den Caracci beschieden, sich dem immer weiter greifenden Verfall der Kunst mit starker, ernster Manneskraft entgegenzustemmen. Ein geläuterter Geschmack in Zeichnung und Composition ward durch sie wiederum hergestellt, und weniger ward dieses durch ihre originalen Schöpfungen, als durch die Strenge und Verständigkeit herbeigeführt, womit sie das Studium der großen Meister als die Grundlage ihrer Thätigkeit feststellten.

Alle drei Caracci sind nicht mit jener ursprünglichen Schöpferkraft ausgerüstet, welche den vollendeten Werken der vergangenen Zeit gegenüber fast unwillkürlich durchbricht und neue Bahnen zeigt. Diese Maler sind kritische Genie's, welche mit seinem Verstande die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Vorbilder zu ergründen suchten, welche diese Vorzüge beinahe systematisch zusammenzustellen verstanden, und Nachahmungstalent genug besaßen, um wirkungsreich das als vorzüglich Erkannte in ihren Gemälden wiederzugeben. Von Begeisterung darf man bei den Caracci wenig reden; hier liegt ihre Kraft nicht; sie waren stark durch die vom berechnenden Verstande und von einem richtigen Geschmacke dictirte Methode. Es ist dies die eklektische Methode, welche in der Malerei zuerst durch die Caracci geübt wurde, bis sie als eigentliche Lehrmethode sich auf allen spätern Kunstschulen und Akademien Bahn gebrochen hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Kritik, wie die Caracci sie übten, sich vorzugsweise der Form, welche die großen Meister zur Erscheinung brachten, zuwenden mußte. Die Zeichnung, das Knochengerüst eines Gemäldes, ward von den Caracci mit einer bis dahin unbe-

Digitized by Google

kannten Strenge bis in ihre Elemente zerlegt, um eine von allen Schwächen und Unrichtigkeiten freie Zeichnung aus diesen Grundlagen aufzubauen. Es ist sehr natürlich, daß durch ein Streben der Art vorläufig die Kunst ihrer herzgewinnenden, naiven Anmuth entkleidet werden mußte; daß das eigentliche Lebenselement, das künstlerisch Empfundene, zurückstehen mußte vor dem zersetzenden, trennenden Verstande, welcher bei den Caracci selten von einem Schwunge der Phantasie begleitet wird, der es ermöglicht, daß aus allen aufgefaßten, richtig abgeleiteten Einzelheiten eine ganze Composition hervorspringt. In der Regel sind die Caracci, eben ihres Bildungsganges und der daraus gefolgerten Methode wegen, statt einfach wahr, in ihrer Zeichnung strenge und hart, in ihren Compositionen statt voll und lebenswarm, nüchtern, inhaltsleer und die Färbung selbst ausgezeichneter Bilder dieser Meister verwischt nie den Gedanken an eine ausgeführte Skizze. Hinsichtlich des Colorits, des Fleisches und Blutes der Malerei, haben die Caracci leicht erweislich der Kunst eben so viel geschadet, als sie ihr im andern Falle durch eine genaue und gründliche Zeichnung genützt haben. Das ganze eklektische Streben der Caracci, welches den geistigen Inhalt ihrer Stoffe der ästhetischen Form derselben blos unterschob, statt daß der Künstler aus der idealen Composition heraus die entsprechendste Form finden soll, dies Streben schließt die Caracci aus dem Bereich der Malerei in Oel völlig aus. Es giebt in den Bildern unserer Künstler keine Illusion. Die bezaubernde Lyrik der Malerei, Farbenglut und sanft verschmolzene Lichteffecte, findet sich höchst selten bei den Caracci; dagegen weist ihre Methode unverkennbar auf die Freseomalerei hin, bei welcher die dem Oelbilde eigenthümlichen Vorzüge geradezu fehlerhaft sind, wollte man sie an der Mauer hervorrufen. Ein akademischer Styl, wie ihn die Caracci begründeten, und wie er in den Kunstschulen bis heute noch besteht, eine Methode des Zeichnens und Malens wird stets in der Oelmalerei zu untergeordneten Werken führen, während das Feste und Gleichmäßige eines gewissen Styls, bei welchem die Kritik stets der freien Productionskraft übergeordnet ist, sehr wohl mit der einfachen und strengen, monumentalen Objectivität der Freseomalerei bestehen kann. Die Caracci sind daher in ihrer fast unbewegten, nackten Wahrheit nie erhebender und genialer, als in ihren Frescobildern, während ihre Oelgemälde in Hinsicht auf eigentliches Malen einen kahlen, skizzenhaften Eindruck machen. Wir erwähnen als Beweis für dieses Urtheil die ungeheuer umfangreiche und prachtvolle Freseomalerei Ludovico's in dem weltbekannten Portieus di S. Michele in Boseo bei Bologna, die Geschichte der heiligen Cäcilia und diejenige des heiligen Benedictus darstellend; ferner von Annibale die Freseomalereien im Saale des Palastes Farnese, den Triumph des Baechus mit der Ariadne, Juno mit dem Liebesgürtel der Aphrodite, Herkules und Jole, Diana und den Schläfer Endymion, Venus und Anchises, und die Geschichte der Galathea ,Aurora und des Cephalus zeigend; ein Werk, welches mit den üppigen, reizenden Nebengemälden nach den heitersten Mythen und im Sinne von Ovidius den Künstler bis ins achte Jahr beschäftigte, ihm die schmähliche Bezahlung von fünfhundert Thalern etwa einbrachte und seinen frühen Tod unmittelbar zur Folge hatte; endlich führen wir von Agostino das Gemälde von der Galathea in der Farnesina in Rom an, welches er selbst, bevor er es al fresco ausführte, als Studie in Oel malte. Es war diese gemeinschaftlich ausgeführte Composition, welche dem reizbaren Annibale den wüthendsten Haß gegen Agostino einflößte; diese eifersüchtige Wuth Annibale's ward noch gesteigert, als der sanfte Agostino für den Herzog von Parma al fresco die himmlische, die irdische und die käufliche Liebe malte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Um von den Caracci, diesen merkwürdigen Künstlern, eine mehr genaue Vorstellung zu geben, skizziren wir kurz ihr Leben und ihre Thätigkeit. Als Haupt der von den Caracci gestifteten Malerschule muß Ludovico gelten. Er war der 1555 zu Bologna geborene Sohn eines Fleischers, zeigte von frühester Zeit an bereits eine fast peinliche Aengstlichkeit beim Zeichnen, und machte daher nur sehr langsame Fortschritte. Ludovico grübelte über die Richtigkeit seiner Linien schon als Knabe; die Kritik scheint namentlich diesem reich begabten Geiste angeboren. Er wechselte, eben seiner ästhetischen Skepsis wegen, in Bologna so lange seinen Lehrer, bis keiner mehr übrig war. Dann ging er, von der Erbärmlichkeit der bolognesischen Maler aufs Tiefste überzeugt, nach Florenz und arbeitete bei Andrea del Sarto, welcher ihn durch seine beißende Laune gegen alle damals in Florenz blühenden Maler fest an sich kettete, bis der untersuchende Kunstjünger an seinem Meister ebenfalls keine geringen Schwächen entdeckte. Das Einvernehmen ward gründlich gestört, und Passignano, ein vorzüglicher Zeichner, übernahm es, den strebsamen Jüngling weiter auszubilden. Hier mußte Ludovico, obschon der reinen, kräftigen Zeichnung mächtig, mit geraden Strichen seine Schule wieder beginnen, und die Ueberzeugung, welche Ludovico von dem Werthe und der Wirkung dieses rigorosen Unterrichts gewann, ist nicht wenig Ursache gewesen, daß der spätere Meister von seinen Schülern, namentlich was die Elemente der Zeichnung anbetrifft, eine Ausdauer und ein willenloses Hingeben verlangte, wodurch nicht wenige Schüler abgeschreckt wurden, den Weg zum Tempel der Kunst durch die caracciischen düstern Vorhallen derselben weiter zu verfolgen.

Diese rigorose Art der Behandlung der Elemente der Kunst durch Ludovico Caracci muß geradezu als die Grundlage der spätern Erfolge dieser Malerfamilie angesehen werden. Ludovico's Starrheit bequemte sich nur sehr schwer dazu, als er in Bologna, Florenz und Venedig nach den besten Meistern arbeitete, namentlich nach Tizian, Tintoretto und Andrea, das Eigenthümliche dieser Maler zu erfassen. Er hatte bereits unendlichen Fleiß entwickelt, immer aber noch nichts selbst geschaffen, was ihm einen Namen machen konnte. Außerdem sah er klar ein, daß er allein schwerlich stark genug sein werde, sich den Manieristen erfolgreich entgegenzustemmen. Ludovico verband sich mit seinen nicht minder als er berühmt gewordenen Vettern, Annibale und Agostino Caracci. Unter diesen Beiden war Annibale derjenige, welcher die bedeutendste Energie des Charakters zu zeigen vermochte. Sein feuriger Geist riß die beiden andern Caracci mit fort, und seine große Begabung reizte sie zu immerwährendem Wetteifer mit ihm an.

Annibale war mit Agostino der Sohn eines Schneiders und wurde 1560 wie Agostino 1558 zu Bologna geboren. Annibale war mit Agostino ein Schüler Ludovico's bis zum Jahre 1580. Da genügte ihm der Vetter nicht mehr und er ging mit seinem Bruder nach Parma, um hier volle drei Jahre nach Correggio zu malen, wodurch er sich gänzlich in den Styl dieses Malers hineingearbeitet hatte. Tizian übte weniger Einfluß auf Annibale aus; in Paolo Veronese aber erkannte er ein verwandtes Element, und die klare, harmonische Färbung dieses Vorbildes hat Annibale später in seinen eigenen Gemälden glücklich nachgeahmt. Doch waren die bedeutenden Gemälde, welche kurz darauf von Annibale, als aus seinen Studien hervorspringend, geschaffen wurden, nur als der Ausdruck einer Uebergangsperiode in seiner künstlerischen Bildung zu betrachten. Seine eigentliche Entwickelung, die Verfolgung der kritischen Methode in der Malerei, beginnt erst mit seinem Aufenthalte in Rom, wohin ihn der Cardinal Farnese berief.

Digitized by Google

Michel Angelo ergriff den jungen Künſtler auf's Gewaltigſte und Raphael ſchien ihn wie mit Zauberbanden zu feſſeln. Der Geiſt der Kunſt, die ſchöne, gehaltvolle Idee in ſchöner und erhabener Form kam bei Annibale zum Durchbruch, und jetzt erſt beginnt die ſo ſehr bewunderte, vollendetſte Reinheit der Zeichnung Annibale's ſich zu entfalten, welche ſich dreiſt neben diejenige Angelo's und Raphaels ſtellen darf. Seine Richtung ward eine vollkommen akademiſche, ließ aber ſchon jetzt die Mannigfaltigkeit der Conception, den Ausdruck eines reichen, bewegten Lebens und eine harmoniſche, breite Färbung vermiſſen. Um die vollendete Schönheit zu erreichen, ſuchte er die von den verſchiedenen Meiſtern erreichten einzelnen Vollkommenheiten zuſammen, um ein tadelloſes Ganze zu erbauen; dieſe Formenſchönheit war jedoch nichts weniger, als gedankengeboren, und blieb kalt und leblos trotz aller Richtigkeit der Zeichnung und aller Harmonie des Colorits. Es liegt etwas Sculpturartiges in faſt jedem Bilde Annibale Caracci's; Kraft, in vielen Fällen eine gewiſſe claſſiſche, unbewegliche Hoheit und Größe, iſt dem Meiſter ſelten abzuſprechen; doch iſt faſt kein einziges Bild die Frucht einer gedanken- und empfindungsvollen, urſprünglichen Schöpferkraft, welche ſich gewaltig dazu drängt, in künſtleriſcher Form zur Erſcheinung zu kommen. Hier ſtehen wir bei der Compoſition Annibale's; ſie iſt ſelten mehr, als eine künſtleriſche Combination; die Handlung iſt herausſtudirt, ſo daß die Figuren oft wie willkürlich zuſammengeſtellt erſcheinen und die innere Nothwendigkeit des Gemäldes, was Compoſition belangt, ſelten ſchlagend und ergreifend hervortritt. Hinreißen wird Annibale Caracci mit ſeinen Schöpfungen ſchwerlich; er beſitzt nicht das göttliche Geheimniß, die Herzen ſeiner Beſchauer zu rühren und den Strom der poetiſchen Empfindung in ihnen fließen zu machen; die berechnende Kritik aber wird durch die, einen feſten Haltpunkt für die bloße Betrachtung darbietende Tadelloſigkeit der Formen, namentlich der männlichen Figuren, in Annibale's Bildern widerſtandlos gefeſſelt. Mengs, ſo auffallend genau den Caracci geiſtesverwandt, Winkelmann, Pouſſin u. A. m. haben oft Annibale Caracci den Platz unmittelbar nach Raphael eingeräumt.

Die ganze Art der Malerei Annibale's wies ihn von ſelbſt zur Freskoarbeit hin, und hier erſcheint das Gemeſſene und Gehaltene in der Bewegung ſeiner Figuren faſt als Verdienſt. Es liegt eine claſſiſche, klare Ruhe über dem Meiſterwerke Annibale's im Palaſte Farneſe zu Rom; bei aller Grazie, bei den wechſelnden Stellungen und der mannigfaltigen Gruppirung an dem Deckengemälde und den beiden großen Bogenfeldern hat die ganze Arbeit etwas Monumentales. Fünfhundert Thaler wagte der ſchamloſe Cardinal Farneſe dem Künſtler, welcher ſieben Jahre an dieſem Werke arbeitete, als Bezahlung zu bieten.... Annibale verfluchte ſeinen Stand und ſtarb aus gekränktem Ehrgeiz.

Annibale war ein außerordentlich fleißiger und gewiſſenhaft arbeitender Meiſter. Seine techniſche Fertigkeit war bedeutender, als die ſeiner Namensgenoſſen; dennoch malte er nie ſchnell. Im Ganzen hat der Künſtler, welcher in der beſten Manneskraft ſtarb, viele Gemälde hinterlaſſen. Oelbilder von ihm ſind in faſt allen bedeutenden Gallerien, und viele Kirchen beſitzen Werke von ſeiner Hand. Die Gallerie in Dresden bewahrt außer der Madonna mit dem Kinde noch einen heiligen Rochus und mehre weniger hervorragende Stücke.

Dieſe Madonna gilt als eine der anmuthigſten Frauengeſtalten, welche Annibale je malte. Zugleich beſitzt das Gemälde einen herrlichen, lebendigen Farbenton, welches durchaus nicht von allen Werken Annibale's geſagt werden kann. Das Antlitz der heiligen Jungfrau iſt immer der

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegenstand lebhaftester Bewunderung gewesen, und wirklich liegt etwas reizend Geheimnißvolles, ein süßer Ernst und die verschämte Jungfräulichkeit in diesem himmlischen Gesicht. Das Jesuskind ist wider Annibale's Gewohnheit etwas derb gehalten, übrigens herrlich gezeichnet und gemalt. Der Meister wählte gern heilige Geschichten zu seinem Vorwurfe; ist indeß in den mythologischen, antiken Stoffen in der Regel am glücklichsten gewesen. Das inbrünstige, andächtige Element der christlichen Religion war ihm nicht lieb; er malte lieber in dem griechischen Geschmack einer heitern, formenschönen Ruhe. Eins von Annibale's größern Bildern, eine Kreuzabnahme, müssen wir ebenfalls als in der Gallerie zu Dresden befindlich bezeichnen. Der Künstler hat selbst viel radirt und gestochen; einige zwanzig Blätter mögen von ihm vorhanden sein, welche im hohen Grade geschätzt werden.

Agostino erhielt seinen ersten Unterricht von Fontana und Passerotti, nachdem ihm die Beredtsamkeit Ludovico's der Werkstatt eines Goldschmieds entführt hatte. Der Kunstjünger war sanftmüthig und liebte leidenschaftlich Poesie, Musik und philosophische Studien, wodurch sich ihm sehr bald die elegante Gesellschaft Bologna's eröffnete. Diese Anerkennung seiner persönlichen Vorzüge und der Ruf, den Agostino als gewandter Schriftsteller über mathematische und philosophische Gegenstände, sowie als Gelegenheitsdichter errang, scheinen den Annibale zuerst gegen den Bruder aufgereizt zu haben. Annibale war, wie gesagt, heftig, leidenschaftlich und befand sich nur unter Menschen wohl, vor denen er seinen Cynismus, seine rohen Sarkasmen nicht zu verbergen brauchte. Annibale bewies dem Bruder, daß er von vornherein schon zu den Feinden, das heißt zu den Manieristen gehöre, daß er bei seiner weibischen Feinheit und Zierlichkeit nie ein Maler, kraftvoll wie Angelo, oder begeistert und glühend wie Raphael zu werden hoffen dürfe.

— Du wirst uns ruiniren! rief Annibale dem Agostino wüthend zu. Du wirst den Vetter und mich zum Gespött machen, wenn wir auf deine Pinseleien hingewiesen werden, um die Wirkungen unserer neuen Methode der Malerei zu studiren. Stich nach, was wir malen, schreib' Verse und Abhandlungen über unsere Bilder, aber rühre keinen Pinsel wiedee an, wenn wir Brüder bleiben wollen.

Agostino gab nach und stach in Kupfer und radirte, während Annibale nach Parma ging. Kaum war der Tirann jedoch zurück, so begann der Streit abermals über Agostino's Bild des heiligen Hieronymus, welches die Carthäusermönche als das beste der ihuen für ihre Capelle übersandten Bilder erklärt und gekauft hatten. Annibale ward wüthend vor Eifersucht und die Brüder trennten sich in bitterer Feindschaft. In Rom jedoch bedurfte Annibale des Agostino in der Farnesina und der Friedfertige ging, erfand und entwarf sogar mehre der schönsten Partien dieses Meisterstücks. Seine „Galathea" in dem Palaste Farnese erwähnten wir schon; diese Schöpfung, welche nach dem Urtheil der damaligen Kenner den Agostino als den ersten der Caracci hinstellte, vergab ihm Annibale nie; er quälte den Bruder, trieb ihn ein, beleidigte ihn fortwährend und verscheuchte ihn endlich von Rom. Agostino starb in Parma aus Gram über die Intriguen seiner Feinde.

Agostino ist sicherlich der gebildetste der Caracci, welcher sich seiner Kunstprincipien am klarsten bewußt war. Seine Lehrschriften über Malerei und ihre Hülfswissenschaften sind noch heute brauchbar, und seine Gedichte über die Schönheit, über Naturscenen ꝛc. sind geistreich und zierlich.

Digitized by Google

Als Maler hat er jedoch bei Weitem die beiden andern Caracci nicht erreicht. Seine Zeichnungen sind dagegen von größter Vollendung und in diesem Punkte weicht er weder seinem Vetter noch seinem Bruder. Agostino war der eigentliche Lehrer in der Malerschule der Caracci, und zeigte sich als höchst einsichtsvollen Beobachter und Lenker der individuellen Richtungen seiner Schüler in Bezug auf Kunst. Das beste Oelgemälde Agostino's ist die genannte, zu Paris bewahrte Communion des heiligen Hieronymus, wie die Galathea oder, wie Andere wollen, die Venus Anadyomene auf dem Meere seine beste Frescoarbeit. Es sind überhaupt wenige Oelbilder von Agostino vorhanden, desto mehr Kupferstiche, unter denen viele von höchster Schönheit des Stichs und der reinsten Schattirung, welche letztere Agostino eigentlich erst in Italien einbürgerte. Die Kreuzigung nach Tintoretto in drei Platten wird mit dem Aeneas und Anchises nach Baroccio für sein schönstes Werk im Kupferstich gehalten.

Der Trompeter.

Von Gerhard Terburg.

Es war noch nicht seit lange, daß Meister Gerhard Terburg in dem alten Münster eingetroffen war. An der Hauptstraße der ehrwürdigen Stadt hatte der berühmte Maler eine Wohnung bezogen, wie sie sicherlich die österreichischen und französischen Gesandten nicht glänzender besaßen. Noch weniger konnten sich diese meist ältlichen Herren an Schönheit der persönlichen Erscheinung mit Terburg messen, und nur einige der jüngeren, namentlich der französischen und kurbrandenburgischen Cavaliere durften sich neben dem kunstreichen Holländer zeigen, ohne von ihm verdunkelt zu werden.

Gerhard Terburg war erst seit einigen Monaten von der Roma zurückgekehrt. Er zeigte in seinem Anzuge von schwarzem Sammt die ausgezeichnete, geschmackvolle Feinheit, in welcher die Italiener von damals selbst die Franzosen weit übertrafen. Doch aber hatte Terburg statt des jähzornigen und hinterlistigen Herzens eines Italieners, dasjenige eines ehrlichen Niederländers wieder mit über die Alpen gebracht.

Der Maler war zu jener berühmten Zeit, 1648, als die Staatsmänner von ganz Europa jenes seltsame und ungeheuerliche Werk zu Stande gebracht haben, welches der westfälische Frieden heißt, etwa sechsunddreißig Jahre alt. Seine Gestalt war schlank und zierlich, sein Haar voll und lockig und die Miene war eben so fein und geistreich, als seine delicat gezeichneten und ausgeführten Gemälde. Diese Gemälde Terburg's behaupteten schon damals einen hohen Ruf. Es waren noch nicht die anziehenden, vornehmen Conversationsstücke, welche Terburg später in Deventer zu malen anfing, sondern meistens Bildnisse, denen der Maler seine Berühmtheit verdankte. Aber diese Portraits waren meistens auch als Genrebilder feinsten Styls anzusehen, denn Terburg verstand, seine Figuren in den passendsten und interessantesten Umgebungen darzustellen, und diese Umgebungen waren mit seltener Meisterschaft gemalt. Nicht weniger spiegelten die Bildnisse Terburgs die dem Künstler eigene hohe Anmuth wieder; er vermochte im Portrait künstlerische Wahrheit statt einer genauen Abschrift der nicht selten unschönen Wirklichkeit zu geben,

Digitized by Google

ohne die eigentliche Aehnlichkeit des Bildes mit der dargestellten Person zu beeinträchtigen. Außerdem konnte es kaum vollendetere Cabinetsstücke als die Terburg'schen Portraits geben. Es war wirklich kein Wunder, daß die hohen Herren, welche um den Frieden tagten, sammt den Damen ihrer Familien mit wahrer Leidenschaft auf den Maler eindrangen, um sich portraitiren zu lassen. Terburg empfing, als es eine Art von Ehrensache wurde, von ihm gemalt zu sein, Preise für seine Arbeiten, wie sie ein niederländischer Maler bei seinen Lebzeiten vor ihm kaum bezogen haben dürfte, wodurch er im Stande blieb, sich mit bedeutendem Aufwande in den hohen Gesellschaften Münster und Osnabrücks zu behaupten.

Wie in Italien, so war Terburg auch hier in Münster bald der erklärte Liebling der Damenwelt. Obgleich die letztere ihm bei Weitem nicht so leidenschaftlich huldigte, wie später die hohen Damen Madrids es thaten, wo der Künstler in Folge seiner Liebesabenteuer flüchten mußte: so entstanden doch genügende Ursachen, daß Terburg von verliebten Nebenbuhlern angefeindet wurde.

Während der Friedensunterhandlungen hatte sich eine reiche Anzahl von Sängern, Schauspielern und Tänzern nach Münster gezogen, wo der Ton, wahrscheinlich wegen der französischen und italienischen Cavaliere, bedeutend frivoler war, als in Osnabrück, wo die kaiserlich österreichischen, die reichsständischen und schwedischen Gesandten ehrenfest tagten. Die Damen der fahrenden Gesellschaften in Münster waren es besonders, auf welche die fremden, lebensfrohen Herren Jagd machten, da die ehrsamen Bürger Münsters in der Regel die Thüren fest genug verschlossen hielten, um ihre girrenden Täubchen vor den fremden Habichten zu sichern.

Die ausgezeichnetste dieser fahrenden Gesellschaften war gewiß diejenige, welche der Gesandte des stolzen Venedig, der Nobile, Contarini Contareno, mitgeführt hatte. Es war dies eine Sänger- und Tänzer-Truppe. Der Stern derselben war die Primadonna und erste Tänzerin Signora Alessandra Faletti, ein sicilianisches Mädchen, welche, ungeachtet sie schon fünfundzwanzig Jahre zählte, dennoch eine bezaubernde Schönheit und Frische besaß. Sie war die erste, welche kurz nach Terburgs Ankunft zu ihm kam, um sich malen zu lassen. Ihre Speculation hatte die Italienerin nicht getäuscht; denn als sie ihr Bild bei einem Gemäldehändler nur wenige Tage hatte ausstellen lassen, schienen ihre gefährlichen Pariser Rivalinnen gar nicht mehr für die vornehme Welt vorhanden zu sein, und Jeder sprach nur von Signora Alessandra und Jeder wollte nur sie singen hören und sich an ihren graziösen Schwebekünsten ergötzen.

Alessandra hatte es besonders darauf angelegt, das Herz des Malers zu erobern. Wohl mochte die erste Ursache dieses Planes eben so schlaue Berechnung sein, als es der Auftrag zur Arbeit war, welchen sie Terburg gab. Dieser durfte nur seine Pinsel mit den schmelzreichen Farben füllen, und Mademoiselle Mimi, oder Colette glänzten den Kunstliebhabern aus goldnem Rahmen vielleicht eben so verlockend als Signora Alessandra entgegen. Lange ließ sich der ziemlich eigennützige Künstler bitten, bevor er der italienischen Sängerin das Versprechen gab, keine ihrer Nebenbuhlerinnen malen zu wollen; aber endlich versprach er es doch. Die schlaue Reizende hatte tiefen Eindruck auf Terburgs Herz gemacht, und das wollte viel sagen; denn dem Maler war es eben nichts Ungewöhnliches, sich von schönen Frauen angebetet zu sehen.

Die arme Alessandra aber, welche bis zu dieser Zeit so oft ungestraft mit dem Verlieben gespielt hatte, fühlte sehr bald, daß sie selbst arglos in die von ihr dem Maler gelegte Falle

Digitized by Google

gerathen war. Sie liebte den ſchönen Maler, welcher kaum halb ihrer mächtig und ohne Rückhalt hervorbrechende Gluth erwiderte, und von dieſem Augenblicke an war ſie taub und empfindungslos gegen die Aufmerkſamkeiten und Bewerbungen des glänzenden Kreiſes von Anbetern, welcher ſie umlagerte.

Jedenfalls der bemerkenswertheſte dieſer Verliebten war der Liebling Mazarins und Lyonne's, der Graf d'Avaux von der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Der Graf war einige Jahre älter als Terburg, höher und von impoſanteren Manieren als dieſer, und kaum konnte der Herzog von Dunois und Longueville die Pracht verdunkeln, welche dieſer Cavalier aufwandte. Aleſſandra hatte nie etwas Aehnliches geſehen, als die prachtvollen Perlenſchnuren und ein Halsband von Diamanten, das ihr der Graf d'Avaux mit einem Briefe ſandte, in welchem er ihr beſchwor, er werde nur ſeiner Liebe zu ihr gehorchen, ſich um ſein adeliges Wappen mit der Herzogskrone drüber nicht kümmern, ſondern ſie, die Sängerin, zu ſeiner Gemahlin machen, wenn ſie es über ſich gewinnen könne, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Signora Faletti aber ſandte, ohne nur ein Wort zu erwidern, das Brautgeſchenk wieder zurück.

An demſelben Abende, ſpät nach dem Theater, trat der Graf zu großer Ueberraſchung der Italienerin, welche ihre Wohnung und ihr Zimmer gut verſchloſſen glaubte, in ihr Gemach. Aleſſandra war faſt im Nachtkleide. Ihr reiches, braunes, goldig ſchimmerndes Haar war aufgelöſt und fiel der im Divan Sitzenden in großen Wellen über Schultern und Arme bis in den Schooß, wo ihre gefalteten Hände lagen. Die Füße waren auf eine gepolſterte Bank geſetzt, ſo daß ſich die goldgeſtickten Spitzen ihrer kleinen Atlasſchuhe unter der ſilbergrauen Wolke des ſeidenen Unterkleides neugierig hervorſtahlen.

Die ſchöne Frau hatte ſich mit dem Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, und ihr träumeriſches, ſchwarzes Auge heftete ſich, indeß tiefe Bläſſe ihre antik geformten Züge überzog, unverwandt nach ihrem von Terburg gemalten Bildniß, vor welchem ein zierlicher Armleuchter brannte.

— Das biſt Du! Du biſt's! hatte ſie geflüſtert. Das iſt Deine Stirn, das muthwillige Blitzen Deines Auges und der ſchönſte Strahl Deines Lächelns umzieht jenen Mund. Wie ſchön biſt Du, Mädchen, auf der Leinwand, wie ſchön! Und doch wie erbärmlich ohnmächtig ſind Deine Reize! Kannſt Du ein Herz feſſeln, wie ich es liebe? O, gewiß, Du kannſt nicht, ſonſt hätte ſich der Maler in ſein eigenes Werk verliebt, bevor er noch den letzten Pinſelſtrich gethan hätte.

In dieſem Augenblicke trat der Graf d'Avaux bei der Sängerin ein. Das Mädchen ſprang entſetzt in die Höhe und rief laut nach ihrer Dienerin.

— Schöne Frau, bemühen Sie ſich nicht! antwortete d'Avaux mit tiefer Verbeugung. Giuliettta iſt mitleidiger geweſen als Sie und hat mich hier eingelaſſen. Sie wird Ihrem Rufe nicht gehorchen, denn endlich, ja endlich muß ich ungeſtört dieſe Unterredung mit Ihnen haben, von welcher mein Leben abhängt ...

Aleſſandra machte, noch immer der Sprache nicht wieder mächtig, eine heftige, fortweiſende Bewegung.

— Sie wollen mir nicht antworten? Wie Sie wollen; aber anhören werden Sie mich von Anfang bis zu Ende. Ich ſehe, Sie, meine Dame, haben die Idee, dies Haus und die Nachbarſchaft zu allarmiren... Ich werde in dieſem Punkte keine Rückſicht kennen... Sie ſind in

Digitized by Google

Digitized by Google

dieſer Minute in meiner Gewalt, und mögen Sie dieſen Umſtand nicht vergeſſen, wenn Sie mir antworten.

Aleſſandra ſchwieg unverbrüchlich. An der ſich immer mehr verfinſternden Miene des Grafen d'Avaux ſah man, wie ſich ſeine aufgeregte Empfindung zur Leidenſchaft ſteigerte. Aber noch ein Mal bezwang er die Worte, welche bereits auf ſeiner Zunge ſchwebten, gewaltſam und ſagte:

— Sind Sie, Madame, nicht eine Thörin, ſo das Anerbieten mit Füßen zu treten, welches Ihnen das Glück macht? Und ich, bin ich nicht ein eben ſo vollkommener Thor, mich über Ihren Eigenſinn zu ereifern? Signora, was verlangen Sie von dem Manne, dem Sie Ihre ſchöne Hand bewilligen? Jugend ſicherlich nicht, denn, pardieu! Sie ſelbſt werden keinen Anſpruch darauf machen, jung zu ſein. Aleſſandra, ich bitte Sie, erbittern Sie ſich nicht vorſätzlich gegen mich! Ich denke, ſelbſt die Jugend kann nicht kräftiger ſein als der Mann, welcher vor Ihnen ſteht! Und wollen Sie Talent, Bildung? Ich darf weiter nichts bemerken! Oder Stellung in der großen Welt! Madame, ich weiß, es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß der Herzog von Dunois, obgleich ein Prinz von Geblüt, den Grafen d'Avaux hier eben ſo wenig in Schatten ſtellen kann, als er dies zu Paris vermöchte. So lange Mazarin nicht in Münſter ſein wird, iſt der Graf d'Avaux der erſte aller Repräſentanten der Staaten von Europa ...

Der Graf hatte eine hohe Haltung angenommen und reichte der Sängerin in der Weiſe eines ſtolzen Siegers die Hand. Aleſſandra ſchlug ſeine Hand aus und erhob ſich mit einer Art von edler Erbitterung.

— Eine maßloſe Eitelkeit, Graf von d'Avaux, ſagte ſie, giebt Ihnen noch nicht das Recht, fremde Leute zu mißhandeln. Sie berufen ſich auf Ihr Herrſcherrecht hier in Münſter, in das Zimmer einer Dame heimtückiſch einzudringen, die Ihnen nie eine Idee von Bevorzugung gegeben hat, wodurch Sie dieſe Unverſchämtheit rechtfertigen könnten. Wer denn ſind Sie, laſſen Sie ſehen? Sicherlich der letzte Edelmann, welcher hier in Münſter beim Friedensſchluß berāth! Der letzte, ſage ich nochmals; denn erbärmlicher als Sie gethan, benimmt ſich kaum ein Page, viel weniger ein Menſch, der Cavalier ſich nennt.

— Schweigen Sie! Schweigen Sie! rief d'Avaux betroffen, aber erbittert.

— Nein, nein! rief die Italienerin. Ich habe Ihnen zu antworten. Sie wären der vornehmſte der hier verſammelten Geſandten? Sie? Wiſſen Sie, Graf d'Avaux, es ſind hier neunundſechzig der berühmteſten Staatsmänner unſerer Zeit, welche auf einem großen Bilde vereinigt ſein werden, auf einem Bilde von Gerhard Terburg, das noch lange berühmt ſein wird, wenn die Namen der hier anweſenden Geſandten ſchon ſeit hundert Jahren vergeſſen wurden.

— Terburg? murmelte d'Avaux.

— Ja, Terburg malt dies Bild. Und damit Sie, ſtolzer, eingebildeter Menſch, eine Ahnung erhalten, wie wenig andere Leute die ſtolze Meinung theilen, die Sie über Ihre Vortrefflichkeit hegen: ſo erfahren Sie, daß der niederländiſche Maler weder Sie, noch den Herrn de Servien, weder den Grafen Lamberg, noch den Nobile Cantareno gewürdigt hat, auf ſeinem Bilde von dem Compromiß des Friedens von Münſter eine Stelle einzunehmen.

D'Avaux ward ſehr betreten. Er erinnerte ſich raſch daran, daß Terburg, ſo oft er ihn auch erſucht hatte, ihn zu malen, ſtets Ausflüchte gefunden hatte, um ihn, den Grafen, mit leeren Worten hinzutröſten.

Digitized by Google

— Und wodurch haben Sie Kenntniß davon erhalten, Madame, wen Terburg malen oder nicht malen wird? Ich bitte Sie!

— Wodurch? Durch Terburg selbst!

— Sie stehen also mit diesem schleichenden, gleisnerischen Holländer in einer Verbindung, die ich kaum ahnte ... stammelte der Franzose.

Alessandra lächelte ironisch.

— Terburg? fragte sie. Terburg! Sind Sie denn der letzte, welcher erfährt, daß Terburg der erklärte Geliebte von Alessandra Faletti ist? Sie sind ungewöhnlich allwissend, mein Herr Graf.

Von dieser Kunde ward d'Avaux so betroffen, daß er vollkommen die Fassung verlor, um nur ein Wort zu erwidern.

— Terburg! flüsterte ee und seine Hand suchte das Gefäß des Degens, indeß seine Zähne sich aufeinander preßten.

Der Graf d'Avaux griff nach der Thür, indeß er der triumphirenden Italienerin eine steife, stumme Verbeugung machte. Anstatt den Abschiedsgruß zu erwidern, wandte Alessandra dem Scheidenden den Rücken. Dee Franzose ging nnd kam auf die Straße. Hier erst besann er sich und erinnerte sich daran, was er denn eigentlich gewollt habe.

— Stirb, einfältiger Bursche! rief sich d'Avaux zu. Du hattest diese Italienerin in Deinee Gewalt; Du konntest als Heer sprechen nnd Niemand in ganz Münster hätte sie aus Deiner Hand zu erretten vermocht ...

Er schien wieder zurückgehen zu wollen, fand daemal aber die Thüren bestens verschlossen.

— Aber nach diesem Terburg wollte ich gehen! knirschte der leidenschaftliche Franzose. Er gürtete seinen Degen fester und verfolgte die Richtung nach der Straße, wo Terburg wohnte. Hier klopfte er lange. Endlich hörte d'Avaux eine klare Stimme ein italienisches Liedchen singen. Der Sänger kam näher und bald hörte d'Avaux einen hellen Anruf.

— Ha! Mynheer! Ich denke, man pocht nicht so laut, wenn man nicht überzeugt ist, daß der Heer vom Hause sich daheim befindet! Was wünschen Sie von mir, denn ich denke, Sie wollen Gerhard Teeburg und nicht etwa einen seiner Bedienten sehen.

— Ich bin Hippolyte, Graf d'Avaux! sagte der Franzose, welcher plötzlich fühlte, welche lächerliche Rolle er als verschmähter Liebhaber der Signoea Alessandra dem begünstigten Künstler gegenüber zu übernehmen im Begriffe stand.

— D'Avaux! sagte Terburg nnd machte eine Verbeugung.

— Und Sie wissen nicht, weshalb ich Sie noch so spät zu sprechen wünsche? fuhr d'Avaux mit ziemlicher Arroganz fort.

— Ich, mein Herr Graf? Ihre Gedanken sind viel zu erhaben und genial, als daß ein bescheidener Maler Ideen davon haben sollte, was sich unter Ihrer edlen Schädeldecke umhertreibt! sagte der sarkastische Künstler mit ehrerbietigem Tone.

— Ah, gut, Monsieur! Ihr wollt mich lächerlich machen! Versichere Euch, das ist schlecht am Orte; tonnerre! Sie malen jetzt die Gesandten, siebenzig Männer auf einen Streich..... Warum, zum Teufel! wollen Sie den Gesandten des allerchristlichen Königs von Frankreich, weshalb wollen Sie den Grafen von d'Avaux von Ihrem Bilde excludiren?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ah! rief Terburg heiter. Einmal, mein Herr, verlangen Sie, ich ſoll Sie nicht lächerlich machen, und dann verlangen Sie in Gott weiß welchem Tone, ich ſoll Sie effektiv lächerlich machen und Ihr Bildniß neben dasjenige der berühmteſten Staatsmänner der Gegenwart malen. Sie ſind ausgezeichnet, Herr Graf, das heißt in der Aufſtellung von paradoxen Forderungen.

D'Avaux ſchäumte faſt vor Wuth. Er griff nach dem Degen.

— Laſſen Sie den Flederwiſch ſtecken, mein Freund! rief Terburg mit erhobener Stimme, oder Sie werden einen Fechter ſehen, der, Gott bezeuge mirs, Ihre adeligen Rippen nicht im Geringſten ſchonen wird.

— Gut, gut! murmelte d'Avaux. Aber, Herr Maler, ich werde mich zu revanchiren wiſſen! Das werde ich!

Und der Franzoſe ging eiligſt ab. Im franzöſiſchen Geſandtſchaftshauſe angekommen, rief d'Avaux den Lieutenant der Mousquetaires, welche der Geſandtſchaft von Paris aus als Escorte gefolgt waren. Es war eine Abtheilung von fünfzig auserleſenen Leuten, welche in der Vorſtadt ihr Quartier und die Ställe für die Pferde hatten.

— Gallois! ſchrie d'Avaux wüthend.

Auf dieſen Ruf kam nicht nur ein ſchöner, blonder Offizier, ſondern auch der Herzog von Dunois auf der Flur.

— Mein Gott, d'Avaux, wozu dies gräßliche Geſchrei?! fragte der Herzog.

— Ein Wort, Hoheit!

Und d'Avaux erzählte ſein Abenteuer zum großen Gelächter des edlen Herzogs, welcher ſich mit den Worten entfernte:

— D'Avaux, das ſind rein perſönliche Angelegenheiten, und wir ſind nichts weniger als geſonnen, Parteiſache zur Sache von Frankreich zu machen. Bedürft Ihr übrigens eines Secundanten, Amice, ſo erinnert Euch gefälligſt, daß wir, Servien und ich, kein ſchlechtes Handgelenk beſitzen. Gute Nacht!

Aber d'Avaux ließ ſich ſo leicht nicht irren. Er ging unten in die Wachtſtube, wo ein helles Feuer im Kamin brannte, und ſagte dem lächelnden Gallois:

— Jacques! Sie ſchicken auf der Stelle eine Ordonnanz nach Ihren Barraques, verlangen zehn Mann, und laſſen auf meine und des Herzogs Verantwortung ſogleich den Maler Gerhard Terburg verhaften. Er hat die königlich franzöſiſche Geſandtſchaft beleidigt und ſoll Genugthuung geben, wenn er nicht nach Paris transportirt werden und die Baſtille kennen lernen will.

Gallois zog ein hörnernes Dintenfaß aus der Taſche, nahm ein ledernes Etui und brachte eine ſorglich behütete, ſtumpfe Feder hervor. Nachdem er von dem Grafen nochmals erkundet hatte, was geſchehen ſolle, zog er ſeine oben weit ausgebauſchten, über die Beinkleider reichenden Strümpfe empor, ſchellte und putzte die Lichter am Wandleuchter ſehr ſorgfältig. Dann begann auf einem Feldtiſchchen die Arbeit des Schreibens, wobei der würdige Krieger eine ſeiner Thonpfeifen zerbrach und die andere, wie er ſich ausdrückte, vernagelte. Doch hatte Gallois ein ſchon ziemliches Stück geſchrieben, als ein Trompeter eintrat, gekleidet in die ſchöne Tracht der Reiter aus dem Franche-Comté. Der Mann, welcher im Palaſte der Geſandtſchaft Ordonnanz hatte, zeigte ein ſo ſchelmiſches, ſüdländiſches Geſicht, daß man dieſen Spaßmacher ſeiner Escadron

Digitized by Google

nur mit unwillkürlichem Vergnügen betrachten konnte. Der Burſch war höchſtens dreiundzwanzig Jahre alt; ſeine ſchwarzen Augen zeigten den neckiſchen Schalk, auch wenn ſeine ſchmalen Lippen nicht ſo gutmüthig gelächelt hätten. Sein in langen Locken herabfallendes ſchwarzes Haar hätte eine Fürſtin zieren können. Auf dem Kopfe trug er die Lagermütze, eine Art von Barett aus Fuchsfellen gemacht, mit großen Seitenklappen zum Niederſchlagen bei ſchlimmen Regennächten. Jetzt ſtanden dieſe Klappen, mit den Spitzen nach vorn gerichtet, unternehmend in die Höhe. Der Trompeter trug die Farben des franzöſiſchen Königshauſes und hatte einen ſchönen Waffenrock über ſein ledernes Collet und eine breite, goldbefranſte Schwertbinde. Die langen Stiefel der damaligen Reiterei waren ſo weit an den Schenkeln emporgeſtreift, daß ſie das weite, dunkelrothe Beinkleid verbargen.

— Was befehlt Ihr, Lieutenant Gallois? fragte der Trompeter lächelnd.

— Bring' dieſen Brief nach dem Commandanten unſerer Escadron und ſag' ihm: er habe hier zwar den Befehl, aber er werde gebeten, denſelben nach geſchehenem Durchleſen ſofort zu verbrennen. Und er ſoll ſo wenig Aufſehen als möglich machen; doch muß er den Maler Terburg ſchaffen, er muß es ...

In dieſem Moment trat Niemand anders als Terburg ſelbſt ins Gemach. Die beiden Soldaten ſahen ſich ſehr betroffen an; Gallois aber faßte ſich nicht ſo ſchnell als der ſchelmiſche Tompeter, welcher letztere ſofort zum Grafen eilte, um ihm die unerwartete Nachricht zu überbringen. D'Avaux trat heraus und ſtand ſeinem verhaßten Nebenbuhler gegenüber.

Terburg winkte dem Grafen gebieteriſch und d'Avaux verbeugte ſich unwillkürlich, indeß er die Thür ſeines Cabinets öffnete und den Künſtler eintreten ließ.

— Ich fordere Rechenſchaft von Ihnen, Herr Graf, ſagte Terburg. Eine Dame hat mir den Auftrag ertheilt, Sie für das unverantwortliche Benehmen zur Rechenſchaft zu ziehen ...

— Ah, gut, mein Herr! Sie ſprechen von Aleſſandra Faletti! Aber glauben Sie in der That, daß ein Edelmann im Sinne haben konnte, eine Dame zu beleidigen?

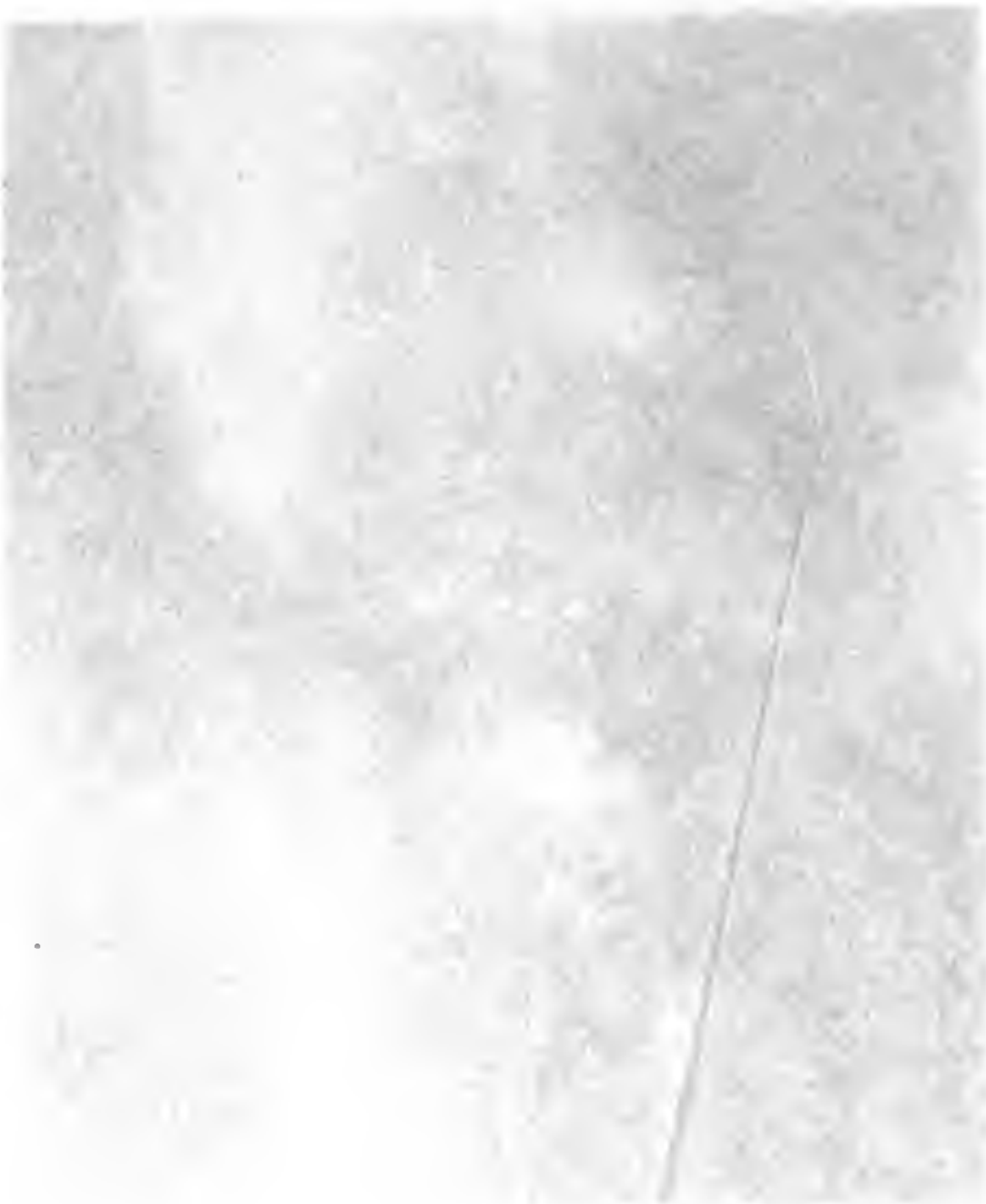
Der Franzoſe ſprach mit einer ſo bemerklichen Frivolität, daß Terburg, welcher noch keine Gelegenheit hatte, ſich über den chamäleontiſchen Charakter des Grafen zu unterrichten, ihn erſtaunt anblickte.

— Was wollen Sie weiter! ſagte d'Avaux faſt gutmüthig lächelnd. Ich habe Sie wahrlich noch nie ſo genau als heute Abend betrachtet; aber jetzt ſehe ich, daß Signora Aleſſandra keineswegs zu verdammen iſt, wenn ſie den niederländiſchen Maler dem franzöſiſchen Grafen vorzieht. Morbleu! Sie müſſen indeß wiſſen, daß mich keineswegs blos die „roſige" Liebe zu der eiſenköpfigen Italienerin getrieben hat. Ich wollte von ihr Auskunft haben über eine Ehrenkränkung, die Sie mir zufügten ...

— Ich? fragte Terburg.

— Ja! Warum haben Sie abſichtlich den Grafen d'Avaux von Ihrem Geſandtenbilde ausgeſchloſſen? Wie, mein Herr! Aleſſandra hatte geäußert, daß ich auf ihren Betrieb von Ihnen ausgemerzt wurde? Eh bien! Es geziemt mir wohl, in dieſem Punkte bei der Signora nach der Urſache ihres feindlichen Treibens zu forſchen. Sie wies mich ſo lange ab, bis ich, endlich die Geduld verlierend, mir mit goldnem Schlüſſel ihre wohlverwahrten Thüren öffnete. Statt aber ſich zu entſchuldigen, warf ſie mir höhnend meine Unbedeutendheit vor, welche Sie zu ver-

Digitized by Google



Digitized by Google

ewigen im Begriffe ſtehen. Wie, mein Herr, glauben Sie, es iſt eine Kleinigkeit, wenn ſich in etwa hundert Jahren Jemand auf Ihrem Bilde vergebens nach dem Grafen d'Avaur umſieht?

Der Graf warf ſich mit ſehr vornehmer Miene in ſeinen großen Lehnſtuhl und ſchnitt mit großer Beharrlichkeit an ſeinen roſenfarbenen Nägeln. Dieſer Herr ſprach von derſelben Aleſſandra, die ihn noch vor wenigen Minuten auf's Höchſte entflammte, mit einer Gleichgültigkeit, als rede er von dem ſchneeweißen Windſpiel, welches eben auf einen Tiſch ſprang und ſich's mitten zwiſchen den hochwichtigen Staatspapieren des Grafen ſehr bequem machte, ohne daß dieſer nur einen Blick zur Seite geworfen hätte. Kaum konnte ſich Terburg überreden, der Graf ſpreche die Wahrheit, und doch ſah dieſer feine, geübte Phyſiognomiker nur zu gewiß, daß der wetterwendiſche Franzoſe aus vollem Herzen heraus redete.

— Sie haben alſo nicht die Abſicht, ferner der Signora Faletti beſchwerlich zu werden? fragte Terburg, welcher, eitel im höchſten Grade wie er es war, ſehr durch die Aeußerung des Grafen beſänftigt worden war, daß man in hundert Jahren ſeine Bilder als ein Stück Weltgeſchichte betrachten werde.

— Die Signora wird mich hier in Münſter ertragen müſſen, erwiderte d'Avaur mit feiner Ironie, denn der König von Frankreich ſchickt mich hierher, und bei aller Hochachtung vor ſchönen Frauen muß ich doch bezweifeln, daß das Belieben einer Theaterprinzeſſin derartige Befehle aufheben kann. Aber ich hatte die Abſicht und habe ſie noch, Ihnen beſchwerlich zu fallen, Herr Maler. He, Gallois, Gallois!

Der Offizier trat ein.

— Habt Ihr noch die Ordre für den Oberſt Maraur?

Der Officier langte den Zettel aus ſeinen weiten Beinkleidertaſchen hervor und gab ihn auf einen Wink des Grafen dem Maler. Dieſer ward ziemlich betreten.

— Ja, ja, ich hätte Sie aufheben laſſen, und Sie wären nicht fortgekommen, bevor Sie auch mich Ihrem Bilde einverleibt gehabt hätten. Und widerſtreben Sie, ſo ſind Sie, ich ſchwöre es Ihnen, noch in dieſem Augenblicke nicht ſicher, daß ich Sie gefangen nehmen und zu beſagtem Zwecke einſperren laſſe, mögen Sie und die Generalſtaaten dann ſpäter ſagen, was beliebt.

Terburg ſchwankte einen Augenblick in ſeinem Entſchluſſe. Am Ende aber behielt das allerdings für ihn Schmeichelhafte der Sache die Oberhand.

— Und ganz in den Vordergrund muß mein Bildniß kommen! näſelte d'Avaur, dem Maler mit zerſtreuter Miene eine Priſe Tabak anbietend.

Beide ſahen ſich bei dieſem Manöver in die Augen und Terburg konnte ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken. Der Graf ward ſehr ernſt, dann ſchwenkte er ſich auf der Zehenſpitze rundum und brach in ein helles Gelächter aus.

D'Avaur reichte dem Maler die Hand.

— Sind wir Freunde? fragte der Franzoſe.

— Ja, aber Sie werden mich nicht durch Ihre Mousquetaires überfallen laſſen.

— Gott bewahre mich vor dieſem Frevel! Aber mein Portrait?

— Suchen Sie morgen ſelbſt den Platz auf dem Bilde, wo Sie zu ſtehen wünſchen, Excellenz.

— Ein Wort! rief d'Avaur ſehr erheitert, in die dargebotene Hand des Malers heftig ein-

Digitized by Google

ſchlagend. Aber noch Eins. Sie ſehen, ich ſuche mir meinen äußerſt dünnen Knebelbart hervorzuziehen, da ich vielleicht im andern Jahre zur Armee gehe. Der Bart müßte etwas üppiger gemalt werden ...

Jetzt war die Reihe an Terburg zu lachen. Beide trennten ſich als die beſten Freunde.

Als Terburg ging, befanden ſich Gallois und der Franche-Comtéer noch in dem Dienſtzimmer.

— Ihr hattet mir eine vortreffliche Gefälligkeit zugedacht, Freunde! ſagte der Niederländer. Erlaubt, daß ich meinerſeits Euch meine Freundſchaft beweiſe.

Gallois ſchmunzelte und der Trompeter fing eine luſtige Melodie zu pfeifen an; denn Terburg legte den Herren zwei blanke Ducaten auf den kleinen Tiſch. Als die Soldaten ſich lebhaft bedankten, ſagte Terburg heiter:

— O, Freunde, ich bin etwas eigennützig; ich gebe nie Geld umſonſt. Ihr, Herr Officier, ſetzt Euch wohl eine Minute wieder an Euren Tiſch, und Ihr, Herr Trompeter, könntet Euch mit gekreuzten Händen, das Geſicht zu mir gewandt, ungefähr ſo ſtellen, wie Ihr vorhin ſtandet, als ich hier eintrat.

Nach einer halben Stunde hatte Terburg eine Skizze zu einem allerliebſten Genrebilde, obgleich der Maler in ſeiner Arbeit fortwährend durch den Grafen geſtört wurde, welcher ihm unermüdlich ſeine Bemerkungen machte.

Aleſſandra aber empfing am folgenden Tage ein Billet mit dem Perlenhalsbande und den Diamanten. Er ſchrieb:

— Madame! Ich habe bei Terburg mein Portrait beſtellt. Da zu vermuthen ſteht, daß die Bezahlung dafür in Ihre liebenswürdige Taſche wandern wird: ſo will ich dem von mir zu zahlenden Ehrenſolde den Weg erſparen und ſende denſelben ohne Weiteres zu Ihnen. D'Avaux.

Daß die Faletti von dieſem Augenblicke an einen unauslöſchlichen Haß gegen den Franzoſen empfand, verſteht ſich von ſelbſt. D'Avaux aber nahm richtig einen Ehrenplatz auf dem Bilde der Geſandten ein, welches ſich gegenwärtig im Beſitze des Fürſten Demidoff in Petersburg befindet.

Maria von Medici.

Von G. Fasolo.

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn wir zum erſten Mal ein gutes Bildniß berühmter Perſonen ſehen, deren Geſchichte uns geläufig iſt und deren Geſtalt uns längſt ſchon im Nebelreiche der Phantaſie vorſchwebte. Wir ſtudiren die Züge, den Blick und die Haltung, welche das Portrait zeigt, voll Eifer und Intereſſe, um an dieſen äußerlichen Zeichen den Charakter des Originals, wie er ſich in heiterer, künſtleriſch-genialer, blutiger oder frommer, zum Himmel gewandter Weiſe geltend gemacht hat. So ſelten ein Bildniß mit ſeinem erſten Totaleindruck der

Digitized by Google

unbestimmten Idee, welche wir von der Person in uns trugen, zu entsprechen pflegt, um so sicherer aber finden wir, das Charakteristische des Bildes mit dem Leben und dem Thun des Dargestellten vergleichend, in den einzelnen Partien uns befriedigt, bis wir dahin gelangt sind, aus diesem Einzelnen uns ein Ganzes zu erbauen, dies neue Bild unserer Einbildung einzuprägen. Wir endigen dann damit, dies Bild von der Geschichte der dargestellten Person in unsern Gedanken gar nicht mehr trennen zu können. Dies trifft genau bei diesem Bildniß der Maria von Medici, deren bloßer Name genügt, um eine ganze Reihe der bedeutendsten Ereignisse in Frankreichs Geschichte vor unser inneres Auge heraufzubeschwören, Ereignisse, die wir hier nicht erst noch besonders anzudeuten brauchen.

Das Portrait athmet eine seltene Wahrheit, ist in der Weise gehalten, wie Paolo Veronese zu malen pflegte, und zeigt jedenfalls in Zeichnung wie in Färbung, sowie in der, den Italienern geläufigen, täuschenden Wiedergabe der Kleiderstoffe eine hohe Begabung des Malers. Dieser wird als Fasolo genannt, ein Meister, über dessen Lebensverhältnisse, Geburts- und Todesjahr sehr wenig feststeht. Er soll 1572 zu Verona gestorben sein, und zwar an den Folgen eines Sturzes von einem im Saale des Podesta aufgeschlagenen Malergerüste. Dieser Fasolo hieß Gianantonio, war in Vicenza geboren und Zeloti's Schüler, worauf er sich durch das Studium und das Nachahmen des Veronese selbst weiter bildete. Ganz in der Weise dieses Meisters ist sein berühmtestes Bild, die Kranken am Teiche Bethesda, gemalt. Die Gruppirung der zahlreichen Figuren dieses Stücks soll höchst meisterhaft sein. Dies Bild bewahrt die Kirche zu St. Rocco; indeß findet man in andern Kirchen und Palästen noch einige umfangreiche, meist allegorische Gemälde, denen, außer einer guten Zeichnung und harmonischen Gruppirung, jedoch kein besonderer Werth zusteht. Nicht zu verwechseln ist dieser Meister mit einem andern, fast gleichnamigen Maler, Bernardino Fassolo oder Farolo; letzterer war aus Pavia, ein Schüler Leonardo da Vinci's, von welchem nur wenige Bilder nachgewiesen werden können. Bei aller Meisterschaft Bernardino Fassolo's möchte es doch zu gewagt erscheinen, diesen Umstand dadurch zu erklären, daß die meisten Bilder Fassolo's dem da Vinci selbst zugeschrieben wurden. Fassolo blühte um's Jahr 1518.

Die Grablegung Christi.

Von Salviati.

Dieser Meister, eigentlich Giuseppe Porta, und nur seines ersten Lehrers Francesco Salviati wegen del Salviati genannt, verdient in der Kunstgeschichte nicht geringe Beachtung. Er ward zu Castell nuovo della Grafagna entweder 1520 oder 1523 geboren und ist als ein Meister nach der Schule der Florentiner zu betrachten, obwohl es mehrfach geschieht, den Giuseppe wegen seines Colorits zu den Venetianern zu zählen. Der Maler zeigt in der Behandlung seiner Stoffe

Digitized by Google

große Gewandtheit, zeichnet richtig und gefällig und hat eine sehr warme, weiche Farbengebung. Zu wahrer Originalität und Größe hat er sich jedoch in nur wenigen Werken erhoben; meist zeigen seine Gemälde mehr Routine, als eigentliche Schöpferkraft, welches den Eindruck macht, als sei der Maler nur oberflächlich zu Werke gegangen, ohne das eigentliche Wesen seiner Stoffe zur Darstellung gebracht zu haben.

Zu den wenigen wirklich meisterhaften Werken Giuseppe Salviati's zählen wir in erster Reihe eine Kreuzesabnahme, welche, da sie den ungetheiltesten Beifall der Kenner erhielt, von Salviati nochmals gemalt wurde. Das erste Bild ist auf Murano, soll aber dem zweiten an technischer Vollkommenheit weit nachstehen. Dies letztere befindet sich in Dresden, wohin es aus Modena gekommen ist. Aus derselben Sammlung schreibt sich das originelle Stück her, welches den todten Heiland darstellt, wie ihn ein Engel in's Grab legt, während ein zweiter mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichtetem Blicke ihn betrauert, und der dritte Engel in Knabengestalt die linke, von dem Nagel durchbohrte, erstarrte Hand des Gekreuzigten küßt. Die ganze Composition ist durchaus ideal, zeigt indeß eine große Wahrheit, und macht auf das religiös gestimmte Gemüth eine Wirkung, wie sie der bloßen Allegorie — als welche verschiedene Kritiker dies Gemälde bezeichnet haben — keineswegs eigen ist.

Christus erscheint hier mit vollen, aber weich gehaltenen Formen, an denen der Umstand getadelt wird, daß sie nichts Todtenähnliches an sich haben. Das möchten wir übrigens als einen Vorzug bezeichnen. Das geistreiche Antlitz des Todten dagegen läßt keinen Zweifel darüber, wer hier seine unverkennbare Spur hinterlassen hat. Die beiden Engel in Jünglingsgestalt sind Muster des feinen Ausdrucks des Gefühls, und der kleine mit seinem Kuß ist die wahre, tief empfundene Grazie. Die Malerei ist glänzend, obgleich die tiefen Schatten, wie gewöhnlich bei Giuseppe Salviati, fehlen. Diesen reinen, aus dem Gefühl geborenen Styl findet man jedoch nur in seinen besten Werken; seine mythologischen und heiligen Geschichten sind ziemlich fade und lassen, trotz des Fleißes der Ausführung und eines schönen Helldunkels, kalt. Die im classischen Style des Meisters gehaltenen Malereien sind namentlich von seinen Zeitgenossen für unübertrefflich geschätzt, wogegen spätere Zeiten eine gerechte, nicht so günstige Kritik geltend machten. Ungeheuren Enthusiasmus und nachher eine desto herbere Beurtheilung erfuhren seine historischen Bilder vom Kaiser Barbarossa in der Sala regia in Rom, ferner der Raub der Sabinerinnen, die göttlich verehrte Psyche, Elias in der Wüste, von Engeln bedient; Lucretia, und Bathseba im Bade und viele andere Stücke, welche blos des Künstlers technische Gewandtheit zur Schau stellen. Es ist oft nach Salviati gestochen und radirt und mehre dieser Blätter behaupten einen ausnahmsweisen Werth.

Von dem Künstler selbst hätten wir nur noch die weniger bekannten Lebensverhältnisse anzuführen. Er begleitete seinen ersten Meister nach Rom, wo er den Grund zu seiner correcten Zeichnung legte; dann ging er nach Venedig. Er ging noch einmal nach Rom, um in der Sala regia den Rothbart zu malen, kehrte aber wieder nach Venedig zurück, wo er, wahrscheinlich um's Jahr 1573, starb. In heiligen Geschichten war der Meister am ausgezeichnetsten, in der Formschneiderei erfahren, auch führte er selbst schön die Radirnadel, obwohl sich kein einziges Stück in dieser Gattung der Kunst bis auf unsere Zeit erhalten hat. Außerordentliche Befähigung ist

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Giuseppe del Salviati nicht abzusprechen, obgleich er, außer von den Kunstkennern, am heutigen Tage so ziemlich vergessen ist.

Sforza, Herzog von Mailand.

Von Leonardo da Vinci.

Mit einer bewundernden Ehrerbietung sprechen wir den Namen Leonardo da Vinci's aus. Es ist einer der edelsten Geister aller Zeiten, welcher uns in ihm anspruchslos, ja kindlich bescheiden und dennoch in künstlerischer Beziehung in jeder Hinsicht unvergleichlich entgegentritt. Die ausgezeichnete Vielseitigkeit Leonardo's ist allein fast ein Wunder. In seiner Jugend beschäftigten ihn Plastik, Malerei, Anatomie, Architectur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik, und in keinem dieser vielen Fächer war der 1542 in dem Städtchen Vinci bei Florenz als der natürliche Sohn eines Notars geborne Jüngling nur oberflächlich ausgezeichnet, dieser Jüngling, welchem außerdem an körperlicher Schönheit, Gewandtheit und Stärke kaum Jemand sich vergleichen durfte.

Leonardo's Lehrer hieß Andrea del Verrochio, aber er ließ diesen eben so strengen als mittelmäßigen Künstler in der fast überreichen Kraft seines Genies bald hinter sich zurück. Leonardo verdarb durch seine sich schon früh zeigende, außergewöhnliche Begabung zwei Werke seines Lehrers, die dieser geradezu für unerreichbar und unvergleichlich hielt: er meiselte einem taufenden Johannes einen so herrlichen ausgestreckten Arm, daß Verrochio die ganze Statue zerschlug. Ferner hatte der Lehrer eine Taufe Christi gemalt und der ausgelassene, jugendlich übermüthige Schüler nahm die Gelegenheit wahr, in dieses Bild noch einen Engel zu malen, dessen unerreichte himmlische Grazie den Verrochio bewog, nicht nur das Bild zu zerstören, sondern auch nie mehr Pinsel und Palette anzurühren.

Ein düsteres Geschick ruht auf den Arbeiten Leonardo da Vinci's; die Mehrzahl seiner herrlichen Schöpfungen ging unter, und wir können nur nach den uns gebliebenen Resten und nach einzelnen ganz erhaltenen Stücken die Größe dieses durch und durch poetischen Künstlers einigermaßen abnehmen. Es war die Plastik, die den Leonardo zuerst fesselte, und hier schuf der, welcher stets die genialste Kraft mit der vollkommensten Anmuth vereinigte, zuerst allegorische Ungeheuer und die Züge der versteinernden Medusa. Diese, sowie seine frühesten Cartons, Poseidon, der Herrscher der Wellen im Sturm, und der Sündenfall Adam und Eva's, sind verloren.

Bald drauf wußte da Vinci sich als Musiker und geistreicher Improvisator einen Namen zu erwerben. Lodovico Sforza, genannt il Moro, ward auf den begabten Künstler aufmerksam und berief ihn eben als Improvisator an den herzoglichen Hof von Mailand, entweder 1481 oder 1482. Es ist dieser Lodovico, zuweilen auch Lodovico Maria, genannte Fürst aus der Familie des kühnen Condottieri Muzio Attendolo's, dessen von Leonardo gemaltes Bildniß wir hier sehen.

Wir wüßten für Abenteurer von Geist und Kraft kein verführerischeres Beispiel, als dasjenige der Familie Sforza. Ein Ambrosius Spinola, ein Christian von Halberstadt und der Graf

Digitized by Google

von Mansfeld ſinken hier weit zurück. Der Graf Alberigo di Barbiano, der eigentliche Stifter des Condottiereweſens, ſagte ſelbſt, daß er von ſeinem Schüler Attendolo, den er Sforza, das heißt den Kräftigen oder Bezwingenden taufte, weit übertroffen wurde. Und die Familie dieſes geiſtvollen nnd tapfern Landmanns aus Cottignola in der Romagna, der dieſer die Macht und den Zauber ſeines Namens hinterließ, ſo daß der Sohn Franzesco Sforza ſich allen italieniſchen Staaten furchtbar machen konnte, bewahrte den unternehmenden Muth des Stifters ſo ſehr, daß bald (1447) ein Sforza auf dem Throne der Visconti in Mailand ſaß. Franzesco's Großſohn, Giovanni Galeazzo, war noch ein Knabe, als der unternehmende Lodovico il Moro Sforza ihn von der Herrſchaft verdrängen und ihn durch Gift oder Erdroſſelung aus dem Wege räumen ließ. Jedenfalls war's Lodovico Sforza, welcher während ſeiner Regierung die merkwürdigſten Umſchwünge der damaligen italieniſchen Staatengeſchichte aufzuweiſen hat. Auf ſeinen Betrieb kam Karl VIII. und fiel in Neapel ein und gründete eine franzöſiſche Uebermacht bei dem Gange der Begebenheiten auf der italieniſchen Halbinſel. Lodovico Sforza ward gezwungen, dem italieniſchen Bunde gegen Frankreich beizutreten, unterlag aber, als Vormauer Italiens, zuerſt dem Angriffe Ludwig XII. (1499), welcher ihn vertrieb. Die herbeieilenden Schweizer, von Lodovico gut bezahlt, verſchafften ihm zwar wieder ſein Herzogthum, aber als Ludwig von Frankreich dieſelben beſſer bezahlte, blieb Lodovico Sforza abermals verlaſſen, ſpäter, und ward von einem Schweizer Officier verrathen, gefangen und nach Frankreich abgeführt, wo er in den Kerkern von Loches 1510 verſchied.

Leonarda da Vinci konnte von einem Herrſcher, wie derjenige war, den er ſo ausgezeichnet im Bildniß darſtellte, wenig Unterſtützung erwarten, und ſo finden wir ihn während der heftigſten politiſchen Wirren ſehr bald nach ſeinem Einzuge in Mailand mit der Errichtung einer Kunſtakademie im größten Style beſchäftigt. Die Richtung ſeiner Schule ſtellte da Vinci in dem für ſeine Schüler ſowohl, als ſeine Gegner geſchriebenen „Trattato della pittura“ feſt, eine Schrift, welche nicht minder ſchätzbar iſt, als ſeine Gemälde, dennoch aber in ihrer erhabenen Einfachheit und Größe der künſtleriſchen Anſchauung ſeinen Zeitgenoſſen, wie viel mehr ſeinen Schülern, ziemlich unverſtändlich geblieben ſein muß.

Als ſein nächſtes Werk, welches großen Ruhm erwarb, muß das Modell einer Reiterſtatue des Franzesco Sforza genannt werden, welches in unzähligen Verſen von den Italienern als ein Wunder geprieſen wurde. Es hat ſich von dieſer Schöpfung nicht einmal eine Zeichnung erhalten. In die Zeit ſeiner Wirkſamkeit in Mailand fällt außer dieſem Portrait Lodovico Sforza's die Ausführung mehrer Bildniſſe, wie desjenigen, welches la bella ferronière genannt wird, eine Carità, die früher in Caſſel ſich befand u. ſ. w. Sein ausgezeichnetes Genie wandte ſich auch auf praktiſche Unternehmungen, und der Künſtler ward zum Wohlthäter, indeß er das Waſſer der Adda nach Mailand leitete, und außer andern ähnlichen Werken den ſchiffbaren Kanal von Mortesano nach den chiavenneſiſchen Thälern und dem Veltlin über zweihundert Miglien weit zog.

Weltberühmt aber iſt eine ſeiner Mailänder Arbeiten, das Abendmahl, geworden, ein Bild, welches nie mehr ſeines Gleichen haben wird. Es war in dem Refectorio der Dominicaner der Santa Maria della Grazia al fresco gemalt. Es iſt namentlich dadurch ſehr beſchädigt und unkenntlich geworden, daß franzöſiſche Reiter das Refectorium zum Pferdeſtall machten und die Ausdünſtung der Thiere verderblich einwirkte, vieler Säbelhiebe und Lanzenſtiche, welche das

Digitized by Google

Digitized by Google

Prachtwerk empfing, nicht zu gedenken. Der Kopf des Judas Ischariothes soll dem Pater Guardian des Klosters, welcher dem Maler seinen Lohn verkümmerte, angehört haben. Wer hätte nicht da Vinci's Abendmahl bewundert, wo Christus, die liebevolle Ergebung auf dem göttlichen Antlitze, zu seinen Jüngern spricht: Wahrlich, einer unter Euch wird mich verrathen; des Menschen Sohn geht dahin, wie geschrieben steht, aber wehe dem Menschen, durch den er verrathen wird! Dies Bild, mit einer idealen Charakteristik der Köpfe, wie sie selten oder nie ein einziges Meisterbild zeigt, mit diesen bewegten Mienen und Stellungen, womit die Jünger fragen: Bin ich's? Der beste Stich nach diesem Werke ward von Raphael Morghen geliefert, und dieser hat so viele Nachbildungen erfahren, daß man ohne Uebertreibung sagen darf, die ganze Christenheit kennt das Abendmahl aus dem Refectorio der Dominicaner von Mailand. Raphael Sanzio's sixtinische Madonna kann sich bei Weitem nicht einer ähnlichen Verbreitung rühmen.

Bald aber hörte Mailand, von dem hellen Kriegsfeuer umgeben, und im Jahre 1499 unter großem Blutvergießen erobert, auf, ein Sitz für ruhige Kunstausübung zu sein. Leonardo wanderte nach Florenz zurück. Hier zeigte er, daß sein Genie an Mächtigkeit dem des jungen Buonarotti's nichts nachgab, obwohl da Vinci diesem Titanen an Grazie und tief gemüthlichem Reiz weit überlegen war. Es war Niccolo Piccinim's Sieg mit den Florentinern, den da Vinci malte und — obgleich Gemälde und Carton wie gewöhnlich bei Leonardo — verloren sind, so besitzen wir doch noch in einem später von Edelink gestochenen Blatte eine einzige Reitergruppe aus diesem Stücke, die in ihrer Unübertrefflichkeit uns ahnen läßt, was die Kunst beim Untergang jener Schöpfung verlor. Noch immer jedoch sind außer dem Abendmahl Werke genug vorhanden, welche den Ruhm da Vinci's beweisen. So das Portrait Sforza's, welches wir hier geben; Johannes der Täufer, in der französischen Nationalgallerie — wenigstens besaß es diese noch 1813 —; eine Leda, Eigenthum der Kaunitz'schen Gemäldesammlung in Wien; ferner ein Portrait eines schönen Weibes, La Gioconda genannt; ein Carton zu Ehren der Santa Anna, und die heiligen drei Könige, letzteres Bild in Florenz befindlich. Auch besitzt Rom in der Gallerie di Sciarra eine Vanitas und Modestia oder Pietas und in London bewahrt die Nationalgallerie einen Christus mit den Schriftgelehrten. In Frankreich besitzt die Nation eine Vierge aux rochers von da Vinci's Hand. Der Meister arbeitete von 1513 in Rom, wo er die größte Gunst des Papstes, Leo X., genoß; später in Paris, als Freund des ritterlichen Königs Franz, wo er im Jahre 1519 plötzlich im 67. Jahre seines Alters starb.

Leonardo ist ein Künstler ersten Ranges, dessen wunderbare Begabung nur zum allergeringsten Theile durch seine Werke wiedergegeben wurde. Sein Geist war eben so kraftvoll, als subtil, seine Phantasie so mächtig und schwungreich, als anmuthig und zart; seine Empfindung ist stets edel und groß, und seine künstlerische Schwärmerei hatte ein Ideal von göttlicher Schönheit vor Augen. Dennoch ward dieses Ideal nie unwirklich, denn schwerlich möchte es einen durchgeistigteren Naturalismus geben, als denjenigen, welchen wir in da Vinci's Werken nachweisen können. Ein ganz eigenthümlicher Zug dieses Malers war, daß er sich nie Genüge leisten konnte, weshalb er sich meistens lange vor der Vollendung von seinen Werken abwandte und sie seinen Schülern überließ, welche sie ausmalen, gut machen oder verderben konnten, ohne daß da Vinci je dieser Stücke mit einem Worte erwähnte. Diesem Genius ist in seinen Werken auch nicht eine einzige Schwäche, ein Fehler, eine schiefe Richtung u. s. w. vorzuwerfen; er ist einzig, unver-

Digitized by Google

gleichlich. Als Menſch war er liebenswürdig, heiter, von ſtrengen Sitten, ſeinem Wahlſpruch gemäß: Sempre vogli quel che tu debbi; oder: Immer wolle, was du ſollſt. Als Künſtler blieb dieſer herrliche Genius in ſeiner eignen Meinung bis an ſein Ende ein Stümper, ein Schüler, der nichts ſchaffen konnte, was der wahren Idee der Kunſt angemeſſen ſei. Es iſt ſehr oft nach da Vinci geſtochen; ſein Leben ward von Brown beſchrieben, und ſein erwähnter „Trattato" ꝛc. und ſeine Bilder haben oft Kunſtphiloſophen und Kritikern Stoff zu Entwickelung ihrer Theorien gegeben, wie dem Amoretti u. A. Nachahmer hat Leonarda viele; unter ſeinen Schülern darf Bernardo Luini den Rang behaupten. Zu jeder Zeit bewundert, iſt Leonardo nie übertroffen worden.

Magdalena.

Von Girolamo Battoni.

Girolamo Pompejo Battoni oder Batoni erſcheint uns in einer Zeit des tiefſten Verfalls italieniſcher Kunſt als der letzte Epigone der großen Meiſter. Er ward zu Lucca 1708 geboren und beſchloß, neunundſiebzig Jahr alt, ſein Leben in Rom. Weniger ſeinen allerdings vortrefflichen Lehrern Maſucci und S. Canca, als dem Studium der Natur und der Werke Raphaels von Urbino mit ihrer ewigen Schönheit verdankt Battoni die glänzenden Erfolge, welche er errang und den Ruf des größten Malers ſeiner Zeit, den er in Rom über dreißig Jahre lang behauptete. Battoni begann ſeine Laufbahn unter ſehr trüben Umſtänden, die ihn der Bildnißmalerei zuführten, worin er ſich aber durch Correctheit der Zeichnung, graziöſe Anordnung, charakteriſtiſche Auffaſſung und ein Colorit Ruf erwarb, das zwar nicht den harmoniſchen Schmelz und die Lebenswärme der alten, großen Farbenzauberer beſaß, indeß durch Lebhaftigkeit und eine gewiſſe Kräftigkeit anzog. Nachdem er bereits eine große Menge Portraits gemalt hatte, öffnete ſich für ihn durch die von ihm erworbenen Gönner ein höherer Weg in der Kunſt. Er malte Madonnen und Heilige für Kirchen und Klöſter, und ſtellte bald heilige Familien und bibliſche Stoffe dar, denen er in Anordnung und Auffaſſung immer etwas Neues zu verleihen wußte. Ein berühmtes Bild wird aus dieſer ſeiner erſten bedeutenden Periode genannt: Simon der Zauberer im Tempel vor den Apoſteln, welches Stück man würdig genug hielt, um nach demſelben im Petersdome eine Moſaik anfertigen zu laſſen, was jedoch nicht zu Stande kam. Bald ſah Battoni Fürſten und vornehme Adelige bei ſich Beſtellungen machen; namentlich nach Petersburg an den Hof der Kaiſerin Katharina gingen mehre höchſt bedeutende Bilder, ſo der Centaur Chiron, wie er den Achilles ſeiner Mutter Thetis zurückgiebt u. ſ. w. Auch das von allen vier Welttheilen angebetete heilige Herz Jeſu, nach Liſſabon für die Königin gearbeitet, und der Plafond für die Gallerie Colonna verdienen hier genannt zu werden.

Es dürfte aber kein Werk Battoni's allgemeiner bekannt geworden ſein, als die büßende Magdalena, in einer Felſenſchlucht hingeſtreckt, wie ſie, einen Todtenkopf neben ſich, in ſchwär-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

merischer Versunkenheit in einem Gebetbuche liest. Dies Bild zeigt die reine Zeichnung des Meisters und giebt Zeugniß für sein bedeutendes Talent, seinen Figuren eine graziöse Natürlichkeit zu verleihen. Idealisirt ist hier, wie es Battoni überhaupt vermeidet, wenig oder gar nicht; die Magdalena könnte sehr wohl ein Portrait im höhern Sinne sein. Denselben Gegenstand hat Battoni, jedoch anders aufgefaßt, für die kaiserliche Eremitage in Petersburg gemalt. In seiner letzten Zeit brach sich Anton Raphael Mengs in Rom Bahn und seine Kunsttheorien stellten den alten Meister bald in Schatten, obwohl Mengs als ausübender Maler ihm unbedingt nachstand. Battoni überlebte seinen großen Nebenbuhler und nahm den Ruf mit sich, mit bedeutender Kraft der Reinheit des Styls der großen Italiener wiederum Geltung verschafft und die Wiedergeburt der Kunst mit bedeutendem Erfolge angebahnt zu haben.

Amor.

Von Anton Raphael Mengs.

Einen ungemein großen Einfluß auf den Entwickelungsgang der Kunst seiner Zeit auszuüben, war dem gefeierten Meister Anton Raphael Mengs beschieden. Sein Name ist mit der Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts so genau und vielfach verflochten, daß wir diese bedeutungsvollen Beziehungen hier kaum anzudeuten den Raum besitzen. Er ward als der Sohn des dänischen, am Hofe zu Dresden angestellten Malers Ismael Mengs zu Aussig am 12. März 1728 geboren. Ismael war ein Künstler von untergeordneten Fähigkeiten in der Praxis der Malerei, besaß übrigens nicht wenig von jener Anlage für die theoretische Seite der Kunst, wodurch sein Sohn so groß werden sollte. Der Vater, welcher längst daran verzweifelt hatte, als Maler den Namen Mengs berühmt zu machen, entschloß sich sofort nach der Geburt seines Sohnes, diesem dies schwere Werk aufzuerlegen. So ließ er das Kind auf die Namen des Antonio Allegri da Correggio und des Raphael Sanzio, als Anton Raphael taufen, um anzudeuten, daß dieses Kind bestimmt sei, jene beiden Maler noch zu übertreffen. Der Vater war überzeugt, daß er seinen Sohn durch die Macht der Theorie und durch die äußerste Anstrengung des Kindes in dem praktischen Theile der Malerei auf die hohe Stufe erheben könne, die sein Ehrgeiz ihm vorspiegelte. Mit Gewalt und durch die consequenteste Strenge sollte Anton Raphael auf seiner Bahn fortgetrieben werden, und über den Mangel einer rigorosen Consequenz in Hinsicht auf den Vater hat der arme Schüler der Grazien ganz gewiß nicht Ursache zu klagen gehabt.

Hier dürfte übrigens ein Moment in Anton Raphaels Richtung liegen, das in seinen Wirkungen selbst in den besten Werken des Künstlers noch erkältend durchblickt. War Mengs zum Künstler geboren? War es ihm verliehen, in der bildenden Kunst seinen vollsten, natürlichsten Gedanken- und Gefühlsausdruck zu finden? Schwerlich; vielmehr zeigt Mengs später, daß Fleiß und Anstrengung allerdings Bedeutendes in der Kunst zu erreichen vermögen, aber

Digitized by Google

dennoch nicht genügen, um die Begeisterung des Malers zu ersetzen, der in seinen Bildwerken das weder durch das Wort, durch Dichtung oder philosophische Abhandlungen, noch durch die Töne der Musik zu erschöpfende Maaß seines innern Menschen findet. Mengs hat auch in seiner höchsten Glanzperiode nicht aus innerer Urkraft heraus geschaffen; er war stets ein malender Kritiker, der es viel besser verstand, etwas Unschönes und Fehlerhaftes zu unterlassen, als etwas Schönes und Vorwurfsfreies aus sich heraus zu gebären. Er konnte keinen Wald machen, aber sehr wohl aus einem vorhandenen Walde einen saubern Park herstellen. Mengs war kein Künstler wie einer unserer neuen Lyriker singt:

„Der etwas mehr im Pinsel führt,
Als kritisch-reine Phrasen,
Daß man die Stürme rauschen spürt,
Wenn er sie schickt zu blasen."

Das Treibhauspflanzenartige, das Gemachte, Angelernte hat Mengs nie verleugnen können. Er wäre jedenfalls als Kunstphilosoph von viel bedeutenderem Werthe gewesen, als er ihn mit Pinsel und Palette erringen konnte. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen ihm und den Caracci, was die kritische Methode, den Eklektieismus in der Kunst betrifft, die so in die Augen springt, daß man sich verwundern muß, weswegen die Parallele zwischen diesen Künstlern nicht längst gezogen wurde, um namentlich über den eigentlichen Werth Anton Raphael Mengs in's Klare zu kommen, den man mehr als ein Mal nicht allein neben, sondern über die Raphael und Correggio zu stellen Veranlassung genommen hat. So der Ritter Azara, ein unzertrennlicher Freund des Meisters.

Schon im sechsten Jahre zeichnete Mengs nicht übel, im achten mußte er bereits in Oel und Email zu malen beginnen, in welch letzterm Zweige der Vater Ismael Mengs Ruf erworben hatte. Dieser quälte seinen Sohn fast grausam. Das Kind hatte keine Erholungsstunden, und war das ihm Aufgegebene bei der Heimkunft des Präceptors nicht vollkommen, und zwar zur Zufriedenheit desselben, vollendet: so verhängte er Executionen der schonungslosesten Art über den zukünftigen Nacheiferer von Raphael und Correggio. Anton Raphael Mengs war im dreizehnten Jahre seines Alters bereits so weit vorgeschritten, daß ihn der Vater nach Rom führen zu müssen glaubte. Stufenweise, mit der höchsten Sorgfalt leitete hier Ismael seine Bildung, ließ den Knaben mit dem Copiren der alten Sculpturwerke beginnen, und eröffnete ihm dann erst die Gnade, daß er nach Michel Angelo in der Sixtina copiren durfte.

Endlich wurden dem jetzt aus eignem Antriebe mit fieberischer Thätigkeit arbeitenden Kunstjünger auch Raphaels ewige Schönheiten erschlossen. Ismael gab jedoch von seiner Strenge nichts nach. Anton Raphael mußte, um Eins zu erwähnen, bei Brod und einer Flasche mit Wasser den ganzen Tag über im Vatikan arbeiten.

Nach einem solchen Studium von drei Jahren kehrte Mengs nach Dresden zurück, erregte hier durch seine erstaunliche Fertigkeit die Bewunderung August des Starken, erhielt ein damals sehr bedeutendes Stipendium und durfte mit Vater und Schwestern wieder nach Rom zurückkehren. Zu erwähnen ist das eifrige Studium der Anatomie, welchem Mengs sich hingab. Seit 1748 trat der jugendliche Meister mit eigenen Compositionen auf; die erste war eine heilige

Digitized by Google

Familie, im Styl des Raphael Sanzio gehalten, sorgfältig, fast ängstlich genau gezeichnet, aber von geringem innerlichen Leben. Die Jungfrau Maria malte er nach einem schönen, jungen Mädchen, welches Margaretha Onagi hieß, verliebte sich in dasselbe und trat zur katholischen Kirche über, um seine Braut heirathen zu können.

Als er bald darauf wieder nach Dresden kam, malte er für die katholische Hofkirche das berühmte Altarblatt, die Himmelfahrt Maria darstellend. Es ward von ihm jedoch erst zwölf Jahre später, und zwar in Spanien, vollendet. Nach Rom zurückgekehrt, übernahm Mengs, dessen Ruf damals schon ein sehr bedeutender war, die Direction der neuerrichteten capitolinischen Malerakademie, und malte in San-Eusebio für die Cölestinermönche eine schöne Decke, dann in der Villa Albani ein Deckengemälde und viele Oelbilder, als eine heilige Familie, Cleopatra zu den Füßen Cäsars, eine Magdalena in ganzer Figur u. s. w. Auch schrieb er eine Abhandlung über die Schönheit, und Betrachtungen über die drei großen Meister der Kunst: Raphael, Tizian und Correggio. Ein Engländer, D. Webb, ward an diesem Manuscript zum Plagiarius und machte großes Aufsehen mit Mengs' Gedanken, die indeß von den Freunden des Malers, Winkelmann und dem Ritter Azara, sofort als sein Eigenthum in Anspruch genommen wurden.

Im Jahre 1761 ward der Meister vom König Karl III. nach Spanien berufen, wo er eine Reihe großer Arbeiten ausführte, unter denen eine Kreuzabnahme und eine Götterversammlung die hervorragendsten sind. Durch Kabalen ehrsüchtiger Nebenbuhler und Gegner verleidete man ihm indeß den Aufenthalt in Madrid und er ging wieder nach Rom, wo er im Vatikan ein großes, allegorisches Deckengemälde schuf. Mengs verweilte drei Jahre in seiner Lieblingsstadt, machte dann eine zweite Reise nach Madrid, wo er den Plafond des königlichen Speisesaales durch eine Darstellung der Vergötterung Trajans und des Ruhmestempels schmückte. Diese in kurzer Zeit vollendete Arbeit, wozu noch ein Deckengemälde im Theatersaale zu Aranjuez kommt, erschöpfte die Körperkräfte des Malers, der sich 1776 wieder nach Rom begab, wo er, ganz niedergebeugt durch den Tod seiner Gattin, am 29. Juni 1779 starb. Er besaß zwanzig Kinder, wovon ihn sieben überlebten.

Als Mensch war Mengs höchst ausgezeichnet; seine mildthätige Freigebigkeit war fürstlich, und strebsame junge Künstler fanden an ihm immer eine Stütze. Er starb arm, da seine feine Lebensweise, seine Reisen, die ausgezeichnete Erziehung seiner Kinder und seine kostbaren Kunstsammlungen seinen großen Verdienst hinweggenommen hatten.

Composition und Gruppirung sind bei Mengs einfach, oft höchst edel, aber auch gesucht und von dürftiger Erfindung. Ein ausgezeichneter Geschmack ist dem Künstler nicht abzusprechen, und das Colorit ist sauber und lebhaft, obgleich er sein großes Vorbild, Tizian, darin nie erreichte. Die vollendete Reinheit der nach der Antike gebildeten Form ist zu bewundern, doch zeigen eben deshalb viele seiner Figuren etwas Statuenartiges und lassen meist den Beschauer kalt, statt ihn hinzureißen. Sein Beispiel und seine Schriften, welche italienisch verfaßt wurden, richteten die Blicke der Künstler auf die Antike und die großen Meister und mitbegründeten einen kritischen Geschmack, aus welchem später schöne Keime für die sich der Natur selbständig wieder zuwendende Kunst erblühten. Große Schüler bildete Mengs nicht; keiner derselben kam ihm auch nur nahe. Zwei seiner Töchter haben ganz artige Stücke gemalt, namentlich Maria Anna. Seine

Schriften erschienen deutsch, Halle 1786, in drei Bänden. Unser Amor, der die Pfeilspitze prüft, hat an Grazie und Naivetät unter den Mengs'schen Werken nicht seines Gleichen.

Die kranke Frau.

Von Kaspar Netscher.

Einen ausgezeichneten Rang unter den Gemälden des unermüdlichen Netscher nimmt dasjenige Stück ein, welches „die kranke Frau" heißt. Selten erreichte der Meister eine so überraschende Wahrheit, wie in diesem Bilde, das sich stets eine reiche Anzahl von Bewunderern erhalten hat. Die Situation ist einfach, aber dennoch dramatischer, als es bei Netscher gewöhnlich der Fall ist. Die kranke Frau sitzt, bis unter die Knie sichtbar, auf einem reichen Sessel, im Pelzüberwurf, mit einem Seidenkleide; ihr Kopf ist mit einem weißen Tuche so umgeben, daß das jugendliche Antlitz vollkommen frei bleibt. Die rechte Hand auf's Herz gelegt, reicht die Kranke dem neben ihr stehenden Arzt die Linke, welche dieser zum Sondiren des Pulsschlags hält. Dieser Doctor von damals, in einem dunklen Pelzrocke, die Pelzmütze auf dem Kopfe, gehört unzweifelhaft zu Netschers besten Figuren; der Ausdruck seines Gesichts, wie er den Inhalt einer runden Glasflasche aufmerksam und augenscheinlich um seine Patientin besorgt, betrachtet, ist unvergleichlich. Nicht minder aber fesselt die Kranke den Beschauer. Diese Mattigkeit im Blicke, welcher sich mit festem Vertrauen zu dem Arzte emporhebt, ist eben so sehr, als der Ausdruck in den Zügen des Arztes gelungen. Höchst charakteristisch ist die im Hintergrunde vor einem Himmelbette stehende Dienerin aufgefaßt, wie sie erwartungsvoll auf den Orakelspruch des Doctors lauscht. Gemalt ist dies Bild mit einer Sorgfalt und Sauberkeit, die selbst bei dem sorgfältigen Netscher in solcher Vollendung selten ist.

Herodias' Tochter.

Von Carlo Dolce.

Einen ergreifenderen Stoff als die Salome, die Tochter der Königin Herodias, mit dem Haupt Johannes des Täufers, können wir kaum denken. Carlo Dolce hat die tragische Historie so aufgefaßt, daß er durch sein Meisterwerk das Herz des Beschauers bis in seine Grundvesten

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erſchüttert. Die junge Königstochter, das Siegel der Sanftmuth in dem reizenden Antlitze, tanzte vor ihrem Onkel, dem Könige, der ihr den Vater geraubt hatte, um die verbrecheriſche Herodias, ihre Mutter, zu heirathen, und rings um den ſtolzen Fürſten ſaßen ſeine Großen, Römer und Idumäer, welche das arme Land der Söhne Abrahams ausſogen und knechteten. „Bitte von mir," rief der König entzückt über die Kunſt der Jungfrau, „und wäre es die Hälfte meines Königreichs, ſo will ich Dir's geben." Freudig eilt das Mädchen zur Mutter und fragt: „Was ſoll ich mir erbitten?" „Das Haupt Johannes des Täufers!" ruft die entſetzliche Herodias, denn Johannes hatte frei zum Könige geſprochen: „Es iſt nicht Recht, daß Du Deines Bruders Weib haſt." Bis dahin hatte die Rachſucht der Herodias nur erlangen können, daß der Täufer in's Gefängniß geworfen wurde, denn Herodes liebte und fürchtete ihn zu gleicher Zeit als den vom Volke vergötterten Propheten Jehovahs, als den neuen Elias. Jetzt aber hatte er ſein Wort der Salome vor hundert Zeugen gegeben und der König ließ Johannes ſofort im Gefängniß enthaupten und das Haupt auf einer Schüſſel dem Mädchen geben, welches das blutige, eines Tigers würdige Geſchenk der Tigerin Herodias übergab.

Auf Dolce's Bilde hält die Salome die goldene Schüſſel mit dem Kopfe des Predigers in der Wüſte, der dem Herrn den Weg bereitete, und auf den Gefilden ebene Bahn machte für Denjenigen, welcher mit Feuer und mit dem heiligen Geiſt die ganze Welt zu taufen gekommen war. Der bärtige, von dichten, dunklen Locken umfloſſene Kopf iſt von höchſtem Adel der Züge. Ein Contraſt, wie er nicht mächtig wirkender gedacht werden kann, liegt zwiſchen dieſem ſchönen, ſtarren Mannskopfe und dem blonden Lockenhaupte der Königstochter, die, das Auge in verhaltenen Thränen ſchwimmend, ſich mit erbarmungsvollem Entſetzen von dem Haupte des Täufers abwendet. Jedenfalls hat Carlo Dolce hier ſtatt des ihm ſonſt eignen weichen Idealiſirens eine volle, lebendige Charakteriſtik entwickelt, die dieſem Gemälde eine Stelle unter den berühmteſten Stücken der italieniſchen Kunſt ſichern dürfte.

Der Pferdeſtall.

Von Philipp Wouverman.

Die Kunſt der vollendeten Perſpective, welche Wouverman inne hatte, zeigt ſich auf dieſem Stücke in vollem Glanze. Ein weites, luftiges Gebäude liegt dem Blicke offen und gewährt links durch einen gewölbten, mit Epheu maleriſch behangenen Ausgang, gerade vorwärts durch eine von Holzbalken geſtützte Ausluft einen Blick auf den Mittel- und tiefen Hintergrund, welcher hier beſonders duftig und zart gehalten erſcheint. Im Innern des Stalls herrſcht ein bewegtes Leben von anmuthigſter Wahrheit. Links reitet ein Cavalier, den man im Rücken ſieht, von einem Bauer begrüßt, in die Landſchaft hinaus, wo ſich ein ſchwer beladener Eſel zeigt, auf welchem ein Mann liegt. Ein zweiter noch im Stall befindlicher Reiter iſt ebenfalls zum Abreiten

Digitized by Google

fertig, indeß ein dritter, deſſen ſchöner Schimmel von einem breit lächelnden Burſchen gehalten wird, die Stiefel emporzieht, um aufzuſitzen. Rechts im Vordergrunde ſitzt eine Bäuerin mit dem Kinde vor dem Feuerheerde auf der Erde; neben ihr haben zwei kleine Bauerjungen eine Ziege aufgezäumt. Der eine Junge zieht und der andere ſchiebt das ſich ſträubende kleine Thier, um es zu bewegen, über einen daliegenden Balken zu ſpringen. Im Mittelgrunde finden fünf Roſſe, an die Krippen befeſtigt, reichlichen Platz, und im Hintergrunde grade vorwärts wird ein Fuder Heu von zwei Männern abgeladen. Der alte Schimmel vor dem Wagen, deſſen Kopf, Hals und Kummt man ſieht, wäre ſonach das neunte Pferd auf dem Bilde. Hühner und Hunde treiben ebenfalls ihr Weſen in dieſem Gebäude, deſſen Boden mit Heu angefüllt iſt. Aber noch nicht genug mit dieſer ungemeinen Fülle von Leben: links im Mittelgrunde beſchenkt uns der reiche und freigebige Meiſter noch mit einer Art Idyll: ein ganzes, von ſtillem Genügen zeugendes Sein eröffnet er uns in dem kleinen Häuschen, wo oben aus dem Bogenfenſter ein Mädchen nach dem ſcheidenden Reiter blickt, indeß unten ein Schweineſtall angebracht iſt, wo man die borſtigen Inſaſſen eifrig mit Freſſen beſchäftigt ſieht.

Und das Alles iſt mit ſo genialer Ungezwungenheit neben einandergeſtellt, ſo harmoniſch geordnet, hier iſt nirgend ein Gedrängtes, mit Figuren Ueberladenes, Alles hat hier ſo freien Spielraum, daß man den Maler, obgleich man ihn längſt als großen Meiſter in der Compoſition und als mit einer unerſchöpflichen Phantaſie begabt kennt, von Neuem bewundert, als ſähe man zum erſten Mal eines ſeiner Bilder. Bedenkt man die ungemeine Fruchtbarkeit Wouvermans und vergleicht mit der Maſſe der Bilder, welche er malte, die höchſte Sauberkeit der Ausführung derſelben, die nur ſelten durch flüchtig hingeworfene Stellen verflacht wird: ſo kann man einen Schluß auf die wunderbare techniſche Fertigkeit des in ſeinem Genre unübertroffenen Malers machen.

Karl I. von England.

Von Van Dyck.

Es iſt ein wehmuthgemiſchtes Intereſſe, dieſen unglücklichen Stuart durch die herrliche Kunſt Van Dycks in allem Reize männlicher Schönheit uns lebend vorgezaubert zu ſehen. Der Ruf des edelſten Aeußern und der vollkommenſten ritterlichen Erſcheinung, welchen Karl I. beſaß, wird durch dies Bildniß um ſo mehr beſtätigt, als Van Dyck keineswegs geneigt war, den Perſonen, die ihm ſaßen, irgendwie zu ſchmeicheln. Selten wohl möchte wie hier ein Antlitz den Charakter der Perſon klarer, unverhüllter abſpiegeln. Wir ſehen Karls I. feine Sitte und Galanterie in den harmoniſchen Zügen des Bildniſſes, und das braune, tiefe, wenig bewegliche Auge mit dem melancholiſchen Ausdrucke — das Erbtheil aller Stuarts — erinnert uns an den Zug tiefer Religioſität, an die halbe Schwärmerei, womit Karl I. gleich der Maria Stuart den Episcopat der katholiſchen Kirche feſthielt und vertheidigte. Seine wahrhaft königliche Stirn ſcheint zum

Digitized by Google

Digitized by Google

Jacob und Rachel. — Jacob und Rachel

Jakob i Rachela

Digitized by Google

Sitze klarer und großer Gedanken geschaffen und dennoch vermag sie nicht, diesem Gesichte den Stempel überwiegender geistiger Befähigung zu verleihen. Dies ist der Kopf eines Edelmannes, eines hohen Aristokraten, eines ritterlichen Hofcavaliers, aber will man denjenigen eines Herrschers in ihm finden: so kann man nicht umhin, dem Ausdrucke dieser Züge einen Mangel an Erhabenheit, an genialer Kraft und Willensstärke vorzuwerfen. Es drängt sich unwillkürlich uns das Gefühl auf, daß dieser Mann — auch wenn wir seinen Namen nicht wüßten — weniger zum Handeln, als zum Leiden getaugt haben müsse und hierauf übt der Umstand, daß der König mit dem Arm in der Binde gemalt wurde, allerdings keinen Einfluß. Hält man die Geschichte des hingerichteten Monarchen mit diesem Bilde zusammen: so muß man gestehen, daß letzteres einen unübertrefflichen Commentar dazu abgiebt. Die Kunst des Meisters Van Dyck im Portrait ist übrigens, wie auch die hier dargelegte, große, charakteristische Auffassung beweist, gleichwie diejenige Tizians und Leonardo da Vinci's in diesem Fache über alles Lob erhaben.

Der Zahnarzt.

Von Gerard Dow.

Vergleicht man diesen Zahnarzt von Dow mit dem Zahnbrecher von Gherardo della Notte, so ist die gewandte Leichtigkeit des niederländischen Genremalers ganz besonders in die Augen fallend. Obgleich das Bild mit größter Sorgfalt ausgeführt ist und an frappanter Naturwahrheit selbst seinem Schreibmeister nicht weicht: so zeigt es dennoch einen so freien Wurf, wie wenige von Dow's Stücken. Der feine Humor, den hier der Maler entwickelt, ist wahrlich köstlich. Dieser holländische Bauerknabe, welchem aus Anlaß der Kunst des alten Baders förmlich die Augen übergehen, während dennoch seine Todesangst vor dem Zahnarzte und dessen schrecklichen Instrumenten mit einem gewaltigen Ruck, gleichwie das Zahnweh, verschwindet und der Verwunderung über die merkwürdige Veränderung seines Mundlocales Platz macht — dieser kleine Bauer bildet den heitersten Gegensatz zu dem Alten, der voll Suffisance in der Zahn-Trophäe, die er emporhält, den redenden Beweis seines außerordentlichen Talents anlächelt. Den äußern Rahmen des Bildes, ein Fenster in einer Mauer mit seitwärts aufgeschürztem Vorhange sammt dem Hintergrunde, weicht wenig von der gewöhnlichen Manier ab, welche der Maler für diese Gegenstände anwendet.

Uria's Brief.

Von Ferdinand Bol.

Mit den einfachſten Mitteln von der Welt zeigt uns der Maler hier eine Begebenheit, wie ſie kaum düſterer und verbrecheriſcher gedacht werden kann. Der König David ſieht von dem Dache ſeines Palaſtes aus in einem benachbarten Garten ein ſchönes Weib entkleidet ins Bad ſteigen und der Anblick wirkt ſo unwiderſtehlich auf den Helden, daß er ſich ſofort der Schönen bemächtigt. Es war Bathſeba, die Mutter des Königs Salomo, welche David ihrem Gemahl, Uria, einem Hethiter, ungetreu gemacht hatte. Uria aber war einer der tapferſten Hauptleute unter dem Feldherrn Davids, dem gewiſſenloſen, aber ſiegreichen Joab und kämpfte bei der Belagerung einer Stadt der Ammoniter, die Rabba hieß. David ließ den Uria vom Heer durch Joab zu ſich beſcheiden und hier wars zu Jeruſalem, daß der ſeinem König mit Leib und Seele ergebene Uria in ſeiner Liebe zu dem Herrſcher ſo weit ging, unter den Hütten der Leibwache des Königs zu ſchlafen. Die Bundeslade, die Männer von Iſrael und Juda bleiben im Gezelte, ſagte Uria, und Joab, mein Herr, und meines Herrn Sklaven liegen unter freiem Himmel und ich ſollte in mein Haus gehen, daß ich eſſe und trinke und mich der Liebe meines Weibes erfreue? So wahr Du König lebſt und Deine Seele, ich thue das nicht.

Den Mann, welchem der ganze Heerden beſitzende Reiche ſein einziges Schäfchen geraubt hatte, um daſſelbe zu opfern, ließ David einen Brief ſchreiben an Joab, welcher folgenden grauenhaften Befehl enthielt: Stelle Uria im Gefechte, wo es am härteſten iſt und wendet Euch von ihm ab, daß er erſchlagen werde und ſterbe.

Bol hat den Moment dargeſtellt, in welchem der, dem Verderben Geweihte, den Unglücksbrief empfängt, den der König zum Zeichen ſeiner Gnade mit dem goldenen Scepter berührt, indeß der Schreiber des Todesurtheils, die Fahne ſeiner Feder zerbeißend, gedankenvoll den Kriegsmann anſtarrt. Uria richtet auf David einen Blick faſt der Anbetung, indeß David, gewaltſam ſeine Kraft zuſammenfaſſend, das Auge des Armen vermeidet und ſchon den Augenblick im Geiſte vor ſich zu ſehen ſcheint, wo Joab, der unfehlbare Vollſtrecker von Bluturtheilen, den König und ſeine Geliebte von dem läſtigen Ehemann befreien wird. Dies iſt eins der ausdrucksvollſten, vielſagendſten Bilder Bols und dramatiſcher gehalten, als viele ſeiner andern Arbeiten. In der Draperie hat der Maler hier eine breite Behandlung eintreten laſſen und Zeichnung und Färbung ſind gleicher Weiſe von vollkommenſter Reinheit, weshalb man mit Recht den „Uria's Brief" als eines der glänzendſten Werke betrachten darf, die Bol geſchaffen hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

The Rustic Festival. *Ein landliches Volksfest.*

Zabawa wiejska

Suſanna im Bade.

Von Paul Veroneſe.

Die bibliſche Geſchichte von der durch Daniel erretteten keuſchen Suſanna hat faſt immer den Malern Gelegenheit zu einer üppigen Darſtellung gegeben. Ungemein edel hat Veroneſe den Stoff behandelt, obgleich es nicht verkannt werden kann, daß der große Meiſter eben durch die Züchtigkeit, welche er zeigt, einen größeren ſinnlichen Reiz ausübt, als dies die meiſten Bilder von der badenden Suſanna vermögen. Ein verführeriſcher Zauber iſt gleichſam ganz unabſichtlich über das orientaliſch geformte Antlitz und die herrlich gemalte Figur der Suſanna ausgebreitet und der Contraſt des ſchmalen, von oben neckiſch herabſchießenden, weißen Strals eiskalten Waſſers zu dem warmen, glühenden Toben dieſes ſchwellenden Buſens und der ſchön geformten Schenkel und Arme iſt ſo unwiderſtehlich und hinreißend, daß man den beiden alten Faunenköpfen eigentlich wenig Vorwürfe zu machen hätte. Die Malerei des Stücks iſt ungewöhnlich brillant; ſie athmet Glut, wie der heiße Sommernachmittag, welcher die ſchöne Jüdin zu der kühlenden Quelle treibt. Die Scenerie iſt wie gewöhnlich bei Veroneſe ſeiner Zeit angemeſſen, macht aber einen heimlichen, verſtohlenen Eindruck, der vortrefflich zu der vorgeführten Situation paßt.

Der Fiſchfang.

Von Nicolaus Berghem.

Es iſt ein eben ſo poetiſches, als reichbegabtes Talent, welchem wir hier begegnen. Nicolaus Berghem iſt in ſeinen Hirtenſtücken und Landſchaften mit Thieren, Fuhrwerk und menſchlichen Figuren immer ausgezeichnet, oft in ſeiner Weiſe unvergleichlich. Das, was bei Berghems Bildern ſo höchſt angenehm auffällt, iſt, neben einer kräftigen, warmen Färbung, ſeine Correctheit und charakteriſtiſche Wahrheit, von immer geſchmackvoller Erfindung und Anordnung ſeiner Stoffe gehoben. In ſeinen beſten landſchaftlichen Stücken erreicht Berghem, namentlich was das Sonnenlicht und das Halbdunkel betrifft, eine merkwürdige Höhe der techniſchen Vollendung. Mit Vorliebe malte Berghem felſige Partien und faſt italieniſch geformte Hügel und Gebirgszüge im Hintergrunde, nicht minder ſchleuderte er, nicht ſelten mitten in ſeine Bilder, coloſſales Mauerwerk und mauerähnliche Felſen. Immer machen dieſe ſo eigenthümlich benutzten Stücke einen höchſt wirkſamen Effect. In dieſem Bilde, der Fiſchfang, läßt ſich zu dem ſtillen See mit ſeinen Barken und Fiſchern kaum ein lieblicherer Gegenſatz denken, als die cyklopiſche, romantiſch geformte Felſengruppe im Mittelgrunde. Einen nicht weniger glücklichen Abſtich geben die armen

fleißigen Fiſcher zu dem vornehmen, hoch zu Roß zuſchauenden Paar, ſogar die ſchönen Pferde zu den apathiſch ruhenden, oder wiederkäuenden Zugochſen ab. Ein idylliſcher, duftiger Athem weht durch das ganze Bild. Berghems gemüthliche Anmuth weiß uns hier lange zu feſſeln. Den ausgezeichneten Thiermaler zeigen weniger die beiden Pferde, als die herrlich aufgefaßten Stiere.

Vielleicht noch geiſtreicher behandelt als in den Gemälden, wo Berghem auf die Landſchaft großen Fleiß verwendet, finden ſich die Thiere in ſeinen eigenhändig angefertigten, höchſt werthvollen Radirungen. Hier hat der Meiſter das Landſchaftliche nebenſächlich behandelt dafür die Staffage ſehr oft mit einer ungemeinen Aufmerkſamkeit ausgeführt. Dieſe Radirungen ſtehen, was namentlich von einigen ſeltenen Blättern gilt, in einem hohen Preiſe. Weniger bedeutend iſt Berghem in der hiſtoriſchen Malerei, in welcher er ſich mit „dem Tod der Dido", jetzt in Wien, und mit „Laban unter ſeiner Dienerſchaft" und in anderen Stücken verſuchte. Seltſamerweiſe war Berghem jedoch der Meinung, daß das Hiſtoriſche ſein wahres Genre ſei, und er beklagte ſich bitter über den Geiz ſeiner Frau, der ihn zwinge, des Geldverdienſtes wegen Landſchaften und Heerden zu malen und zu zeichnen. Wir können der geldgierigen Dame nur danken, daß ſie den Maler auf dem Wege erhielt, auf welchem allein er groß und originell war.

Berghem hat ſich zum größten Theile aus ſich ſelbſt herausgebildet. Seine Lehrer, zuerſt ſein Vater, Pieter Klaasze, dann der Maler van Goyen, Mooſaert, Grebber und Weenix thaten wenig mehr, als bei Berghem den Grund der Kunſt zu legen. Selbſt die Correctheit und Wahrheit ſeiner Zeichnung hat er weniger dieſen Männern, als ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe zu verdanken.

Dieſer Künſtler heißt eigentlich Nicolaus Klaasze, oder Klaazen. Manche Kunſthiſtoriker wollen ihn auch Nicolaus van Haarlem nennen. Der Name Berghem, das heißt: verbergt ihn! wurde ſchon früh vom Meiſter Nicolaus angenommen. Die Urſache, weshalb dieſes „Berghem" des Malers Spitzname und nachher ſein gewöhnlicher Name wurde, wird verſchieden, immer aber trivial genug erzählt. Berghem war im Jahre 1624 in Haarlem geboren, verlebte dort, ohne große Reiſen zu unternehmen, ſeine Tage, hielt ſpäter viele Schüler, von denen ihm keiner in ſeinen Leiſtungen nahe kam und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1683.

Der Traum Jacob's.

Von Ferdinand Bol.

Dies Gemälde darf als eins der anmuthigſten des Malers angeſehen werden, wie es in Hinſicht auf die Beleuchtung ſein beſtes iſt. Die tief bedeutſame Geſchichte der Wanderung Jacob's von ſeinen Aeltern, Iſaak und Rebecca, nach dem Bruder der letzteren, nach dem Laban und die im Traum gegebene göttliche Weiſſagung iſt hier dargeſtellt. Die liſtige Rebecca hat es erlangt, daß ihr jüngerer Lieblingsſohn Jacob vor dem erſtgeborenen Eſau den vornehmſten Segen des blinden Iſaak erſchlichen hat. Eſau, deſſen Charakter übrigens uns in eben dem

Maß beſſer gefällt als die Bibel ſich beſtrebt, ihn gegen Jacob, den jüdiſchen Stammvater herabzuſetzen, Eſau hat geſchworen, ſeinen ſchlauen Bruder, der ihn ſchon zweimal betrogen, zu erwürgen und Rebecca treibt ihren Liebling zur Flucht nach Canaan, wo Laban, ein reicher und mächtiger Nomadenhäuptling, ſeine zahlreichen Heerden weidete.

Unterwegs legt ſich der noch im zarten Alter befindliche Jüngling in einer menſchenleeren Gegend zum Schlaf nieder und träumt: der Himmel öffne ſich hoch über ihm und eine Leiter reiche von oben herab bis zur Erde, auf deren Sproſſen die Engel Gottes auf und nieder ſtiegen. Eine Weiſſagung wird über den jungen Schläfer ausgeſprochen: in Deinen Nachkommen ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden. Als Jacob erwacht, glaubt er an das majeſtätiſche Traumgeſicht und ſpricht: dieſe Stelle iſt heilig und ein Haus Gottes, und er beſchließt, hier einen Altar des Allerhöchſten zu erbauen.

Der Maler hat mit ſehr künſtleriſchem Takte die materielle Vorſtellung einer Himmelsleiter, wie wir ſie in ältern Gemälden und geätzten Blättern, gewöhnlich mit dem Allvater auf der Spitze derſelben, ſo oft finden, bei Seite gelaſſen. Ein hehrer Engeljüngling ſchwebt neben dem ſchlafenden Wanderer, die rechte Hand ſegnend ausgeſtreckt, und eben im Begriff nach den, von blendenden Stralen erhellten, Himmelsräumen zurückzukehren. Oben ringsum iſt tiefe Nacht; das zauberiſche Licht fällt vorn auf die wie aus Sternenglanz gewobene Figur des Engels und etwas gedämpfter auf den Jacob, welcher rechts im Vordergrunde im ſeligen Schlummer der Jugend, Geſundheit und Unſchuld ruht, das Angeſicht verklärt von dem Widerſcheine der Herrlichkeit ſeiner Viſion. Dunkle Palmenbüſchel erheben ſich neben ihm und wehen geiſterhaft hinein in das Stralenmeer oben. Neben dem dunkelgrünen Blätterwerke lauſchen zwei Engelsköpfchen, indeß ein dritter Engelsknabe, durch den leichten Wolkenſchleier nur halb ſichtbar, mit unendlich anmuthigem Ausdrucke in Miene und Bewegung ſanft die Mütze Jacobs emporhebt, um die Schönheit des Schläfers ſchelmiſch lächelnd zu betrachten.

Es weht in dieſem Bilde eine frühlingsfriſche Lebensfülle, und die Licht- und Schattenmaſſen ſind nach einem großartigen Styl behandelt. Bei aller Kräftigkeit der dunklen Partien ſind hier die Farbentöne ſo abgeſtuft und die Uebergänge ſo zart gehalten, daß die ganze Luft- und Wolkenregion eine ungemeine, durchſichtige Leichtigkeit erhalten hat. Die Figuren in ihrer zwangloſen Zeichnung harmoniren vollſtändig mit dem Ton des Gemäldes, und ſo ausnehmenden Vorzügen gegenüber dürfte das willkührlich erfundene Coſtüm Jacobs, welches von dem hiſtoriſch richtigen allerdings ſehr abweicht, um ſo weniger Tadel erfahren, als es der Neuzeit und ihren gelehrten Reiſenden vorbehalten war, dasjenige zu erforſchen und feſtzuſtellen, was wir in dieſem Punkte in der Malerei als Norm annehmen.

Ruhe auf der Flucht.

Von Ferdinand Bol.

Hat der Beſchauer die italieniſchen Madonnen und heiligen Familien im Gedächtniß, deren Darſtellung namentlich bei den Malern des achtzehnten, aber auch unſers Jahrhunderts in

Digitized by Google

ihrer vagen, idealisirten Stereotyp-Manier dem Kritiker und Kenner die ganze Heiligen-Malerei kleinerer Maler verleiden könnte, so wird man im ersten Augenblick sich nur schwer mit der holländischen Naturalistik bei der Darstellung aus der heiligen Geschichte befreunden können. Ein Blick auf dieses Meisterwerk von Bol, Joseph, Maria und das Jesuskind zeigend, wie sie auf ihrer Flucht nach Aegypten in einer öden Landschaft rasten, wird genauer andeuten, was wir meinen.

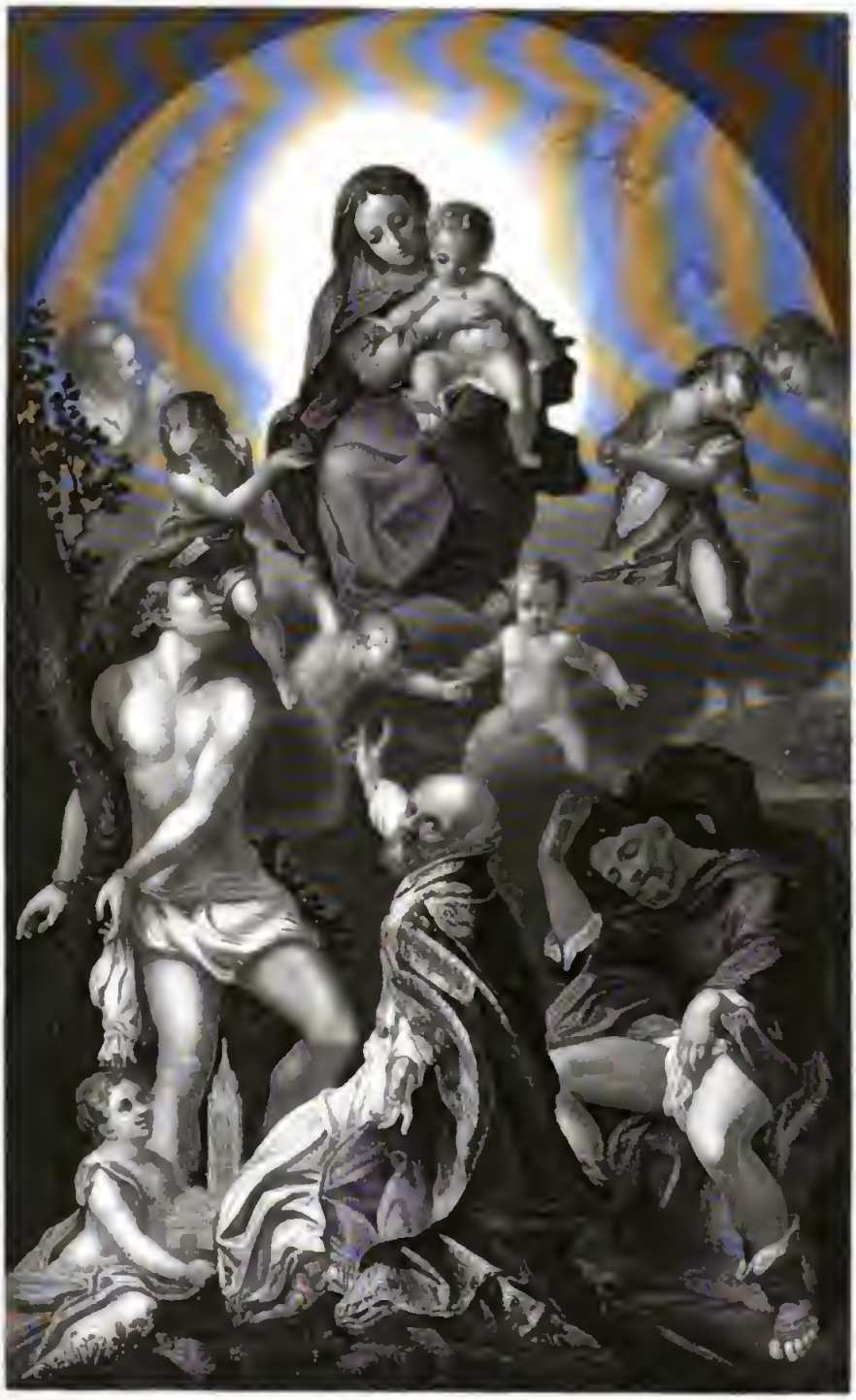
Hier in der Figur des heiligen Josephs, welcher das Handwerkszeug eines Zimmermanns neben sich haltend, an einem felsigen Abhang zur Hälfte sichtbar sitzt, ein Messer in der Hand noch viel weniger aber in der Gestalt der Mutter Maria, findet man nur einen Anklang an ähnliche Schilderungen durch den Pinsel. Hier ist Naturwahrheit, volle, geistreiche, aber weiter nichts — indeß ist das genug, und wir entbehren mit Vergnügen eine sentimentale Mystik, welche uns Menschen-Götter aus der Empfindung heraus zu schaffen versucht, während eben das Göttlichste im Menschen das unverfälschte Menschliche ist, über welches hinaus weder Gedanke noch Darstellung, streng genommen, reicht.

Diese heilige Familie von Bol fesselt uns, wenn wir sie länger betrachten, unendlich mehr, als hundert Bilder der Italiener, welche den gleichen Stoff behandeln. Auch Claude-Lorrain's „Flucht nach Aegypten" mit seiner eigenthümlichen, tiefgedachten, landschaftlichen Symbolik läßt uns kalt im Vergleich zu der Empfindung, welche die arme Jüdin Maria mit ihrem Sohne auf den Knieen in uns erregt. Eben erst hat die Verfolgung der Knechte des Kindermörders von Bethlehem aufgehört; es sind hier die ersten Augenblicke dargestellt, daß die Flüchtlinge vielleicht seit dem frühesten Morgen zum ersten Mal aufathmen können. Maria im Turban und mit orientalischer Physiognomie scheint, den Kopf in die Hand gestützt, fast ohnmächtig; eine Thräne perlt über ihre Augenlider und verdunkelt den Blick des schwarzen Auges, den sie auf ihren sanft schlummernden Sohn wirft. Joseph scheint über sein seltsames Schicksal und über die nächsten Schritte nachzudenken, um dem Feinde zu entgehen. Der abgesattelte Esel keucht noch von dem angestrengten Lauf.

Das ganze Bild ist höchst eigenthümlich, aber ebenso geistreich und wahr, als originell. In mehren Zügen finden wir auf der Stelle die gänzliche, ungenirte Willkür des alten Rembrandt in der Behandlung des Stoffes heraus, und die prachtvolle Malerei, der Zauber der Tinten und namentlich die ungemeine Lieblichkeit und Zartheit des Helldunkels läßt nicht lange darüber in Zweifel, daß wir in Bol einen Schüler, und zwar einen besonders ausgezeichneten des genialen Meisters Rembrandt vor uns sehen.

Bol, etwa im Jahre 1610 zu Dortrecht geboren und zu Amsterdam 1681 gestorben ist, seinen Lebensverhältnissen nach, vollkommen unbekannt; dagegen behaupten seine einfach und mit zartester Naturwahrheit aufgefaßten und vortrefflich ausgeführten Gemälde einen Rang unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der holländischen Schule. An Macht der Phantasie stand er seinem Meister sehr weit nach, hat dafür aber auch nicht die Bizarrerien desselben aufzuweisen. Sein Geschmack, obgleich weit entfernt, eine ideale Höhe zu erreichen, ist indeß sehr geläutert und ein großer Vorzug — zugleich für die Ausgezeichnetheit des Seelenausdrucks seiner Figuren zeugend — ist es, daß Bol niemals überflüssige Figuren bringt, gleich Rembrandt und seinen geistvollen oder

Digitized by Google



H. Schmidt

Digitized by Google

geiſtloſen Nachahmern, ſondern in wenigen großen Zügen ſeinen Stoff vollkommen zu erſchöpfen weiß.

Der Gelehrte.

Von Franz van Mieris.

Noch völlig unter dem Einfluſſe ſeines großen Lehrers Gerhard Dow ſtehend, malte Franz van Mieris das Bild des Scholaſtikers, eine ſeiner früheſten ſelbſtändigen Arbeiten. In dem Mauerfenſter, ganz in Dow'ſcher Manier mit einem zur Seite geſchobenen Vorhange geziert, ſitzt an einem, mit einem reichen Teppich behangenen Tiſche, ein bärtiger alter Mann vor einem aufgeſchlagenen Buche und ſchneidet mit großer Aufmerkſamkeit eine Feder. Der Gelehrte im Barett und mit dem Doctortalar bekleidet, iſt ſehr ſicher und geiſtreich gezeichnet und ſein Kopf iſt von ungemeiner, charakteriſtiſcher Wahrheit, die Beleuchtung iſt vorzüglich und die Malerei zeugt von dem ungewöhnlichſten Fleiße. Dennoch dürfte dieſer Scholaſtiker mit dem Bilde des Schreibmeiſters von Dow, welcher ebenfalls ſich eine Feder ſchneidet, an frappantem Leben den Vergleich nicht aushalten.

Die Spinnerin.

Von Kaſpar Netſcher.

Soll dieſes ſo oft bewunderte Gemälde mit der Nähterin deſſelben Meiſters verglichen werden, ſo wird die „Spinnerin" durch eine ganz ſprechende Lebendigkeit der Darſtellung und durch die unvergleichlichſte Wahrheit in Blick, Miene und Haltung jedenfalls als das ausgezeichnetere Stück gelten müſſen. Das Bild ſtammt aus der vollſten Blüthenzeit Netſchers und zeigt noch eine Kräftigkeit und einen präciſen Ausdruck, wie ſie der Meiſter ſpäter, bei ſeinen oft ſüßlichen Converſationsſtücken, ſeltener und immer ſeltener zeigte. Auch hat die Spinnerin eine Färbung, welche, mit einem durchſichtigen Schmelz ausgeſtattet, diejenigen der Gemälde aus ſeiner letzten Zeit weit übertrifft und den Beſchauer unwillkürlich an die wunderbare Sauberkeit und Klarheit des Terburgſchen Colorits erinnert. Intereſſant dürfte es, beiläufig geſagt, ſein, das Spinnrad genauer zu betrachten, welches in ſeiner eigenthümlichen Form, wie man im Blicke der Alten unſchwer leſen kann, damals noch mehr als heute der Stolz einer Hausfrau vom reinſten Waſſer war. Die ſehr ſchwierige Aufgabe, zubereiteten Flachs getreu wiederzugeben, hat Netſcher, welcher Stoffe mit entſchiedenſter Virtuoſität behandelte, ſpielend gelöſt.

Digitized by Google

Marie mit dem Jesuskind.

Von Ch. W. E. Dietrich.

Der, auch zuweilen zum Unterschiede von mehren andern Malern seines Namens, Dieterich genannte Künstler muß nach dem Urtheile von Kennern, wie Winkelmann und anderen, als einer der vorzüglichsten Maler genannt werden, welche im vorigen Jahrhunderte Deutschlands Ruhm auf dem Gebiete der Kunst verbreiteten.

Dies Urtheil bewährt sich noch heute, denn Dietrichs Arbeiten zeigen uns noch ein so kräftiges, höchst bewegliches und reiches Talent, daß wir von Achtung gegen ihn erfüllt werden. Diesem Talente verdankt er seine großen Erfolge weit mehr, als etwa dem Unterrichte seines Vaters und eines nicht unbedeutenden Malers, Thiele, in seiner Vaterstadt Weimar. In Dresden feuerte ihn der bekannte Minister Brühl zu angestrengtem Fleiße an, bis er, den italienischen jungen Malern nachgesetzt, sich zurück nach Weimar wandte, bis ihn der König von Polen wieder nach Dresden berief und ihm die Mittel zu einem längeren Aufenthalte in Italien verlieh. Er machte seine Hauptstudien an den großen Werken in Rom und Venedig. Auffallend war seine ungemeine Fertigkeit, den Styl und die Manier der verschiedensten Meister täuschend wiederzugeben. Doch nahm er nichts von diesen Besonderheiten in seine eignen Gemälde mit hinüber; hier ist der Entwurf einfach, sehr oft von großem Adel, die Auffassung sehr sinnig und gefühlvoll und das Ganze, durch eine meisterhafte Technik belebt, macht immer einen klaren, wohlthuenden Eindruck, der sich sehr oft bis zum Idealen erhebt. Seine Gegenstände sind sehr verschiedenartig, indeß dürften seine heiligen Stücke und seine Landschaften den Rang behaupten. Dresden besitzt von ihm, dem späteren Professor der Akademie der Künste, vierunddreißig Gemälde, unter denen wie unser Bild, sehr werthvolle sich befinden.

Fast noch mehr als durch seine Malereien hat Dietrich zur Verbreitung eines reinen, künstlerischen Geschmacks durch den Grabstichel und die Radirnadel gewirkt. Die geätzten oder gestochenen Blätter zeigen alle eine ganz ungemeine Meisterschaft in der Handhabung der Nadel und anderer Mittel und geben mit seltener Treue den Geist des Originals wieder. Die Mehrzahl seiner geätzten Arbeiten ist jedoch keine Copie, sondern Werk des Meisters selbst. Doch arbeitete er mit der Nadel gern in der Manier älterer Maler; er ahmte den Rembrandt, Ostade, Watteau, Berghem, Salvator Rosa, Mieris u. A. nach, und kam seinen Vorbildern sehr nahe. Es sind über zweihundert geätzte Stücke von Dietrich vorhanden und die Gallerie zu Dresden besitzt über zweitausend Zeichnungen von seiner Hand. Der gefeierte Künstler starb zu Dresden 1774, zweiundsechzig Jahre alt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wild und Wald.

Von Carl Ruthart.

In der mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Kunst der Thier- und Jagdmalerei ist der Meister Ruthart, den wir mit größter Wahrscheinlichkeit als einen Deutschen bezeichnen können, dem Niederländer Franz Snyders an die Seite zu stellen, ja in den ruhigen Stücken, wo Wild und Wald, wie in diesem Bilde, in ihren Geheimnissen belauscht werden, kömmt Snyders sogar an Tiefe der Empfindung und namentlich an einem wunderbaren poetischen, halb schwermüthigen Ausdruck dem Deutschen bei weitem nicht gleich. Die wilde Kraft Snyders'scher Hetzjagden fehlt dagegen Ruthardt; doch möchte in seinen bewegteren Stücken mit reißenden Thieren, wie in denen, wo Luchse Steinböcke und Gemsen jagen, und wo Löwen und Tiger ein Roß überwältigen, eine zwanglosere Naturbeobachtung und eine weniger gewaltsame Anordnung, als bei Snyders und seinen vielen Nachahmern herrschen.

Dieses Stück von Ruthart darf zu den hervorragendsten Meistergemälden in dem Genre des Malers gezählt werden. In einer einsamen Waldgegend, wo ein stilles, dunkles Wasserbecken von schlankem und üppigem Weichholze heimlich umzäunt ist, befinden sich drei Dammhirsche auf einem halbfelsigen Vorsprunge. Zwei Thiere ruhen lauschend; das dritte, der Patriarch seines Stammes, mit abenteuerlichem Schaufelgehörn hält den Sprung zurück, der ihn soeben in das kühlende Gewässer unten führen sollte. Es ist Abend und durch die tiefe Abgeschiedenheit des Waldes ziehen sich drohende, aber noch sehr entfernte Töne, welche das schmutzig silberfarbige Reigerpaar im Vordergrunde besser zu deuten weiß, als selbst das flüchtige Dammwild es vermag. Der Jäger naht und im nächsten Momente werden die Hirsche mit einer Schnelligkeit über den bethauten Wiesenplan fliegen, als wollten sie die heiser schreienden Reiger einholen, die fern nach den Bergen im Hintergrunde ziehen. Wir erinnern uns, vor mehren Jahren ein Gedicht gehört zu haben, welches vortrefflich die Scene schildert, in welcher das Wild erscheint.

„Fahl bleicht es an dem abendlichen Himmel
Und leichter Purpur schwimmt dem Osten zu.
Da pfeift's am Waldgeheg',
Da flattert's zu dem Erlensteg
Hart über'm Grase hin, den Bach entlang.
Die Amsel ist's; sie singt den Abendsang ...
Und schweigend aus den stillen Lüften senkt der Aar
Sich auf dem Hochwald nieder.
Ihm nach schlägt schreiend sich die Schaar
Von Schwarzgefieder.
Und quarrend und quitzend streicht
Die Schnepfe um des Tannenwaldes dunkeln Saum;
Es klatscht der Ziegenmelker um den Erlenbaum;
Das Volk der Hühner kirret sich,
Und traulich um den schlanken Jäger macht,
Der Tagesschläfer seine Mückenjagd u. s. w."

Digitized by Google

Im Colorit beſaß Ruthart eine vorzügliche warme und breite Manier, welche an ſeinen Aufenthalt in Venedig erinnert. Sehr oft ſind ſeine Gemälde mit einer ungemeinen Feinheit ausgeführt, indeß erſcheinen auch nicht wenige blos als hingeworfen und mit großer Nichtachtung vollendet. Auch in Hinſicht auf die höchſt ſaubere Ausführung und auf den herrlichen Ton des ſchwülen Sommerabends, den dieſe Landſchaft athmet, iſt „Wild und Wald" ein claſſiſches Stück. Ganz beſonderen Ruf haben zwei Bilder Rutharts, eine Bärenhetze und eine Hirſchjagd in der Kaunitzſchen Sammlung zu Wien, erworben. In England, München, im Louvre u. ſ. w. finden ſich viele Stücke Rutharts, nach denen viele gute Künſtler geſtochen haben. Der Maler ſelbſt radirte wenige Blätter von untergeordnetem Werth. Seine Blüthenzeit fällt ums Jahr 1660 bis 1680. Wahrſcheinlich lebte er in Nürnberg.

Eine Muſikprobe.

Von Peter van Slingeland.

Er hatte eine Geliebte, aber dieſe war die Tochter eines Muſikers, und ſie ſelbſt, Maria Nederhout, war eine Virtuoſin. Freilich war der Geliebte, Pieter van Slingeland, ebenfalls ein Künſtler und zwar kein geringer, denn noch jetzt, von Anno 1662 her, ſtralt ſein Name unter den bedeutendſten Malern Niederlands. Aber Slingeland war kein Muſiker. Die Natur ſchien es ihm durchaus verſagt zu haben, in Tönen den Inhalt ſeiner Seele ausſtrömen zu laſſen. Es iſt ſicher, es giebt nur eine, dem tiefſten Innern durchaus angemeſſene Weiſe für die Aeußerungen des Genies, mag dies das Bild, das Sculpturſtück, der Ton, oder das Wort ſein. Glücklich derjenige, welcher nur eins dieſer Geſchenke eines freigebigen Geſchickes ſein eigen nennt; er iſt ein Künſtler, der ewige Gehalt der Kunſt iſt für jede Aeußerung derſelben gleich und in jeder kann er die höchſten Stufen erreichen und ſich neben den ſtellen, dem ein anderes Vehikel für ſeine Gedanken und ſeine begeiſterte Phantaſie zugemeſſen wurde.

Das iſt eine Wahrheit, und Pieter van Slingeland hatte ein großes Intereſſe, ſie zu vertheidigen. Meiſter Nederhout wollte ſie nämlich nicht gelten laſſen. Das wäre ziemlich gleichgültig für den nur oben bemerkten Zeit etwa ſechsundzwanzig Jahr alten Maler geweſen, hätten ſich an die Grundſätze des Mynheer Nederhout nicht ſehr beſondere Conſequenzen geknüpft.

Nederhout hatte eine ſehr ſchöne Tochter und Slingeland ſchwärmte für ſie mit aller Gluth eines Künſtlerherzens. Er hatte Mariens jugendliches Herz gerührt; zwar war es ihm noch nicht gelungen, die heiße Leidenſchaft, welche er forderte, in dem jungfräulichen Buſen wach zu rufen; ſo viel war gewiß, Marie liebte den ſchönen Maler. Sie tändelte, ſie ſpielte und ſcherzte mit ihm; ſie war entzückt, wenn er erſchien und ſchmollte, wenn ſie ihn nicht erblickte. Vorläufig genügten dem Maler dieſe Symptome — allerdings noch ein wenig zweifelhafte — der Liebe und auf den Grund derſelben war er ſogar entſchloſſen, Marie zu heirathen.

Da kamen aber die Glaubensartikel des Mynheer Nederhout in die Quere. Marie,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

von ihm mit ausgezeichnetster Sorgfalt zur Violinspielerin gebildet, war von ihm bestimmt, die Gattin eines der bedeutendsten Künstler Europas zu werden. — Einen Meister wie mich, bedarf das Mädchen; rief der Alte; sonst überragt sie ihn, und es soll nimmer sein, daß die Frau dem Manne überlegen ist!

Also ein bedeutender Künstler! Das war Nederhouts Parole für seinen demnächstigen Schwiegersohn. Unter Künstler verstand er aber nur Musiker; kaum ließ er Dichter unter diesem Namen gelten. Maler aber waren ihm nichts, als bloße Techniker, die handwerksmäßig mit Farben arbeiteten. Slingelands Bewerbung war also von vornherein müssig, total hoffnungslos.

Noch ein Mal versuchte es der Maler, dem Musiker und Componisten vernünftigere Ideen beizubringen. Vergebens, der Eigensinnige blieb unerbittlich.

— Marie muß die meinige sein! rief Slingeland leidenschaftlich. Es muß, ich sage Euch Mynheer Nederhout, es muß einen Weg geben, um sie mir zu erringen!

— Allerdings, allerdings, mein Freund! sagte der Musiker mit spöttischem Lächeln.

— Redet, verlangt, was Ihr wollt ... Meine Liebe ist allmächtig; ich werde sicherlich Euren Forderungen genügen!

— Wollen sehen! Mynheer van Slingeland, gegen Euch speciell habe ich nicht das geringste einzuwenden. Thut mir die Liebe und zeigt Euch mir als Virtuose und Marie ist die Eurige ...

— Ah! schrie Slingeland. Ihr seid ein Tirann, grausamer als ein Tiger; Ihr wißt nur zu genau, daß ich zu wenig Gehör habe, um nur drei Noten richtig zu singen ...

— Was wollt Ihr denn? Dann seid Ihr ja, was ich im Stillen längst wußte. Ihr gesteht's ja zu, daß Ihr trotz Eurer Malereien, die Ihr Kunst scheltet, nichts mehr und nichts weniger, als ein Barbar seid!

Slingeland schien in diesem Augenblick dieses selbst ungefähr einzusehen. Er stieß centnerschwere Seufzer aus.

— Glaubt Ihr, Mynheer, sagte er nach sehr langer Pause, daß es mir, vielleicht unter Eurer gefälligen Anleitung, noch möglich werden würde, in der Musik so viel zu leisten, um Euren Forderungen zu genügen?

Der Musikant zuckte die Achseln.

— Versuchen kann man wenigstens Alles! sagte er.

— Ich erinnere mich, fuhr Slingeland eifriger und hoffnungsvoller fort, daß Raphael Sanzio einst an dem Tiber von Bravi's überfallen wurde; daß ihn ein Schmiedeknecht, ein Harnischmacher errettete. Mir kömmts in den Sinn, daß dieser Panzerschmied eine Geliebte besaß, welche der Vater — ein Maler — nur einem Künstler, einem Manne seines Gewerkes, zur Frau geben wollte.

Mynheer Nederhout nickte ziemlich ungeduldig.

— Seht Ihr! ganz ein Fall wie der meinige! sprach Slingeland weiter. Was geschah! Der Panzerschmied vertraute dem Maler sein Leid und gestand ihm, er sei nur nach Rom gekommen, um malen zu lernen. Raphael ward aus Dankbarkeit sein Lehrer und — schändlich — daß ich den Namen des neuen Meisters nicht weiß — aber wüßte ich ihn, so würdet Ihr sehen, daß dieser Schmied ein so braver Maler wurde, daß der Entschluß des Vaters seiner Geliebten,

Digitized by Google

ihm die Hand der Tochter zu geben, vollkommen gerechtfertigt erscheint! Ich weiß jetzt: der Maler hieß Quentin Messys! Ich denke doch, Pieter van Slingeland steht der Musik näher, als jener Mann der Malerei? Wohlan, Mynheer; ich bin von heute an Euer Schüler ...

Nederhout willigte wirklich ein und Slingeland fing richtig an, sich die unästhetischen Notenfiguren einzubläuen, zufällig Kenntniß von ihrem Werthe und ihrer Geltung, von Takten und einer Masse italienischer Zeichen und Bezeichnungen zu nehmen. Er hatte in den ersten acht Tagen riesenhaft gearbeitet. Noch hatten jedoch seine Hände den heiligen Körper eines musikalischen Instruments nicht berührt. Der Lehrer gab ihm jetzt ein Theorbium. Nach acht Tagen stellte es sich entschieden heraus, daß der Maler nie einen rechtmäßigen Strich darauf leisten können werde. Andere Instrumente kamen an die Reihe; die Blasinstrumente folgten, aber selbst die Trompete gab dem Schüler keine Hoffnung, daß sie sich werde von ihm kunstgerecht behandeln lassen.

Slingeland wäre jetzt schon unfehlbar verabschiedet. Aber er war so schlau gewesen, jeden Tag nicht eher mit Bitten und Anliegen aufzuhören, bis Salomon Nederhout die Violine nahm und ihm Stücke von seiner eigenen Composition vortrug. Der Alte war, was wir nach dem Gesagten kaum noch bemerken dürfen, sehr eitel. Er brachte seiner Eitelkeit den Tribut, sich täglich vor seinem stöckischen Schüler einige Stunden abzuarbeiten; und der Schüler brachte seiner Liebe das Opfer, wie ein Entzückter diese Qual des Anhörens zu ertragen.

— Was meinst Du, Marie, sollte aus dem Pieter noch was Gescheidtes werden! fragte er die Tochter einst im Vertrauen.

— Was weiß ich? Gieb ihn mir so wie er ist, oder ich versichere Dich, daß ich der ganzen Sache sehr bald überdrüssig sein werde.

— Es wird zuverlässig noch ein Musiker, wenigstens ein ausgezeichneter Componist daraus! murmelte Nederhout. Man hat mehre Beispiele, daß große Compositeure die Musik im Kopfe und das Maß für den Wohlklang im Auge, aber durchaus nicht im Ohre hatten. Hätte der Maler keinen Sinn für musikalische Schönheit: so würden ihn meine Meisterwerke nicht so hinreißen. Einen solchen Enthusiasmus fand ich noch selten! Wird Pieter Componist, so heirathe ihn immerhin. Aber ein Instrument muß er nothwendig zu spielen verstehen, sonst hat er bei seinen Studien ja gar keinen Anhalt ... Welches jedoch ... welches ...

— Am besten wäre eine Kinderpfeife, von Bast etwa! sagte Marie malitiös.

Nederhout besann sich einen Augenblick, ob er seine Tochter zurecht weisen wolle, dann aber hatte er einen andern Gedanken. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände.

— Richtig! Slingeland hat durchaus keinen Ansatz, bei den Blaseinstrumenten ist von Embouchure gar keine Idee ... Du hast Recht, es muß ein Instrument sein, sehr einfach, das den Ton fertig in sich liegen hat ... Und da ist die Pickelpfeife, oder das Flageolet, allerdings das empfehlenswertheste ...

Marie lachte rücksichtslos.

Aber Nederhout begann sein Werk. Slingeland mußte Flageolet blasen und wirklich erregte er einige schwache Hoffnungen für seine musikalische Zukunft. Nederhout ward täglich mit ihm intimer. Er erlaubte es sogar, daß Marie kommen und, die Violine an den schwanenweißen Hals gesetzt, im Bunde die Dritte werden durfte. Terzette wurden aufgeführt, in denen

Digitized by Google

Slingeland nur dann etwa falsch blies, wenn seine Augen über das Notenbuch schweiften, um Taet, Thema und Variationen aus Mariens braunen Augensternen zu lesen.

War Nederhout zu beschäftigt, so übernahm Marie den Unterricht des Schülers. Namentlich diese Unterweisung förderte die Wissenschaft des Jüngers der Musik bedeutend. Einige Monate waren schon verflossen, da entschied endlich der einigermaßen gefügig gewordene Nederhout, daß er mit Slingeland eine General-Probe über seine musikalische Tüchtigkeit anstellen werde. Er wollte seine Forderungen an den Flötenblaser so niedrig wie möglich stellen; aber er bemerkte, daß dies Niedrigste der tadellose Vortrag einer ausgezeichneten italienischen Sonate, sammt der Aufführung des Concerts vom Maëstro Nederhout sein werde. Das erste Stück sollte Slingeland solo blasen, das zweite und dritte mit dem Meister und mit Marien executiren. Die fließenden italienischen Melodien capirte Slingeland sehr bald. Das Concert von Nederhout brachte ihn aber fast um den Verstand. Er glaubte sich verhext, bezaubert; es war unmöglich, daß er nur den Taet dieses Musikstückes, des Meisterwerkes des Niederländers, in welchem derselbe alle möglichen Schwierigkeiten und Künsteleien und Verschrobenheiten gehäuft hatte, inne bekommen konnte. Nederhout verordnete tägliche strenge Probe. Aber er ward krank, dieser schreckliche musikalische Quälgeist; die Sache wurde in soweit erträglicher, als Marie jetzt ausschließlich sich mit dem Einstudiren Slingelands beschäftigte. Der Maler überwand auch dasmal. Das Concert konnte er blasen. Zum ersten Male wirbelten, als er neben Marien saß, welche ihre Violine meisterhaft handhabte, aus der lächerlich kleinen Pfeife die eigensinnig verschlungenen Töne klar und hell und ohne Anstoß hervor. Der Musiker lag oben im Bette. Er hatte bisher jeden falschen Ton des Schülers anhören müssen, gern angehört, denn er konnte doch jetzt, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit fluchen: Meine Musik so zu verhunzen! Meine genialste Stelle ganz falsch vorzutragen! — Jetzt aber, als sein Concert, von den beiden Instrumenten aufgeführt ertönte, machte sich Mynheer Nederhout auf die Beine, zog den Schlafrock an und marschirte in Strümpfen die Treppe hinunter.

Eben kam er an der Thür an, als das Finale erklang.

— Brav! Sehr brav! murmelte er entzückt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen.

So stand er noch, als plötzlich eine eigenthümliche Conversation ihn aus allen seinen Himmeln riß. Slingeland machte nämlich nach der letzten Note einen Sprung hoch in die Höhe, zwang Marie, ihre Geige auf den einen Stuhl zu stellen und umarmte sie stürmisch, indeß er seine Flöte in der einen Hand fast ausgelassen um den Kopf schwenkte.

— Hurrah! Endlich überwunden! Du bist die Meinige, Marie! Mädchen, schrei doch, jauchze doch, gleich mir! Er drehte sich auf dem Absatze herum, verlor die Balance und hätte fast den kleinen Bologneserhund Mariens aus Versehen todtgetreten. Sie raffte ihn auf, nahm ihn auf den Arm und setzte sich auf den einen Stuhl.

— Aber sei doch nicht so ungeheuer ausgelassen! flötete sie, selbst entzückt über das Ende ihrer Prüfungszeit.

— Kann ich denn anders! Diese musikalische Hölle ist zu Ende! O, was hat Pieter Slingeland um Dich, Mädchen erlitten! Glaube nur, bei dieser letzten Qual, bei Mynheer Nederhouts Concertino ist mir wahrhaft der Verstand stehengeblieben. Es ist ein förmliches

Digitized by Google

Vacuum in meinem Geiſte, gedenke ich dieſer letzten vier Wochen, während welcher ich dieſen Höllenmarſch habe pfeifen müſſen!

Er wollte Marien umarmen. Der kleine Hund hätte ihn faſt in das Geſicht gebiſſen. Er bellte und knurrte heftig.

— Belle nur, Diable! Schrei nur! Immer noch beſſer, als wenn ein unglücklicher Maler mit Concertino-Noten gleich wie mit einem Wermuth-Becher getränkt wird!

Hierauf zerrte er in glücklichem Uebermuthe, rechts um den Hals Mariens mit ſeiner Flöte, links mit dem Finger das gereizte Thierchen, bis es vor Zorn ſich kaum noch mäßigte. Nicht weniger zornig war das dicke Geſicht Herrn Nederhouts, welcher jetzt mit großen Schritten ins Zimmer trat, und plötzlich eine eigenthümliche Scene aufführte. — Was? Was? Concertino ... Verſtand ſtillſtehen ... Vacuum ... Höllenmarſch ...? Mein Meiſterwerk? Barbar, Idiot, Zigeuner, Heide ... ſtammelte der Componiſt.

Hiermit faßte er den beſtürzten Maler am Arm und brachte ihn, wie weiland der Engel den Propheten Habakuk, mit Sturmeseile aus dem Hauſe hinaus, und auf die Straße. Slingelands Briefe wurden nicht angenommen. Am andern Morgen reiſte der Muſiker mit ſeiner Tochter von Amſterdam ab nach Mons. Der „arme" Maler mußte ſchon zurückbleiben. Als Marie nach einem halben Jahre wiederkam, hatte ſie ihren Gemahl bei ſich, den hagern katholiſchen Organiſten aus der Mons'er Kathedrale.

Slingeland, lange untröſtlich, war aber Gottlob nicht vor Liebesgram geſtorben. Er hatte eine Geliebte gefunden, welcher er ohne muſikaliſche Studien ſeine Aufmerkſamkeiten widmen durfte. Marie war vergeſſen; an ſeine qualvolle Liebeswerbung erinnerte nur noch die an einem rothſeidenen Bändchen an der Wand hängende kleine Flöte.

Slingeland zeigte ſie gern und erzählte dann mit Lachen dieſe Geſchichte, welche ihm den Stoff für eins ſeiner höchſt graziöſen Gemälde herleihen mußte.

Die Schmiede.

Von Philipp Wouverman.

Einen unendlichen Reichthum der Erfindung und Technik haben die glänzenden Meiſter der holländiſchen Schule in ihren getreuen Darſtellungen des ſtillen Lebens und Waltens in der Natur, und des reichbewegten Menſchenlebens niedergelegt. Neben dem Stifter der holländiſchen Schule, Lucas von Leyden, welcher 1533 ſtarb, neben dem alten Rembrandt und Jakob Ruysdael und den Miniaturiſten Terburg, Dow, Mieris ſteht Wouverman auf der erſten Rangſtufe der Maler Hollands.

Philipp Wouvermann ward zu Haarlem 1620 geboren und ſtarb 1668 daſelbſt. Seine erſte Bildung zum Künſtler gab ihm ſein Vater, Paul Wouverman und Johann Wynants, ein in der Zeichnung ſtrenger Maler. Jedenfalls aber kann dieſer Unterricht nur in Hinſicht auf die Erwerbung der elementaren Fertigkeiten bei Wouverman in Betracht kommen, denn der junge Maler verfolgte, wie an ſeinen früheſten Bildern nachzuweiſen iſt, vom Anfang an eine originale Richtung, welche Wouverman entſchieden anbahnte und zur höchſten Vollkommenheit

Digitized by Google

Digitized by Google

The Madonna

Madona

Digitized by Google

ausbildete. Hierher gehören weniger die noch unter den Augen, oder doch unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Lehrer und Freunde gearbeiteten, frühern Landschaften, mit sehr einfacher Staffage, sondern seine Reitergefechte, Pferdemärkte, Jagdzüge, Reiseseenen, Fischereien. Hier entwickelte der Meister eine in der ganzen Malerei kaum jemals übertroffene Naturtreue, Sicherheit und Leichtigkeit. Seine geniale Zeichnung ist an Vollendung nur dem harmonischen Tone seiner Bilder zu vergleichen.

Was ihn jedoch vor Allem auszeichnet, das ist die Schönheit und Wahrheit, womit er das Pferd darstellt, und die vor ihm kein holländischer, oder niederländischer Meister erreichte. Pferde sind daher auf allen Bildern aus seiner selbständigen Periode. Oft sieht man einen Schimmel darunter, „ein Götterroß", wie seine Zeitgenossen bewundernd urtheilten. Die Landschaft in Wouvermans Gemälden, mit einem meist eigenthümlich duftigen Hintergrunde, bezeugt seine Meisterschaft auch in diesem Fache. Er malte sehr viel, da seine Familie zahlreich war, empfing jedoch nur sehr mäßige Preise für seine Werke. Diese stiegen jedoch zu ungemeiner Höhe, als der Gouverneur der Niederlande, Mar und der Kurfürst von Baiern die vorhandenen Werke des Malers eifrig sammeln ließen. Durch Kunsthändler waren indeß viele ins weitere Ausland in feste Hand gekommen. Den größten Schatz vorzüglicher Wouverman's besitzt die Dresdener Gallerie; das umfangreichste seiner Bilder, eine Schlacht, bewahrt das Museum im Haag. Zu bedauern ist der gänzliche Verlust seiner Zeichnungen und Studien; der Maler vernichtete sie vor seinem Tode, damit nicht etwa eins seiner Kinder dadurch Neigung bekomme, auch ein Maler zu werden, um sich, wie der arme Vater, des täglichen Brodes willen, todt zu arbeiten.

Lebendiger und kräftiger characterisirt kaum ein Holländer, als Wouverman. Seine ganze Zeit lebt in seinen Gemälden. Voll großer Beobachtungsgabe bezeichnet der Meister in seinen vornehmen Gesellschaften Anstand und Manieren der feinen Welt. Die Reitergefechte athmen die Leidenschaft und Parteiwuth seiner bewegten Periode, und die Märkte und Scenen auf der Landstraße sind ebenso viele sprechende Schilderungen der Sitten und Gewohnheiten des Niederländers aus dem 17. Jahrhundert.

Wouvermans Composition ist voll dramatischen Effects, fertig und geschlossen, und umfaßt stets ein volles Stück Leben, in der zwanglosesten Anordnung. Die Schmiede, eins seiner schönsten Bilder, zeigt auf einen Blick alle eminenten Vorzüge des Malers. Es ist kaum möglich, sich eine so einfache Reiseseene reicher ausgestattet, oder gar die Darstellung selbst, nach Anordnung und Ausführung, fesselnder und sicherer vollendet, zu denken.

Hirschjagd.

Von Ruthart.

Die bewegte Scene, welche Ruthart in seiner Hirschjagd mit dem Hallali darstellt, bezeugt, daß der Maler auch der Behandlung kräftiger, kühner Entwürfe mächtig war. Ein gewaltiger Hirsch liegt, in schwieriger Verkürzung gemalt, von zwei Hunden gepackt, am Boden; während

Digitized by Google

ein jüngerer, glücklicherer Gefährte, brüllend vor Angst, in Todessätzen hinter ihm fort das Weite sucht. Dieser springende Hirsch ist der wahre Schmuck des Gemäldes; ebenso ist die einsame Waldlandschaft mit offenem Hintergrunde, wo man den Jäger zu Pferd heraneilen sieht, mit ungemeiner Wahrheit gemalt, und zeigt den zum Gemüth sprechenden Character der meisten von Ruthart's besten Stücken.

Joseph und Jacob.

Von Ferdinand Bol.

In mehren seiner biblischen Geschichten ist Bol auf sehr sinnige Weise in das Wesen des Orients jener Zeit eingedrungen, die als nebelgraue Ferne hinter uns liegt. Einen seiner einfachen Stoffe bildet die rührende Erzählung im ersten Buch Moses, wie Joseph seinen Vater Isaak, dessen Zeit der Wallfahrt auf Erden schon hundert und dreißig Jahr gedauert, dem Pharao von Aegyptenland vorstellt, und wie der Erzvater den mächtigen König segnet. Bol hat es verstanden, mit wärmster Wahrheit das Sanftrührende der Situation in vollem Maß hervorzuheben, ohne doch der Einfachheit derselben zu nahe zu treten. Der ausdrucksvollste, edelste Kopf ist jedenfalls derjenige des Königs, wogegen Joseph, der Nächste nach ihm im ganzen Reiche, in seinen geistvollen Zügen nicht wenig von der Schlauheit zeigt, wodurch er die Aegypter bewog, dem Pharao ihren Grund und Boden, ihre ganze Habe und sich selbst dazu als Eigenthum zu verkaufen, damit dieselben leben bleiben und nicht Hungers sterben möchten. Das Costüm ist wohl gewählt, wenn auch nicht breit behandelt; das Colorit aber von großer Sauberkeit und Lebenswärme.

Die Söhne Rubens'.

Von P. P. Rubens.

Dies herrliche, unwiderstehlich anziehende Portraitstück von Rubens führt uns auf anmuthige Weise der Person dieses Wunders von genialer Universalität näher, als viele seiner andern Gemälde, wo wir nur seine riesenhafte Phantasie, seine begeisterte Darstellung und die hehre Dramatik der erfaßten Momente staunend bewundern. Es würden bändereiche Schriften erfordert werden, um genau die Thätigkeit und die Bedeutung dieses Künstlers und Staatsmanns zu berichten, oder nur die besten der zwölfhundert Gemälde zu besprechen, welche meist alle sein eigenes Werk sind.

In diesem Bilde giebt uns der fürstliche Meister einen Blick auf seine Umgebung und wir empfinden es, daß es die liebende Hand des Vaters war, die mit hinreißender Meisterschaft die Gestalten seiner Söhne verewigte. Schwerlich wurden je ein König, oder eine stralende Fürstin, welche ungeheure Summen, Diamanten und Ehrenbezeugungen dem Maler für ihr Bildniß zum Danke darbrachten, besser gemalt, als diese Brüder, die Kinder der schönen Gattin des Meisters, Helena Forman, deren üppiger Schönheit wir auf so manchen Stücken von Rubens begegnen.

Die klare Lieblichkeit, das kluge Auge und die graziöse Ritterlichkeit des ältern Knaben,

Digitized by Google

Digitized by Google

The Smoking Club — Die Rauchgesellschaft

[illegible]

Digitized by Google

welcher ein Buch in Lederband nachläſſig in dem, auf die Hüfte geſtützten, gebogenen Arm hält, iſt ebenſo reizend als der kindliche Ernſt des jüngeren Lockenkopfs, der einen Falkenſtock mit Schellen in der einen Hand trägt und den am Faden flatternden jungen Stoßvogel zur dereinſtigen Beize einzuſchulen ſtrebt. Die Coſtumirung iſt reich und geſchmackvoll und der ganze Eindruck des Bildes von edelſtem, einfachſtem Liebreiz.

Salvator Roſa.

Von ihm ſelbſt gemalt.

Originell, phantaſtiſch, wie alle Werke Salvator Roſa's ſtellt ſich hier der bewunderte Schöpfer jener wilden düſtern Nachtſtücke im Landſchaftsfache im Bildniß dar. Salvator Roſa, auch Salvatoriello genannt, ward 1605 zu Renella im Neapolitaniſchen geboren und war früh für Muſik und Poeſie ſo entflammt, daß man ihn aus der Kloſterſchule verſtieß. Wahrſcheinlich um ſeinen Unterhalt zu verdienen, fing Roſa, ohne je Unterricht genoſſen zu haben, zu malen an, gerieth, von ſeinen Angehörigen aufgegeben, in tiefe Noth und mußte eine lange Zeit als Bettelmuſikant, Gaukler und Genoſſe einer Räuberbande in den wilden Gegenden Calabriens ſein Leben friſten. Unauslöſchlich waren die Eindrücke welche er in dieſer Zeit empfing; ſie bilden den Grundzug, welcher ſich in allen ſeinen Werken mit bewegender Urkraft bemerklich macht. Es iſt als ſicher anzunehmen, daß Salvator Roſa zum letzten Mal Flinte und Säbel in der Compagnia della morte führte, als der Aufſtand Tommaſo Aniello's Neapel erbeben machte.

In Rom fand der Meiſter zuerſt Ruhe, und mit der ganzen kühnen Glut ſeines Geiſtes begann er die Schöpfung ſeiner unſterblichen Meiſterwerke. Er ward die Seele der Geſellſchaften von Geiſt und Geſchmack, er dichtete, trat unter Freunden als Declamator auf, und entfaltete eine reiche ſatyriſche Ader, wodurch er ſich ſo viele Feinde machte, daß er Rom auf einige Zeit verließ. Salvator Roſa iſt ſeinem Styl nach nur in ſeinen hiſtoriſchen und Genrebildern, wie in der Verſchwörung des Catilina, den Naturaliſten Unteritaliens verwandt und ſteht dem Aniello Falcone nahe; ſeine Landſchaften, oder vielmehr ſeine, das Herz des Beſchauers erſchütternden Einöden mit ihrer Staffage von Banditen, Soldaten oder Schäfern ſind nur ihm eigenthümlich, und dieſe ſind's, welche ſeinen Ruhm unvergänglich machen. Was er als characteriſtiſcher Portraitmaler zu leiſten vermochte, zeigt ſein eignes, prachtvolles Bildniß. In der Kunſt der Beleuchtung und der frappirenden und dennoch wunderbar harmoniſchen Farbengebung iſt der Meiſter unübertrefflich. In ſicherer, ausdrucksvollſter Zeichnung ſucht Roſa ſeines Gleichen. Er ſtarb 1673 zu Rom, wo die Karthauſe ſein Denkmal bewahrt.

Römiſche Soldaten.

Von Michel Angelo da Caravaggio.

In feſſelnder Weiſe tritt uns in Caravaggio's „Römiſchen Soldaten" die volle Urkraft des merkwürdigen Malers entgegen. Weniger düſter und leidenſchaftlich, als ſeine viel bewunderten

Digitized by Google

Spieler — dies unheimliche Kleeblatt — verräth dies Gemälde den schon ausgebildetern Künstler, welcher sich der Gesetze der Schönheit mehr bewußt geworden ist. Die Composition ist umfassend geworden und beschränkt sich nicht auf die bloße Darstellung eines schlagenden Moments durch drei oder vier aufs tiefste erregte Figuren. Die Zeichnung, obwohl wie immer bei Caravaggio nicht durchaus fehlerfrei, ist sicher und dabei sorgfältig und die Costume sind sehr effectvoll gewählt. Man wird jedoch schon an den Gesichtern der Soldaten den Meister wiedererkennen, welcher den treffendsten Ausdruck charactervoller Erregbarkeit so vollkommen in der Gewalt hatte, daß man seinen Figuren die Gedanken und Empfindungen vom Gesicht abzulesen im Stande ist. Hier ist nichts Gemachtes, nichts Ideales; sondern kräftig in einem vollen Strom hervorsprudelnde Naturwahrheit, deren tiefer Wirkung sich der Beschauer nicht zu entziehen vermag. Mit unvergleichlicher Kunst ist namentlich der junge, schwarzbärtige Soldat gemalt, welcher vor noch beendigtem Spiele ganz unfehlbar weiß, daß das Geld seines unerfahrnen Kameraden auf diesseit des antiken Steintisches in seine Tasche wandern wird. Das Meisterbild ist vortrefflich beleuchtet und kräftig gefärbt.

Venedig.

Von Antonio Canale.

In Antonio Canale, oder wie er öfter genannt wird, Canaletto, begrüßen wir einen der vorzüglichsten Landschafts- und Architecturmaler Italiens. Der Meister ward in Venedig 1697 geboren, und diese gefallene Beherrscherin der Wogen ist es, welche ihm den Stoff für seine meisten und schönsten Gemälde gegeben hat. Hauptsächlich durch eignes, unermüdliches Studium gebildet, ruht Canale's Kunst auf der genauesten und liebevollsten Beobachtung der Natur und sicher wird er von keinem andern Landschafter durch die Treue der Darstellung überflügelt. Seine Kenntniß und die glückliche Anwendung der Perspective ist eminent, und dieser Umstand ist eine große Ursache der ungemeinen Klarheit, welche in seinen Werken hervortritt. Die frischeste Färbung und eine sehr zarte Abdämpfung der Tinten verleihen Canale's Bildern einen höchst einnehmenden Reiz. So wie Canale es verstand, der alten Venezia immer neue Seiten abzugewinnen, so unerschöpflich ist derselbe auch in der Erfindung der lebendigsten, wechselndsten Staffage, welche stets so angeordnet ist, daß sich die Landschaften oder die Bauwerke dadurch erst recht in ihrer Eigenthümlichkeit hervorheben. So reich der Gewinn war, den der Künstler aus seinen Gemälden in Venedig zog, so ließ er sich doch durch die Aussicht auf die Preise, welche englische Kunstfreunde ihm boten, bewegen, nach London zu reisen und sich dort niederzulassen. Seine dort vollendeten Gemälde, reizende Gegenden — worunter viele Phantasielandschaften — sind zwar noch reich an den Vorzügen, die den Maler auszeichnen, stehen im Allgemeinen aber seinen venetianischen Arbeiten, auch in dem Colorit nach. Canale's Tod erfolgte in London 1763. Mit Antonio Canale nicht zu verwechseln ist der Neffe desselben, Bernardo Bellotto, auch Canaletto genannt, welcher auch als Kupferstecher arbeitete. Canaletto wußte in seinen Gemälden die Weise seines Oheims so täuschend nachzuahmen, daß es zuweilen schwer wird, die Bilder der beiden Meister zu unterscheiden. Doch arbeitete Bernardo Canaletto meist flüchtiger als sein

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Nymphen

Die Nymphen

Digitized by Google

Vorbild. Canaletto's besten Bilder befinden sich in Dresden. Er ward 1724 zu Venedig geboren und starb in Polen 1780.

Der Kesselflicker.

Von Franz van Mieris.

Der „Kesselflicker" von Mieris gefällt in seiner vollen, abgerundeten Composition um so entschiedener, als man in den Gemälden des Meisters Franz sonst in der Regel nur sehr einfachen Entwürfen begegnet. Das behagliche Genügen ländlicher Häuslichkeit geht dem Beschauer durch den Anblick der malerischen kleinen Dorfschenke auf, deren gutmüthigen Insassen kaum eines größeren Gesichtskreises von Welt und Leben zu ihrem Glück bedürfen, als desjenigen bis an die Einfriedigung ihres Hofes. Wie contrastirend hebt sich hiergegen der unruhige Wandrer, der Kesselflicker ab, welcher weder eine Heimat besitzt, noch überhaupt jemals gewünscht hat; der eben in der vollsten Ungebundenheit eines halbrechtlichen Landstreichers seine unzerstörbare Zufriedenheit findet. Man könnte diesem „nietenden" Künstler die Dorfschenke als Wohnung, vielleicht als Eigenthum geben, und er würde doch sich bald wieder hinaussehnen auf die Landstraßen, in Gottes freie Luft, um nur einmal wieder frei aufathmen zu können. Die berechnende Miene, womit der Kesselflicker in das Geschirr blickt, um herauszubringen, wie viele Löcher er noch hineinzuschlagen habe, damit er die ihm eben nothwendige Zahl von Stübern erhalte, ist einzig. Der kleine Junge des Wanderers sucht dem Sohn der Wirthin ein Vogelbauer anzupreisen, um seinerseits auch Geschäfte zu machen, das heißt, dem Vater zu helfen, die Bauern zu übervortheilen. Das Bild ist aus des Malers bester Zeit und mit besonderem Fleiß von dem immer so genau ausführenden Meister gemalt.

Die Rauchgesellschaft.

Von David Teniers.

Dies Gemälde ist von Teniers mit einer guten Dosis seines derben, gesunden Humors ausgestattet. Drei Bauern und ein junger hübscher Mensch, den man für einen Schulmeister halten kann, sind, um einen Tisch in einer Schenke gruppirt, mit dem edlen Rauchen beschäftigt. Die fünfte Person ist ein dicker, betrunkener Schiffer, welcher es vergebens versucht, mit seinem brennenden Fidibus den Pfeifenkopf zu finden. Der Schulmeister wendet sich ab, um sein Lachen zu verbergen; zwei der Bauern sehen dem Treiben des Schiffers mit neugierigem Ergötzen zu, das bei dem einen in helles Lachen ausbricht, als ein weggeworfenes Spänchen den Tabak in der Schüssel des Wirths in helle Flammen zu setzen beginnt. Der dritte Bauer, ein ruhiges, verständiges Gesicht, mag mit dem muthwilligen Treiben seiner Nachbarn, die augenscheinlich den Berauschten aufziehen, um ihn noch mehr zu verwirren, nichts zu thun haben und wendet sich kopfschüttelnd und misbilligend zur Seite. Das Lachen der lustigen Brüder muß man draußen gehört

Digitized by Google

haben können, denn ein altes Weib steckt lauschend den Kopf zum Fenster herein, um die Scene unten zu betrachten. Das Zimmer mit seinen rohen Geräthschaften ist in der, dem David Teniers gewöhnlichen Manier gehalten; es zeigt die bekannte Durchsicht nach der Küche, wo vor dem Feuerheerd der fette rauchende Wirth einige eifrige Kartenspieler betrachtet, indeß die Wirthin einen Teller mit Essen und Bier zur Thür hereinbringt. Die Gesichter auf diesem schön gemalten Bilde sind mit großer Feinheit gezeichnet und erscheinen gegen viele andere, ähnliche Werke edel, in denen der Künstler seiner Laune nach Herzenslust den Zügel schießen ließ.

Die Nymphen.

Von W. E. C. Dietrich.

Diese arkadische Composition Dietrich's giebt den Beweis, wie wohl derselbe das Nackte malen konnte und wie treu derselbe die Natur in seinen frei erfundenen Landschaften wiederzugeben wußte. Auf diesem Gemälde erscheint die Landschaft in ruhiger Schönheit und ihre einfachen, aber kraftvoll und klar gedachten Formen athmen fast classische Würde und Festigkeit. Das heiterste, wärmste Leben aber blüht im Schatten des bergenden Felsens auf, der seinen Fuß in in dem kleinen Wasserbecken eines sanft herabrauschenden Bachs badet. Schöne Frauen und Mädchen mit ihren Dienerinnen haben die erquickende, köstliche Kühle der klaren Wellen genossen und sind nur erst lose von den schützenden Gewändern wieder umschlungen. Zwei allerliebste kleine Knaben tummeln sich auf dem weichen Moose und der eine sucht mit einem Aste einen kleinen Ziegenbock zu verscheuchen, der muthwillig neben einigen, trägruhenden Schafen springt. Das Bild, heiter und keusch in der Anlage, ist von sehr reiner und wahrer Färbung und nimmt jedenfalls keinen niedrigen Rang unter den vielen bedeutenden Stücken des fleißigen und begabten Künstlers ein.

Viehstück.

Von J. H. Roos.

Das scharfe Auge für die Auffassung von Merkzeichen, welche den eigenthümlichen Ausdruck der durch die Kunst zur Darstellung zu bringenden Gegenstände bedingen, hat Roos in der großen Menge von Bildnissen, welche er theils in Frankfurt, theils am kurmainzer und hessischen Hofe in den Jahren von 1657 bis 1685 malte, genügend bewährt. Doch steht die in seinen Portraits dargelegte Charakteristik, welche selten zur künstlerischen, wahrhaft geistigen Auffassung der persönlichen Besonderheiten hindurchdringt, der freien kräftigen Naturwahrheit in seinen Landschaften und Thierstücken aus früherer Periode in der Regel weit nach.

In seinen Thiergestalten erkennt man das sorgfältigste Studium und demzufolge eine Sicherheit der Zeichnung, welche dem Maler erlaubte, mit der größten Leichtigkeit die verschiedensten Stellungen und Gruppirungen auszuführen. Bei aller Treue, womit Roos die Thiere

Digitized by Google

meist in Heerden und in ruhiger Situation darstellt, giebt er ihnen stets etwas Akademisches, möchten wir's nennen, in Lage oder Stellung, welches sehr oft so bedeutend hervortritt, daß der Beschauer sich unwillkürlich gesteht, wie diese Thierfiguren sehr gute Muster für die Ausführung durch einen Bildhauer abgeben, oder vielleicht nach antiken Vorbildern der Sculptur gezeichnet sein könnten. Die Landschaft stimmt zu diesem Typus der Viehstücke von Roos ganz vortrefflich mit ihrem Schmuck von starken Thürmen und alterthümlichem Gemäuer, das mehr an Rom und Griechenlands antike Baureste, als an die alte Architectur in dem Vaterlande des Malers zu erinnern pflegt. Diese landschaftlichen Partien in den Gemälden von Roos sind ebenso wahr und verständig ausgemalt, als die Thiere selbst. Schon vor dem Tode des Meisters (1685) behaupteten seine Oelbilder und geätzten Blätter bedeutende Preise, welche gegenwärtig rücksichtlich der Arbeit aus seiner Blüthenperiode sich ganz unverhältnißmäßig gesteigert haben, da kaum ein wichtiges Bild von Roos nicht in festen Händen ist.

Ein ländliches Volksfest.

Von David Teniers.

In dem weiten, mit den herrlichsten Blumen gezierten Garten des Edelhofes eines Dorfes, unweit der guten, alten Stadt Alkmaar in Holland, erging sich der jugendliche Herr der Besitzung mit seiner schönen Frau.

Beide waren sehr nachdenklich. Jaeques van dem Bosch hatte unter der breiten Krämpe seines Sommerhutes die Stirn düster gefaltet; die reizende Schloßherrin sah betrübt darein und achtete kaum auf die kindlichen Spielereien und das Plappern des Erstgebornen, welchen sie, ungeachtet er bereits anfing, derbe Formen zu zeigen, auf dem Arme trug.

Ihre Aufmerksamkeit war auf ein fern unter einer Reihe von halbdurchsichtigen Fliederbüschen wandelndes Paar gerichtet. Es war ein schöner junger Mann und eine schlanke, üppig blühende Dame, welche Arm in Arm langsam an den Blumenbeeten dahin schlenderten und manchmal, während ihres, dem Anschein nach sehr lebhaften und interessanten Gesprächs einige Minuten stehen blieben. Wenn dieser Herr und diese Dame nicht in einander verliebt waren, so befanden sie sich auf dem Wege, es zu werden.

— Sieh nur, Jaeques! flüsterte die junge Frau, verstohlen auf das ferne Paar deutend. Diese Jacobaea benimmt sich aber doch zu frei. Sie sollte doch bedenken, daß sie den Mynheer van Liljedorp erst seit drei Tagen kennt ...

— Lange genug, um das leicht entzündliche Gemüth meines alten Freundes zu entflammen! sagte der Herr van Bosch achselzuckend.

— Und Anna kommt noch immer nicht! klagte die Dame. Was sie nur zurückhält, hier zu erscheinen, wo eine unverschämte Freundin sich bemüht, alle ihre Hoffnungen auf Erdenglück zu zerstören ... O, Anna, Du meinst zu der Verlobung mit Deinem geliebten Cornelius zu eilen ... Arme Schwester; Du wirst eben noch früh genug kommen, um Jacobaea Blander mit Deinem Bräutigam das Gelübde wechseln zu sehen.

Digitized by Google

— Nein, Geliebte! ſagte Jacques mit feſtem Tone. Du gehſt zu weit. Ich kenne Cornelius Liljedorp beſſer. Dies Verhältniß mit dem Fräulein van Blander iſt nun einmal eine ſeiner bekannten Spielereien. Dann aber bin ich überzeugt, ſieht mein Freund Deine Schweſter Anna wieder, ſo wird Dame Jacobaea, die wir mit ſo unzeitiger Zuvorkommenheit bei uns einluden, bald in Unbedeutendheit zurückſinken.

— Ich wünſche es! ſeufzte die Schloßfrau. Glaube aber nicht daran. Jacobaea iſt nicht unbedeutend, ſie iſt ſogar glänzender als Anna.

— Als Anna? fragte Jacques erſtaunt. Dieſe Coquette ſollte der hoch gebildeten, geiſtreichen Anna überlegen ſein? Schöner iſt Deine Schweſter jedenfalls und ihre geiſtigen Reize ſind mit denjenigen der Dame drüben, denke ich, gar nicht in Parallele zu ſtellen.

— Gut, mein Theurer! Aber Anna hat nicht die Stimme dieſer Jacobaea. Ich verſichere Dich, daß ſie, wenn ſie ſingt, mich ſogar hinreißt. Ich weiß nur zu wohl, welchen ungeheuren Eindruck eine Frau durch vollendeten Geſang auf ein Männerherz machen kann.

— Du haſt Recht, erwiderte der Edelmann lächelnd; denkſt Du etwa daran, daß Du das erſte Glied der Kette, womit Du mich feſſelteſt, durch Deine herrliche Stimme bildeteſt? — Aber um von Anna zu reden, ſo beſitzt ſie denn doch wahrlich das ausgezeichnetſte Malertalent ...

— Ach, das wirkt zu indirekt! ſagte die Dame kopfſchüttelnd. Die Perſönlichkeit der Künſtlerin tritt zu ſehr in den Hintergrund. Und hier kommt es eben darauf an, dieſe und zwar im höchſten Grade geltend zu machen.

Der Edelmann ward dieſen ſcharfſichtigen Bemerkungen gegenüber ſelbſt nachdenklich und für das Glück ſeiner abweſenden Schwägerin beſorgter als zuvor. Endlich aber ſchien ihm ein ſicherer Hoffnungsſtrahl aufzugehen.

— Anna iſt ja vorzüglichſte Tänzerin! rief er lebhaft. Geh doch mit Deinen Befürchtungen ... Iſt das auch etwa eine Kunſt, welche ſich mittelbar geltend macht, oder eine, bei welcher ein Mädchen Alles entwickeln kann, was ihr an Reiz und Grazie zu Gebote ſteht?

— Wo ſoll denn Anna zum Tanzen kommen? fragte die ſichtlich auf die Fremde erzürnte Dame. Soll ſie dem Herrn von Liljedorp, um ihn wieder für ſich zu intereſſiren, etwa ſolo auf unſerer Stube etwas vortanzen?

In dieſem Augenblicke kam Cornelius Liljedorp mit ſeiner Dame am Arm auf das Ehepaar zu. Liljedorp war ein elegant gewachſener Mann mit dunklem Haar und kleinem Schnurrbarte, etwa ſechsundzwanzig Jahr alt. Der bräunliche Ton ſeiner Geſichtsfarbe paßte vortrefflich zu dem Feuer ſeiner braunen, blitzenden Augen. Er ſchien ſehr nachdenklich; die Frau van dem Boſch glaubte ſeine innere Zerriſſenheit zu bemerken, welche durch ſeine aufkeimende Liebe zu Jacobaea, ſeine Verpflichtungen gegen Anna gegenüber, in ſeiner Bruſt hervorgerufen wurde.

Jacobaea dagegen ſtralte förmlich vor Glück. Es iſt wahr, dies ſtolze Mädchen mit den ſchwellenden Formen, mit dem friſch blühenden Geſichte und den blonden Locken, die ſelbſt der Neider ſchön finden mußte, war jedenfalls dem reizendſten Frauenzimmer eine höchſt gefährliche Nebenbuhlerin, zumal aber, wenn dieſes abweſend war. Das Fräulein van Blander ſchien ſich, nur die Jagd auf die Hand des anziehenden jungen Mannes an ihrer Seite im Auge, wenig um den Eindruck zu kümmern, den ihr Benehmen auf ihren freundlichen Wirth und ſeine Gemahlin hervorbrachte. Sie wußte, daß ihre Jugendfreundin Anna in dieſen Tagen von Amſter-

Digitized by Google

Digitized by Google

dam eintraf; sie mußte daher vorher ihre Eroberung durchaus vollendet haben, oder Cornelius war ihr auf immer verloren.

Das Gespräch zwischen diesen vier Menschen wurde, ungeachtet Jacobaea so unbefangen als möglich schwatzte, sehr bald stockend und kalt. Das Ehepaar zog sich bald zurück; Cornelius, von den verschiedensten Empfindungen bestürmt, begab sich auf sein Zimmer und das Fräulein van Blander setzte sich in ihr mit Blumen geziertes Schlafgemach, stimmte ihre Laute und sang, daß es weit über den Garten hinaus durch die schwüle, heiße Luft des späten Sommerabends tönte.

Cornelius wollte bei diesem Gesange fast verzweifeln. Er nahm Anna's Bildniß, welches an der Wand hing und richtete fest die Blicke drauf. Er durchlebte in Gedanken nochmals die seligen Augenblicke in ihrer Nähe; er wollte seine Seele gewaltsam von dem verführerischen Bilde Jacobaeas losreißen ... Da — welche Töne quollen in italienischen Melodien, von ihrer Nachtigallenkehle hervorgezaubert, empor und bewegten sein Herz zu stärkeren Schlägen ... Sein Kampf ward beendigt, denn ein Wagen rollte auf dem Schloßhofe. — Anna, die Geliebte, war angekommen. Cornelius schlich sich fast wie ein Missethäter hinab ihr entgegen.

Anna war brünett, schlanker als Jacobaea; ihr Auge, weniger lüstern, als das der Sängerin, war tiefer, geistreicher, ehrlicher. Für einen Moment sah und empfand Liljedorp nur sie, die Braut. Entzückt sah die Frau van Bosch dieser Empfangsscene zu. Heiterer war sie seit einigen Tagen nicht gewesen, als jetzt, wo sie dem Paare die breite Treppe hinauf zu dem Gesellschaftssaale folgte.

Da kam Jacobaea ebenfalls. Sie stand jetzt dicht neben ihrer Freundin. Cornelius schloß die Augen; er zitterte heimlich an allen Gliedern. Abermals, abermals stand er, ein neuer Herkules am Scheidewege. Der Bräutigam verbrachte eine höchst unerquickliche Nacht.

Am andern Tage war Sonntag. Am Nachmittage kamen die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes mit ihrem Dorfgeiger und einem Dudelsackpfeifer an der Spitze auf den Schloßhof gezogen um die Herrschaften vom Edelgute zu einer von der Gemeinde veranstalteten Lustbarkeit einzuladen.

Der Herr van Bosch sagte sein Kommen zu und unter Jubelruf entfernte sich der Zug. Einige Zeit später machte sich die Gesellschaft auf den Weg und kam bald auf dem grünen Rasen vor dem Wirthshause an. Van Bosch führte seine Frau am Arm, welche ihren kleinen Jan an der Hand hielt. Liljedorp führte rechts Anna, links Jacobaea. Anna war, wie ihre Schwester, in schwarze Seide und zwar einfach gekleidet; nur ihre flandrischen Spitzen am Halse zeigten, daß sie die Schwester einer der reichsten Edeldamen der Gegend war. Jacobaea prangte in weißen Seidenstoffen, mit herrlichem Fächer und vielem Geschmeide; sie war wahrhaft bräutlich gekleidet. Die Erscheinung der Gesellschaft erregte allgemeine Bewunderung unter der lebendigen Gesellschaft.

Ein kräftiger Bauer, welcher ballgerecht angezogen war, das heißt, Jacke und Weste abgelegt hatte, kam, um Namens der Anwesenden das Fräulein Anna zum Tanze zu führen. Dies war Ehrensache und ward bereitwilligst von der Dame zugesagt.

Der alterthümliche Tanz, „Kuckuck und Kiebitz" begann, wobei der Kiebitz, die Dame, sich von Zeit zu Zeit niederkauert, während der Tänzer ihre Hand festhaltend, um dieselbe herum tanzt. Indeß spielten die beiden Musiker aus Leibeskräften, drei Paar tanzten bereits, was sie konnten und Anna's Tänzer that alles Mögliche, um seiner wichtigen Pflicht Ehre zu machen.

Digitized by Google

Einzig aber war Anna. Wie ſchwebte ſie, wie wiegte ſie ſich auf den Hüften, mit welcher unnachahmlichen Grazie ſank ſie nieder auf das eine Knie um ſich federgleich wieder emporzuſchnellen. Wie roſig glühte ihre Wange, wie lebensvoll blitzte ihr Auge, wenn es ſich jetzt nicht mehr demüthig und beſchämt, ſondern, von dem Gefühle der friſchen Luft beſeelt, faſt herausfordernd auf den Geliebten richtete! Schöner war ſie nie! Das war die Schönheit, welche Cornelius Liljedorp's Herz ſo lange erſehnte, das war der lebendige, freie Reiz, den ſein Herz bisher an Anna vermißt und den er an der coquettirenden Jacobaea ſo hinreißend gefunden hatte. Sicherlich, Anna war nichts weniger, als ein halb melancholiſches, beſchauliches Weſen; auch in ihren Adern ſtrömte feurig das Blut, auch ſie war, und mehr als die im Innern hohle Jacobaea, im Stande, volle lebensreiche Liebe zu ſpenden. — Raſch machte ſich Liljendorp von Jacobaea's Arme los, wie in einer Art Begeiſterung flog er auf die Geliebte zu und im nächſten Augenblicke wirbelte er, eng mit ihr verſchlungen, ſo körperlich als geiſtig, durch die frohen Paare der Tanzenden.

Boſch muſterte mit wohlgefälligem Lächeln die Scenerie in ſeiner Umgebung. Er, Holländer durch und durch, war ſelbſt über die ſchärferen Pinſelſtriche in dieſem Gemälde nicht ungehalten, denn hier war Alles, bis auf's geringſte, ächt vaterländiſch. Dieſe dicke holländiſche Bauerfrau mit dem Bierglaſe zwiſchen den Händen, welche mürriſch ſich von ihrem alten Ehemanne und den Nachbarn den Hof machen ließ; dieſe „ſehr Erheiterten," welche ſchliefen, oder mühevoll aus der Hinterpforte geleitet wurden; dieſe niederländiſchen Politiker mit dem Schloßförſter vor dem Wirthshauſe, die Enthuſiaſten vor der Thür deſſelben, von der Wirthsfrau höchſt phlegmatiſch angeſtarrt; dieſe zechenden Domine's und Schulmeiſter an einem Nebentiſche — Alles war ein Beweis, daß das alte Volksleben Hollands ſich unverfälſcht erhalten habe.

Mit wahrer Heiterkeit miſchte ſich Jacques van Boſch mit ſeiner etwas widerſtrebenden Gemahlin in den Reigen und als endlich der Mond aufging, als die noch Stand haltenden Männer und Burſchen der Geſellſchaft in dem freigebig von dem Edelmanne geſpendeten Weine Geſundheiten zu trinken begannen, da gingen das edle Ehepaar und Cornelius Liljedorp mit Anna im höchſten Glücke nach Hauſe zurück. Anna hielt den Geliebten dasmal für ewig gefeſſelt.

Jacobaea aber, höchſt übellaunig, ſang heute Abend nicht und reiſete am andern Morgen unter einem Vorwande ab, um nicht Zeugin ſein zu müſſen, wie Anna ſich mit Demjenigen verlobte, welchen ſie von Rechtswegen als ihr Eigenthum angeſehen hatte.

Die heilige Nacht.

Von Correggio.

Außer der Sixtiniſchen Madonna von Raphael giebt es vielleicht in der ganzen Malerei aller Zeiten und Schulen kein Gemälde, welches einen ſolchen Weltruhm beſitzt, als Correggio's „heilige Nacht", das ſchönſte Bild dieſes Malers. Correggio malte daſſelbe im Jahre 1528 für die Familie Pratoneri zu Reggio, von welcher das große Werk in die dortige Kirche von San Prospero gegeben wurde. Anno 1640 kam daſſelbe in die Gallerie zu Modena und fünf Jahre ſpäter wars, daß Auguſt III. Kurfürſt von Sachſen mit mehren andern Gemälden die „heilige Nacht" erſtand. Den Original-Carton bewahrt die königliche Gallerie zu München.

Digitized by Google

Powered by Google

Digitized by Google

Das herrliche Bild ſtellt den neugebornen Heiland der Welt, auf das Stroh der Krippe gebettet und von den Armen der Mutter umſchlungen dar, welche vor der Krippe kniet. Die Hirten kommen, um das Kind anzubeten, und oben rauſchen die geflügelten Heerſchaaren des allmächtigen Herrn, um den himmliſchen Geſang anzuſtimmen: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! Es iſt der Welt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus in der Stadt Davids!

Der Stern welcher aufging im Morgenlande, um die in tiefer Finſterniß begrabene Welt zu erleuchten, iſt der Punkt des Gemäldes, nach welchem das Auge, gleichwie durch einen Zauber gehalten, ſich immer wieder wendet. Alles Licht geht von dem göttlichen Kinde aus; ein magiſcher Glanz ſtralt um daſſelbe, welcher voll auf das Geſicht der heiligen Jungfrau fällt; deren entzücktes Lächeln überirdiſche Schönheit und hinreißende Anmuth athmet. Links im Vordergrunde entblößt der bärtige Hirt im zottigen Mantel das Haupt; die Athletengeſtalt hält den knotigen Hirtenſtab in der Hand; der getreue Wolfshund drängt ſich neben ihm hervor. Der jüngere Hirt ſieht zu dem Bärtigen, auf deſſen Knie derſelbe die Hand legt, mit einem Blicke empor, der bezeugt, daß Worte zu ſchwach ſind, um ſein Entzücken über das Wunder vor ihm auszudrücken. Die Hirtenfrau bringt Turteltauben zum Opfer; ſie erträgt kaum den Glanz des Gotteskindes und erhebt die Hand zum Schutz für das Auge, um nicht geblendet zu werden. Die Engel oben, dieſe Lichtgeſtalten, ſind dunkel gegen die Stralen des ewigen Lichts des Meſſias; in heiliger, anbetender Begeiſterung bringen ſie dem Gottſohne ihre Huldigung dar. Im Hintergrunde ſieht man Joſeph, welcher den Eſel aus dem Stalle führt und die noch unter Palmen ſchlafenden, oder erſt halbwachen Hirten.

Der Gedanke dieſes Bildes iſt von erhabenſtem Schwung, und in der Darſtellung deſſelben hat Allegri Correggio mit ſchlagendſter Wirkung ſeine unübertroffene Meiſterſchaft in der Behandlung von Licht und Schatten bewieſen. Die Abſtufungen der Farbentöne ſind bewundernswerth, und das Wogen der Nacht und der Finſterniß, welche dem Lichtmeere weicht, iſt nur beim Anblick des gefeierten Gemäldes ſelbſt zu begreifen. Die höchſte Kunſt in Schwarz und Weiß wird ſtets machtlos bleiben und nur die Grundzüge dieſer Compoſition des begeiſterten Genies wiedergeben können. Die Zeichnung iſt namentlich in der Engelgruppe ſo kühn und dennoch ſo graziös, wie ſie Correggio kaum früher oder ſpäter erreichte.

Der heilige Georg.

Von G. Penn.

Die Geſchichte vom Ritter Sanct Georg, dem Patron von Alt-England, welcher auf ſeinen Irrfahrten nach Aegyptenland kam und hier nach einem furchtbaren Kampfe einen ungeheuren Drachen erlegte, dem täglich ein junges Mädchen zur Nahrung dargebracht werden mußte, kann als bekannt angenommen werden. Die Sage läßt den fahrenden Ritter eben an dem Tage den Kampf mit dem Ungeheuer aufnehmen, an welchem die Königstochter durch das Loos erwählt wurde, dem Drachen vorgeworfen zu werden. Die Sage ſchildert dieſen Kampf mit ſeinen

Digitized by Google

ſchrecklichen Einzelheiten aufs genaueſte; die Prinzeſſin iſt die todesbange Zuſchauerin und kaum gelingt es ihrem ſtarken Paladin, das menſchenfreſſende Geſchöpf zu überwältigen.

Gianfranzesco Penni, der Maler dieſes Bildes, geboren zu Florenz im Jahre 1488 war der Schüler und treue Mitarbeiter Raphael's und mit Giulio Romano der genaueſte Freund deſſelben. Beſonders in der Zeichnung der für Tapeten beſtimmten Cartons war Penni dem Meiſter zur Hand, und hiervon ſchreibt ſich der Beiname „il Fattore" her, unter welchem Penni am meiſten bekannt wurde. In der Färbung war Penni ſo ausgezeichnet, daß er es mit großem Erfolg bei Raphaels Tode unternehmen konnte, viele ſeiner unvollendeten Werke auszumalen. In der Kunſt der Compoſition aber iſt ihm Romano überlegen. Eins ſeiner beſten Stücke iſt die herrliche Copie von Raphaels „Verklärung". Sein Tod erfolgte ums Jahr 1528.

Martin Engelbrecht.

Von A. van Dyck.

Der Meiſter hat uns hier, wie in dem berühmten Bildniß eines Unbekannten, einen Mann verewigt, von welchem ſchwerlich genauere Nachricht gegeben werden könnte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der dargeſtellte, würdige Herr ein Deutſcher geweſen; ſeiner Kleidung nach war er eine Gerichtsperſon, ein Rathsherr oder Bürgermeiſter. Der Kopf läßt in ſeiner Form wie in den Geſichtszügen auf ungewöhnliche Fähigkeiten ſchließen und iſt vielleicht noch beſſer gemalt, als das Bildniß des Unbekannten, obgleich dieſes dagegen den Vorzug eines romantiſchen Reizes beſitzt, der dem Bilde des ehrſamen Engelbrecht fehlt.

Ecce homo.

Von Franzesco Vecellio.

Franzesco Vecellio erreichte zwar bei weitem nicht die Höhe des wundervollen Genies ſeines Bruders Tizian, muß jedoch als ein ſehr hervorragender Künſtler bezeichnet werden. Seine erſten Arbeiten ſchon verriethen eine ſo ungemeine Befähigung, daß Tizian ſelbſt volle Urſache zu der Eiferſucht hatte, welche längere Zeit die Brüder von einander trennte. Franzesco machte dieſen Zwiſtigkeiten dadurch ein plötzliches Ende, daß er Pinſel und Palette zur Seite legte, und als Soldat ins Feld zog. Nach erfolgtem Frieden nahm er ſeine Studien wieder auf, und ſeine Gemälde zeigen eine große Kraft der Zeichnung, vollkommen treffenden Ausdruck und originelle Erfindung. Sein Colorit dagegen ſteht weit unter demjenigen Tizian's oder da Pordenone's. Verdrießlich hierüber und erkennend, daß es ihm nicht möglich ſein werde, das Verſäumte nachzuholen, gab er das Malen auf und legte ſich auf die Handelſchaft, indeß er nur noch gelegentlich für ſeine Bekannten zeichnete. Er ſtarb früher, als Tizian. Sein Chriſtus und Pilatus zeigt das Reſolute im Entwurf und in der Zeichnung, das dem Meiſter eigen war, und die Malerei in dieſem Gemälde würde ſelbſt dem erſten Meiſter der Venetianer Ehre machen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jacob und Rahel.

Von G. da Caſtelfranco.

Das lieblichſte Idyll lächelt uns aus dieſem Gemälde Giorgiones in heiterſter Ruhe entgegen. Ein maleriſches Thal öffnet ſich; ſchöne Heerden weiden auf dem Wieſengrün; Schafe werden am ſchattigen Waldesſaum getränkt und dicht vor dem Beſchauer feſſelt eine einfache, herzliche Scene verwandtſchaftlicher Zärtlichkeit den Blick. Volle, gerundete Formen, treffliche Anordnung und eine meiſtermäßige Perſpective laſſen ſofort erkennen, daß der Maler dieſes Bildes den gerechteſten Anſpruch auf die Anerkennung der Nachwelt beſitzt, wie ſeine Kunſt der Gegenſtand der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen war. Giorgione Barbarelli zu Caſtelfranco 1477 geboren, der Zeitgenoſſe und Rival des großen Tizians, und der Schüler Giovanni Bellini's brach in der venetianiſchen Schule die Bahn zu einer freiern, kühnern Zeichnung, die bis dahin zumeiſt Härte und Trockenheit gezeigt hatte. Seine Umriſſe waren weich, zart, wellenförmig; er führte den Pinſel in leichter, breiter Weiſe, und verſchmähte die ängſtliche Sorgfalt des kleinlichen Ausmalens, um große maleriſche Effecte namentlich in der Gewandung zu erreichen. Sein Colorit iſt blühend, oft brillant; ſeine Landſchaften ſind naturwahr und warm gemalt. Es iſt zu bedauern, daß der Maler nur ein Alter von vierunddreißig Jahren erreichte. Seine Coſtüme ſind ſelten hiſtoriſch richtig, denn nur ein Raphael vermochte aus ſich ſelbſt heraus ein treffendes Idealcoſtüm zu ſchaffen; der großen Vorzüge des Caſtelfranco wegen wird man, obwohl die Illuſion eine Störung dadurch erleidet, gern über hierhergehörige Mängel fortſehen.

Madonna.

Von Saſſoferrato.

Dieſer Meiſter, ein Schüler Guido's und Domenichinos' und der caracci'ſchen Schule folgend, ward zu Saſſoferrato 1605 geboren und nannte ſich nach ſeiner Vaterſtadt. Sein eigentlicher Name war Giambattiſta Salvi. Alle ſeine beſſern Werke verrathen den überwiegenden Einfluß, welchen das mit Geiſt und Talent eifrig betriebene Studium der Schöpfungen Raphaels auf den Künſtler ausgeübt hat. Sehr oft erreicht er die milde Lieblichkeit des Urbiners, dagegen mangelt ihm die Erhabenheit, der hehre Adel deſſelben und ſelbſt dann, wenn Saſſoferrato, wie es oft der Fall iſt, geradezu den Raphael nachahmt und ſeiner Motive ſich bemächtigt, kann man den kühnen, begeiſterten Schwung des Vorbildes bei dem Schüler nicht wiederfinden. Doch ſind mehre ſeiner beſten Gemälde ſelbſt von geübten Kennern als Werke Raphaels angeſehen, gewiß ein ſchlagendes Zeichen der Vortrefflichkeit Saſſoferratos. Die meiſten Bilder deſſelben ſtellen Madonnen dar, und unter dieſen behauptet die hier gegebene heilige Jungfrau in den Wolken, mit dem ſchlafenden Chriſtkinde auf den Knien einen namhaften Rang. Vortrefflich gelingt dem Saſſoferrato der Ausdruck himmliſcher Reinheit und Demuth im Antlitze der Madonna. Sein Faltenwurf iſt nicht voll und frei; aber die blaue Gewandung ſeiner

Digitized by Google

Madonnen iſt dafür mit unvergleichlicher Meiſterſchaft gemalt. Die Ausführung aller Gemälde Saſſoferrato's, der zu Rom in einem Alter von ungefähr achtzig Jahren ſtarb, iſt ungewöhnlich ſorgfältig behandelt. Sein größtes Werk, der Tod des heiligen Joſeph, deſſen Compoſition als vorzüglich gilt, befindet ſich in Monteſiaſcone.

Das Chocoladen-Mädchen.

Von J. C. Liotard.

Kaum möchte es ein Bild geben, das öfter copirt und in den weiteſten Kreiſen mehr bewundert wurde, als Liotards ſchöne Kellnerin. Dies ungemein anmuthige, in ſeiner Einfachheit dennoch entzückende Stück, iſt crayonnirt und das Brillante und Delicate der Ausführung macht das Original zu einer der lieblichſten Zierde der Dresdener Sammlung. Liotard, welcher ſeit ſeinem Aufenthalte in Conſtantinopel ſtets orientaliſches Coſtüme trug, weshalb er gewöhnlich „der türkiſche Maler" genannt wurde, war ein Genueſer und wurde 1702 geboren. Seine Portraits, in denen er auf rigoroſe Weiſe die Natur abſchrieb, ſind gut gemalt, wurden aber wenig geſucht, namentlich von den Damen nicht goutirt. Unter andern berühmten Perſonen ſaß ihm Maria Thereſia von Oeſterreich und die ganze kaiſerliche Familie; und Madame de Pompadour beeilte ſich wahrſcheinlich aus dieſem Grunde, ſich von Liotard ebenfalls malen zu laſſen, als der Maler ſich wieder nach Paris begeben hatte. Nachdem er ſich in Holland und England aufgehalten hatte, kehrte er nach Paris zurück, wie man annehmen muß, und ſtarb wahrſcheinlich im Jahre 1790.

Wildſchweins-Hetze.

Von Jacobsz.

Unter den Malern und Künſtlern in andern Fächern, welche den Namen Jacobsz führten, ſind Huyghens Jacobsz, der Vater des Lucas von Leyden, Lorenz Coſter Jacobsz, der angebliche holländiſche Erfinder der Buchdruckerkunſt und Jürgen, Görg, oder Georg Jacobsz, der Maler dieſer Wildſchweinshetze, am berühmteſten geworden.

Jürgen Jacobsz, auch Jacobszen oder Jacobſen genannt, war ſeit ſeiner Knabenzeit in Hamburg, iſt aber dort nachweislich nicht geboren, ſondern wird wahrſcheinlich der Sprößling einer oſtfrieſiſchen Familie ſein, die ihren Urſprung von niederländiſchen Refugié's herſchreibt. Jacobsz ſtarb im Jahre 1655. Bei vielen Kunſthiſtorikern iſt das Todesjahr jedoch mit 1685 verzeichnet, durch welchen Schreib- und Druckfehler noch ein andrer Jacobsz zur Ausführung kommen müßte, der eben ganz in derſelben Weiſe wie Jürgen arbeitete. Dieſer erlebte im Jahr 1650 ſeine Blüthenperiode und hat kaum das ſechsunddreißigſte Jahr erreicht. Sein Talent war ein kühnes und entflammt für die lebendigſten Scenen, die ergreifendſten und erhabenſten Landſchaften. Die Alpen waren ſein Ideal und er machte ſich auf, um ſie ſelbſt zu ſehen und

Digitized by Google

zu genießen. Dennoch war ſein Pinſel nicht für die Darſtellung der hehren Erhabenheit der jungfräulichen Alpennatur geeignet. Seine hierher treffenden Bilder ſind ſchwach. Rom ſah er nur flüchtig; aber länger weilte er in den Gebirgen Apuliens, und von dorther brachte er die Neigung mit, die gefährlichen Jagden darzuſtellen, von denen er Zeuge geweſen war. Es würde die Wahrheit verkürzen, wollte man J. Jacobsz als den Nachahmer von Snyders ohne weiteres hinſtellen; Jacobsz ging ſeinen eigenen Weg, und nur der Umſtand, daß die Darſtellung von Hatzen und Jagden mit Stellen der Thiere durch Rüden ſo ungemein wenige Variationen zuläßt, könnte den Schluß auf einen Mangel an Originalität bei dieſem Maler entſchuldigen. Jacobsz's Zeichnung iſt ſtets vortrefflich, das Colorit aber wenig vertrieben und meiſt hart bei fleißiger Ausführung. Jacobsz's Geſchichtsbilder gehören ſeinen letzten Jahren an; ſie ſind mehr Oelſkizzen, als Gemälde.

Madonna.

In Rubens Schule gemalt.

Die eminenten Vorzüge dieſes Madonnenbildes haben die Forſcher auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte ſchon ſeit lange zu den genaueſten Unterſuchungen über den, oder über die Maler deſſelben veranlaßt. Es iſt jedoch nur ſoviel gewiß ermittelt, daß das Gemälde unter die große Zahl der Werke fällt, welche von Rubens' Schülern vollendet wurden, entweder nach den Vorzeichnungen, oder der Idee, zuweilen nur unter der Aufſicht des Meiſters, der ſtets etwa ſich zeigende Fehler mit eigner Hand zu verbeſſern pflegte. Wenig mehr als die reiche, blühende und transparente Färbung iſt hier durchaus in Rubens' bekanntem Styl gehalten, deſſen ſchöpferiſche Ueberkraft ſich ſchwerlich mit den delicaten, an die beſten italieniſchen Meiſter mahnenden Formen der Figuren begnügt, ſondern ſie auf ſeine Weiſe in die Breite getrieben und mit derberen Muskeln ausgeſtattet haben würde. Mutter und Kind und der Engelsjüngling ſind voll innigſten Liebreizes. Rubens aber ſpricht aus dem Engelsknaben mit dem Körbchen, ſowie aus dem kleinen Kletterer. Auch die Früchte deuten auf den Meiſter des Malers dieſer Madonna hin. In dem Nackten der Figuren, in dem Haar derſelben, beſonders in den portraitartig aufgefaßten Köpfen liegt eine ſo entſchiedene Hinweiſung auf Vandyck's Styl, daß dieſer größte Schüler Rubens ſicher den größten Antheil an der Schöpfung dieſer Madonna gehabt haben muß.

Digitized by Google

Simeon im Tempel.

Von Gerbrant van der Eckhout.

Dies Gemälde, welches ebenso häufig, als den obigen Titel, die Bezeichnung der „Darstellung Christi im Tempel" führt, zeigt noch so deutlich den Einfluß des Meisters von van der Eckhout, des alten Rembrandt, daß man annehmen muß, dasselbe sei noch vor dem dreißigsten Jahre des Meisters gemalt. Es ist hier der Augenblick gewählt, daß das Christkind in den Tempel gebracht wird, damit seine Aeltern nach jüdischem Gebrauch zwei Turteltauben opfern und den Segen Gottes für den Neugebornen an heiliger Stelle erflehen konnten. Als das Kind dargestellt wird, kommt der Geist der Weissagung über den greisen Rabbi Simeon, welcher wahrscheinlich der Vater des Rabbi Gamaliel war, der des Paulus Lehrer wurde — und mit lauter Stimme rief der Weise, indeß er das heilige Kind in seine Arme schloß: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland der Welt gesehen; ein Licht zu erleuchten die Heiden und den Trost Deines Volkes Israel". Die Prophetin Anna, eine uralte Tempeldienerin, gewiß über hundert und drei Jahre alt, kömmt hinzu und stimmt mit ein in den Lobgesang, während die Priester, die Pharisäer und Schriftgelehrten neugierig herbeitreten, um das gelobte Wunder der Welt anzustaunen oder — anzuzweifeln. Die Composition ist reich und frei, die Costüme richtiger, als dies bei den Zeitgenossen des Malers gewöhnlich ist. Namentlich der spitze asiatische Hut des fetten Sohnes Aarons im Hintergrunde ist genau nach Mosis Beschreibung und Vorschrift gezeichnet. Die Gewandung ist von besonderer Schönheit und reicher Ausführung; der architectonische Theil des Gemäldes dagegen schwächer. Der lebhafte, kräftige Ausdruck der Physiognomien ist Rembrandt's selbst würdig, und durchgehends ohne dessen oft störende, bizarre Uebertreibung gehalten; ganz besonders aber ist der Schmuck dieses Bildes das herrliche, selbst in den tiefsten Tinten noch klare Colorit und eine vollendete Harmonie der Beleuchtung. Eckhout starb in Amsterdam 1674.

Digitized by Google

Digitized by Google

The Nativity — Die heilige Nacht

Naiodzenie Chrystusa

Digitized by Google

Die heilige Familie.

Von Giulio Romano.

Die heilige Jungfrau erſcheint hier in ihrem irdiſchen Charakter, als ſorgſame, zärtliche Mutter, beſchäftigt, das Chriſtkind in einer Schüſſel zu baden. Das Bild iſt in der Kunſtwelt als die „Madonna del bacino“ bekannt, oder als die „Madonna mit der Schüſſel“. Der kleine Jeſus ſteht in graziöſeſter kindlicher Haltung mit einem Fuße in dem Becken, mit dem andern auf dem Rande deſſelben; neben ihm auf dem Tiſche befindet ſich der junge Johannes der Täufer und gießt aus einer Vaſe Waſſer auf den göttlichen Freund, den er ſpäter zu ſeiner Weltmiſſion durch die Taufe im Jordan weihen ſollte. Eliſabeth, die Mutter des Täufers, breitet ein Tuch zum Abtrocknen aus, und im Hintergrunde zeigt ſich der Kopf des heiligen Joſeph.

Das Bild, welches kurz nach dem Tode Raphaels, des Meiſters von Giulio Romano, gemalt wurde, kann als eines der beſten dieſes Meiſters gelten. In den Formen, in der Gewandung und in der großen Malerei weht der Geiſt Urbino's; aber wie ausgezeichnet Romano, der genialſte Schüler Raphaels, auch iſt, der göttliche Flug des letztern geht weit über die Höhe hinaus, die Giulio erreichte. Romano's Zeichnung iſt groß, ideal und wahr; ſeine Darſtellungen ſind ebenſowenig mit müſſigen Figuren beladen, als diejenigen Raphaels; Alles iſt bei ihm durch vergeiſtigte Charakteriſtik ſeiner Perſonen zwanglos motivirt. Bewundernswerth war Giulio an Reichthum der Ideen, an meiſterhafter Technik und unbegreiflich ſchneller Ausführung, ſowie auch allenthalben in ſeinen Werken das ſorgfältigſte Studium und die genaue Kenntniß der Geſchichte und Mythologie zu erkennen ſind. Groß iſt die Zahl ſeiner Staffeleigemälde, berühmt ſeine Fresken und die nach Raphaels Zeichnung von ihm mit Giovanni il Fattore gemeinſchaftlich ausgeführten Werke.

Giulio Pippi, nach ſeiner Vaterſtadt Rom gewöhnlich Romano genannt, war 1492 geboren und ſtarb, als einer der glänzendſten Sterne der Kunſt gefeiert, in Mantua 1546.

Digitized by Google

Der Fischhändler.

Von G. M. Sorgh.

Dieser Meister, dessen Name richtig Sorgk, auch Zorg oder Zorgk, geschrieben wird, und welcher seine Blüthenperiode zwischen 1650 bis 1665 erlebte, verdient eine höchst ehrenvolle Stelle unter den Malern Hollands. Seine Bilder sind die getreuesten Abschriften von Land und Leuten seiner Heimath. Sorgk componirt in seinen besten Stücken fast gar nicht; er faßt eine Scene des wirklichen Lebens sammt ihrer Umgebung mit scharfem Auge auf und seine Kunst ist's, dieselbe gut gezeichnet, vortrefflich ausgemalt, mit bewundernswerther Treue wiederzugeben. Die Charakteristik seiner Figuren ist im höchsten Grade treffend, die Perspective richtig und das Colorit des besten Meisters seiner Schule würdig.

Sanct Sebastian.

Von Correggio.

In diesem bewunderten Gemälde Correggio's kömmt die innige Lieblichkeit, deren der Meister mächtig war, an einer Composition zur Erscheinung, die oft, was Reichthum der Phantasie und harmonische Anordnung betrifft, als seine vollendetste beurtheilt wurde. Hoch oben, von lichter Glorie umgeben, thront die Madonna mit dem Christuskinde auf lichten Wolken, und Engelknaben schlingen um ihre Knie sich zum lieblichen Reigen. Die Gottesmutter erscheint dem Bischof und Schutzpatron von Modena, dem heiligen Gimignani, welcher anbetend niedersinkt und begeistert den Beschauer zur Anbetung aufzufordern scheint. Rechts ist der heilige Rochus, ermüdet von seiner Wanderung, um die Pestkranken zu heilen, in tiefen Schlaf gesunken; aber sein träumerisch ausgestreckter Arm zeigt, daß er derselben Vision, als der Bischof und Sanct Sebastian gewürdigt ist. Der letztere erscheint als blühender Jüngling, mit den Händen an einen Baum gebunden, den bittern Todespfeil in der Brust, wie er in heiliger Ekstase seine Seele der Jungfrau entgegenhaucht. Das Kind zu seinen Füßen, bekannt unter dem Namen der „kleinen Modeneserin" hält ein Modell, vermuthlich von der Kirche, für welche das Gemälde bestimmt war. Die Beleuchtung, vom tiefen Tone der Wolken bis zu der lichten Himmelsregion, ist von magischem Effect und weicht an vollendeter Kunst kaum derjenigen von Correggio's „heiliger Nacht".

Digitized by Google

Digitized by Google

welche
Stelle
Leute
Scen
dieſel
Char
lorit

Mei
und
Glo
knal
ſcho
beg
mü
ſeir
Se
ein
Se
„k
be
iſt
li

Digitized by Google

Die Madonna des heiligen Sixtus.

Von Raphael Sanzio von Urbino.

Von einem Stralenmeer umfloſſen, mit tauſenden von Engeln im Gefolge, ſchwebt die Himmelskönigin, mit dem Sohn des Weltenvaters in den Armen, aus den hehren Räumen der ſeligen Geiſter hernieder zu den anbetenden Heiligen. Der Papſt Sanct Sixtus kniet, von Wolken getragen, zu ihrer Rechten, und in ſtummer Anbetung fleht er den Segen der göttlichen Jungfrau und des Heilandes der Menſchheit herab auf die armen Gläubigen der Erde, indeß Sancta Barbara ihm gegenüber mit ſeligem Lächeln dem harrenden Volke die Erhörung des Gebetes des herrlichen Greiſes verkündigt. Das Gemälde zeigt an beiden Seiten einen zurückgeſchlagenen grünſeidnen Vorhang, unten ſteht die dreifache Krone des Hirten der Chriſtenheit und zwei geflügelte Engelknaben, nur zum Theil ſichtbar, ſtützen ſich auf die Bruſtlehne und blicken vertrauensvoll und entzückt zu der überirdiſchen Scene oben empor.

Die beredteſte Sprache erſchöpft nicht den bis in die Tiefen der Seele dringenden eindruck dieſer Offenbarung des begeiſterten Genies auf den Beſchauer. Dieſe ſixtiniſche Madonna Raphael's, mit der vollendetſten Schönheit geſchmückt, in hehrem Liebreiz ſtrahlend, iſt ein überirdiſches Weſen, dem nur die Anbetung nahen darf. Unendliche Liebe und Gnade thront auf ihrem Antlitze, aber die Hoheit in ihren Zügen verkündigt, daß das Wehen dieſer Liebe aus dem ewigen Genügen göttlicher Vollkommenheit quillt. Der Blick iſt rein, klar, leuchtend; die Erde feſſelt ihn nicht; er iſt groß und ruhig in den unendlichen Raum gerichtet, und der Beſchauer vermag es nicht, nur einen Stral dieſer geradeaus ihm entgegenblickenden Augen als ihn treffend aufzufangen. Der „Menſchenſohn" in den Armen der Himmelskönigin blickt ſeitwärts. Die göttliche Weisheit, welche die Welt erleuchtete, blitzt aus ſeinen kindlichen Zügen, die von dem Lächeln „menſchlicher" Liebe ſanft verklärt erſcheinen. Mit dieſer ſixtiniſchen Madonna in ihrer Apotheoſe verglichen, ſind die Madonnen aller anderen Maler nur Erdentöchter, und Raphael ſelbſt hat dieſe höchſte Auffaſſung in ſeinen übrigen Madonnen nicht erreicht. Das Gemälde war urſprünglich für eine der bekannten Proceſſionsfahnen der katholiſchen Kirche beſtimmt und ſcheint, ungeachtet ſeiner unübertroffenen Ausführung, raſch zur Vollendung gediehen zu ſein. Die beiden Engel unten ſind ſpäter auf die Wolkenſchicht gemalt, um den zu großen leeren Raum auszufüllen.

Raphael, der größte Maler der neueren Zeit, welcher, gleich dem unſterblichen William Shakeſpear, die tiefſten, erhabenſten Geheimniſſe der Menſchenbruſt enthüllt, und mit einer

Digitized by Google

wunderbaren Universalität in der Darstellung jedes Stoffes, den er erfaßte, unvergleichlich groß war, Raphael ward als der Sohn des Malers Giovanni di Santi am stillen Freitage, den zweiundzwanzigsten März 1483 zu Urbino geboren. Als der Knabe anfing, seine beispiellose Begabung für die Kunst zu entfalten, wagte sein Vater es nicht mehr, ihn weiter zu bilden, sondern übergab Raphael dem Pietro Perugino, den er sehr bald täuschend nachahmen, aber auch nicht weniger rasch weit übertreffen lernte. Fortan waren seine eifrigen Studien nach der Antike, nach des herrlichen Leonardo da Vinci's und Michelangelo's Werken seine Führer auf dem glänzenden Pfade zur Unsterblichkeit, die er durch die Schöpfung seiner ungemein zahlreichen Werke sich erringen sollte. Bedenkt man, daß der „göttliche Meister" schon im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens von der Erde abberufen wurde, so kann man einen Schluß auf die Leichtigkeit und Schnelligkeit machen, womit Raphael entwarf und malte, zumal da er nie der Industrie des Meisters Rubens huldigte, Bilder durch seine zahlreichen Schüler ausführen zu lassen, um sie als seine eigenen Werke zu verkaufen.

Ganze Bände würden nothwendig werden, sollten auch nur die Hauptwerke Raphael's beschrieben und erklärt werden. Hier können nur einige Andeutungen des bewundernswerthen Fleißes und des unerschöpflich fruchtbaren Genies Raphaels Raum finden. Die erste selbständige Arbeit Raphael's ward von ihm in Citta di Castello, in der Kirche zu San Domenico vollendet: ein Christus am Kreuze, mit welchem Gegenstande er sich, characteristisch genug, nur mit Mühe befreunden konnte. Während Michel Angelo Buonaroti den von Qualen zermarterten Heiland am Kreuze als sein „hohes Ideal" betrachtete, und durch das unsäglichste Studium die Bewegung und Form jeder Muskel des Sterbenden am Kreuze zu ergründen strebte, hat Raphael diese blutige, grausame Scene später nicht wieder mit Vorliebe zu behandeln vermocht. Gleich vom Anfang seiner glorreichen Laufbahn an trat das Ideale von Raphael's Genie in helles Licht, und eine heilige Familie, wo der kleine Christus den Täufer Johannes begrüßt, den die heilige Elisabeth führt, zeigt schon den herrlichen Ton seiner späteren Gemälde sammt der wundervollen Zartheit und Größe der Auffassung, die ihm von Natur eigen war. Ebenfalls aus seiner ersten Periode sind zwei Madonnen und Christus mit den Aposteln am Oelberg, für den herzoglichen Palast zu Urbino, Stücke, welche wegen der ungemein fleißigen Ausführung sowohl als wegen ihres edlen Charakters große Bewunderung erregten.

Während Pietro Perugino begann, die Manier des Masaccio im Malen anzunehmen, schwang sich Raphael, anstatt niederwärts zu blicken, gleich einem Adler kühn zur Sonnenhöhe der Kunst empor. In der Kapelle zu San Francesco zu Perugia bewies Raphael in seiner Grablegung Christi, wie mächtig er bereits den charakteristischen Ausdruck seiner Figuren hervorzubringen wußte. Von dieser Zeit an folgte er seinem eigenen Genius, und als er nach Rom gekommen war, begannen seine geistreichen Studien nach der Antike, wobei der Meister einen Fleiß entfaltete, dem nur derjenige seines mächtigen Nebenbuhlers Michel Angelo gleichkommt. Leonardo da Vinci's und Michel Angelo's Werke machten auf den jugendlichen Künstler einen tiefen Eindruck, aber schon seine erste Arbeit in Rom bewies, daß er sich vor den Schöpfungen dieser großen Genies gr o ß gefühlt hatte; denn die ideale und formenschöne Wahrheit Leonardo's und die dämonische Kraft Michel Angelo's ward von dem universalen Geiste Raphaels, durch seine eigene Auffassung verklärt, gleichsam vereinigt zur Anschauung gebracht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Papst Julius, durch den Verwandten Raphaels, den Architekten Bramante, bewogen, berief den schon berühmten Künstler zu seinen ewig unvergänglichen Schöpfungen im Vatican. Die Loggia, „la Segnatura" genannt, ward von Raphael gemalt; die Theologie, Philosophie, Astronomie und Poesie ward in der wunderschönen Composition zur Darstellung gebracht. Die Menge der Figuren und schönen Stellungen sind stets Gegenstände der Bewunderung gewesen und die vortrefflichen Köpfe dienten von jeher als Studien und Muster für die Maler. Auf diesem Gemälde hat Raphael sein eigenes jugendliches Bildniß und den ausdrucksvollen Kopf des jungen Herzogs von Mantua verewigt. Nach Vollendung dieses Werks ward die Malerei der drei übrigen Zimmerseiten bis auf wenige Verzierungen von Antonio Vereelli abgerissen, damit der neue Meister Raum für neue Werke gewinnen möge. Auf der anderen Zimmerseite malte er den Streit der Kirchenlehrer über das Abendmahl, auf der dritten den Parnaß und die letzte ward mit dem Bilde der Mäßigkeit, Stärke, der Klugheit und der Gerechtigkeit geziert. Letztere stellt der Kaiser Justinianus dar. Die vier Rundungen der Gewölbe enthalten die geistreichsten Allegorien. Während einer kurzen Rast von diesen Arbeiten malte Raphael das Bildniß des Pabstes und eine heilige Familie, welche zu St. Maria del Popolo aufgestellt und ihres hohen Werthes so wie ihrer Schönheit wegen nur an hohen Festtagen entschleiert wurden.

Dies war die erste Periode von Raphaels Thätigkeit; seine Werke sind bis hierher geistreich, von den gefälligsten Formen, und tragen fast alle den Ausdruck der sanften, schönen Ruhe. Es weht aus ihnen das Genügen des Genies, welches in sich vollkommene Harmonie seiner Kräfte fühlt. Ein sehr bemerkenswerther Umstand diente dazu, diesen Styl Raphaels zur vollen kräftigen, weihevollen Größe zu erheben.

Michel Angelo, der Gewaltige, malte im Vatican; Niemand aber von den Malern konnte sich rühmen, die entstehenden Schöpfungen dieses Titanen gesehen zu haben. Buonaroti aber verließ Rom für einige Zeit und ein Freund Raphaels verschaffte ihm die Gelegenheit, die Wunder seines Nebenbuhlers anzuschauen. Seit diesem Augenblick verschwand das blos Weiche aus Raphaels Werken, um sich graziös mit edler Kraft zu vermählen. In dem großartigen Esaias in der Kirche zu St. Agostino, welchen Raphael unmittelbar darauf vollendete, zeigte sich indeß unwiderleglich, daß ein Raphel nie zum Nachahmer werden könne, denn seine ganzen großen Vorzüge waren dieselben geblieben und hatten sich nur ihren eigenen Gesetzen gemäß zum großen, kraftvollen Styl erhoben. Dann folgte eine seiner bekanntesten Arbeiten von entzückender Composition und einer klassischen Heiterkeit des Ausdruckes: die von Delphinen auf dem Meer gezogene Venus Anadyomene, bekannt unter der nicht treffenden Bezeichnung „die Galathea" im Palast Farnese.

Eine durch die Neuheit ihrer Composition auffallende Arbeit war das hohe Altarblatt, mit Maria und Christus in den Wolken, während unten Johannes der Täufer, der heilige Franciscus von Assisi und Sanct Hieronymus adoriren. Dann ward die zweite Loggia vollendet; die Transsubstantiation, die Befreiung des Petrus, die Tempelentweihung durch Heliodorus und Attila's Abwehr von Rom durch Sanct Leo, letzteres zu Ehren des Papstes Leo X. gemalt. Weiter folgte der Brand Roms, durch Leo's IV. Benediction gelöscht, eine herrliche, reiche Composition und im Palast Chigi (Farnese) alla Lungara, die Hochzeit der Psyche, ein unübertroffe-

Digitized by Google

nes Werk. Unzählige Gemälde in Oel waren die Frucht der glänzenden Productionskraft des jungen Meisters, herrliche Cartons zu Tapeten, die jezt in Hamptoncourt bewundert werden, bezeugen nebst vielen Zeichnungen die unendliche Begabung des Meisters, der in allen Fächern seiner Kunst ausgezeichnet zu sein verstand.

Der Liebling des Kirchenfürsten, der Stolz Roms und die Freude der ganzen Welt liegt im früheren Pantheon, jezt die Kirche von Santa Maria's Rotunda, in Rom begraben.

Digitized by Google

Madonna.

Von Hans Holbein.

In den Werken Albrecht Dürers und Hans Holbeins erreichte die frühere deutsche Kunst ihre Haupt-Blüthe. In dem Grundzuge ihres Wesens, einem frommen, deutschen Ernste sind beide Meister mit einander verwandt; bei Düer aber gestaltete sich dieser Ernst vorzugsweise zu tiefsinnigen Phantasien, oft zu träumerischer Schwermuth und nur selten zeigt sich der große Albrecht so frei und gewaltig, wie in seinem berühmten Apostelbilde. Holbein ist dagegen eine materiellere Natur; derb, lebenswahr und mit gesunder Kraft sprechen seine Werke uns an. Nicht selten blitzt der gehaltvollste deutsche Humor Holbeins uns entgegen, den er selbst in seinem Todtentanze nicht verleugnet. Die ideale Richtung Düers kennt er nicht, ungeachtet seines tiefen, religiösen Gemüths. Beide Maler umfassen also in ihren Werken den ganzen Inhalt deutschen Wesens ihrer Zeit.

Hans Holbein, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater, der Jüngere genannt, ward im Jahre 1498 zu Augsburg geboren und ward von seinem Vater frühzeitig für die Kunst ausgebildet. Von seinem spätern Wohnort Basel ging er nach England, wo er bis 1529 verweilte, der Liebling König Heinrich VIII. wurde und eine reiche Zahl seiner schönsten Werke, namentlich Porträits vollendete. Im Jahr 1532 kehrte er wieder nach London zurück und starb hier, mitten in der regsten Thätigkeit von der Pest hingerafft 1547.

Seine Madonna mit den Porträits der Familie des Bürgermeisters Meyer ward während seines zweiten Aufenthalts zu Basel vollendet und gehört seiner edlen Auffassung, seinem verklärten Ernste, so wie der frappanten Wahrheit in den Portraits zu Holbeins besten Stücken. Holbein malte dies Bild zweimal; die Wiederholung soll dasjenige im Berliner Museum sein. Dies Gemälde ist ein Votivbild, zum Gedächtniß der Genesung eines Kindes der Meyer'schen Familie ausgeführt. Die heilige Mutter steht in einer Nische und hält das kranke, magere kleine Wesen sorgsam auf den Armen. Dies Kind ist neben der reinen Schönheit der Madonna allerdings häßlich und störend; der Maler sollte aber hier die Gnade feiern, wodurch ihr Schützling wieder zu dem reizenden Knaben wurde, der zu ihren Füßen steht. Die übrigen Figuren sind der prächtig charakterisirte Bürgermeister selbst, dessen größerer Sohn, ein junges Mädchen — augenscheinlich eine Verstorbene — die Bürgermeisterin Meyer, Anne Schreckenbartin und die Schwester derselben, eine Klosterjungfrau. Die Malerei ist klar und harmonisch, doch hat der Meister in diesem Punkte vielleicht Größeres geleistet. Die Richtigkeit und Sicherheit seiner Zeichnung kann man ebenfalls an den zahlreichen Holzschnitten bewundern, die er theilweise selbst fertigte, oder unter seiner Aufsicht nach meist eigenhändiger Vorzeichnungen vollenden ließ.

Digitized by Google

Der Eremit.

Von G. Dow.

Die große Straße von Mons nach Paris, welche jetzt ihre Bedeutsamkeit an die gewaltige Eisenbahnlinie abgetreten hat, war ums Jahr 1656 freilich noch nicht in dem glänzenden Zustande, der sie zu unserer Zeit auszeichnete; aber sie existirte doch.

Auf diesem Heerwege sah man an einem Frühlingsabende, kurz vor einbrechender Dunkelheit, zwei Reisende, einen Mann und ein junges Mädchen. Beide waren beritten. Nach allen Anzeichen hatten sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt.

Die Reisenden gehörten den vornehmen Ständen an. Der Cavalier war ein Mann von vierundzwanzig Jahren mit langen, schwarzen Locken und dunklen Augen. Obgleich er sehr ermüdet schien, so war doch die Haltung seines hohen, schlanken Körpers, sein Sitz im Sattel untadelhaft und graziös. Die Dame, kaum zwanzig Jahr alt, in Amazonentracht mit einem breitkrämpigen Federhute, war blond, zart, zierlich geformt. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht und richtete unverwandt den Blick auf das zwar entschlossene, aber doch bekümmerte edle Antlitz ihres schönen Begleiters, als schöpfe sie neuen Muth aus diesem Anschauen.

Die feine Kleidung der Reisenden war zerknittert und in Unordnung: Beide mußten vor ihrem Abritte auf's äußerste geputzt gewesen sein. Das Seiden-Wamms des Cavaliers war reich mit Silber gestickt; sein Ueberwurf mit Schlitzärmeln vom blendendsten blauen Sammt war mit Perlen verziert und sein Hut mit Straußfedern, seine gelben Stiefeln mit goldenen Sporen und sein langes, gerades, schmales Schwert wären auf einem Feste an einem fürstlichen Hoflager nicht zu schlecht gewesen.

Die Dame war nicht weniger kostbar gekleidet. Ihr Castorhut hatte eine Agraffe von Diamanten, welche unter dem Reigerbusche hervor taghell durch die einbrechende Dämmerung leuchtete. Sie trug ein dunkelgrünes Jagdkleid mit silbernem Ausputz und an einem mit hellen Steinen verzierten Bandelier ein silbernes Hifthorn.

Die Thiere des Paars, der falbe Hengst des Herrn und der kleine Fliegenschimmel der Dame, konnten, wie sehr die Reiter sie pressirten, sich kaum noch in einem ermüdeten, mürrischen Trabe erhalten.

Wer diese beiden schönen Menschen in ihrem beschriebenen Aufzuge an diesem Abende auf der großen Straße sah, fern von jeder menschlichen Wohnung, erschöpft, und dennoch wie vor einer furchtbaren Gefahr immer weiter und vorwärts strebend, der hätte die damalige Zeit gar schlecht gekannt, wenn er nicht auf der Stelle zu der Ueberzeugung gekommen wäre: dies ist ein Liebespaar und hier hat eine Entführung in bester Form stattgefunden.

Die Reiter sahen mit schwerem Herzen, daß die Straße, schnurgerade, sich noch unabsehbar ausdehnte, sobald sie eine der sanften, wellenförmigen Erhöhungen derselben erreicht hatten. Auf einem solchen Hügel, welcher eine Uebersicht nach allen Seiten gewährte, machte der Cavalier Halt, hob sich in den Bügeln und schaute rundum.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor ihm dehnte sich das wellenförmige Terrain ununterbrochen aus. Die Straße zeigte sich in dem Halbdunkel wie ein weißliches, breites Band. Rechts war sumpfiges, ebenes Land, nur stellenweise durch kleine Gebüsche und Baumpartien unterbrochen. Links, auf die Weite eines guten Musketenschusses standen einzelne Eichen, die Vorposten des weiten, großen Waldes, welcher sich unmittelbar hinter denselben dicht und finster zeigte, und auf dem sich terrassenartig erhebenden Boden bis zu dem Schnitte eines langen niedrigen Hügels erstreckte, indeß er auf diese Weise den südlichen Horizont begränzte. Ringsum herrschte die lautlose Stille einer öden unbewohnten Gegend. Kein Dorf, keine Bauerngehöfte, selbst keine Hütte war zu sehen.

Die Dame hielt dicht neben dem Herrn und reichte ihm matt ihre, mit einem Perlenhandschuhe bekleidete Rechte. Er führte die Hand mit Inbrunst an seine Lippen.

— O, Daniel! flüsterte die schöne Dame. Nicht wahr Geliebter, auch Du giebst die Hoffnung auf, daß wir entkommen werden? O warum bin ich so schwach . . . Ich glaube, ich werde ohnmächtig; es ist mir dunkel vor den Augen; ich habe nur noch ein traumartiges Bewußtsein; ich muß unwillkürlich die Augen schließen und dann sehe ich und höre unwirkliche Dinge . . . Engel und Tänzer und Jäger und Musik und Glockenläuten . . .

Sie neigte sich, indeß ihre Stimme erstarb, auf den Hals ihres Rosses. Der junge Mann umfing sie, faßte sie mit kräftigen Armen und zog sie vor sich auf seinen Gelbfuchs. Er sagte kein Wort, sondern blickte mit der unbeschreiblichsten Wehmuth in das blasse Gesicht des Mädchens, welches an seinem Busen ruhte.

— Sie stirbt! murmelte er, nach einer langen Pause. Und wie geschüttelt von diesem furchtbaren Gedanken, schrie er im Augenblicke drauf: Theresia! Theresia!

— Ich träumte! stammelte sie, indeß sie aufblickte und sich auf dem Rosse und in den Armen ihres Geliebten fand. Diese Nähe aber schien ihr neue Kräfte zu geben. Sie setzte sich bequem und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, indeß sie mit aus dem Herzen quellender, innerster Befriedigung sagte: — O! Daniel! Das war's, was mir fehlte . . . Hier, ja hier ist mein Platz, mein Herz und meine Heimath!

Herrliche, göttliche Jugend! dieser eine Moment genügte, dem Muth und der Kraft und der Hoffnung beider Menschen eine neue Spannkraft zu geben. Und als wenn das Glück oder der Liebenden Schutzengel sie begünstigte, so hörten beide mit ebensoviel Entzücken als Erstaunen das helle, klare Läuten eines Glöckleins, welches aus dem Walde hervordrang und bezeugte, daß für die Erschöpften eine Ruhestatt in nächster Nähe winkte.

Die Liebenden sagten nichts. Sie sahen sich nur mit dem glücklichsten Blicke an. Dieser Blick sprach: Hörst Du! Hörst Du! Und wir konnten so kleinmüthig verzweifeln?

Daniel nahm den Schimmel an die Hand, bog von der Straße ab und schlug einen Fußpfad nach dem Walde ein. Das Läuten dauerte fort und bestimmte ihm die Richtung. Im Walde angelangt, erhob sich der Boden und wurde hügelig und uneben; eine roh gebahnte Straße führte durch dicht verschlungenes Gebüsch nach einem steil aufsteigenden Hügel. Kaum konnten die Rosse noch vorwärts. Als sie aber das Dickicht verließen, bot sich den Liebenden ein ebenso eigenthümlicher als ergreifender Anblick dar.

Sie befanden sich auf der Platteform des erklommenen Hügels und sahen eine Eremitage vor sich, ein kleines steinernes Gebäude, eine Art von Kapelle, mit einem Glockenhäuschen drüber,

Digitized by Google

welches in seinem Erdgeschosse eine kleine ausgemauerte Wölbung, die Wohnung des Einsiedlers zeigte.

Dicht vor dem bogenförmigen Eingange in dies ascetische Gemach, über welchem eine alte Laterne mit Hornblenden hing, war eine Erhöhung des Bodens, aus welchem sich der Fuß einer herrlichen Eiche erhob, deren Aeste und Blätterdach sich schützend über die Einsiedelei spannten.

Dies malerische Plätzchen war in diesem Augenblicke ein geheiligtes. Der kleine Hügel war von dem einsamen Waldbruder zum Altar gemacht. Neben dem Stamm der Eiche stand ein großes hölzernes Crucifix von ziemlich guter Arbeit. An dasselbe angelehnt, sah man meherere alte Bücher. Zu den Füßen des hölzernen Heilandbildes lag eine Sanduhr und ein weißglänzender Todtenenschädel. An den Baumstamm angelehnt war ein gewaltiges, großes Gebetbuch, und vor demselben mit gefalteten Händen knieend, erblickte man den Eremiten selbst.

Er hatte seinen Rosenkranz zur Seite gelegt und war in die tiefste Andacht versunken. Der Mann mußte an siebenzig Jahre alt sein. Spärliches Haar zog sich um seinen kahlen Scheitel; ein mächtiger, schneeweißer, ganzer Bart bedeckte den Unterttheil seines faltigen Gesichts. Der Einsiedler war barfuß und trug eine Franziskanerkutte. Er schien erst vor kurzer Zeit von seiner Wanderung nach Lebensmitteln heimgekehrt zu sein; denn an seinem Gürtel von Stricken hing noch die Milchflasche und am Stamm der Eiche war sein geflochtener Brodkorb aufgehängt.

Die Liebenden betrachteten mit tiefem, ehrerbietigen Schweigen diesen Mann, auf dessen Gesichte die Wahrheit geschrieben stand, daß ihm das Leben hart gespürt habe, daß er mehr durch innern Schmerz und Kummer, als durch die Last der Jahre gebeugt war.

Jetzt stand er auf und schlug sein Buch zu, indeß er einen melancholischen Blick auf seine Umgebung warf. Er schien einigermaßen und nicht unangenehm überrascht, als er die Reisenden am Saume des Waldes wahrnahm. Er winkte ihnen, näher zu kommen und sie gehorchten.

Der Eremit segnete beide durch das Zeichen des Kreuzes und begann dann, ohne ihre Anrede zu erwarten:

— Vater Jacobus bietet Euch Gastfreundschaft; denn er sieht, Ihr seid sammt Euren Thieren nicht im Stande, heute Abend das nächste Dorf zu erreichen, auch wenn nicht drüben über die Ebene her ein gewaltiges Unwetter heranzöge. Darum tretet schnell ein; das Rauschen in den Wipfeln der Bäume beginnt schon und wir werden daran denken müssen, unsere Thüren zu verschließen.

Ohne die Antwort abzuwarten nahm Jacobus die beiden Pferde an die Hand und brachte sie unter einen an der Seite des steinernen Gebäudes angebrachten hölzernen Schuppen, der zu diesem Zwecke eingerichtet schien. Er warf ihnen einige Arme voll Kräuter, Gras und Blumen, die er schnell in der Nähe zusammenraffte, vor und ging dann den Reisenden voran in sein gewölbtes, mit einem schmalen Fenster versehenes Zimmer.

Daniel hatte dem Alten mit einiger Verwunderung zugesehen.

— Wahrlich, Ihr habt einen guten Lehrer in der Behandlung eines Rosses gehabt, mein Vater! sagte der junge Mann, als er mit Theresia und dem Eremiten an einem einfachen Tisch Platz nahm, um das Mahl des Alten zu theilen.

Vater Jacobus sah den Cavalier groß an, sagte aber nichts.

Allgemach kam eine Unterhaltung zu Stande. Jacobus schien, ungeachtet seiner sich immer

Digitized by Google

Verona

Research Commons

gleichbleibenden Miene, nicht wenig neugierig. Die Reisenden aber waren zu bewegt und beklommen, als daß ihnen nicht eine Mittheilung über ihre Verhältnisse erwünscht gewesen wäre.

Daniel fing also an zu erzählen.

Er war der letzte Sproß eines altadeligen, flamländischen Geschlechts. Sein Vater war im spanischen Kriege gefallen, seine Mutter hatte ihn nur kurze Zeit überlebt. Daniel war von seinem Großvater, seinem einzigen nahen Verwandten erzogen und dieser Alte hatte ihm seinen Lebensweg mit eiserner Hand vorgezeichnet. Es war längst festgesetzt, daß Daniel die einzige Tochter eines Edelmannes heirathen sollte, welche im Besitz bedeutender Besitzungen, ihren Adel bis zu den alten Grafen von Brabant hinaufführen konnte. — Daniel aber verliebte sich in Theresia de Valnaer, deren Vater ein reicher Brüsseler Kaufmann war. Der alte Edelmann tobte; de Valnaer, nicht weniger stolz als dieser, drohte Theresia ins Kloster zu stecken, wenn sie ferner die geringste Verbindung mit Daniel unterhalte. — Die verzweifelnden Liebenden faßten bald einen Entschluß. Die Brüsseler Edelleute und Patrizier stellten eine glänzende Reigerjagd an, an welcher auch Theresia Theil nahm. Von der Jagd ab entführte Daniel, aller Welt zu Trotze, die Geliebte und brachte sie glücklich über Mons hinaus bis in Pater Jacobus Klausnerei.

Dieser hatte aufmerksam zugehört.

— Aber, Du sagtest mir nicht, sprach er nach langem Sinnen, wie Dein Name heißt?

— Daniel van der Palm!

Das lederfarbne Gesicht des Eremiten erbleichte. Verwirrt erhob er sich; er schien fliehen zu wollen ... Dann aber setzte er sich, indeß er sein Haupt fast auf die Brust fallen ließ, wieder nieder.

— Van der Palm! murmelte er. Seid ruhig Kinder; vielleicht kann Euch Jacobus nützen.

Weitere Aufklärung gab er nicht. Theresia legte sich in dem kleinen Verschlage, welcher das saubere Bett des Eremiten enthielt, zur Ruhe und Daniel ging oben in die Kapelle, wo er sich vor dem kleinen Altar auf einer Decke ausstreckte. Jacobus hatte sich, des aufsteigenden Sturmes ungeachtet, nicht zur Ruhe begeben, sondern ging, im Selbstgespräch begriffen, vor der Einsiedlei auf und ab.

Daniel hatte eine Idee, als höre er durch den Schlaf das Sausen und Plätschern von einem gewaltigen Regenguße; er war zu sehr ermüdet, als daß er wach geworden wäre. Dann ward alles still. Später hörte er Pferde wiehern und stampfen und zwei Männer laut mit einander unmittelbar unter dem Kapellenfenster sprechen. Er horchte; die eine Stimme fuhr ihm durch Mark und Bein.

— Ich hab's von einem Schäfer gehört, daß sie den Weg hierher eingeschlagen haben! erscholl es. Und ich sehe, ich bin hier recht. Da sind die Pferde. Wo sind diese beiden Wahnsinnigen, diese Verbrecher? Zittere, Du schwachköpfiger Mönch, wenn Du sie mir verbirgst, oder gar — wenn Du sie schon getraut haben solltest ...

Das war der alte van der Palm. Daniel sah zum Fenster hinab. Triefend vom Regen stand der Greis da, die Hand an's Schwert gelegt; Jacobus ihm gegenüber. Den letzteren kannte er kaum wieder. Aufrecht, kräftig stand er vor dem Edelmann. Ein eigenthümliches Paar, von dem unsichern Scheine der Laterne vor der Klause beleuchtet.

— Wirst Du reden, Pater Franziskaner? rief van der Palm, die Hand ausstreckend.

Digitized by Google

Jacobus ging in die Zelle und kam sofort zurück. Er trug ein langes, schmales Schwert in der Linken. Mit einer stolzen Bewegung faßte er den Griff desselben und zog eine wohlgepflegte, tadellos glänzende Klinge aus der Lederscheide.

— Was? schrie sein Gegner, dessen Klinge augenblicklich entblößt war. Meuchelmord? —

— Nein, ritterlicher Kampf . . .

— Mit Dir, Pfaffe, rief Palm wüthend.

— Mit mir, David! Dein Großsohn und seine Braut, Theresia de Balnaer sind unter meinem Dache. Der Weg zu ihnen geht aber nur über meine Leiche. Erfülle das Maaß Deiner Hartherzigkeit. Pieter van Mool, der seit vierzig Jahren Verschollene steht vor Dir . . .

Palm that einen Ausruf und prallte einige Schritte zurück.

— Du konntest einst Deinem Busenfreunde, als er, der Unbegüterte, die Liebe Deiner einzigen Schwester errungen hatte, den Tod des Herzens geben, dadurch, daß Du meine Elizabeth in ein Kloster sperrtest, wo sie, von mir getrennt, sich zu Tode grämte! sagte Jacobus mit fester Stimme. Heute, wo Du dem Grabe ebenso nahe stehst als ich, bist Du entschlossen, dieselbe Unmenschlichkeit an Deinem einzigen Enkel zu verüben. Ein solcher Tiger verdient nicht zu leben! Leg' Dich aus, Palm, oder bei Gottes Blut, wenn Du ebenso feige als grausam bist, so stoße ich Dich nieder, ohne meine Klinge mit der Deinigen zu kreuzen . . .

Palm erhob sein Schwert und trat in Fechterstellung vorwärts. Dann aber sank sein Arm; er wandte sich zur Seite und steckte mit einem hallenden Stoße seinen Degen wieder ein. Hierauf kreuzte er die Arme und blickte seinen mönchischen Gegner lange schweigend an.

— Nein! sagte Palm, indeß er seinen großen Hut mit dem schlaff herabhängenden, nassen Federbusche abnahm. Nein! so weit sind wir denn doch noch nicht gekommen. Bist Du wirklich Mool, Pieter Mool? Aber ja; ich kenne Dich an den Blicken Deiner Augen! Die Todten stehen wieder auf . . . Wäre ich doch nie, nie diesen Weg gekommen . . .

— Danke dem Winke des Himmels, der Dich vor einem neuen Unrecht bewahrte! murmelte der Eremit.

— Thu' mir die Gefälligkeit und verlaß mich! sagte Palm, die Hand auf die Augen legend. Deine Nähe weht mich an, wie Gespensterluft! Wo ist mein Daniel, wo ist Theresia! Daniel! Komm zu Deinem alten Großvater, damit er sich wieder faßt, damit seine Besinnung wiederkehrt! Komm — meinetwegen mit Deiner Braut — aber laß uns so schnell als möglich diese Teufelsklause verlassen!

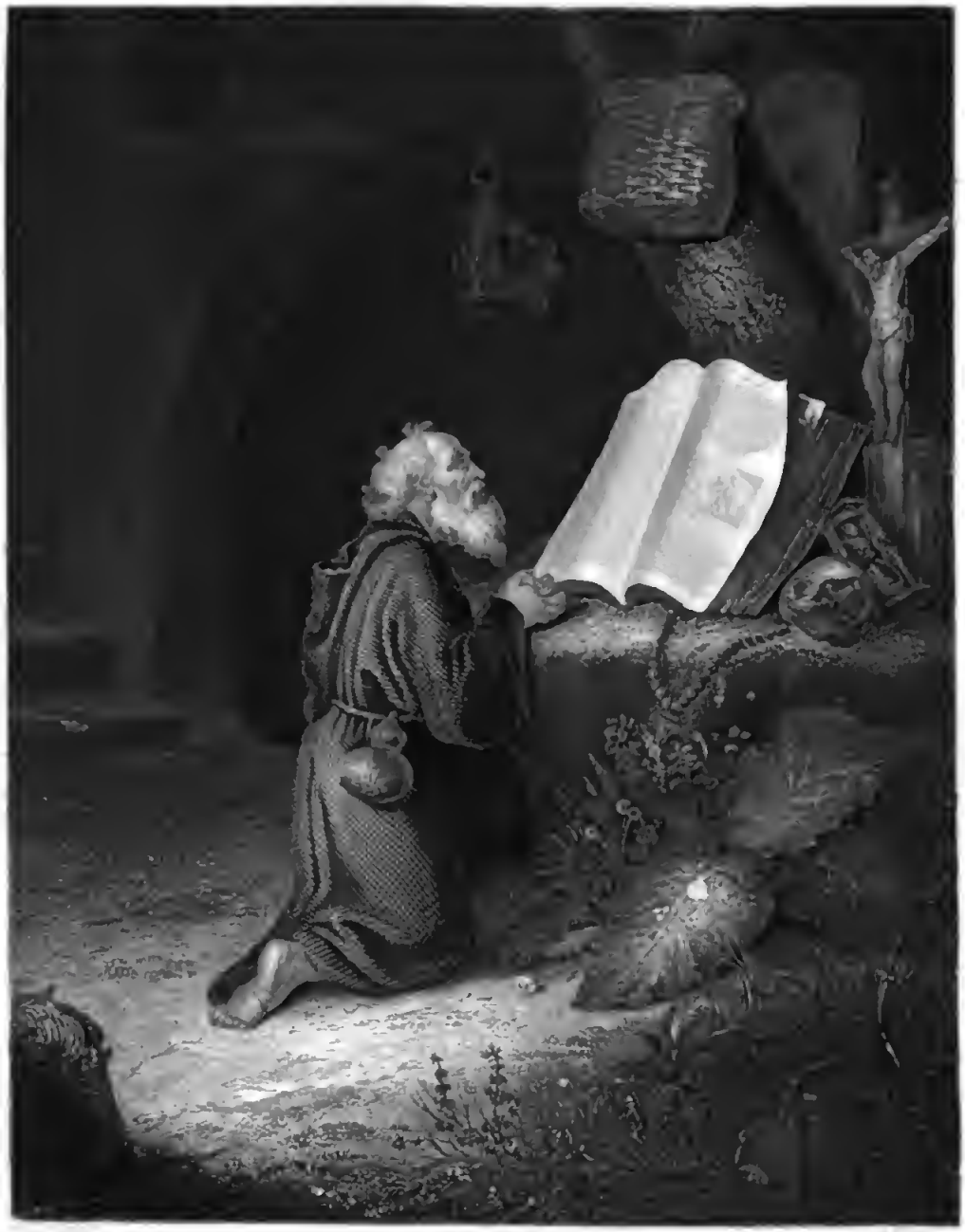
Durch dieses Wort des alten van der Palm ward die Erstarrung, womit Daniel der vorigen unheimlichen Scene zugeschaut, gelöst. Er stürzte die steinerne Treppe hinab und wollte sich vor dem Großvater niederwerfen. Palm hielt ihn davon ab. Theresia erschien ebenfalls. Palm reichte ihr die Hand. Die Liebenden wollten ihre Bitte um Vergebung stammeln.

— Ja, ja! Gut! Abgemacht! unterbrach sie Palm. Thut was Ihr wollt. Aber Ihr hättet mich fragen können, bevor Ihr auf diese Weise zu Werke ginget . . . Satteln die Pferde, Daniel, wir werden noch wohl bis zur nächsten Herberge gelangen.

Der Eremit hatte sich seitwärts an die Eiche gelehnt und schwieg. Zuweilen aber glänzte es auf seinen Wangen im Widerschein des Laternenlichtes; Thränen stahlen sich hinab in seinen langen Schnurrbart.

Digitized by Google

Digitized by Google



Palm war nicht zu bewegen, hier zu übernachten. Er näherte ſich dem Pater Jacobus, ergriff ſeine Hand und ſagte:

— Pieter! Dir kann ich nichts vergüten; die vergangenen Zeiten ſind unwiederbringlich vergangen. Wir würden nach einem ſo verſchiedenen Leben nicht zu einander taugen; ſonſt ſollte Dir ein Platz auf meinen Gütern nicht fehlen . . .

— Ich danke; hier wird meine Grabſtätte ſein! ſagte Jacobus mit Mühe.

— Damit Du aber ſiehſt, daß Dein Wort noch ein Echo in meiner Bruſt findet, ſo — mach' Dich bereit, um in Deiner prieſterlichen Eigenſchaft ſofort dieſe beiden Böſewichter zu verheirathen und einzuſegnen. Ich nehme es auf mich, bei Thereſiens Vater dies zu vertreten.

Ein ſichtliches Entzücken flog über die des Lächelns ungewohnten Züge des Waldbruders. Er nahm ſeine Laterne und führte die drei Menſchen in ſeine Kapelle, ſteckte ſeine großen Kerzen an und die feierliche Handlung — ſicher in ſo eigenthümlicher Weiſe als möglich, begann. Als der Segen geſprochen war, umarmten alle den Eremiten und ſetzten ſich dann zu Pferde.

— Wir ſehen uns bald wieder! rief der alte Palm zum Abſchiede, indeß ſeine Kinder Anſtrengungen und Ermüdung vor ihrem Glück vergaßen.

— Droben! murmelte Jacobus.

Er hatte Recht, denn bald war der Eremit geſtorben.

Heute Nacht aber ging er mit den Worten auf ſeinem Lager zur Ruhe . . .

— Herr, nun läſſeſt Du Deinen Knecht glücklich ſcheiden, denn er hat endlich ſeinem Feind verzeihen können und hat eines der Werke gethan, die Dir wohlgefallen.

Verona.

Von Canaletto.

Obgleich Canaletto hier einen heitern Frühlingstag mit klarem Himmel, grünenden Bäumen und durchſichtig blinkenden Gewäſſern dargeſtellt hat, ſo wird es doch wenige Beſchauer dieſes vortrefflichen Stückes geben, denen nicht ſofort Bürgers herrliches Lied vom bravem Manne einfiele. Von den damals ſchon vorhandenen vier ſteinernen Brücken, welche die Inſel San Thomas in der Etſch mit der Stadt verbanden, iſt es zwar eine andere, als die hier dargeſtellte geweſen, wo der hochherzige Unbekannte ſeine unſterbliche That ausführte; man träumt dennoch, daß das maleriſche Gebäude auf der Mitte der Brücke das vom Sturm und Wogendrang umdonnerte Zöllnerhäuschen ſei.

Ungeachtet der meiſt alterthümlich erſcheinenden Bauart der Brücke und der Häuſer tritt uns hier Verona mit denſelben Reizen geſchmückt entgegen, die wir heute noch an dieſer Stadt bewundern. Nichts kann die Heiterkeit des Himmels von Verona übertreffen, oder die elaſtiſche Weichheit der Atmoſphäre, die dennoch durch ihre Friſche an die Nähe der Alpen mahnt. Die Etſch, welche, wenn der Schnee ſchmilzt mit fürchterlicher Gewalt und im pfeilſchnellen Laufe ſich aus dem Hoch-

Digitized by Google

gebirge und aus der furchtbar prächtigen Etschpforte ins Tiefland stürzt, zeigt zwar noch im Sommer ihre leidenschaftliche Natur in dem raschen Treiben der Gewässer. Aber was ist der Tiber mit seinen meist trüben, schleichenden Wellen gegen die Kräftigkeit der silberhellen Adige, welche blitzt gleich den schneebedeckten Zinnen, aus deren Busen sie quillt. Das Wasser der Etsch verliert selbst im Sommer seine auffallend niedrige Temperatur nicht. Die Kähne und Gondeln mit Schnäbeln, weniger hoch als die in der bella Venezia, aber vielleicht anmuthiger als die Gondeln der Lagunenstadt geformt, beleben noch heute, um nichts verändert, wie auf Canaletto's Gemälde die Adige. Nur sind gegenwärtig viele in London oder Portsmouth mit raffinirter Kunst erbaute Yollen zu dieser Staffage hinzugekommen, welche auf malerische Weise, Segel gleich den Flügeln eines Fregattvogels tragend, die Fluthen der Etsch pfeilgeschwind durchschneiden, während einer der blonden Insulaner mit einer solchen Würde steuert, als führe er ein englisches Kriegsschiff vom ersten Rang.

Zu Canaletto's Zeit hatte Verona gegen acht italienische Meilen im Umkreise, war aber verhältnißmäßig sehr schwach bevölkert. Sie war mit gewaltig starken Mauern versehen und ihre wasserreichen Gräben und trotzenden Wälle, die Citadelle di San Felicio, Castell San Pietro und Castell Vecchio machten sie zu einer der festesten Städte Oberitaliens. Sie gehörte der stolzen Republik und ihr oberer Seelenhirt war der Patriarch von Aquileja. Das weltberühmte Amphitheater befand sich so ziemlich in demselben Zustande wie noch jetzt — hier scheint der zernagende Zahn der Zeit spurlos vorüberzugehen. Dies Bild Canaletto's welches aus seiner späteen Zeit stammt, besitzt alle die eigenthümlichen Vorzüge, welche den Werken des Malers Unsterblichkeit sichern, eine unübertreffliche Richtigkeit der Zeichnung und der Perspective, welche durch meisterhafte Abdämpfung der Tinten noch wirksamer gemacht wird; einen harmonischen Farbenton von paradiesischer Klarheit und bei aller Sorgfalt in Ausführung der Einzelnheiten doch eine auf den Totaleindruck berechnete große Behandlung des Ganzen, deren Geheimniß darin liegt, das minder Wesentliche den Hauptsachen geschickt unterzuordnen, so daß man ein solches Bild als von selbst entstanden bezeichnen könnte... ein Ruhm, dem nichts weiter hinzugefügt werden kann.

Das Kloster.

Von Philipp Wouvermann.

In Brabant, im Hennegau und an den französischen Ostgrenzen herrschte eine pestartige Seuche, welche dem Tode eine reiche Ernte zuführte. Diese war im höchsten Grade ansteckend und die Furcht vor der Ansteckung machte die Menschen unbarmherzig; sie schlossen und sperrten sich ab; flohen von ihren nächsten Verwandten, sobald diese von der Krankheit ergriffen wurden und nur die Zellenbrüder, von der Regel des heiligen Franziscus von Assisi, wagten es, die Todten aus den Häusern zu holen, und sie still ohne Sang und Klang zu begraben. Zur Kirche

Digitized by Google

Digitized by Google

The Chase *Die Jagd*

Digitized by Google

ging längſt Niemand mehr, denn man hatte ſich vollſtändig davon überzeugt, daß der heilige Rochus nicht zu bewegen war, der Peſt Einhalt zu thun.

Die Mönche beteten wohl wie ihre Vorſchrift iſt, in ihren Kirchen und Kapellen, aber es half auch nicht viel, denn die armen Kloſtergeiſtlichen ſtarben unaufhaltſam hin, ſo daß manches Monaſterium nicht ſo viel Hände mehr hergeben konnte, um den Todten die letzte Liebe zu erweiſen. Die frommen Väter ſchrieben nach Lothringen und nach Frankreich, um ſich neue Brüder zu erbitten; aber dieſe blieben aus, obgleich viele Ergenswünſche ankamen.

Damals lag dicht an der Straße, unweit eines Städtchens zwiſchen Lüttich, Namur und Huy ein uraltes Kloſter, das nach einander das Beſitzthum verſchiedener Orden geweſen war. Die Mönche hatten ſich hier aber nie ſehr gefallen, denn zuerſt hatten ſie keine Einkünfte, ſondern mußten arbeiten, pflügen und graben und auf die Früchte ihres Gartens Acht haben, wenn ſie leben wollten, weil ſie von den, durch den beſtändigen Krieg ganz verarmten Bewohnern der Gegend ſehr wenig Unterſtützung erbitten konnten und dann war das Kloſtergebäude ſelbſt in ſehr erbärmlichem Zuſtande, verfallen vor Alter und dazu von Kanonenkugeln allenthalben ſehr übel zugerichtet.

Endlich kamen Capuziner zu vier oder fünf und hatten ſich's im Kloſter bequem gemacht, wobei ihnen die Bauern getreulich Beiſtand geleiſtet. Sie hatten ihre Brüder in Frankreich nach ihrem Kloſter eingeladen und es kamen noch mehre Väter des Ordens, die ſich ziemlich wohl befanden, denn ſie arbeiteten fleißig und der Prior, welcher ſonſt ein ſehr finſterer und ſtrenger Oberherr für die Mönche war, verſtand die Kunſt, die Leute aus weit entfernten, geſegneten Gegenden zu bewegen, daß ſie dem armen Kloſter Geld ſchickten, wofür die zerſchoſſene kleine Kirche wieder aufgebaut werden ſollte. Die Kirche iſt zwar nie wieder erbaut, der Bau ſelbſt nicht einmal begonnen. Das ſchadete indeß nichts, die Mönche konnten ganz gut in ihren Zellen und auf dem weiten Flur mit den großen Kreuzgewölben beten, obgleich ſie an letzterem Platze nicht vor Regen ſicher waren — und das thaten ſie auch und dankten Gott beſonders dafür, daß er ihnen die Mittel beſcheerte, in dem guten Refectoriums-Saal vorzüglich zu ſpeiſen, anſtatt verurtheilt zu ſein, nach langem Faſten ſich ein anderes Aſyl zu ſuchen.

Dieſe Mönche hatten den Peſtkranken des Städtchens und der Umgegend nach allen Kräften beigeſtanden, bis zuletzt auch ſie bis auf drei herabgeſchmolzen waren. Dieſe drei Patres-Capuziner waren ſchon ziemlich alt; der jüngſte war der Prior des Kloſters ſelbſt, welcher ſechzig Jahr zählte. Sie hatten einmüthig beſchloſſen, ſich weiter um keinen Menſchen zu bekümmern, ſondern im Kloſter zu bleiben bis die Peſt vorbei ſein würde und das war auch gut möglich, denn die drei Menſchen hatten auf lange Zeit Mundvorrath in ihren Kellern. Sie ſchloſſen alſo das Kloſter zu und ergaben ſich ſtillen Betrachtungen; öffneten auch die Thüren nicht, die Leute mochten läuten oder pochen, wie ſie wollten.

In dieſer Zeit war's, daß eines Abends — es war im Frühlinge — inmitten des ſtrömenden Regens ein Capuziner durch die leeren Straßen des Städtchens ſchlich, neben welchem das alte Kloſter lag. Er klopfte an mehre Thüren und fand endlich Einlaß. Die arme Frau, welche ihm öffnete, hatte augenſcheinlich nicht viel im Fall ihres Todes auf der Welt zu verlieren, darum freute ſie ſich über den geiſtlichen Beſuch und beichtete mit wahrer Herzensandacht, während der Capuziner ihr gegenüber am Tiſche ſich ſetzte, ſeinen Schnappſack öffnete und nicht im

Digitized by Google

geringsten sich um das Sündenbekenntniß bekümmernd, Brod und Käse und Zwiebeln aß und dann eine Flasche mit Wein hervorzog, der er mit der Miene eines zum Tode Erschöpften zuspeach.

— Ehrwürdiger Pater, aber Ihe hört ja gar nicht! sagte die Frau, ihre drei Kinder zue Ruhe verweisend und verwundert aus ihrer demüthigen Stellung aufblickend.

— Das ist auch gar nicht nöthig, liebe Frau. Der heilige Vater in Rom hat hier der ganzen Gegend, so lange die Pest währt, vollen Ablaß ertheilt ... Warum soll ich Euch noch erst abhöeen und absolvieen?

— Ach ja, da habt Ihe Recht!

— Ueberdem bin ich so sehr ermüdet, daß ich kaum eeden kann.

— Geoßer Gott, Ihe spürt doch nicht etwa, als ob Ihe die Krankheit bekämet? Ihr seit ja blaß wie der Tod!

In der That war der Mönch auffallend blaß und sein schwarzer Bart und seine dunklen Augen ließen diese Bläße fast erschreckend erscheinen.

— Ja ich bin blaß, sagte der Capuziner, die Pest ist zwae hinter mie — er lächelte bitter — abee über mich hat sie keine Gewalt. Von welcher Regel sind die Mönche in dem Kloster drüben am Felde?

— Es sind heilige Väter Capuziner wie Ihr! sagte die Frau.

Der Mönch machte ein finsteres Gesicht.

— Sind viele Mönche oben?

— Deri; abee sie lassen Niemand in's Kloster; sie füechten sich vor der Krankheit.

— Es ist nicht anders möglich; vorsprechen muß ich ... muemelte der Pater ... Gott segne Dich! Hier hast Du eine Belohnung füe deine Gastfreundschaft.

Er reichte ihe ein kleines Papierpäckchen.

— Jesus! Ihr tragt Geld bei Euch? rief die Frau, die Hände zusammenschlagend.

— Nein! Dies ist ein Pulver. Werdet Ihe oder eines dee Kinder von der Pest ergriffen, so genießt hiervon und Ihr werdet nicht sterben.

Die Feau küßte das triefende Oedenskleid des Paters und dieser ging, da der Regen vorüber war, nach dem Kloster zu.

Eine zerfallene Mauer zog sich um den weiten Klosterhof. Man konnte ungehindert hineinsehen und gehen, denn die Thür fehlte. Gleich neben dem Eingange war die von Quadersteinen gebaute Treppe angebracht, welche in's Innere des Gebäudes führte. Hier sah man noch Spuren von Kanonenkugeln. Lange Grasbüschel drängten sich zwischen den verschobenen Steinen hervor und melancholisch hingen Moose und Schlingpflanzen, von dichtem Epheu durchwebt um die Haupteingangsthür. Oben über dem Gesims stand wie zum Spott: Domine, non recuso laborem! Weiter hinten auf dem Klosterhof stand die zerstörte Kapelle, die Geldquelle der Väter und ein paar alte Wirthschaftsgebäude. Uebrigens war, wenn man einen halbverhungerten Hund ausnimmt, welcher vor Freuden heulend den Pater begrüßte, Alles öde und leer. Seltsamerweise schien dieser Anblick dem Pater sehr wohl zu thun, denn sein Gesicht erheiterte sich auffallend.

— Hier ist vielleicht das Ende meiner Pilgerschaft mir beschieden! sagte er für sich.

Er zog die Klingel an der Thür. Die Glocke über der Thüe läutete hell und durchdringend ... Es erschien Niemand. Der Capuziner läutete mit großer Beharrlichkeit immer-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

fort, hielt einen Augenblick inne, rief aus allen Kräften; dann läutete er wieder und der Hund begleitete mit Heulen den ungewohnten Ton.

Der Capuziner nahm ſeinen Schnappſack von der Schulter, horchte blitzenden Auges nochmals und nahm mehre eiſerne Inſtrumente heraus. Er drehte das Thürſchloß auf ... Der Riegel aber hielt noch; einen Augenblick und der Pater hatte einen ſtarken Stab gefunden an welchem er eine Art von Brecheiſen befeſtigte, womit er raſch das Schloß ſprengte. Nachdem er ſeine Inſtrumente wieder vorſichtig beigeſteckt hatte, ging er auf den Flur des Kloſters. Er durchwanderte die Gänge ... eine ſonderbar widerwärtige Atmoſphäre umgab ihn ... Als er eine der Zellen öffnete, lag ein todter Pater drin. Im Refectorio, wo der Tiſch gedeckt und jetzt verſchimmelte Speiſen aufgeſetzt waren, lag ein anderer Mönch mit dem Geſicht auf dem Tiſche — todt.

— Es waren drei Patres im Kloſter, ſagte die arme Frau. Der Capuziner flüſterte: Hoffentlich wird der letzte auch todt ſein.

Er fing an, die ſämmtlichen Zimmer zu durchſuchen. Aber er war nicht weit gegangen, da hörte er Aechzen und halberſtickte Klagen. Als er das Zimmer öffnete, lag der Prior Deodatus, wie zum Hochamt angekleidet, auf ſeinem Ruhebett, das heilige Oel neben ſich um das letzte Sacrament ſich ſelbſt zu geben. Sein Auge leuchtete noch einmal auf, als er den Ordensbruder erblickte.

— Gott zum Gruß und Jeſum zum Troſt, flüſterte der Prior. Ich werde nicht ohne Beichte und Abſolution ſterben.

— Ihr habt die Peſt! ſagte der Fremde, ihm feſt in's Geſicht blickend. Ich will es wenigſtens verſuchen, ob es noch hilft ...

— O, ich ſterbe leichter!

— Nein, Ihr ſollt womöglich das Mal gar nicht ſterben.

Und der fremde Pater ſchüttete dem vergebens Widerſtrebenden eine große Doſis von dunklem Pulver ein.

— Du vergifteſt mich! ſtöhnte der Prior, faſt erſtickend.

— Das würde nichts ausmachen, wenn der Vergiftete ohnehin nur noch ein paar Minuten zu leben hätte.

Der Prior fiel bald in tiefen Schlaf, aber in drei Tagen war er vollkommen geneſen. Der Fremde — er hieß Rochus — war dagegen ſo ſchwach geworden, daß er ſich in ſeine Zelle zurück zog und ſelbſt nicht an dem Gebete und Geſange Theil nehmen konnte, ſondern nur zuhörte was der Prior ſagte. Rochus war ein Laienbruder aus Frankreich; aber der Erzbiſchof von Cambray ſchickte ihm die Decretalien als Ordensgeiſtlicher und verſprach, ihn ſofort zu weihen, wenn die Zeit der leiblichen Trübſal vorüber gegangen ſein werde. Rochus blieb in dem alten Kloſter und fing an, für die Peſtkranken Medizin zu machen und in der That heilte er Alle, die ſein Mittel gebrauchten.

Der Prior Deodatus ſchrieb dieſe Erfolge, die weit und breit bekannt worden waren, einem alten hölzernen Marienbilde zu, das ſeit langer Zeit neben alten halb vermoderten Altardecken und abgenutzten Kirchengeräthen in einer dunklen Kammer gelegen hatte. Er forderte zu Wallfahrten nach dieſem Bilde auf und bat um reiche Almoſen, denn wie bemerkt, er liebte

Digitized by Google

ſehr das Gold und war unermüdlich, immer mehr zuſammenzutreiben. Die Wallfahrer kamen und die Almoſen blieben auch nicht aus, ſo daß der Schatz des Kloſters ſich mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit vermehrte. Doch weigerte ſich ſeltſamerweiſe der Prior, noch Brüder außer dem Pater Rochus anzunehmen, indeß er vorſchützte, daß endlich erſt gründlich das Kloſter in den Stand geſetzt werden müſſe, um eine mäßige Zahl von Ordensleuten nicht allein aufzunehmen ſondern auch auf die Dauer zu erhalten, damit nicht das alte Elend wiederkehre und das Kloſter am Ende gänzlich aufgegeben werden müſſe. Der Biſchof und der Erzbiſchof wollten mit Gewalt dem Prior Kloſterleute aufzwingen; aber Deodatus ſchrieb an den päpſtlichen Nuntius am kaiſerlich-öſtreichiſchen Hofe, da der Nuntius bei der Krone Frankreich des Erzbiſchofs Bruder war. Er ſchrieb aber: daß das der Maria geopferte Geld und die ſonſtigen Koſtbarkeiten ihr Eigenthum ſein und bleiben und nicht zum Unterhalte von Ordensleuten gebraucht werden ſollten. Dem Papſt ſelbſt ſtände der Schatz zu Gebote, aber keinem Menſchen weiter in der Welt und Kraft ſeines Juraments bezeuge er, daß er — der Prior — und Pater Rochus von ihrer eignen Hände Arbeit lebten und ſelbſt entbehren müßten. Der Prior behielt das Geld, welches ſich täglich vermehrte und blieb mit Rochus allein, ohne jedoch aber zu entbehren.

Dazu hatte er noch einen beſondern Grund, welcher ſich wiederum auf Deodatus' Habſucht ſtützte.

Pater Rochus hatte nämlich nicht allein unter den erſinnlichſten Vorwänden immer noch ſeine Ordination hinauszuſchieben gewußt, ſondern nie noch geiſtliche Uebungen mit ſeinem Vorgeſetzten abgehalten. Er ſchützte ein Gelübde vor, ſich dieſer Uebungen ſo lange enthalten zu wollen, bis er wahrhaft ihrer würdig ſei. Deodatus hatte nicht mehr aus ihm herauszubringen vermocht, und, fanatiſch und ſtreng, wie der Prior war, würde es dem blaſſen Beſieger der Peſt bei der gedrohten Anzeige ſeiner ſchändlichen Weigerung gar ſchlecht ergangen ſein, wenn Rochus nicht ein unfehlbares Mittel angewandt hätte, um den Prior zum Schweigen zu bringen.

Rochus begann damit, eine Beichte, und zwar die erſte ſeit er im Kloſter war, abzulegen. Er geſtand dem Prior, daß er erſt dann ſeinem Profeß nachzukommen geſchworen habe und nicht mehr im Stillen ſeine Andacht und ſeine Gebete verrichten werde, wenn Gott ihm das Zeichen dazu gebe.

— Und welches ſoll dies eigenthümliche Zeichen ſein? fragte der Prior.

— Wenn ich Edelſteine machen kann, die ächt ſind, wie die aus der Erde gegrabenen — dann, dann iſt mein Ziel erreicht und das Zeichen gegeben. Gold kann ich bereits machen!

In der That konnte Pater Rochus als ihn der Prior zum Beweis ſeiner Behauptung drängte aus Queckſilber, Schwefel und Kupfer eine Compoſition herſtellen, die vom ächten Golde nur durch die genaueſten Unterſuchungen eines Kenners zu unterſcheiden war. Seit dieſer Zeit brauchte Pater Rochus gar nicht mehr zuzuhören, wie der Prior betete, denn dieſer arbeitete mit ihm unermüdet im Laboratorio und machte Gold. Hieraus ließ der Prior in Lüttich Monſtranzen arbeiten „zum wunderthätigen Marienbilde," die vom Erzbiſchofe geweiht, als von perſiſchem Golde gemacht, ſehr theuer verkauft wurden. Nie aber noch hatte der Prior das eigentliche Geheimniß der Kunſt des Pater Rochus dieſem abzulocken vermocht. Das Gold, welches der Prior allein machte, hatte noch nie Probe gehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

A Landscape. Eine Landschaft

— Ich ſage es nicht! hatte der Pater Rochus auf alle Fragen und Bitten geantwortet, worüber der Prior ganz tiefſinnig wuede, obgleich ſein Reichthum ſich reißend ſchnell vermehrte.

Der Erzbiſchof von Cambray überraſchte die beiden laborieenden Capuziner eines Tages faſt bei der Aebeit. Er und ſein Gefolge beſahen ſich das Marienbild und dann kündigte der Würdenträger dem Bruder Rochus an, daß er für ſeine bei der Peſt erwoebenen Verdienſte am andern Tage im Dome zu Huy als Prieſter geweiht werden ſolle. Vergebens betheuerte Rochus, daß das Marienbild die Heilungen bewiekt habe; der Erzbiſchof drehte verachtend dem Bilde, das ihm vielen Aerger verurſacht hatte, den Rücken und befahl, ſich bereit zu halten.

An demſelben Abende heulte und ſchrie Prioe Deodatus duech die zerfallenen Mauern ſeines Kloſters. Pater Rochus wae fort, ſein Schnappſack, ſeine Inſtrumente und — ſein Geheimniß mit ihm. Der Prior ließ die Bauern aufbieten und dieſe beachten am andern Morgen den flüchtigen Capuziner eichtig wieder in's Kloſter. Rochus mußte neben dem Peior mit einer Peoceſſion nach Huy gehen, und ſich zum Peieſter weihen laſſen. Seit dieſer Zeit ſagte er kein Wort mehe, arbeitete auch nicht mehe. Der Peioe verzweifelte.

— Du ſollſt nichts mehe thun, eief er, ich will's allein machen . . . Sag mie aber die Kunſt, ſag ſie . . .

Rochus ſchwieg wie ein Trappiſt. Er mochte etwa fünfzehn Monate im Kloſter geweſen ſein, als der Prior eine Gelegenheit fand, ſeinen widerſpenſtigen Untergebenen in die Gewalt zu bekommen. Es wae eines Abends im Herbſt die Kloſterglocke geläutet. Der Prioe ſah aus dem Fenſter: eine Geſellſchaft von armen Reiſenden befand ſich vor dee Thür und bat um Almoſen. Ein alter, bärtiger Jude mit einem Zinngießer-Koebe auf dem Rücken ſtand neben ſeinem zerlumpten Weibe, die ein etwa zweijähriges Kind auf dem Aem trug und mit gellender Stimme iheem ſchwarzköpfigen ſechsjährigen Jungen rief, welcher noch immer an der Thürglocke zog. Baarhäuptig, mit ungeſchornem Kinn ſtand beſchämt ein kaum dreißigjähriger Mann hinter ihnen — er trug die Kleidung eines Feſtungsſclaven mit der odiöſen Nummer auf Bruſt und Rücken. Augenſcheinlich hatte er ſeine Strafzeit überſtanden und kehrte in die Heimath zurück — ein ſaubeer Weg. Dicht am Eingange der offnen Pfoete ſaß ein jugendliches Weib, eine Jüdin, mit feſtgebundenem Kopftuch. Sie war beſſer, als die Andern gekleidet und blickte ſtarr und trübe zue Erde, wäheend ſie ihr kleines Kind tränkte. Deodatus ſah gleichgültig übee dieſe Gruppen hinweg, als Pater Rachus mit dem großen Küchenlöffel erſchien, welcher mit kalter Haferſuppe gefüllt war. Der Alte zog eine Schale hervor und Judoh, der Junge empfing triumphirend ſeine Portion. Dem Sträfling brachte Rochus als er zum zweiten Mal erſchien, ſelbſt eine alte Schale. Kaum aber hatte er den alten Mann befriedigt, ſo ließ der Capuziner ſeinen Löffel fallen und erhob beide Aeme zum Himmel. Die an der Pfoete ſitzende Frau hatte ihm das Geſicht zugewandt.

— Mirjam! rief der Pater und im nächſten Augenblicke hatte er das Weib und ihr Kind umſchlungen.

— Ben Salomon! Mein Herr und mein Gatte! kreiſchte die Frau. Ich ſehe Dich wieder . . . Aber, o Adonai, wie ſehe ich Dich wieder . . . Du biſt ein Chriſt und ein Peieſter, gleich unſern Verfolgern gewoeden . . .

Ben Salomon beſann ſich.

Digitized by Google

— Schweig, ſchweig! Geh auf der Straße nach Lüttich fort. Heute Nacht bin ich bei Dir! ſagte er in Ebräiſch.

— Du gehſt nicht! rief der Prior.

Ein kleiner Krüppel dem ein Schlitten ſtatt der Beine diente, brachte aber ſammt dem Sträflinge die Nachricht in's Städtchen, daß Pater Rochus ein Jude ſei. Und während dieſer ſich damit in ängſtlicher Haſt beſchäftigte, dem Prior ſeine Geheimniſſe zu offenbaren und zu erklären, um fliehen zu dürfen, kam ein Schlag andrer Art für den falſchen Capuziner. Stadtknechte erſchienen und verlangten den Juden Ben Salomon zu ſehen, den ſie augenblicklich banden und nach dem Gefängniſſe brachten. Er, der Chemiker, der blaſſe Adept war derjenige, welcher in Valenciennes dadurch die Peſt gemacht hatte, daß er die Brunnen vergiftete. Man hatte ſein Vermögen längſt eingezogen und ſeine Frau zum Thore hinausgejagt. Jetzt hatte ſich der Jude ſogar als Kloſtergeiſtlicher weihen laſſen . . . Der Prior ſeufzte; Salomon war unrettbar dem Tode verfallen und das Urtheil, er ſolle in Cambray aus Gnade mit einem Pulverſack unter dem Halſe verbrannt werden, ließ vom geiſtlichen und weltlichen Gerichte beſtätigt, nicht lange auf ſich warten. Während Mirjam in Namur im Gefängniß als ſeine vermuthliche Mitſchuldige ſchmachtete, mußte Ben Salomon den Holzſtoß in Gegenwart einer unüberſehbaren Menſchenmenge beſteigen. Die hohen Gerichtsperſonen, der ganze Klerus war gegenwärtig . . . Der Henker hielt bereits die brennende Fackel in der Hand um dem armen Sünder ſein Phönixfeuer anzuzünden.

Da wird die Menge unruhig, Geſchrei ertönt; die Leute drängen ſich . . . Der fette Erzbiſchof iſt unter Convulſionen niedergeſunken und liegt im Sterben.

Der Prior Deodatus hatte vergebens Alles angewandt, um ſeinen getreuen Gefährten zu retten. Jetzt trat er vor.

— So fiel ich nieder und der dort am Pfahl gab mir das Leben wieder, wie ſo vielen unter Euch! Laßt ihn wenigſtens lebendig, damit er den hochwürdigſten Erzbiſchof rette; denn ich weiß, er kann's! rief der Prior aus allen Kräften.

Ben Salomon ward losgebunden. Mit ſchwimmenden Blick ſah er den dicken Prälaten an.

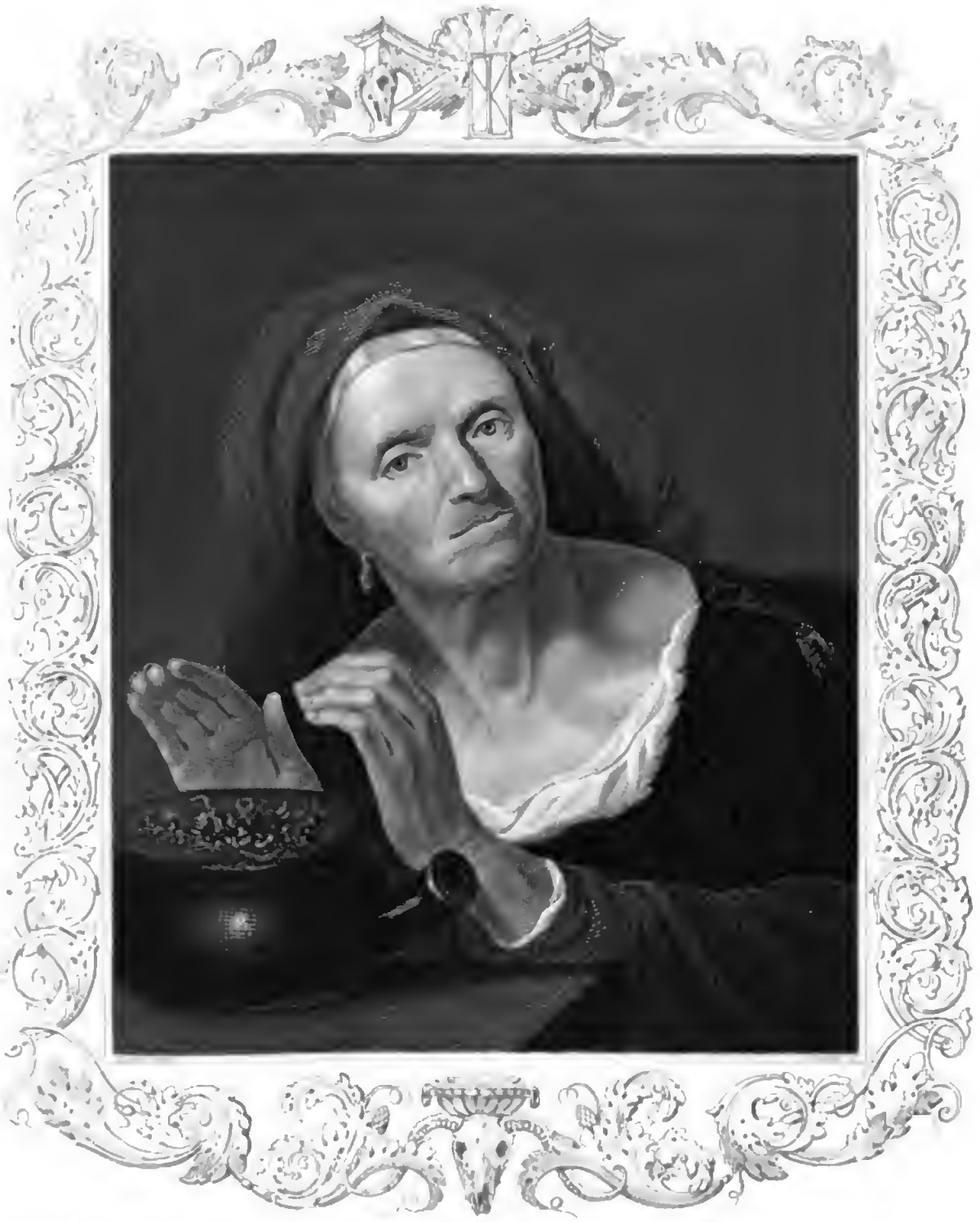
— Die Peſt! ſagte er. Schlagt dem Herrn Erzbiſchof, bis die Fußſohlen bluten und laßt mich frei. Ich ſchwöre, ich kehre zurück.

In ſeinem Leichenhemde, von Schaaren des Volkes umgeben, ſchritt der arme Sünder zum Apotheker, kam in einer halben Stunde zurück und eine Stunde darauf konnte der Erzbiſchof befehlen, daß Ben Salomon ſammt ſeiner Familie frei und ehrlich nach Deutſchland geſchafft werde.

Prior Deodatus wußte die Kunſt Gold zu machen; der Jude hatte ſie ihm aus Dankbarkeit ſchriftlich erklärt. Aber der Prior nahm ſein Geheimniß in's Grab. Von Ben Salomon hörte man nichts mehr.

Digitized by Google

Powered by Google



Digitized by Google

Die Jagd.

Von Jacob Ruisdael.

Einen eigenthümlich ergreifenden Effect macht dies berühmte Bild des großen „Landſchaftsdichters" Ruisdael durch den Contraſt des wilden Lebens in der Staffage mit der feierlichen Sabbathſtille der Natur. Es iſt Herbſt; das Laubwerk der knorrigen Eichen und der weißborkigen Birken hat eine falbere Färbung angenommen, und der Baumſchlag iſt lichter, aber auch herb-kräftiger geworden, als im Frühſommer. Ein kleiner See breitet ſich aus, deſſen Oberfläche der Abendwind kaum kräuſeln konnte; die Sonne ſinkt; tiefe Ruhe breitet ſich ringsum . . . Da ertönt das Halloh der Jagd, die Parforcepeitſchen knallen und im Todeslaufe fliegt der gehetzte Rehbock, die ſchäumende, keuchende Meute auf den Ferſen aus dem Walde hervor und ſetzt in den See . . . Die Reiter folgen; ſie haben das Thier ſchon überflügelt; es hat keine Rettung zu erwarten, die Jäger galoppiren ihm entgegen und bald wird das „Hallali" durch den Wald klingen. An Schönheit der Zeichnung und Färbung ſteht die, übrigens in kleinen Verhältniſſen gehaltene Staffage der prächtigen Landſchaft ſelbſt nicht nach.

Landſchaft.

Von Nicolaus Berghem.

Der faſt unerſchöpflich fruchtbare Berghem hat dieſes vorzügliche Stück zwar mit Benutzung der ihm gewöhnlichen Motive componirt, mit Felſen, gebirgigem Hintergrunde und Staffage mit Landleuten und Thieren, dies Alles iſt jedoch von der beweglichen Phantaſie des Meiſters ſo neu und frappant geordnet, daß dieſem Bilde — wie den meiſten ſeiner übrigen Stücke, ungeachtet der ähnlichen Motive ein entſchieden eigenthümlicher Charakter aufgeprägt iſt. Nackt und ſtarr ragt der mit einem Caſtell gekrönte Fels in die heitere, warme Abendluft, indeß ein klares Bächlein ſeinen Fuß beſpült. In der Ferne legt ſich die Abendwolke auf den Gipfel eines Berges und Vögel ziehen ihren Neſtern in den Felſenklippen zu. Von unendlich gemüthlichem Reiz iſt die Staffage, der auch humoriſtiſche Züge nicht fehlen.

Digitized by Google

Die Marktfrau.

Von Giuseppe Nogari.

Dieſer mit den bedeutendſten Vorzügen ausgeſtattete Künſtler, ein Venetianer von Geburt, behauptet eine beſondere Originalität unter ſeinen Zeitgenoſſen. Sobald er des Unterrichts von J. B. Pittoni in Baleſtra nicht mehr bedurfte, fing er an in eigner Weiſe zu maien. Er hielt ſich mit einer Genauigkeit, welche in ſeinen beſten Bildern derjenigen der guten Holländer nichts nachgiebt, an die ſchlichte Naturwirklichkeit, die er bis zum Erſtaunen in Zeichnung und höchſt vollendeter Färbung wiedergab. Die Dresdener Gallerie bewahrt ſieben Gemälde dieſer Art von Nogari, außerdem einen Sanct Petrus. Die Genauigkeit, womit Nogari arbeitete und ſeine vollkommenſte Gewalt im Colorit ſammt einer vorzüglichen Beweglichkeit ſeines Geiſtes machten ihn beſonders geſchickt, wahrhaft täuſchende Copien von Gemälden zu liefern, die nicht ſelten für Originale gegolten haben und oft noch gelten. Die Copie von Correggio's heiliger Nacht, welche an die Stelle des nach Dresden geſandten Originals in Modena kam, iſt ein glänzender Beweis für Nogari's Talent auf dieſem Felde. Seine meiſten Originalbilder ſind Halbfiguren, an denen man namentlich — wie hier an der Marktfrau — die Ausführung der Köpfe bewundert. Er ſtarb in Venedig — wo viele ſeiner Bilder die Kirchen zieren — als Akademie-Director im Jahre 1756.

Der Geflügelhändler.

Von Gabriel Metzu.

Der ſeine Meiſter hat hier einen ſeiner köſtlich humoriſtiſchen Züge angebracht. Der in Folge hartnäckigen Zechens ſehr ſomnambül gewordene Geflügelhändler ſieht mit einer homeriſch verachtenden Gleichgültigkeit die alte Frau an, welche eben einkaufen wollte, bei der Gewahrung des intereſſanten Zuſtandes des Händlers aber vergißt, was ſie thun wollte und ganz erſtaunt ausruft:

— Allerliebſter Gott und Vater! Myn Heer, was fehlt Euch denn?

Die Antwort iſt eine dicke Tabakswolke und tiefes, großes Schweigen. Die Händlerin ſucht durch das Präſentiren eines gerupften Hahns die Aufmerkſamkeit der Käuferin vergebens von dem Somnambülen abzulenken. Das Gemälde iſt eines der beſten, die Gabriel Metzu geſchaffen hat.

Digitized by Google

Dresden.

Gezeichnet und gestochen von A. H. Payne.

Es sind eigenthümlich fesselnde Reize, womit wetteifernd die Natur und die Kunst Dresden, den stolzen Sitz der Musen und der geschmackvollen Pracht geschmückt haben. Der Elbstrom mit der imposanten Brücke, der Brühl'schen Terrasse, dem belebten Dampfschiffslandungsplatze und dem Palaisgarten an seinen Ufern bildet mit den sich ringsum darbietenden malerischen Ansichten einen Glanzpunkt der Königsstadt. In unserer Ansicht von Dresden ist der Standpunkt des Beschauers in der am rechten Elbufer liegenden Neustadt, so daß sich ihm gegenüber die Altstadt Dresden mit der von Quadersteinen aufgeführten, herrlichen Frauenkirche, rechts mit der katholischen Hofkirche und zwischen dieser und der Brücke gesehen mit der Elbfronte des thurmgezierten königlichen Residenzschlosses zeigt.

Mit dem königlichen Schlosse steht das Gebäude in Verbindung, in welchem die unschätzbare Gemälde-Sammlung bewahrt wird, deren vorzüglichste Perlen wir in diesem Werke wiedergegeben und zu einem glänzenden Collier aneinander gereiht haben. An Meisterwerken aus der Blüthenzeit der italienischen und niederländischen Schule, so wie an Gemälden von Correggio darf sich keine Gemälde-Sammlung Europas mit ihr messen.

Der kunstsinnige Herzog Georg von Sachsen, durch Lucas Cranach begeistert, begründete schon die ersten Anfänge der wahrhaft königlichen Sammlung, die bereits anfing, durch die reiche Zahl und den Werth ihrer Stücke unter August II. die höchste Aufmerksamkeit der Kenner zu erregen. August III. aber war es vorbehalten 1754 die modenesische Gemälde-Sammlung, dazu auch die Sixtinische Madonna von Raphael zu erlangen. Aufgestellt ward die Sammlung als solche zuerst 1747 in dem jetzt noch zu ihrer Aufbewahrung dienenden Stallgebäude. Im Jahre 1817 ward die reiche Hinterlassenschaft August III. namentlich aus den vortrefflichsten niederländischen Gemälden bestehend, ebenfalls der Galleeie überwiesen, deren Anordnung nach Maßgabe der disponiblen Räume vortrefflich ist, obgleich noch immer Manches zu wünschen übrig bliebe. In nicht gar ferner Zeit, nach der Vollendung des in großartigster Weise angelegten Museums wird die — gegenwärtig 1857 Bilder in Oel und 183 Pastellgemälde umfassende — königliche Sammlung aus dem jetzigen Locale dorthin geschafft und aufgestellt werden und ein würdigerer Schmuck könnte kaum diesen Palast zieren.

Wie die sorgfältigste Auswahl stets bei den aufzunehmenden Gemälden Regel war: so haben nur wenige der ausgezeichnetsten Maler der neuern Kunstperiode die Ehre erlangt, ihre Werke der Dresdner Sammlung einverleibt zu sehen. In Hinsicht auf die ältern Stücke behauptet die königliche Sammlung den eminenten Vorzug, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Gemälde nachweislich wirklich das Werk der Maler sind, deren Namen sie tragen. Auch aus diesem höchst bemerkenswerthen Umstande läßt sich ermessen, daß die Annahme von acht

Millionen Thalern als des Geldwerths der Gallerie eher zu niedrig als zu hoch ist, abgesehen davon, daß die aufgenommenen Gemälde für jetzt und immer unveräußerlich sind.

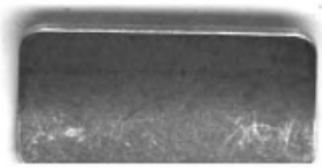
Selten indeß dürfte eine Sammlung die gleiche Auszeichnung wie die Dresdener besitzen, daß die Gemälde derselben durchschnittlich so wohl erhalten oder aber — wie dies von dem Italiener Palmaroli 1826—1827 mit vollkommenstem Erfolge ausgeführt wurde im Geiste des ursprünglichen Meisters so vortrefflich restaurirt sind.

So bildet die königliche Gemälde-Sammlung Dresdens ein entzückendes Denkmal des Kunstsinnes der Herrscher Sachsens und giebt lautes Zeugniß von der ewigen Wahrheit:

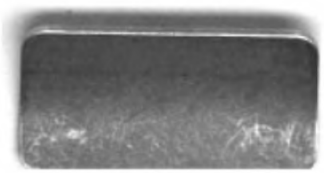
„Daß ächte Kunst ihren Meister zum Tempel der Unsterblichkeit einführt!“

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google